VK.COM/IDEUTSCH

ALEXANDRE DUMAS

Der Graf von Monte Christo

aufbau

Alexandre Dumas
Der Graf von Monte Christo

Alexandre Dumas
1829
Zeichnung von Achille Devéria

Alexandre Dumas

Der Graf von Monte Christo

Roman

aufbau taschenbuch

Titel der Originalausgabe
Le Comte de Monte-Cristo

Aus dem Französischen übersetzt

ISBN E-Pub 978-3-8412-0094-5
ISBN PDF 978-3-8412-2094-3
ISBN Printausgabe 978-3-7466-6125-4

Aufbau Digital,
veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, 2010
© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin
Die vorliegende Übersetzung erschien erstmals 1955 bei
Rütten & Loening; Rütten und Loening ist eine Marke der
Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z. B. über das Internet.

Einbandgestaltung morgen, unterVerwendung eines Fotos
von Kai Dieterich/bobsairport

Konvertierung Koch, Neff & Volckmar GmbH,
KN digital – die digitale Verlagsauslieferung, Stuttgart

www.aufbau-verlag.de

VK.COM/IDEUTSCH

Ankunft in Marseille

Am 24. Februar 1815 zeigte die Hafenwache von Notre-Dame de la Garde in Marseille das Herannahen des Dreimasters »Pharao« an, der von Smyrna, Triest und Neapel kam.

Ein Küstenlotse verließ sofort den Hafen, fuhr am Château d'If vorbei und erreichte das Schiff zwischen dem Kap Morgion und der Insel Rion.

Auf der Terrasse des Forts Saint-Jean war, wie immer bei Ankunft eines Schiffes, sofort eine neugierige Menschenmenge zusammengeströmt. Jeder Marseiller erkannte den »Pharao«, da er einem Reeder der Stadt gehörte.

Das Schiff näherte sich indessen so langsam, und alles an Bord machte einen so niedergeschlagenen Eindruck, daß die Neugierigen instinktiv ein Unglück ahnten und sich fragten, was für ein Unfall sich an Bord zugetragen haben könnte. Nichtsdestoweniger erkannten die Schiffskundigen gleich, daß, wenn sich ein Unfall zugetragen hätte, dieser nicht das Schiff selbst betroffen haben konnte, denn dieses fuhr in aller Ordnung daher, und neben dem Lotsen, welcher die Leitung des »Pharao« durch die enge Einfahrt des Marseiller Hafens übernommen hatte, stand ein junger Mann, der jede Bewegung des Schiffes mit lebhaftem Auge überwachte und jeden Befehl des Lotsen schnell und sicher wiederholte.

Die unbestimmte Unruhe unter der Menge auf der Esplanade des Forts Saint-Jean hatte ganz besonders einen der Zuschauer ergriffen, der offenbar die Einfahrt des Schiffes in den Hafen

nicht erwarten konnte; er sprang in eine kleine Barke und befahl, dem »Pharao« entgegenzurudern, den er gegenüber der Anse de la Réserve erreichte.

Als der junge Seemann diesen Mann kommen sah, verließ er seinen Platz an der Seite des Lotsen und trat mit dem Hute in der Hand an die Reling.

Es war ein junger Mann von achtzehn bis zwanzig Jahren, groß und schlank, mit schönen schwarzen Augen und tiefschwarzem Haar; seine ganze Person trug jenen Stempel der Ruhe und Entschlossenheit, wie er Männern, welche von Kindheit an daran gewöhnt sind, mit der Gefahr zu kämpfen, eigentümlich ist.

»Ah, Sie sind's, Dantès!« rief der Mann in der Barke. »Was ist denn passiert, und warum trägt alles an Bord diesen Ausdruck der Trauer?«

»Ein großes Unglück, Herr Morrel«, antwortete der junge Mann, »besonders für mich! Auf der Höhe von Civitavecchia haben wir den braven Kapitän Leclère verloren.«

»Und die Ladung?« fragte rasch der Reeder.

»Die ist unversehrt, Herr Morrel, und ich glaube, daß Sie in dieser Beziehung zufrieden sein werden; aber der arme Kapitän …«

»Was ist ihm denn zugestoßen?« fragte der Reeder, sichtlich ruhiger.

»Er ist tot.«

»Ins Meer gestürzt?«

»Nein, er ist am Nervenfieber gestorben. Er hat fürchterlich gelitten.« Dann, sich zu der Mannschaft wendend, befahl er: »Holla! Jedermann an seinen Posten! Anker klar!«

Die Mannschaft gehorchte; jeder der acht bis zehn Matrosen nahm seinen Posten ein.

Der junge Mann warf einen flüchtigen Blick auf den Anfang des Manövers, und da er sah, daß seine Befehle ausgeführt wurden, wandte er sich wieder dem Reeder zu.

»Aber wie ist denn das Unglück gekommen?« nahm dieser die Unterhaltung wieder auf.

»Mein Gott, Herr Morrel, ganz unvorhergesehen: Nach einer

langen Unterhaltung mit dem Hafenkommandanten verließ der Kapitän in großer Erregung Neapel; nach vierundzwanzig Stunden befiel ihn das Fieber; drei Tage darauf war er tot … Wir haben ihm die gewohnte Totenfeier bereitet, und er ruht, eingehüllt in eine Hängematte, mit einer Kugel von sechsunddreißig Pfund an den Füßen und einer am Kopf, auf der Höhe der Insel Giglio. Sein Ehrenkreuz und seinen Degen bringen wir seiner Witwe. Es war auch der Mühe wert«, fuhr der junge Mann melancholisch lächelnd fort, »sich zehn Jahre lang mit den Engländern zu schlagen, um schließlich wie jeder andere im Bett zu sterben.«

»Je nun, Herr Edmond«, entgegnete der Reeder, der sich mehr und mehr zu trösten schien, »wir sind alle sterblich, und die Alten müssen den Jungen Platz machen, wie säh's sonst mit dem Avancement aus, und da Sie mir versichern, daß die Ladung …«

»Ist in gutem Zustande, Herr Morrel, dafür bürge ich. Die Fahrt bringt Ihnen über fünfundzwanzigtausend Franken ein.«

Dann wandte er sich wieder der Mannschaft zu und erteilte seine Befehle, die so genau ausgeführt wurden wie auf einem Kriegsschiff.

Alle Segel wurden eingezogen, und das Schiff näherte sich mit fast unmerklicher Bewegung dem Hafen.

»Und jetzt, Herr Morrel«, sagte Dantès, der die Ungeduld des Reeders sah, »können Sie an Bord kommen, wenn Sie wünschen … Da kommt Ihr Rechnungsführer, Herr Danglars, eben aus seiner Kajüte, der wird Ihnen jede gewünschte Auskunft geben. Ich meinerseits muß das Ankerwerfen überwachen und das Schiff Trauer anlegen lassen.«

Der Reeder ergriff ein Tau, das Dantès ihm zuwarf, und kletterte mit einer Gewandtheit, die einem Seemanne Ehre gemacht hätte, die Sprossen an der Seite des Schiffes hinauf, während Dantès auf seinen Posten zurückkehrte. Unterdessen ging der Rechnungsführer Danglars dem Reeder entgegen.

Danglars war ein Mann von etwa fünf- bis sechsundzwanzig Jahren, von finsterem Aussehen, unterwürfig gegen seine Vorgesetzten, anmaßend gegen seine Untergebenen. Rechnungsführer werden von der Mannschaft immer scheel angesehen,

aber Danglars war den Leuten auch persönlich verhaßt, ganz im Gegensatz zu Edmond Dantès, den alle liebten.

»Nun, Herr Morrel«, sagte Danglars, »Sie wissen das Unglück schon, nicht wahr?«

»Ja, ja; der arme Kapitän! Ein braver und ehrenwerter Mann!«

»Und vor allem ein ausgezeichneter Seemann, der zwischen Himmel und Wasser alt geworden war. Er verdiente es, die Interessen eines so bedeutenden Hauses wie Morrel und Sohn wahrzunehmen«, antwortete Danglars.

»Nun«, sagte der Reeder, dessen Augen Dantès folgten, welcher einen Platz zum Ankerwerfen suchte, »mir scheint, Danglars, man braucht nicht solch alter Seemann zu sein, wie Sie sagen, um sein Fach zu verstehen; unser Freund Edmond erfüllt seine Pflichten scheint's wie ein Mann, der nicht nötig hat, einen andern um Rat zu fragen.«

»Ja«, entgegnete Danglars, indem er auf Dantès einen Seitenblick voll heimlichen Hasses warf, »ja, ein junger Mensch, der sich alles zutraut. Kaum, daß der Kapitän tot war, so übernahm er das Kommando, ohne vorher mit jemand Rücksprache zu nehmen, und er hat uns anderthalb Tage bei der Insel Elba verlieren lassen, statt direkt nach Marseille zu gehen.«

»Daß er das Kommando übernahm«, sagte der Reeder, »war seine Pflicht als Erster Offizier, daß er anderthalb Tage bei der Insel Elba verlor, war unrecht, falls das Schiff nicht irgendwelche Havarie erlitten hatte, so daß er ausbessern mußte.«

»Dem Schiff fehlte ebensowenig etwas wie Ihnen oder mir, Herr Morrel; diese anderthalb Tage haben wir bloß des Vergnügens wegen, ans Land zu gehen, verloren.«

»Dantès«, wandte sich der Reeder zu dem jungen Manne, »kommen Sie einmal her.«

»Einen Augenblick«, erwiderte Dantès, »ich bin sofort bei Ihnen.« Dann erteilte er den Befehl, den Anker zu werfen. Trotz der Anwesenheit des Lotsen blieb er auf seinem Posten, bis das Manöver ausgeführt war.

»Sehen Sie«, bemerkte Danglars, »er hält sich schon für den Kapitän.«

»Er ist's auch tatsächlich«, entgegnete der Reeder.

»Ja, bis auf Ihre und Ihres Herrn Teilhabers Unterschrift, Herr Morrel.«

»Nun, warum sollten wir ihn nicht auf diesem Posten lassen?« fragte der Reeder. »Ich weiß wohl, er ist noch jung, aber er scheint mir dem Posten gewachsen zu sein und hat große Erfahrung in seinem Fache.«

Die Stirn Danglars' verfinsterte sich.

»Entschuldigen Sie, Herr Morrel«, sagte Dantès näher tretend; »jetzt, da das Schiff vor Anker liegt, stehe ich vollständig zu Ihrer Verfügung.«

Danglars trat einen Schritt zurück.

»Ich wollte Sie fragen, warum Sie sich auf der Insel Elba aufgehalten haben.«

»Es geschah, Herr Morrel, um einen letzten Befehl des Kapitäns Leclère zu erfüllen, der mir sterbend ein Paket für den Großmarschall Bertrand übergeben hatte.«

»Haben Sie ihn denn gesehen, Edmond?«

»Wen?«

»Den Großmarschall?«

»Jawohl.«

Morrel sah sich um und zog Dantès beiseite.

»Und wie geht's dem Kaiser?« fragte er lebhaft.

»Gut, wenigstens soweit ich es mit meinen Augen habe beurteilen können.«

»Sie haben also auch den Kaiser gesehen?«

»Er trat bei dem Marschall ein, während ich dort war.«

»Und Sie haben mit ihm gesprochen?«

»Das heißt, er hat mit mir gesprochen, Herr Morrel«, entgegnete Dantès lächelnd.

»Und was hat er zu Ihnen gesagt?«

»Er stellte mir Fragen über das Schiff, die Zeit der Abreise nach Marseille, den Weg, den es genommen hatte, und die Ladung. Ich glaube, wäre es leer gewesen und hätte es mir gehört, so hätte er es zu kaufen gewünscht; aber ich sagte ihm, daß ich nur der Erste Offizier wäre und das Schiff dem Hause Morrel

und Sohn gehörte. – ›Aha‹, erwiderte er, das Haus ist mir bekannt; die Morrels sind Reeder vom Vater auf den Sohn, und ein Morrel diente mit mir in demselben Regiment, als ich zu Valence in Garnison stand.‹«

»Das stimmt!« rief der Reeder hocherfreut. »Das war der Hauptmann Policar Morrel, mein Onkel. Dantès, Sie müssen meinem Onkel sagen, daß der Kaiser sich seiner erinnert hat, und Sie werden den alten Soldaten weinen sehen. Ja, ja«, fuhr der Reeder fort und klopfte dem jungen Mann freundschaftlich auf die Schulter, »es war recht von Ihnen, daß Sie die Anweisung des Kapitäns befolgt haben, obgleich es Sie kompromittieren könnte, wenn man erführe, daß Sie dem Marschall ein Paket übergeben und mit dem Kaiser gesprochen haben.«

»Inwiefern könnte mich denn das kompromittieren?« entgegnete Dantès. »Ich weiß nicht einmal, was ich überbracht habe, und der Kaiser hat nur Fragen an mich gerichtet, wie er sie an den ersten besten auch gerichtet hätte. Doch entschuldigen Sie, da kommen die Sanitäts- und Zollbeamten; Sie erlauben, nicht wahr?«

»Gehen Sie, gehen Sie, mein lieber Dantès.«

Der junge Mann entfernte sich, und Danglars trat wieder näher.

»Nun«, fragte dieser, »er scheint Ihnen gute Gründe für sein Anlegen in Porto Ferrajo gegeben zu haben?«

»Ausgezeichnet, mein lieber Danglars.«

»Nun, um so besser«, antwortete dieser, »denn es ist immer peinlich, zu sehen, daß ein Kamerad nicht seine Pflicht tut.«

»Dantès hat die seinige getan«, erwiderte der Reeder, »und es trifft ihn kein Vorwurf. Kapitän Leclère hatte ihm diesen Aufenthalt befohlen.«

»Da Sie den Kapitän erwähnen – hat er Ihnen nicht einen Brief von ihm gegeben?«

»Wer?«

»Dantès.«

»Mir, nein. Hatte er denn einen?«

»Ich glaubte, daß ihm der Kapitän Leclère außer dem Paket noch einen Brief anvertraut hätte.«

»Von welchem Paket sprechen Sie, Danglars?«

»Nun, von demjenigen, welches Dantès in Porto Ferrajo abgegeben hat.«

»Woher wissen Sie, daß er dort ein Paket abgegeben hat?«

Danglars errötete.

»Ich ging an der Tür des Kapitäns vorbei, die halb offen stand, und sah ihn Dantès das Paket und den Brief übergeben.«

»Er hat mir nichts davon gesagt; wenn er aber diesen Brief hat, wird er ihn mir geben«, bemerkte der Reeder.

Danglars sann einen Augenblick nach.

»Dann bitte ich Sie, Herr Morrel, sprechen Sie mit Dantès nicht hierüber; ich werde mich getäuscht haben.«

In diesem Augenblick kam der junge Mann zurück; Danglars entfernte sich.

»Nun, mein lieber Dantès, sind Sie jetzt frei?« fragte der Reeder.

»Jawohl, Herr Morrel, alles in Ordnung.«

»Dann können Sie also mit uns speisen?«

»Entschuldigen Sie mich, Herr Morrel, nach der Ankunft gehe ich immer zuerst zu meinem Vater. Ich bin darum nicht weniger dankbar für die Ehre, die Sie mir erweisen.«

»Ganz recht, Dantès, ganz recht. Ich weiß, Sie sind ein guter Sohn.«

»Und …«, fragte Dantès etwas zögernd, »er befindet sich wohl, soviel Sie wissen?«

»Nun, ich denke doch, mein lieber Edmond, obgleich ich ihn nicht gesehen habe.«

»Ja, er hält sich in seinem Zimmerchen verschlossen.«

»Das beweist wenigstens, daß es ihm in Ihrer Abwesenheit an nichts gefehlt hat.«

Dantès lächelte.

»Mein Vater ist stolz, Herr Morrel, und wenn es ihm an allem gefehlt hätte, so zweifle ich doch, daß er von irgend jemand auf der Welt etwas verlangt hätte, außer von Gott.«

»Gut denn; aber nach dem Besuch bei Ihrem Vater rechnen wir auf Sie.«

»Entschuldigen Sie nochmals, Herr Morrel; aber nach diesem Besuche habe ich noch einen zweiten zu machen, der mir nicht weniger am Herzen liegt.«

»Ah, wahrhaftig, Dantès; ich vergaß, daß im Dorf der Katalonier jemand ist, der Sie ebenso ungeduldig erwarten muß wie Ihr Vater: die schöne Mercedes.«

Dantès lächelte wieder.

»Dreimal ist sie zu mir gekommen, um sich nach dem ›Pharao‹ zu erkundigen«, sagte der Reeder. »Wahrhaftig, Edmond, Sie können mit Ihrer Geliebten zufrieden sein, sie ist ein hübsches Kind.«

»Sie ist nicht meine Geliebte, Herr Morrel«, entgegnete der junge Seemann ernst; »sie ist meine Braut.«

»Das kommt manchmal auf eins heraus«, sagte lachend der Reeder.

»Bei uns nicht, Herr Morrel.«

»Nun, mein lieber Edmond«, fuhr der Reeder fort, »dann will ich Sie nicht länger zurückhalten. Sie haben meine Geschäfte so gut besorgt, daß ich Ihnen Zeit lasse, soviel Sie wollen, auch die Ihrigen zu besorgen. Brauchen Sie Geld?«

»Nein, ich habe meine ganze Löhnung für ein Vierteljahr.«

»Sie sind ein ordentlicher Junge, Edmond.«

»Fügen Sie hinzu, daß ich einen armen Vater habe, Herr Morrel.«

»Ja, ja, ich weiß, daß Sie ein guter Sohn sind. Gehen Sie also jetzt zu Ihrem Vater. Ich habe auch einen Sohn und würde es sehr übelnehmen, wenn ihn jemand nach dreimonatiger Abwesenheit von mir fernhielte.«

»Sie erlauben also?« fragte der junge Mann.

»Ja, wenn Sie mir nichts mehr zu sagen haben.«

»Nein.«

»Hat Ihnen der Kapitän Leclère kurz vor seinem Tode nicht einen Brief für mich gegeben?«

»Es wäre ihm unmöglich gewesen, zu schreiben; aber das erinnert mich daran, daß ich Sie um vierzehn Tage Urlaub bitten muß.«

»Um Hochzeit zu halten?«

»Einmal das, und dann, um nach Paris zu reisen.«

»Schön, schön, nehmen Sie sich so viel Zeit, wie Sie wollen, Dantès; das Ausladen des Schiffes wird etwa sechs Wochen in Anspruch nehmen, und wir werden vor Ablauf eines Vierteljahres wohl kaum wieder in See gehen … In einem Vierteljahr müssen Sie aber da sein. Der ›Pharao‹«, fuhr der Reeder fort, indem er dem jungen Seemann auf die Schulter klopfte, »könnte ohne seinen Kapitän nicht wieder in See stechen.«

»Ohne seinen Kapitän!« rief Dantès mit vor Freude strahlenden Augen. »Sie hätten die Absicht, mich zum Kapitän des ›Pharao‹ zu ernennen?«

»Wenn ich allein zu bestimmen hätte, würde ich Ihnen die Hand reichen, mein lieber Dantès, und Ihnen sagen: Abgemacht; aber ich habe einen Teilhaber, und Sie kennen das Sprichwort: Wer einen Teilhaber hat, hat einen Befehlshaber. Aber von zwei Stimmen haben Sie wenigstens schon eine, und in betreff der andern verlassen Sie sich auf mich, ich werde das meinige tun.«

Der junge Mann, dem die Tränen in den Augen standen, ergriff die Hände des Reeders.

»O Herr Morrel«, rief er, »ich danke Ihnen im Namen meines Vaters und Mercedes'!«

»Schön, schön, Edmond; Gott läßt es einem braven Kerl nicht schlecht gehn auf der Welt. Suchen Sie Ihren Vater auf, gehen Sie zu Mercedes, und dann kommen Sie zu mir.«

»Soll ich Sie nicht an Land bringen?«

»Nein, ich danke; ich will noch die Rechnungen mit Danglars durchgehen. Sind Sie während der Reise mit ihm zufrieden gewesen?«

»Das kommt darauf an, wie Sie diese Frage meinen, Herr Morrel. Meinen Sie als Kamerad, dann nein, denn ich glaube, er kann mich nicht leiden, seit ich eines Tages die Dummheit beging, ihm infolge eines Streites, den wir miteinander hatten, den Vorschlag zu machen, zehn Minuten an der Insel Monte Christo haltzumachen, um diesen Streit auszutragen, einen

Vorschlag, den ich ihm nicht hätte machen sollen und den er mit Recht zurückwies. Meinen Sie als Rechnungsführer, so glaube ich, daß nichts an ihm auszusetzen ist und daß Sie mit seinen Leistungen zufrieden sein werden.«

»Aber hören Sie, Dantès«, fragte der Reeder, »wenn Sie Kapitän des ›Pharao‹ wären, würden Sie Danglars gern behalten?«

»Ich werde stets, ob Kapitän oder Erster Offizier, diejenigen achten, die das Vertrauen meiner Reeder besitzen.«

»Nun, Dantès, ich sehe, daß Sie in jeder Beziehung ein braver Junge sind. Jetzt will ich Sie aber nicht länger aufhalten; gehen Sie, ich sehe ja, Sie stehen wie auf Kohlen.«

»Ich habe also meinen Urlaub?« fragte Dantès.

»Gehen Sie nur.«

»Sie erlauben, daß ich Ihr Boot nehme?«

»Nehmen Sie nur.«

»Auf Wiedersehen, Herr Morrel, und tausend Dank!«

»Auf Wiedersehen, mein lieber Edmond, viel Glück!«

Der junge Mann sprang in das Boot, und zwei Matrosen ruderten ihn auf seinen Befehl dem Lande zu.

Der Reeder folgte ihm lächelnd mit den Augen, sah, wie er am Kai ausstieg und sich sofort in der Menge verlor.

Als der Reeder sich umwandte, sah er Danglars hinter sich, der dem Anschein nach seine Befehle erwartete, in Wirklichkeit aber gleichfalls dem jungen Seemanne nachgeblickt hatte.

Vater und Sohn

Nachdem Dantès die Cannebière in ihrer ganzen Länge durcheilt hatte, bog er in die Rue de Noailles ein, betrat ein an der linken Seite der Allées de Meilhan gelegenes Haus, stieg klopfenden Herzens schnell eine dunkle Treppe bis zum vierten Stock hinauf und blieb vor einer angelehnten Tür stehen, durch die man bis in den Hintergrund eines kleinen Zimmers sehen konnte.

Dieses Zimmer war das seines Vaters.

Die Nachricht von der Ankunft des »Pharao« war noch nicht bis zu dem Greise gedrungen, der, auf einem Stuhle stehend, damit beschäftigt war, mit zitternder Hand einige Kapuzinerblumen und Rebwinden, die das Fenster umrankten, mit Latten zu stützen.

Plötzlich fühlte er, wie ein Paar Arme sich um ihn legten, und eine wohlbekannte Stimme rief:

»Vater, mein guter Vater!«

Der Greis stieß einen Schrei aus und wandte sich um. Als er seinen Sohn erblickte, sank er zitternd und bleich in dessen Arme.

»Was hast du denn?« rief der junge Mann beunruhigt. »Bist du krank?«

»Nein, nein, mein lieber Edmond, mein Sohn, mein Kind, nein; es ist nur die Freude über dieses unvermutete Wiedersehen – ich hatte dich nicht erwartet – o Gott, mir ist, als ob ich sterben müßte!«

»Nun, nun, fasse dich doch, Vater! Die Freude soll ja keinen Schaden tun, und deshalb bin ich hier so ohne Vorbereitung eingetreten. Komm, sei doch fröhlich, anstatt mich so mit wirren Augen anzusehen. Ich bin zurück, und wir werden glücklich sein.«

»Ah so, Junge!« entgegnete der Greis. »Aber wieso werden wir glücklich sein? Du verläßt mich also nicht mehr? Komm, erzähle mir dein Glück!«

»Gott verzeihe mir«, sagte der junge Mann, »daß ein Ereignis mein Glück ist, das Trauer über eine Familie bringt! Aber Gott weiß, daß ich dieses Glück nicht gewünscht habe; es ist nun einmal so gekommen, und ich kann nicht anders als mich darüber freuen. Der brave Kapitän Leclère ist tot, Vater, und es ist wahrscheinlich, daß ich auf Verwendung des Herrn Morrel seine Stelle erhalte. Begreifst du, Vater? Mit zwanzig Jahren Kapitän! Hundert Louisdors Gehalt und Anteil am Gewinn! Wie hätte ich armer Matrose jemals ein solches Glück erhoffen können?«

»Ja, mein Sohn, in der Tat«, antwortete der Greis, »das ist ein Glück.«

»Und von dem ersten Gelde, welches ich erhalte, sollst du ein Häuschen mit einem Garten bekommen, worin du dir deine Rebwinden, deine Kapuzinerblumen und Jelängerjelieber pflanzen kannst … Aber was ist dir denn, Vater, bist du krank?«

»Geduld, Geduld! es ist weiter nichts.«

Die Kräfte verließen den Greis, und er sank nach hinten über.

»Laß sehen, ein Glas Wein, Vater; das wird dich wieder auffrischen. Wo steht dein Wein?«

»Nein, ich danke, such nicht; ich brauche keinen«, sagte der Alte.

Er versuchte seinen Sohn zurückzuhalten.

»Doch, doch, Vater, zeig mir den Platz.« Und er öffnete einige Schränke.

»Laß sein …«, bemerkte der Greis, »es ist kein Wein mehr da.«

»Wie, es ist kein Wein mehr da!« rief Dantès, seinerseits erbleichend und abwechselnd die blassen, eingefallenen Wangen des Greises und die leeren Schränke betrachtend. »Hat es dir an Geld gefehlt, Vater?«

»Es hat mir an nichts gefehlt, nun, da du da bist«, antwortete der Greis.

»Aber ich hatte dir doch zweihundert Franken zurückgelassen, als ich vor einem Vierteljahr abreiste«, sagte Dantès bestürzt.

»Ja, ja, Edmond, freilich; aber du hattest vergessen, vor der Abreise eine kleine Schuld beim Nachbar Caderousse zu bezahlen; er hat mich daran erinnert und wollte, wenn ich nicht für dich bezahlte, sich das Geld von Herrn Morrel geben lassen. Und siehst du, da ich befürchtete, daß dir das schaden könnte …«

»Nun?«

»So habe ich es bezahlt.«

»Es waren ja aber hundertvierzig Franken, die ich Caderousse schuldete!«

»Jawohl«, sagte der Greis.

»Und die hast du ihm von den zweihundert Franken ganz gegeben?«

Der Greis nickte.

»So daß du also ein Vierteljahr von sechzig Franken gelebt hast?« rief der junge Mann.

»Du weißt, wie wenig ich brauche«, sagte der Alte.

»O Gott, o mein Gott, verzeih mir!« rief Edmond, indem er sich vor seinem Vater auf die Knie warf.

»Was machst du denn?«

»Oh, du hast mir das Herz zerrissen!«

»Du bist ja da«, sagte der Greis lächelnd; »nun ist alles wieder gut.«

»Ja, ich bin da«, entgegnete der junge Mann, »und ich habe Geld mitgebracht. Da, Vater, nimm und laß sofort einholen.« Und er entleerte seine Taschen, die ein Dutzend Goldstücke, fünf oder sechs Fünffrankenstücke und kleine Münzen enthielten, auf den Tisch.

Das Gesicht des alten Dantès erheiterte sich.

»Wem gehört das?« fragte er.

»Nun mir, dir, uns! Nimm, kauf ein, sei fröhlich! Morgen gibt es mehr.«

»Sachte, sachte«, mahnte der Alte lächelnd; »mit deiner Erlaubnis werde ich deine Börse nur mäßig in Anspruch nehmen; wenn man mich zu viel auf einmal kaufen sähe, würde man denken, ich hätte bis zu deiner Rückkehr warten müssen, um Einkäufe zu machen.«

»Wie du willst, Vater; aber vor allen Dingen nimm dir jemand zur Bedienung; du sollst nicht mehr allein bleiben. Ich habe geschmuggelten Kaffee und ausgezeichneten Tabak in einem kleinen Koffer an Bord. Doch still! Da kommt jemand.«

»Das ist Caderousse. Er hat wohl gehört, daß du gekommen bist, und will dir guten Tag sagen.«

»Das ist auch so einer, der mit Worten freundlich tut und im Herzen anders denkt«, murmelte Edmond. »Doch einerlei, es ist ein Nachbar, der uns früher einen Dienst erwiesen hat, er sei willkommen.«

In der Tat sah man gleich darauf in der Flurtür den schwarzen, bärtigen Kopf des Schneiders Caderousse erscheinen. Es war ein Mann von fünf- bis sechsundzwanzig Jahren.

»Ei, da bist du also zurück, Edmond?« sagte er im ausgesprochensten Marseiller Dialekt und mit einem breiten Lächeln, welches seine elfenbeinweißen Zähne sehen ließ.

»Wie Sie sehen, Nachbar Caderousse, und bereit, Ihnen in jeder Weise dienlich zu sein«, antwortete Dantès, der seinen Widerwillen nur schlecht unter diesem Anerbieten verbarg.

»Danke, danke; glücklicherweise brauche ich nichts, und es sind sogar manchmal die andern, die mich brauchen.«

Dantès machte eine Bewegung.

»Das geht nicht auf dich, Junge; ich habe dir Geld geliehen, du hast mir's wiedergegeben, und wir sind quitt; so was kommt unter guten Nachbarsleuten vor.«

»Man ist denen gegenüber, die einem einen Dienst erwiesen haben, nie quitt«, antwortete Dantès; »denn wenn man ihnen das Geld nicht mehr schuldet, so schuldet man ihnen Dankbarkeit.«

»Wozu darüber sprechen! Was vorbei ist, ist vorbei. Sprechen wir von deiner glücklichen Rückkehr, Junge. Ich war also nach dem Hafen gegangen, um braunes Tuch zu holen, und wen treffe ich? Freund Danglars, der mir erzählte, daß du auch wieder da bist. Da komme ich denn, um einem Freunde die Hand zu drücken.«

»Der gute Caderousse«, sagte der Greis, »er liebt uns so!«

»Gewiß liebe ich Sie, da die ehrbaren Leute rar sind. Aber du scheinst ja reich zu werden, Junge«, fuhr der Schneider fort, indem er einen Seitenblick auf die Handvoll Gold und Silber warf, die Dantès auf den Tisch geschüttet hatte.

Der junge Mann bemerkte den gierigen Blick in den schwarzen Augen des Nachbarn.

»Lieber Gott«, warf er nachlässig hin, »das Geld gehört nicht mir; ich fragte meinen Vater, ob es ihm in meiner Abwesenheit auch an nichts gefehlt hat, und um mich zu beruhigen, hat er den Inhalt seiner Börse auf den Tisch geschüttet. Komm, Vater«, fuhr Dantès fort, »steck das Geld wieder in deine Sparbüchse, das heißt, wenn Nachbar Caderousse es nicht braucht, in welchem Falle es zu seiner Verfügung steht.«

»Nein, Junge«, sagte Caderousse, »ich brauche nichts. Gott sei Dank! Das Handwerk nährt seinen Mann. Behalte dein Geld, man hat nie zu viel; trotzdem bin ich dir für dein Anerbieten ebenso verbunden, als ob ich's angenommen hätte.«

»Es war aufrichtig gemeint«, erwiderte Dantès.

»Daran zweifle ich nicht. Du stehst dich also mit Herrn Morrel sehr gut? Du verstehst es offenbar, dich beliebt zu machen.«

»Herr Morrel ist immer sehr gütig gegen mich gewesen«, antwortete Dantès.

»Dann tust du unrecht, seine Einladung zum Essen nicht anzunehmen.«

»Was?« fiel der alte Dantès ein; »er hat dich zum Essen eingeladen?«

»Ja, Vater«, antwortete Edmond, über das Staunen des Alten lächelnd.

»Und warum hast du abgelehnt, Junge?« fragte der Greis.

»Um desto eher zu dir zu kommen, Vater«, erwiderte der junge Mann. »Ich hatte Eile, dich zu sehen.«

»Das wird den guten Herrn Morrel verletzt haben«, nahm Caderousse wieder das Wort; »und wenn einer Absicht auf den Kapitänshut hat, so darf er seinen Reeder nicht vor den Kopf stoßen.«

»Ich habe ihm den Grund meiner Ablehnung erklärt«, entgegnete Dantès, »und ich hoffe, er hat Verständnis dafür gehabt.«

»Je nun, wenn man Kapitän werden will, muß man seinem Patron ein bißchen schmeicheln.«

»Ich hoffe, ohne das Kapitän zu werden.«

»Desto besser, desto besser, da werden sich alle alten Freunde freuen, und ich kenne da unten hinter der Zitadelle von Saint-Nicolas jemand, der auch nicht böse darüber sein wird.«

»Mercedes?« fragte der Greis.

»Ja, Vater«, entgegnete Dantès, »und jetzt, da ich dich gesehen habe und weiß, daß es dir gut geht und du alles hast, was du brauchst, erlaubst du wohl, daß ich im Katalonierdorf einen Besuch abstatte.«

»Geh, mein Sohn«, sagte der alte Dantès, »und Gott segne

dich in deiner Frau, wie er mich in meinem Sohne gesegnet hat!«

»Seine Frau!« bemerkte Caderousse. »Wie Sie gleich losgehen, Vater Dantès! Ich dachte, sie ist es noch nicht.«

»Nein; aber sie wird es bald sein«, antwortete Edmond.

»Einerlei, einerlei«, meinte Caderousse, »es war gut, daß du dich beeilt hast, Junge.«

»Wieso?«

»Weil die Mercedes ein schönes Mädchen ist und es den schönen Mädchen nicht an Liebhabern fehlt, besonders dieser nicht; sie laufen ihr dutzendweise nach.«

»So«, sagte Edmond mit einem Lächeln, hinter dem eine leichte Unruhe bemerkbar war.

»Jawohl«, fuhr Caderousse fort, »und sogar schöne Partien, aber sieh her, du wirst Kapitän werden, und man wird sich hüten, dich abzuweisen.«

»Das heißt«, entgegnete Dantès, dessen Lächeln seine Unruhe nur schlecht verbarg, »wenn ich nicht Kapitän würde …«

»Je, nun.« Caderousse zog die Schultern hoch.

»Nun«, erwiderte der junge Mann, »ich habe eine bessere Meinung von den Frauen im allgemeinen und von Mercedes im besonderen und bin überzeugt, daß sie mir treu bleiben wird, einerlei, ob ich Kapitän bin oder nicht.«

»Um so besser, um so besser«, warf Caderousse hin; »es ist immer gut, dem Mädchen zu vertrauen, das man heiraten will; aber einerlei, glaube mir, Junge, verliere keine Zeit, zu ihr zu gehen und ihr deine Ansichten mitzuteilen.«

»Ich gehe sofort«, sagte Edmond.

Er umarmte seinen Vater, verabschiedete sich von Caderousse und ging.

Caderousse blieb noch einen Augenblick, dann verabschiedete er sich von dem alten Dantès, ging die Treppe hinunter und suchte Danglars wieder auf, der ihn an der Straßenecke erwartete.

»Nun«, fragte Danglars, »hast du ihn gesehen?«

»Ich komme direkt von ihm.«

»Und hat er gesagt, daß er Kapitän zu werden hofft?«

»Er spricht davon, als ob er's schon wäre.«

»Geduld«, sagte Danglars. »Er scheint es etwas zu eilig zu haben.«

»Es sieht so aus, als ob Herr Morrel es ihm zugesagt hat.«

»Dann ist er wohl sehr heiter?«

»Sogar anmaßend; bietet mir seine Dienste an, als ob er was Vornehmes wäre; wollte mir Geld leihen wie ein Bankier.«

»Und du hast es zurückgewiesen?«

»Strikte weg; obschon ich's ganz gut hätte annehmen können, zumal ich es war, der ihm die ersten Goldstücke in die Hand gegeben hat. Aber jetzt braucht Herr Dantès niemand mehr; er wird ja Kapitän.«

»Pah«, sagte Danglars, »noch ist er's nicht.«

»Teufel auch! Gut wär's, wenn er's nicht würde«, entgegnete Caderousse, »denn sonst würde er unsereinen gar nicht mehr ansehen.«

»Wenn wir wollten«, warf Danglars hin, »so bliebe er, was er ist, ja würde vielleicht noch weniger.«

»Was meinst du?«

»Nichts, ich rede nur so. Und er ist noch immer in die schöne Katalonierin verliebt?«

»Wahnsinnig verliebt. Er ist hin zu ihr; aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn ihn nicht Unannehmlichkeiten erwarteten.«

»Erkläre dich.«

»Wozu?«

»Es ist wichtiger, als du denkst. Du kannst doch Dantès nicht leiden, he?«

»Ich habe die Hochnäsigen im Magen.«

»Nun, dann sage mir, was du von der Katalonierin weißt.«

»Positives weiß ich just nichts; was ich aber gesehen habe, läßt mich glauben, daß der zukünftige Kapitän, wie gesagt, in der Gegend da Unannehmlichkeiten haben dürfte.«

»Was hast du denn gesehen? Sprich doch.«

»Nun denn, allemal wenn Mercedes nach der Stadt kommt,

wird sie von einem großen Katalonier mit schwarzen Augen und roter Haut begleitet, einem brünetten, hitzigen Burschen, den sie Vetter nennt.«

»So! und glaubst du, daß dieser Vetter ihr den Hof macht?«

»Ich nehm's an.«

»Und Dantès ist zu der Katalonierin gegangen, sagst du?«

»Er ist vor mir fortgegangen.«

»Wenn wir in die Gegend gingen, könnten wir in der ›Réserve‹ einkehren und bei einem Glase Wein Neuigkeiten abwarten.«

»Wer soll uns denn die geben?«

»Wir würden Dantès sehen, und sein Gesicht würde uns sagen, was passiert ist.«

»Komm«, sagte Caderousse; »aber du bezahlst doch?«

»Gewiß«, erwiderte Danglars.

Und beide schlugen mit schnellen Schritten den Weg nach dem bezeichneten Orte ein. Dort angekommen, ließen sie sich eine Flasche und zwei Gläser geben.

Vater Pamphile hatte Dantès vor noch nicht zehn Minuten vorübergehen sehen.

Nachdem sie sich so vergewissert hatten, daß Dantès bei der Katalonierin war, setzten sie sich unter die mit dem ersten Grün sich schmückenden Platanen, in deren Zweigen eine Schar fröhlich zwitschernder Vögel einem der ersten schönen Frühlingstage zujubelte.

Das Katalonierdorf

Hundert Schritte von dem Platze, wo die beiden Freunde, mit Auge und Ohr auf der Lauer, hinter ihren Weingläsern saßen, erhob sich hinter einem nackten, von der Sonne ausgedörrten und vom Winde mitgenommenen Hügel das Dorf der Katalonier.

Eines Tages war eine sonderbare Schar Kolonisten von Spanien aufgebrochen und an dieser Stelle ans Land gestiegen. Man wußte

nicht, woher sie kamen, und sie redeten eine unbekannte Sprache. Einer der Führer, welcher provenzalisch verstand, bat die Gemeinde Marseille, ihnen dieses nackte und unfruchtbare Vorgebirge zu geben. Die Bitte wurde gewährt, und ein Vierteljahr darauf erhob sich um die zwölf bis fünfzehn Fahrzeuge, welche diese Zigeuner des Meeres mitgebracht hatten, ein kleines Dorf.

Dieses in malerischer Weise halb maurisch, halb spanisch aufgebaute Dorf ist noch heute von den Abkömmlingen jener Leute bewohnt, deren Sprache sie noch heute sprechen. Seit drei bis vier Jahrhunderten sind sie diesem kleinen Vorgebirge treu, auf welches sie, einem Schwarm Seevögel gleich, niedergefallen waren, ohne sich mit der Marseiller Bevölkerung zu vermischen; sie heirateten unter sich und bewahrten wie die Sprache auch die Sitten und die Kleidung ihres Mutterlandes.

Wir bitten den Leser, uns durch die einzige Straße dieses Dörfchens zu folgen und mit uns in eins dieser Häuser einzutreten, welchen die Sonne im Äußern jene schöne Farbe des abgestorbenen Laubes gegeben hat und die im Innern einen Anwurf von weißem Steinmörtel, die einzige Zierde der spanischen Posadas, haben.

Ein schönes junges Mädchen mit tiefschwarzem Haar und dunklen Gazellenaugen stand an eine Wand gelehnt und zerknickte mit ihren schlanken Fingern einen unschuldigen Heidestrauch, dessen Blüten schon den Boden bedeckten; ihre bis zu den Ellbogen freien, gebräunten Arme zitterten in einer Art fieberhafter Ungeduld, und sie stampfte mit dem schöngeformten Fuße auf den Boden.

Drei Schritte vor ihr saß auf einem Stuhle, den er in ruckweiser Bewegung schaukelte, den Ellbogen auf ein altes, wurmstichiges Möbel gestützt, ein großer Bursche von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, der den Blick mit einem Ausdruck von Unruhe und Ärger auf sie richtete; er blickte sie scharf und fragend an, aber der feste Blick des jungen Mädchens hielt dem seinen stand.

»Höre, Mercedes«, sagte er, »Ostern ist vor der Tür; das ist die Zeit, Hochzeit zu halten, antworte mir!«

»Ich habe dir schon hundertmal geantwortet, Ferdinand, und du mußt wirklich dir selbst sehr feind sein, daß du nochmals fragst!«

»Nun, wiederhole es nochmals, ich bitte dich, damit ich endlich daran glaube. Sage mir zum hundertsten Male, daß du meine Werbung zurückweist, die deiner Mutter recht war; mache es mir recht begreiflich, daß dir nichts an mir gelegen ist, daß es dir einerlei ist, ob ich lebe oder sterbe. O Gott, mein Gott! Zehn Jahre lang zu träumen, dein Mann zu werden, Mercedes, und dann diese Hoffnung, die der einzige Zweck meines Lebens war, zu verlieren!«

»Ich habe dich zu dieser Hoffnung wenigstens nicht ermuntert, Ferdinand«, antwortete Mercedes; »du kannst mir nicht die geringste Koketterie vorwerfen. Ich habe dir stets gesagt: Ich liebe dich wie einen Bruder, aber verlange von mir nie mehr als das, denn mein Herz gehört einem andern. Ist es nicht so, Ferdinand?«

»Ja, ich weiß wohl, Mercedes«, entgegnete der junge Mann, »du bist gegen mich immer von einer grausamen Freimütigkeit gewesen; aber hast du vergessen, daß es unter den Kataloniern ein heiliges Gesetz ist, untereinander zu heiraten?«

»Du irrst dich, Ferdinand, es ist kein Gesetz, sondern eine bloße Gewohnheit, weiter nichts. Du bist ausgehoben, Ferdinand, und wenn du auch gegenwärtig frei bist, so kannst du doch jeden Augenblick einberufen werden. Und was wolltest du als Soldat mit mir machen, einer armen, verlassenen Waise, die nichts besitzt als eine fast verfallene Hütte mit einigen abgenutzten Netzen an der Wand, die mein Vater meiner Mutter und meine Mutter mir als elendes Erbteil hinterlassen hat? Seit ihrem Tode, also seit einem Jahre, Ferdinand, bedenke doch, lebe ich fast von der öffentlichen Mildtätigkeit! Manchmal tust du, als ob ich dir nützlich wäre, um das Recht zu haben, deinen Fang mit mir zu teilen, und ich nehm's an, Ferdinand, weil du der Sohn von meines Vaters Bruder bist, weil wir zusammen aufgewachsen sind, und vor allem, weil es dich betrüben würde, wenn ich dich zurückwiese. Aber ich fühl's wohl, Ferdinand, daß die Fische, die ich verkaufen gehe und für deren Ertrag ich

den Hanf kaufe, den ich spinne, ich fühle wohl, Ferdinand, daß sie eine milde Gabe sind.«

»Was macht das alles, Mercedes? Arm und alleinstehend, wie du bist, gefällst du mir besser als die Tochter des stolzesten Reeders oder des reichsten Bankiers von Marseille! Was braucht denn unsereiner? Eine ehrbare Frau und eine gute Haushälterin. Und wo fände ich beides besser als in dir?«

»Ferdinand«, antwortete Mercedes, den Kopf schüttelnd, »man wird eine schlechte Hausfrau und kann nicht dafür bürgen, eine ehrbare Frau zu bleiben, wenn man jemand anders als seinen Gatten liebt. Begnüge dich mit meiner Freundschaft, denn, ich wiederhole dir's, weiter kann ich dir nichts versprechen, und ich verspreche nur, was ich sicher bin, geben zu können.«

»Ja, ich verstehe«, sagte Ferdinand; »du trägst dein Elend geduldig, hast aber Furcht vor dem meinigen. Nun sieh, Mercedes, von dir geliebt, werde ich das Glück versuchen; du wirst mir Glück bringen, und ich werde reich werden. Ich kann meine Fischerei vergrößern, kann als Angestellter bei einem Kaufmann eintreten, kann selbst Kaufmann werden!«

»Das alles kannst du nicht, Ferdinand; du bist Soldat, und wenn du bei den Kataloniern bleiben darfst, so nur deshalb, weil kein Krieg ist. Bleibe also Fischer; gib dich keinen Träumen hin, die dir die Wirklichkeit nur noch schrecklicher erscheinen lassen würden, und begnüge dich mit meiner Freundschaft, da ich dir nichts anderes geben kann.«

»Gut, du hast recht, Mercedes, ich werde Seemann werden; statt der Tracht unserer Väter, die du geringschätzt, werde ich einen lackierten Hut, ein gestreiftes Hemd und eine blaue Weste mit Ankern auf den Knöpfen tragen. Muß man nicht so gekleidet sein, um dir zu gefallen?«

»Was willst du damit sagen?« fragte Mercedes mit stolzem Blick. »Ich verstehe dich nicht.«

»Ich will damit sagen, Mercedes, daß du nur so hart und grausam gegen mich bist, weil du auf jemand wartest, der so gekleidet ist. Aber der, auf den du wartest, ist vielleicht unbeständig, und wenn er's nicht ist, so ist's das Meer.«

»Ferdinand«, rief Mercedes, »ich hielt dich für gut, aber ich habe mich getäuscht! Ferdinand, es ist schlecht von dir, für deine Eifersucht den Zorn Gottes zu Hilfe zu rufen! Nun wohl, ja, ich verstelle mich nicht, ich erwarte und liebe den, von dem du sprichst, und wenn er nicht zurückkommt, so werde ich eher glauben, daß er gestorben ist, als daß er mir untreu geworden ist.«

Der junge Katalonier machte eine wütende Gebärde.

»Ich verstehe dich, Ferdinand; du willst ihm die Schuld dafür beimessen, daß ich dich nicht liebe; willst dein katalonisches Messer mit seinem Dolche kreuzen! Wozu würde dir das dienen? Meine Freundschaft zu verlieren, wenn du besiegt wirst, oder meine Freundschaft sich in Haß verwandeln zu sehen, wenn du Sieger bist! Glaub's mir, Streit mit einem Manne zu suchen, ist ein schlechtes Mittel, um derjenigen zu gefallen, die diesen Mann liebt. Nein, Ferdinand, du wirst dich nicht so von deinen schlechten Gedanken hinreißen lassen. Da du mich nicht zur Frau haben kannst, wirst du dich damit begnügen, mich zur Freundin und Schwester zu haben; und übrigens«, fügte sie unruhig und mit Tränen in den Augen hinzu, »warte, warte, Ferdinand: du hast soeben gesagt, das Meer sei treulos, und es sind schon vier Monate her, daß er fort ist; seit vier Monaten habe ich viele Stürme gezählt!«

Ferdinand blieb unbewegt, während Mercedes die Tränen über die Wangen liefen. Er hätte für jede dieser Tränen ein Glas voll seines Blutes gegeben; aber diese Tränen flossen für einen andern.

Er stand auf, schritt durch die Hütte, kam zurück und blieb finstern Auges und mit krampfhaft geballten Händen vor Mercedes stehen.

»Höre, Mercedes«, sagte er, »noch einmal: ist es dein letztes Wort?«

»Ich liebe Edmond Dantès«, antwortete das junge Mädchen ruhig und bestimmt, »und keiner als Edmond wird mein Mann werden.«

»Und du wirst ihn immer lieben?«

»Solange ich lebe.«

Ferdinand ließ den Kopf sinken wie ein Verzweifelter und stieß einen Seufzer aus, der einem Stöhnen glich; dann plötzlich rief er, den Kopf erhebend, mit aufeinandergebissenen Zähnen und geöffneten Nasenlöchern:

»Wenn er aber tot ist?«

»Wenn er tot ist, werde ich sterben.«

»Aber wenn er dich vergißt?«

»Mercedes!« rief eine freudige Stimme draußen. »Mercedes!«

»Oh!« rief das junge Mädchen, vor Freude und Liebe hüpfend, »da siehst du, daß er mich nicht vergessen hat. Da ist er!«

Sie stürzte zur Tür, riß sie auf und rief:

»Hier, Edmond, hier bin ich!«

Ferdinand fuhr bleich und zitternd zurück und sank auf einen Stuhl.

Edmond und Mercedes lagen sich in den Armen. Der Sonnenschein, der durch die Tür eindrang, umhüllte sie mit einer Lichtflut. In den ersten Augenblicken sahen sie nichts von dem, was sie umgab; ein unendliches Glücksgefühl trennte sie von der Welt, und sie sprachen zueinander nur in jenen abgerissenen Worten, die der Ausdruck einer unendlichen Freude sind und fast den Äußerungen des Schmerzes gleichen.

Plötzlich gewahrte Edmond das finstere Gesicht Ferdinands, das ihm bleich und drohend aus dem Schatten entgegenstarrte; mit einer Bewegung, von der er sich selbst keine Rechenschaft gab, faßte der junge Katalonier mit der Hand nach dem Messer in seinem Gürtel.

»Oh«, sagte Dantès, seinerseits die Stirn runzelnd, »ich hatte nicht bemerkt, daß wir zu dreien sind.« Dann sich an Mercedes wendend, fragte er: »Wer ist der Herr?«

»Der Herr wird dein bester Freund sein, Dantès, denn er ist mein Freund; es ist mein Vetter, mein Bruder, es ist Ferdinand, das heißt, derjenige Mann, den ich nach dir, Edmond, auf der Welt am meisten liebe. Erkennst du ihn nicht wieder?«

»O doch«, entgegnete Edmond, und ohne Mercedes loszulassen, deren Hand er fest in der seinigen hielt, reichte er mit einer herzlichen Bewegung die andere Hand dem Katalonier.

Aber Ferdinand blieb stumm und unbeweglich wie eine Bildsäule.

Da ließ Edmond seinen forschenden Blick von der bewegten und zitternden Mercedes auf den finsteren und drohenden Ferdinand gleiten. Der Zorn stieg ihm zu Kopfe.

»Das wußte ich nicht, als ich zu dir eilte, Mercedes, daß ich einen Feind hier finden würde.«

»Einen Feind!« rief Mercedes mit einem Blick des Zornes auf ihren Vetter; »einen Feind, sagst du, bei mir, Edmond! Wenn ich das glaubte, würde ich dich beim Arm nehmen und mit dir nach Marseille gehen, um dieses Haus nie wieder zu betreten.«

Das Auge Ferdinands blitzte.

»Und wenn dir ein Unglück zustieße, mein Edmond«, fuhr sie fort und zeigte damit ihrem Vetter, daß sie seine finsteren Gedanken erraten hatte, »würde ich auf das Kap Morgion steigen und mich mit dem Kopf voran auf die Felsen stürzen.«

Ferdinand erblaßte.

»Aber du täuschst dich, Edmond«, sprach sie weiter, »du hast hier keinen Feind; hier ist nur Ferdinand, mein Bruder, der dir die Hand drücken wird wie einem guten Freunde.«

Und bei diesen Worten richtete das junge Mädchen ihren gebietenden Blick auf den Katalonier, der sich, als ob er unter einem Zauber stände, langsam Edmond näherte und ihm die Hand reichte.

Sein Haß hatte sich an der Gewalt, die dieses Mädchen über ihn hatte, gebrochen wie eine Welle am Gestade.

Aber kaum hatte er die Hand Edmonds berührt, so fühlte er, daß er das Äußerste getan hatte, was er zu tun vermochte, und er stürzte aus dem Hause.

»Oh«, rief er, wie ein Wahnsinniger laufend und sein Haar zerwühlend, »wer wird mich von diesem Menschen befreien? Oh, ich Unglücklicher!«

»He, Katalonier! He, Ferdinand! wohin willst du?« rief eine Stimme.

Der junge Mann blieb plötzlich stehn, blickte sich um und sah Caderousse mit Danglars in einer Laube am Tisch sitzen.

»Heda!« sagte Caderousse, »warum kommst du nicht? Hast du es so eilig, daß du keine Zeit hast, Freunden guten Tag zu sagen?«

»Besonders wenn sie noch eine fast volle Flasche vor sich haben«, fügte Danglars hinzu.

Ferdinand sah die beiden mit verstörtem Ausdruck an und erwiderte nichts.

»Er scheint ganz außer sich zu sein«, bemerkte Danglars, indem er Caderousse mit dem Knie anstieß. »Sollten wir uns getäuscht haben und Dantès doch triumphieren?«

»Na, das muß sich zeigen«, entgegnete Caderousse und wandte sich wieder an den jungen Mann: »Nun, Katalonier, willst du kommen?«

Ferdinand wischte sich den Schweiß, der ihm von der Stirn rann, und trat langsam unter die Laube, deren Schatten und Frische ihn etwas zu beruhigen schienen.

»Guten Tag«, sagte er, »habt ihr mich gerufen?«

Und er fiel mehr, als daß er sich setzte, auf eine der Bänke, welche den Tisch umgaben.

»Ich habe dich angerufen, weil du wie ein Besessener ranntest und ich Angst hatte, daß du dich ins Meer stürzen wolltest«, erwiderte Caderousse lachend. »Teufel auch, man hat seine Freunde nicht nur, um ihnen ein Glas Wein anzubieten, sondern auch, um sie zu hindern, ein Dutzend Liter Wasser zu schlucken.«

Ferdinand stieß ein Stöhnen aus, das einem Schluchzen glich, und ließ den Kopf auf seine auf den Tisch gelegten Hände sinken.

»Na, soll ich dir was sagen, Ferdinand«, nahm Caderousse wieder das Wort, »du siehst aus wie ein aus dem Felde geschlagener Liebhaber.« Und er begleitete diesen Scherz mit einem lauten Lachen.

»Pah«, erwiderte Danglars, »ein Bursche, der so aussieht, ist nicht danach gemacht, um unglücklich in der Liebe zu sein. Du spaßest, Caderousse.«

»Nein«, entgegnete dieser, »höre doch, wie er seufzt. Nun, Ferdinand, die Nase in die Höh' und antworte uns. Es ist nicht liebenswürdig, Freunden, die sich nach unserem Befinden erkundigen, nichts zu antworten.«

»Mein Befinden ist gut«, gab Ferdinand zurück, indem er die Fäuste ballte, aber ohne den Kopf zu erheben.

»Ah, siehst du, Danglars«, meinte Caderousse, indem er seinem Freunde zuzwinkerte, »die Sache ist die: Unser guter Ferdinand, ein braver Katalonier und einer der besten Fischer von Marseille, ist in eine Schöne namens Mercedes verliebt; leider aber scheint die Schöne ihrerseits in den Ersten Offizier des ›Pharao‹ verliebt zu sein, und da der ›Pharao‹ heute in den Hafen eingelaufen ist … so verstehst du?«

»Nein, ich verstehe nicht«, antwortete Danglars.

»Der arme Ferdinand wird den Abschied bekommen haben«, fuhr Caderousse fort.

»Nun, und?« fragte Ferdinand, den Kopf erhebend und Caderousse ansehend wie jemand, der einen sucht, an dem er seinen Zorn auslassen kann. »Mercedes hängt doch von niemand ab, nicht wahr? und es steht ihr frei, zu lieben, wen sie will.«

»Wenn du die Sache so nimmst«, entgegnete Caderousse, »so ist das was anderes! Ich hielt dich für einen Katalonier, und man hat mir gesagt, die Katalonier seien nicht die Leute, die sich durch einen Nebenbuhler aus dem Feld schlagen lassen; man hat sogar hinzugesetzt, der Ferdinand sei besonders schrecklich in seiner Rache.«

Ferdinand lächelte mitleidig.

»Ein Verliebter ist nie schrecklich«, sagte er.

»Der arme Kerl!« nahm Danglars wieder das Wort, indem er sich stellte, als ob er den jungen Mann aus tiefstem Herzen beklagte. »Was willst du? Er war nicht darauf gefaßt, Dantès so plötzlich wiederkommen zu sehen; hielt ihn vielleicht für tot, untreu oder was weiß ich! Dergleichen Sachen treffen um so empfindlicher, als sie einem plötzlich über den Kopf kommen.«

»Na, auf alle Fälle«, rief Caderousse, bei dem der Wein seine Wirkung auszuüben anfing, »auf alle Fälle ist Ferdinand nicht der einzige, dem die glückliche Ankunft Dantès' in die Quere kommt; nicht wahr, Danglars?«

»Nein, da hast du recht, und ich möchte fast sagen, daß ihm das Unglück bringen wird.«

»Einerlei aber«, entgegnete Caderousse, indem er Ferdinand einschenkte und sein eigenes Glas zum achten oder zehnten Male füllte, während Danglars das seinige kaum berührt hatte, »einerlei, inzwischen heiratet er Mercedes, die schöne Mercedes; zu dem Zwecke ist er wenigstens zurückgekommen.«

Währenddessen musterte Danglars mit scharfem Blick den jungen Mann, auf dessen Herz die Worte Caderousses wie geschmolzenes Blei fielen.

»Und wann ist die Hochzeit?« fragte er.

»Oh, die ist noch nicht gefeiert!« murmelte Ferdinand.

»Nein, aber sie wird gefeiert werden«, entgegnete Caderousse, »so wahrhaftig, wie Dantès Kapitän des ›Pharao‹ wird, nicht wahr, Danglars?«

Danglars erbebte bei diesem unerwarteten Hiebe und wandte sich gegen Caderousse, dessen Gesicht er musterte, um zu sehen, ob der Schlag mit Vorbedacht geführt sei; aber er las auf diesem durch die Trunkenheit schon fast blöden Gesicht nichts als Neid.

»Na«, sagte er, die Gläser füllend, »trinken wir also auf das Wohl des Kapitäns Edmond Dantès, des Gemahls der schönen Katalonierin!«

Caderousse führte sein Glas mit schwerer Hand an den Mund und goß es in einem Zuge hinunter. Ferdinand nahm das seinige und zerschmetterte es auf der Erde.

»He, he, he!« rief Caderousse. »Was ist denn das da hinten auf dem Hügel, dort, in der Richtung vom Katalonierdorf? Schau doch, Ferdinand, du kannst besser sehen als ich; ich glaube, mein Blick fängt an, unsicher zu werden, und du weißt, der Wein ist ein Schalk. Man möchte sagen, ein Liebespärchen, Arm in Arm und Hand in Hand. Gott verzeih mir! Sie haben keine Ahnung, daß wir sie sehen, und da, da küssen sie sich!«

Danglars beobachtete die Pein Ferdinands, dessen Gesicht sich verzog.

»Kennen Sie das Paar, Herr Ferdinand?« fragte er.

»Ja«, antwortete dieser mit dumpfer Stimme, »es ist Herr Edmond und Fräulein Mercedes.«

»Ei, sieh an!« rief Caderousse, »ich erkannte sie nicht. Heda, Dantès! heda, schönes Fräulein! kommt doch einmal her und sagt uns, wann Hochzeit ist, Herr Ferdinand hier ist eigensinnig und will es uns nicht sagen.«

»Willst du den Mund halten!« sagte Danglars, indem er tat, als ob er Caderousse, der sich mit der Hartnäckigkeit des Trunkenen aus der Laube beugte, zurückhalten wollte. »Versuch lieber, dich auf den Beinen zu halten, und laß das Pärchen in Frieden. Da sieh Herrn Ferdinand an und nimm dir ein Beispiel an ihm; der ist vernünftig.«

Vielleicht war Ferdinand, von Danglars aufs äußerste gereizt, im Begriff, vorzustürzen, denn er war aufgestanden, und sein Körper schien sich zusammenzuziehen, als ob er sich auf seinen Nebenbuhler werfen wollte; aber Mercedes, lachend und aufrecht, erhob ihren schönen Kopf und ließ ihren hellen Blick strahlen. Da erinnerte sich Ferdinand ihrer Drohung, zu sterben, wenn Edmond stürbe, und er sank entmutigt auf seinen Sitz zurück.

Danglars betrachtete nacheinander die beiden Männer, der eine durch die Trunkenheit vertiert, der andere durch die Liebe gebändigt.

»Es ist nichts anzufangen mit diesen Tröpfen«, murmelte er, »und ich fürchte sehr, ich habe es hier mit einem Trunkenbold und einem Feigling zu tun; der Neidische da betrinkt sich in Wein, während er sich in Galle berauschen sollte, und der große Einfaltspinsel, dem man die Geliebte vor der Nase weggeschnappt hat, setzt sich hin und flennt und klagt wie ein Kind. Und doch hat das flammende Augen wie diese Spanier, Sizilianer und Kalabreser, die sich so gut zu rächen wissen; das hat Fäuste, die einem Ochsen den Kopf zerschmettern könnten. Das Schicksal meint es entschieden gut mit Edmond, er heiratet das schöne Mädchen, wird Kapitän und macht uns eine lange Nase, wenn«, und dabei spielte ein fahles Lächeln um Danglars' Lippen, »wenn ich mich nicht ins Mittel lege.«

»Heda!« fuhr Caderousse, der sich, die Hände auf den Tisch stützend, halb erhoben hatte, zu schreien fort. »Heda,

Edmond! Siehst du denn deine Freunde nicht, oder bist du schon zu stolz, um mit ihnen zu sprechen?«

»Nein, mein lieber Caderousse«, antwortete Dantès, »ich bin nicht stolz, aber glücklich, und das Glück macht, glaube ich, noch blinder als der Stolz.«

»Na, diese Erklärung läßt sich hören«, entgegnete Caderousse. »Ei, guten Tag, Frau Dantès.«

Mercedes grüßte ernst.

»So heiße ich noch nicht«, sagte sie, »und in meiner Heimat glaubt man, daß es Unglück bringt, wenn ein Mädchen vor der Hochzeit mit dem Namen ihres Bräutigams genannt wird; nennen Sie mich also bitte Mercedes.«

»Man muß es dem braven Caderousse verzeihen«, bemerkte Dantès, »sein Irrtum ist so groß nicht.«

»Also wird die Hochzeit sofort stattfinden, Herr Dantès?« fragte Danglars, die beiden jungen Leute begrüßend.

»Sobald wie möglich, Herr Danglars; heute werden alle Förmlichkeiten bei Papa Dantès erledigt, und morgen oder spätestens übermorgen findet das Verlobungsmahl hier in der ›Réserve‹ statt. Die Freunde werden hoffentlich dabei sein; das heißt, daß Sie eingeladen sind, Herr Danglars, und Sie auch, Caderousse.«

»Und Ferdinand«, fragte Caderousse mit einem hinterhältigen Lachen, »ist Ferdinand auch von der Partie?«

»Der Bruder meiner Frau ist mein Bruder«, sagte Edmond, »und Mercedes und ich würden es sehr bedauern, wenn er sich in einem solchen Augenblick von uns ausschließen wollte.«

Ferdinand öffnete den Mund, um zu antworten, aber die Stimme erstarb ihm in der Kehle; er konnte kein Wort hervorbringen.

»Heute die Formalitäten, morgen oder übermorgen die Verlobung … Teufel, Sie haben's eilig, Herr Kapitän!«

»Danglars«, entgegnete Edmond lächelnd, »ich muß Ihnen dasselbe sagen, was Mercedes eben zu Caderousse sagte: geben Sie mir nicht den Titel, der mir noch nicht zukommt; es würde mir Unglück bringen.«

»Verzeihung«, gab Danglars zurück; »ich sage also einfach,

daß Sie's sehr eilig haben. Teufel, wir haben Zeit! Der ›Pharao‹ wird vor einem Vierteljahr nicht wieder in See gehen.«

»Man hat es immer eilig mit dem Glück, Herr Danglars, denn wenn man lange gelitten hat, wird es einem schwer, ans Glück zu glauben. Aber es ist nicht bloß meinetwegen, daß ich Eile habe; ich muß nach Paris.«

»So, wirklich, nach Paris? und ist's das erstemal, daß Sie dorthin reisen?«

»Jawohl.«

»Sie haben dort Geschäfte?«

»Nicht für mich; ich muß einen letzten Auftrag unseres armen Kapitäns erfüllen. Sie wissen, Danglars, das ist etwas Heiliges. Übrigens seien Sie unbesorgt, ich werde nicht länger fortbleiben, als zur Hin- und Rückreise nötig ist.«

»Ja, ja, ich verstehe«, antwortete Danglars laut; ganz leise aber fügte er hinzu: »Nach Paris! Jedenfalls um den Brief, den ihm der Großmarschall gegeben hat, an seine Adresse zu besorgen! Ha! Dieser Brief bringt mich auf eine Idee, eine glänzende Idee! O Freund Dantès, noch stehst du im Register des ›Pharao‹ nicht unter Nummer eins.«

»Glückliche Reise!« rief er Edmond nach, der sich schon entfernte.

»Danke«, antwortete Edmond, sich umsehend, mit freundschaftlicher Handbewegung.

Dann setzten die beiden Liebenden ruhig und heiter ihren Weg fort.

Die Verschwörung

Danglars blickte Edmond und Mercedes nach, bis die beiden Liebenden an einer Ecke des Forts Saint-Nicolas verschwunden waren.

Als er sich dann umwandte, sah er, daß Ferdinand bleich und zitternd auf seinen Sitz zurückgesunken war, während Caderousse ein Trinklied lallte.

»Nun, mein lieber Herr«, sagte Danglars zu Ferdinand, »diese Heirat, scheint's, ist nicht nach jedermanns Geschmack.«

»Sie bringt mich zur Verzweiflung«, antwortete Ferdinand.

»Sie lieben also Mercedes?«

»Ich bete sie an!«

»Seit langem?«

»Seit wir uns kennen; ich habe sie immer geliebt.«

»Und da sitzen Sie hier und raufen sich das Haar, statt auf etwas zu sinnen, was Ihnen helfen könnte. Zum Teufel, ich glaubte, Leute Ihrer Nation handelten anders.«

»Was soll ich denn tun?« fragte Ferdinand.

»Weiß ich das? Ist es meine Sache? Ich bin doch nicht in Fräulein Mercedes verliebt, sondern Sie. Suchet, so werdet ihr finden, sagt das Evangelium.«

»Gefunden hatte ich schon was.«

»Was denn?«

»Ich wollte den Mann erdolchen, aber die Frau sagt, sie würde sich das Leben nehmen, wenn ihrem Bräutigam ein Unglück zustieße.«

»Pah! Das sagt man, tut's aber nicht.«

»Sie kennen Mercedes nicht; sie würde ihre Drohung wahr machen.«

»Dummkopf!« murmelte Danglars. »Was schadet's, ob sie sich das Leben nimmt oder nicht, wenn nur Dantès nicht Kapitän wird.«

»Und ehe Mercedes stirbt«, fuhr Ferdinand mit dem Tone unerschütterlicher Entschlossenheit fort, »würde ich selbst sterben.«

»Das ist die wahre Liebe!« lallte Caderousse mit weinseliger Stimme. »Oder ich verstehe mich nicht mehr darauf!«

»Hören Sie«, begann Danglars wieder, »Sie scheinen mir ein netter Kerl zu sein, und zum Kuckuck, ich möchte Sie aus der Verlegenheit ziehen, aber …«

»Ja«, warf Caderousse ein, »laß hören.«

»Lieber Freund«, entgegnete Danglars, »du bist zu Dreiviertel betrunken; mach deine Flasche leer, dann bist du's ganz.

Trink und mische dich nicht in das, was wir tun: dazu muß man einen klaren Kopf haben.«

»Ich betrunken?« rief Caderousse. »Rede doch nicht; von deinen Pullen, die nicht größer sind als Parfümfläschchen, könnte ich noch vier trinken! Vater Pamphile, Wein her!« Und um seinen Worten Nachdruck zu geben, schlug Caderousse mit seinem Glas auf den Tisch.

»Sie meinten also?« fragte Ferdinand, mit Spannung auf die Fortsetzung der unterbrochenen Rede wartend.

»Was meinte ich? Ich erinnere mich nicht mehr. Dieser Trunkenbold Caderousse hat mich ganz aus dem Text gebracht.«

»Trunkenbold, ganz wie du willst; das ist immer noch besser, als wenn man sich vor dem Wein fürchtet, weil man schlechte Gedanken hat, die einem entschlüpfen könnten.« Und Caderousse begann sein Trinklied weiterzusingen.

»Sie sagten«, fing Ferdinand wieder an, »Sie möchten mich aus der Verlegenheit ziehen; aber, meinten Sie …«

»Ja, aber, meinte ich … damit Ihnen geholfen werde, genügt es, daß Dantès Ihre Geliebte nicht heiratet; und die Heirat kann, wie mir scheint, sehr leicht verhindert werden, ohne daß Dantès ums Leben kommt.«

»Nur der Tod wird sie trennen«, warf Ferdinand ein.

»Du räsonierst wie eine Auster, lieber Freund«, mischte sich Caderousse wieder ein; »dieser Danglars ist ein pfiffiger, mit allen Hunden gehetzter, geriebener Kopf und wird dir beweisen, daß du unrecht hast. Beweise, Danglars; ich habe für dich gutgesagt. Sag ihm, daß es nicht nötig ist, daß Dantès stirbt, was übrigens schade wäre. Ein guter Kerl, der Dantès! Dein Wohl, Dantès!«

Ferdinand stand ungeduldig auf.

»Lassen Sie ihn reden«, sagte Danglars, den jungen Mann zurückhaltend, »und übrigens, so betrunken er ist, er hat nicht so unrecht. Die Trennung ist für die Liebenden so gut wie der Tod. Angenommen, es befänden sich zwischen Edmond und Mercedes die Mauern eines Gefängnisses, so wären sie ebenso getrennt wie durch einen Grabstein.«

»Ja, aber man kommt aus dem Gefängnis wieder heraus«, fiel Caderousse, der den Rest seiner Vernunft aufwandte, um der Unterhaltung zu folgen, erneut ein. »Und wenn man wieder heraus ist und Edmond Dantès heißt, so rächt man sich.«

»Was liegt daran!« murmelte Ferdinand.

»Und weshalb sollte man übrigens Dantès einstecken?« fuhr Caderousse fort. »Er hat weder gestohlen noch einen umgebracht.«

»Halt den Mund«, entgegnete Danglars.

»Ich will den Mund nicht halten«, rief Caderousse. »Ich will wissen, weshalb man Dantès einstecken sollte. Ich liebe den Dantès. Dein Wohl, Dantès!«

Und er goß wieder ein Glas hinunter. Danglars beobachtete an den matten Augen des Schneiders, wie dessen Trunkenheit fortschritt. Dann wandte er sich an Ferdinand.

»Nun, verstehen Sie, daß es nicht nötig ist, ihm ans Leben zu gehen?«

»Ja, gewiß – wenn man, wie Sie sagen, ein Mittel hätte, ihn festnehmen zu lassen. Aber haben Sie dieses Mittel?«

»Wenn man sich ordentlich bemühte«, entgegnete Danglars, »ließe es sich finden. Aber«, fuhr er fort, »in was, zum Teufel, mische ich mich da! Geht's mich etwas an?«

»Ob es Sie etwas angeht, weiß ich nicht«, sagte Ferdinand, ihn am Arm fassend, »was ich aber weiß, ist, daß Sie einen besonderen Grund haben, Dantès zu hassen. Wer selbst haßt, täuscht sich nicht in den Gefühlen anderer.«

»Ich einen Grund, Dantès zu hassen? Durchaus nicht, auf Ehre! Ich habe gesehen, daß Sie unglücklich sind, und Ihr Unglück hat mein Mitgefühl erregt, weiter nichts; wenn Sie aber glauben, daß ich selbst ein Interesse an der Sache hätte, dann adieu, lieber Freund, helfen Sie sich selbst, so gut Sie können.« Und Danglars tat, als ob er aufstehen wollte.

»Nein«, sagte Ferdinand, ihn zurückhaltend, »bleiben Sie! Mir ist's ja schließlich einerlei, ob Sie etwas gegen Dantès haben oder nicht; ich hasse ihn, das sage ich offen heraus. Finden Sie das Mittel, und ich führ's aus, vorausgesetzt, daß es nicht sein

Leben kostet, denn Mercedes hat gesagt, sie würde sich töten, wenn Dantès stürbe.«

Caderousse, der den Kopf hatte auf den Tisch sinken lassen, richtete ihn auf und rief, Ferdinand und Danglars mit schweren, blöden Augen ansehend:

»Dantès töten! Wer spricht hier davon, Dantès zu töten? Er soll nicht umgebracht werden; er ist mein Freund; er hat heute morgen sein Geld mit mir teilen wollen, wie ich meines mit ihm geteilt habe; ich will nicht, daß Dantès getötet wird.«

»Schafskopf! wer spricht denn davon, ihn zu töten?« sagte Danglars. »Es handelt sich um einen bloßen Scherz. Trink auf sein Wohl«, fügte er, das Glas Caderousses füllend, hinzu, »und laß uns in Ruhe.«

»Ja, ja, auf Dantès' Wohl!« sagte Caderousse, indem er sein Glas leerte, »auf sein Wohl … auf sein Wohl … da!«

»Aber das Mittel … das Mittel?« fragte Ferdinand.

»Sie haben's also noch nicht?«

»Nein, Sie haben's übernommen, es zu finden.«

»Allerdings«, meinte Danglars, »die Franzosen sind den Spaniern insofern überlegen, als diese grübeln, während die Franzosen erfinden.«

»Dann erfinden Sie doch«, gab Ferdinand ungeduldig zurück.

»Kellner«, rief Danglars, »eine Feder, Tinte und Papier!«

»Eine Feder, Tinte und Papier!« murmelte Ferdinand.

»Jawohl, ich bin Rechnungsführer. Feder, Tinte und Papier sind mein Handwerkszeug, und ohne das kann ich nichts anfangen.«

»Eine Feder, Tinte und Papier!« rief nun seinerseits Ferdinand.

»Dort auf dem Tisch finden Sie das Gewünschte«, sagte der Kellner.

»Dann geben Sie's uns.«

Der Kellner stellte Feder, Tinte und Papier auf den Tisch in der Laube.

»Wenn man bedenkt«, sagte Caderousse, indem er seine Hand auf das Papier fallen ließ, »daß man damit einen Menschen sicherer töten kann, als wenn man ihm im Walde versteckt auflauert! Ich habe stets vor einer Feder, einer Flasche

Tinte und einem Blatt Papier größere Angst gehabt als vor Säbel und Pistole.«

»Der Kerl ist noch nicht so betrunken, wie er aussieht«, bemerkte Danglars. »Schenken Sie ihm doch ein, Ferdinand.«

Ferdinand schenkte das Glas Caderousses voll, und dieser nahm die Hand vom Papier und griff nach seinem Glase.

Der Katalonier beobachtete diese Bewegung, bis Caderousse, dem das Glas fast den Rest gab, dasselbe wieder auf den Tisch stellte oder vielmehr fallen ließ.

»Nun denn?« fragte der Katalonier.

»Nun, ich meinte also«, sagte Danglars, »daß, wenn jemand nach einer Reise, wie sie Dantès gemacht hat und auf welcher er Neapel und die Insel Elba berührt hat, wenn jemand, sage ich, ihn dem Staatsanwalt als bonapartistischen Agenten anzeigte …«

»Ich werde ihn anzeigen«, sagte lebhaft der junge Mann.

»Ja; aber dann läßt man Sie Ihre Erklärung unterschreiben, man stellt Sie dem gegenüber, den Sie angezeigt haben; ich liefere Ihnen freilich das Material, um Ihre Anklage zu begründen, aber Dantès kann nicht ewig im Gefängnis bleiben; eines Tages, über kurz oder lang, wird er herauskommen, und dann wehe dem, der ihn hineingebracht hat!«

»Oh, ich wünschte weiter nichts, als daß er mit mir Streit suchte!« rief Ferdinand.

»Ja, und Mercedes? Mercedes, die Sie hassen wird, wenn Sie das Unglück hätten, ihrem vielgeliebten Edmond nur die Haut zu ritzen!«

»Ja, das ist freilich wahr«, bemerkte Ferdinand.

»Nein«, fuhr Danglars fort, »wenn man sich so etwas vornähme, sehen Sie, so wär's viel besser, man nähme einfach diese Feder, wie ich es jetzt tue, tauchte sie ein und schriebe mit der linken Hand, damit die Handschrift nicht erkannt würde, eine folgendermaßen abgefaßte kleine Anzeige …«

Und Danglars schrieb mit der linken Hand in einer Schrift, die mit seiner gewöhnlichen nicht die geringste Ähnlichkeit hatte, folgende Zeilen, die er Ferdinand übergab und die dieser halblaut überlas:

»Der Herr Königliche Staatsanwalt wird von einem Freunde des Thrones und der Religion darauf aufmerksam gemacht, daß ein gewisser Edmond Dantès, Erster Offizier des Schiffes ›Pharao‹, welches, von Smyrna kommend, nach Berührung von Neapel und Porto Ferrajo heute morgen hier eingelaufen ist, von Murat einen Brief an den Usurpator und von dem Usurpator einen Brief an das bonapartistische Komitee in Paris erhalten hat.

Der Beweis seines Verbrechens wird sich bei seiner Verhaftung ergeben, denn man wird besagten Brief entweder bei ihm, in der Wohnung seines Vaters oder in seiner Kajüte an Bord des ›Pharao‹ finden.«

»Da sehen Sie«, fuhr Danglars fort, »so würde Ihre Rache Sinn und Verstand haben, denn sie könnte in keiner Weise auf Sie zurückfallen, und die Sache würde sich von selbst machen; man braucht jetzt nur noch diesen Brief zu falten und darauf zu schreiben: An den Königlichen Staatsanwalt. Das wäre die ganze Geschichte.«

Und Danglars schrieb wie zum Scherz die Adresse.

»Ja, das wäre die ganze Geschichte«, rief Caderousse, welcher, seinen letzten Rest von Vernunft anstrengend, der Vorlesung gefolgt war und instinktmäßig begriff, welches Unheil eine derartige Anzeige anrichten konnte; »ja, das wäre die ganze Geschichte, aber es wäre eine Niederträchtigkeit.« Und er streckte den Arm nach dem Briefe aus.

»Das Ganze ist ja auch nur ein Scherz«, sagte Danglars, wobei er den Brief aus der Reichweite des Trunkenen schob, »und ich wäre der erste, der es bedauerte, wenn Dantès, diesem braven Dantès, etwas zustieße. Da sieh …«

Er nahm den Brief, zerknitterte ihn und warf ihn in einen Winkel der Laube.

»Ja, Dantès ist mein Freund, und ich will nicht, daß ihm ein Leid geschieht!« rief Caderousse.

»Ei, wer zum Kuckuck denkt denn daran, ihm ein Leid zuzufügen!« entgegnete Danglars, indem er aufstand, den jungen Mann, der sitzengeblieben war, ansah und fortwährend Seitenblicke nach dem fortgeschleuderten Papier warf.

»Dann Wein her!« rief Caderousse. »Ich will auf das Wohl Edmonds und der schönen Mercedes trinken.«

»Du hast schon zu viel getrunken«, sagte Danglars, »und wenn du fortfährst, wirst du hierbleiben müssen, da du dich nicht mehr auf den Beinen halten kannst.«

»Ich«, schrie Caderousse, in seiner Trunkenheit prahlend, »ich mich nicht mehr auf den Beinen halten können! Ich wette, daß ich noch, ohne zu schwanken, auf den Kirchturm steige.«

»Gut denn«, antwortete Danglars, »ich halte, aber für morgen; heute ist's Zeit, nach Hause zu gehen. Gib mir den Arm und laß uns gehen.«

»Gehen wir«, stimmte Caderousse zu, »aber ich brauche dazu deinen Arm nicht. Kommst du mit nach Marseille, Ferdinand?«

»Nein«, antwortete dieser, »ich kehre ins Katalonierdorf zurück.«

»Sei nicht so dumm, komm mit nach Marseille, komm!«

»Ich habe in Marseille nichts zu tun und will nicht dahin.«

»Wenn du nicht willst, dann laß es. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Komm, Danglars, laß den Herrn wieder ins Katalonierdorf gehen, da er's will.«

Danglars machte sich den augenblicklichen guten Willen Caderousses zunutze und zog den Betrunkenen auf die Straße. Caderousse taumelte, an seinen Arm gehängt, neben ihm her.

Nach zwanzig Schritten blickte Danglars sich um und gewahrte, wie Ferdinand sich auf das Papier stürzte und es in die Tasche steckte. Darauf sah er den jungen Mann aus der Laube eilen.

»Nanu, was macht er denn?« rief Caderousse. »Er hat uns was vorgelogen, er geht ja nicht ins Katalonierdorf, sondern nach der Stadt. Heda, Ferdinand, du irrst dich, mein Junge!«

»Nein, du siehst nicht ordentlich«, entgegnete Danglars; »er geht geradeswegs nach Hause.«

»Wahrhaftig, ich hätte darauf geschworen, daß er sich nach rechts wendete. Der verflixte Wein!«

»So«, murmelte Danglars, »jetzt, denke ich, wird sich die Sache ganz von selbst machen.«

Rein und glänzend ging die Sonne am andern Morgen auf, und ihre ersten Strahlen übergossen mit Purpurglut die Kämme der schäumenden Wellen.

Das Mahl war im ersten Stock der »Réserve«, mit deren Laube wir schon Bekanntschaft gemacht haben, angerichtet worden, und obgleich es erst für Mittag angesagt war, war doch schon um elf Uhr der sich draußen vor dem Saale hinziehende Balkon mit ungeduldig Hin- und Hergehenden erfüllt. Es waren Seeleute des »Pharao« und einige Soldaten, Freunde von Dantès. Alle hatten ihre besten Kleider angelegt.

Unter den Anwesenden ging das Gerücht, daß die Reeder des »Pharao« das Fest ihres Ersten Offiziers mit ihrer Anwesenheit beehren würden; aber das war eine so große Ehre für Dantès, daß niemand daran zu glauben wagte.

Indessen Danglars, der mit Caderousse ankam, bestätigte die Nachricht. Er hatte Herrn Morrel am Morgen gesehen, und der hatte ihm gesagt, daß er zum Festmahl kommen würde.

In der Tat trat bald nach ihnen Herr Morrel in den Saal und wurde von den Matrosen des »Pharao« mit einstimmigem Hurra empfangen. Die Anwesenheit des Reeders war für sie die Bestätigung des Gerüchts, daß Dantès zum Kapitän ernannt werden sollte, und da Dantès an Bord sehr beliebt war, dankten die braven Seeleute auf diese Weise ihrem Reeder dafür, daß seine Wahl diesmal zufällig mit ihren Wünschen übereinstimmte. Gleich nach Herrn Morrels Ankunft wurden Danglars und Caderousse nach dem Bräutigam gesandt, um ihn von der Anwesenheit des Reeders zu unterrichten. Danglars und Caderousse eilten fort, hatten aber noch keine hundert Schritte gemacht, als sie schon den kleinen Zug herankommen sahen.

Dieser Zug bestand aus vier jungen Mädchen, Freundinnen Mercedes' und Katalonierinnen wie sie, welche die Braut, die an Edmonds Arm daherschritt, begleiteten. Neben der Zukünftigen ging Vater Dantès, und hinter ihnen kam Ferdinand, auf dessen Gesicht ein böses Lächeln stand.

Weder Mercedes noch Edmond gewahrten dieses böse Lächeln. Die beiden waren so glücklich, daß sie nur sich allein und den schönen reinen Himmel sahen, der sie segnete.

Danglars und Caderousse entledigten sich ihrer Botschaft und schüttelten dann Edmond kräftig und freundschaftlich die Hand. Danglars trat dann an die Seite Ferdinands und Caderousse an die des Vaters von Dantès.

Caderousse hatte die Aussicht auf ein gutes Mahl wieder vollständig mit Dantès versöhnt; es war ihm von dem, was sich tags zuvor ereignet hatte, nur eine unbestimmte Erinnerung geblieben.

Danglars musterte den enttäuschten Liebhaber mit scharfem Blick. Ferdinand ging hinter den zukünftigen Eheleuten, vollständig von Mercedes vergessen, die in der reizenden Selbstsucht der Liebe nur Augen für ihren Edmond hatte. Er wurde abwechselnd bleich und rot; von Zeit zu Zeit sah er in der Richtung nach Marseille, und dann überlief ihn unwillkürlich ein nervöses Zittern; er schien irgendein großes Ereignis vorherzusehen.

Dantès trug die Uniform der Handelsmarine, welche die Mitte hält zwischen der Militäruniform und dem Zivilanzug, und die Freude, die ihm aus dem Auge leuchtete, hob seine männliche Schönheit noch.

Mercedes war schön wie eine Griechin von Cypern oder Chios, mit tiefschwarzen Augen und korallenroten Lippen; sie kam daher mit dem freien Schritte der Andalusierinnen, lächelte und sah ihre Umgebung offen an, und ihr Lächeln und ihr Blick sagten so freimütig, wie es Worte nicht deutlicher hätten ausdrücken können: Wenn ihr meine Freunde seid, so freut euch mit mir, denn ich bin glücklich!

Sobald das Brautpaar mit seiner Begleitung von der »Réserve« aus wahrgenommen wurde, ging Morrel, gefolgt von den Matrosen und Soldaten, denen er das Dantès bereits gemachte Versprechen, daß er Nachfolger des Kapitäns Leclère werden sollte, wiederholt hatte, dem kleinen Zuge entgegen. Edmond ließ seine Braut los und legte ihren Arm in den des Herrn Morrel,

und so begab sich, mit Herrn Morrel und der Braut an der Spitze, der Zug in den Saal.

»Vater«, sagte Mercedes, vor der Mitte des Tisches im Saale haltmachend, »du zu meiner Rechten, bitte, und zu meiner Linken soll der sitzen, der mein Bruder gewesen ist«, fügte sie mit einer Freundlichkeit hinzu, die ihrem Vetter wie ein Dolchstoß ins Herz drang. Seine Lippen wurden bleich, und unter der gebräunten Farbe seines männlichen Gesichts konnte man sehen, wie das Blut aus seinen Wangen wich.

Währenddessen hatte Dantès Herrn Morrel zu seiner Rechten und Danglars zu seiner Linken Platz nehmen lassen; dann forderte er mit einladender Geste jeden auf, sich nach Belieben hinzusetzen.

Die Schüsseln mit den landesüblichen Leckerbissen kreisten.

»Eine schöne Stille!« bemerkte der Greis, indem er ein Glas topasfarbenen Wein, den Vater Pamphile in Person soeben kredenzt hatte, langsam austrank. »Sind denn wirklich dreißig Leute hier, die lustig sein wollen?«

»Oh, ein Ehemann ist nicht immer lustig«, entgegnete Caderousse.

»Ja, wirklich, ich bin in diesem Augenblicke zu glücklich, um lustig zu sein«, sagte Dantès. »Wenn Sie's so meinen, so haben Sie recht, Nachbar. Die Freude hat manchmal eine sonderbare Wirkung, sie bedrückt wie der Schmerz.«

»Sie fürchten doch nichts?« fragte Ferdinand. »Mir scheint, daß alles nach Ihren Wünschen geht.«

»Und gerade das beunruhigt mich«, erwiderte Dantès; »mich dünkt, der Mensch ist nicht dazu gemacht, um so leicht glücklich zu sein. Das Glück ist jenen Schlössern auf den verzauberten Inseln gleich, deren Tore von Drachen bewacht werden. Man muß kämpfen, um es zu erobern, und ich weiß wirklich nicht, womit ich das Glück, der Gatte Mercedes' zu sein, verdient habe.«

»Der Gatte, der Gatte«, entgegnete Caderousse lachend, »soweit sind wir noch nicht, Herr Kapitän; versuch's nur mal, den Gatten zu spielen, und du wirst schon sehen, wie du empfangen wirst!«

Mercedes errötete.

Ferdinand rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her und wischte sich von Zeit zu Zeit den Schweiß von der Stirn.

»Nun, Nachbar Caderousse«, sagte Dantès; »es lohnt nicht die Mühe, mich wegen solcher Kleinigkeiten Lügen zu strafen. Mercedes ist allerdings noch nicht meine Frau … (er zog seine Uhr) in anderthalb Stunden wird sie's aber sein.«

Alle ließen einen Ruf der Überraschung hören, mit Ausnahme von Dantès' Vater, dessen breites Lächeln seine noch schönen Zähne zeigte. Mercedes lächelte ebenfalls und errötete nicht mehr. Ferdinand umkrampfte den Griff seines Messers.

»In anderthalb Stunden?« fragte Danglars erbleichend; »wie denn das?«

»Ja, meine Freunde«, antwortete Dantès, »durch den Einfluß des Herrn Morrel, des Mannes, dem ich nächst meinem Vater das meiste auf der Welt verdanke, sind alle Schwierigkeiten beseitigt. Wir haben die Aufgebote gekauft, und um halb drei Uhr erwartet uns der Bürgermeister von Marseille im Rathause. Da es nun eben ein Viertel nach eins geschlagen hat, so irre ich mich wohl nicht so sehr, wenn ich sage, daß Mercedes in anderthalb Stunden Frau Dantès sein wird.«

Ferdinand schloß die Augen, es brannte ihm wie Feuer auf den Lidern; er stützte sich auf den Tisch, um nicht vom Stuhle zu sinken; trotz seiner Anstrengungen konnte er ein dumpfes Stöhnen nicht unterdrücken, welches sich in dem Lärm des Lachens und der Glückwünsche der Versammlung verlor.

»Das heißt doch schneidig handeln, ohne die Zeit zu verlieren!« sagte Vater Dantès. »Gestern morgen angekommen, heute um drei Uhr verheiratet! So 'n Seemann fackelt nicht lange.«

»Aber die anderen Formalitäten«, warf Danglars schüchtern ein, »der Kontrakt, die Eintragungen …?«

»Der Kontrakt«, sagte Dantès lachend, »der Kontrakt ist fix und fertig: Mercedes hat nichts, ich auch nicht. Wir heiraten mit Gütergemeinschaft. Das ist bald geschrieben und wird nicht viel kosten.«

Dieser Scherz wurde von der Versammlung mit fröhlichem Beifall aufgenommen.

»Also feiern wir hier nicht eine Verlobung, sondern halten regelrecht ein Hochzeitsmahl?« fragte Danglars.

»Nein«, entgegnete Dantès; »Sie sollen um nichts kommen, seien Sie unbesorgt. Morgen früh reise ich nach Paris. Vier Tage hin, vier Tage zurück, einen Tag zur gewissenhaften Erledigung des Auftrags, mit dem ich betraut bin, und am ersten März bin ich zurück, am zweiten März ist dann das richtige Hochzeitsmahl.«

Diese Aussicht auf eine neue Festlichkeit erhöhte die heitere Stimmung dermaßen, daß Dantès' Vater sich jetzt vergeblich bemühte, seinen Wunsch für das Glück der Verlobten anzubringen.

Dantès erriet den Gedanken seines Vaters und beantwortete ihn mit einem liebevollen Lächeln. Mercedes hatte schon mehrmals nach der Kuckucksuhr im Saal gesehen und machte Edmond ein Zeichen.

Um den Tisch herum herrschte lärmende Fröhlichkeit. Diejenigen, welche mit ihrem Platze nicht zufrieden gewesen, hatten sich andere Nachbarn gesucht; alle sprachen zu gleicher Zeit.

Die Blässe Ferdinands war auf die Wangen Danglars' übergegangen. Ferdinand selbst glich jetzt einem Verdammten im Feuer. Er hatte sich als einer der ersten erhoben und ging im Saale auf und ab, sich bemühend, sein Ohr von dem Lärm der Lieder und dem Klingen der Gläser abzuwenden.

Caderousse näherte sich ihm in dem Augenblick, da Danglars, den er zu fliehen schien, in einer Ecke des Saales zu ihm trat.

»Wahrhaftig«, sagte Caderousse, dem das Benehmen Dantès' und besonders der gute Wein den letzten Rest von Haß, den das unerwartete Glück des jungen Mannes in seiner Seele hatte aufkeimen lassen, genommen hatte, »wahrhaftig, Dantès ist ein netter Kerl; und wenn ich ihn bei seiner Braut sitzen sehe, sage ich zu mir, daß es schade gewesen wäre, ihm den schlechten Streich zu spielen, den Ihr gestern plantet.«

»Du hast ja auch gesehen, daß die Sache nichts weiter auf sich hatte«, antwortete Danglars. »Der arme Herr Ferdinand hier war so fassungslos, daß er mich zuerst dauerte; da er sich aber

mit der Sache abgefunden hat und selbst den ersten Brautführer seines Nebenbuhlers macht, ist kein Wort weiter zu verlieren.«

Caderousse sah Ferdinand an, der wieder leichenblaß war.

»Das Opfer ist um so größer«, fuhr Danglars fort, »als das Mädchen in Wirklichkeit schön ist. Zum Kuckuck, ein Glückspilz, mein zukünftiger Kapitän; ich möchte nur zwölf Stunden Dantès heißen.«

»Wollen wir aufbrechen?« fragte die liebliche Stimme Mercedes'; »es schlägt zwei Uhr, und wir werden um ein Viertel nach zwei erwartet.«

»Ja, ja, wir wollen aufbrechen«, sagte Dantès, indem er sich lebhaft erhob.

Alle stimmten zu.

In diesem Augenblick bemerkte Danglars, wie Ferdinand, der auf dem Fensterbrett saß und den er nicht aus den Augen verlor, verstört aufblickte, sich krampfhaft erhob und wieder an das Fensterkreuz zurücksank. In demselben Augenblick fast hörte man von der Treppe her ein wirres Geräusch von schweren Tritten und Stimmen, untermischt mit Waffengeklirr, welches trotz des Lärms im Saale die Aufmerksamkeit der Versammelten erweckte, so daß sofort eine unruhige Stille entstand.

Das Geräusch näherte sich, drei Schläge ertönten an der Tür; alle sahen einander erstaunt an.

»Im Namen des Gesetzes!« rief es draußen. Niemand antwortete.

Sofort öffnete sich die Tür, und ein Kommissar, angetan mit einer Schärpe, trat, gefolgt von einem Unteroffizier und vier bewaffneten Soldaten, in den Saal.

Schrecken folgte auf die Unruhe.

»Was gibt es?« fragte der Reeder den Kommissar, der ihm bekannt war. »Hier liegt jedenfalls ein Irrtum vor, mein Herr.«

»Wenn ein Irrtum vorliegt, Herr Morrel«, antwortete der Kommissar, »so seien Sie versichert, daß er sofort wieder gutgemacht werden wird. Vorläufig bin ich Überbringer eines Haftbefehls, und ich muß meine Pflicht erfüllen, wenn es auch mit Bedauern geschieht. Wer von den Herren ist Edmond Dantès?«

Aller Blicke richteten sich auf den jungen Mann, der sehr erregt, aber seine Würde bewahrend, einen Schritt vortrat und sagte:

»Der bin ich, mein Herr; was wünschen Sie von mir?«

»Edmond Dantès«, erwiderte der Kommissar, »im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie!«

»Sie mich verhaften …«, sagte Edmond leicht erblassend. »Aber warum mich verhaften?«

»Ich weiß es nicht, mein Herr, aber Ihr erstes Verhör wird Sie darüber aufklären.«

Herr Morrel erkannte, daß sich unter diesen Umständen nichts machen ließ.

Der Greis aber stürzte auf den Beamten zu und bat und beschwor ihn; aber Tränen und Bitten vermochten nichts. Die Verzweiflung des Greises war jedoch so groß, daß der Kommissar davon gerührt wurde.

»Beruhigen Sie sich«, sagte er; »vielleicht hat Ihr Sohn einige Formalitäten in bezug auf die Zoll- und Sanitätsvorschriften vernachlässigt, und sobald man von ihm die gewünschte Aufklärung erhalten hat, wird er aller Wahrscheinlichkeit nach wieder in Freiheit gesetzt werden.«

»Oho! was bedeutet das?« wandte sich Caderousse stirnrunzelnd an Danglars, welcher den Überraschten spielte.

»Weiß ich es?« gab Danglars zurück; »mir geht's wie dir, ich begreife nichts von alledem, was vorgeht.«

Caderousses Augen suchten Ferdinand; er war verschwunden.

Die ganze Szene vom Tage vorher stand plötzlich mit erschreckender Klarheit vor ihm; die Katastrophe schien den Schleier, den die Trunkenheit über sein Gedächtnis geworfen hatte, zerrissen zu haben.

»Oho!« sagte er mit heiserer Stimme, »wäre das die Folge des Scherzes, von dem Ihr gestern spracht, Danglars? Dann wehe dem, der ihn ausgeführt hat, denn es wäre ein sehr übler Scherz.«

»Durchaus nicht!« rief Danglars. »Du weißt doch sehr gut, daß ich das Papier zerrissen habe.«

»Zerrissen hast du's nicht«, antwortete Caderousse, »sondern nur in die Ecke geworfen.«

»Sei still, du hast nichts gesehen, du warst ja betrunken.«

»Wo ist Ferdinand?« fragte Caderousse.

»Weiß ich das?« erwiderte Danglars. »Wahrscheinlich hat er irgendwo zu tun; doch anstatt uns darum zu kümmern, laß uns lieber dem armen Dantès beistehen.«

Dantès hatte während dieser Unterhaltung allen Freunden die Hand gedrückt und sich als Gefangener gestellt.

»Seid ruhig«, sagte er, »der Irrtum wird sich aufklären, und wahrscheinlich komme ich gar nicht einmal bis zum Gefängnis.«

»O gewiß nicht, dafür werde ich bürgen«, bemerkte Danglars, der in diesem Augenblick auf die Gruppe zutrat.

Dantès folgte, von den Soldaten umgeben, dem Polizeikommissar die Treppe hinab. Ein Wagen mit geöffnetem Schlage hielt vor der Tür; er stieg ein; zwei Soldaten und der Kommissar stiegen nach ihm ein; der Schlag fiel zu, und der Wagen fuhr nach Marseille davon.

»Lebe wohl, Dantès! Lebe wohl, Edmond!« rief Mercedes ihm vom Balkon aus nach.

Der Gefangene hörte diesen letzten Schrei, der sich wie ein Schluchzen dem zerrissenen Herzen seiner Braut entrang; er steckte den Kopf aus dem Schlage und rief: »Auf Wiedersehen, Mercedes!« Dann verschwand er um eine Ecke des Forts Saint-Nicolas.

»Wartet hier auf mich«, sagte der Reeder; »ich fahre mit dem ersten Wagen, den ich treffe, nach Marseille und bringe euch Nachricht.«

»Gehen Sie!« riefen alle, »gehen Sie und kommen Sie schnell wieder!«

Nach diesem doppelten Aufbruch herrschte unter den Zurückgebliebenen einen Augenblick lang eine schreckliche Bestürzung.

Der Greis und Mercedes blieben einige Zeit jeder in seinen eigenen Schmerz versunken; endlich aber begegneten sich ihre Augen, sie erkannten sich als zwei Unglückliche, die derselbe Schlag getroffen hat, und warfen einander in die Arme.

Während dieser Zeit trat Ferdinand wieder in den Saal, goß

sich ein Glas Wasser ein, trank es aus und setzte sich auf einen Stuhl.

Der Zufall wollte es, daß Mercedes, als die Arme des Greises sie losließen, auf einen daneben stehenden Stuhl sank.

Ferdinand machte eine instinktive Bewegung und fuhr mit seinem Stuhl zurück.

»Er ist's«, sagte Caderousse, der den Katalonier nicht aus dem Auge gelassen hatte, zu Danglars.

»Ich glaube nicht«, antwortete Danglars; »er war zu dumm; auf jeden Fall möge der Schlag auf den zurückfallen, der ihn geführt hat.«

»Du sprichst nicht von dem, der dazu geraten hat«, sagte Caderousse.

»Na, wahrhaftig, wenn man für alles, was man so daherredet, verantwortlich sein sollte!«

»Ja, wenn das, was man so daherredet, Unheil stiftet.«

Unterdessen erörterten die Anwesenden in verschiedenen Gruppen die plötzliche Verhaftung Dantès'.

»Und Sie, Danglars«, fragte eine Stimme, »was denken Sie von diesem Ereignis?«

»Ich?« entgegnete Danglars, »ich glaube, er wird einige Ballen verbotener Waren mitgebracht haben.«

»Das müßten Sie dann doch wissen, Danglars, da Sie der Rechnungsführer waren.«

»Das wohl, aber der Rechnungsführer kennt nur die Kolli, welche ihm deklariert werden. Ich weiß nur, daß wir Baumwolle geladen haben, daß wir unsere Ladung in Alexandrien vom Hause Pastret und in Smyrna vom Hause Pascal empfangen haben; mehr kann ich nicht sagen.«

»Oho, da fällt mir ein«, murmelte der Vater, sich an diesen Strohhalm klammernd, »daß er mir gestern gesagt hat, er habe eine Kiste Kaffee und eine Kiste Tabak für mich.«

»Sehen Sie«, rief Danglars, »das ist's. In unserer Abwesenheit wird die Zollbehörde dem ›Pharao‹ einen Besuch abgestattet und die Bescherung entdeckt haben.«

Mercedes glaubte überhaupt nichts von alledem. Ihr bis dahin

zurückgepreßter Schmerz machte sich plötzlich in Schluchzen Luft.

»Nun, nun, nur Mut!« redete Vater Dantès ihr zu, ohne selbst zu wissen, was er sagte.

»Mut!« wiederholte Danglars.

»Mut!« versuchte Ferdinand zu murmeln, aber seine Lippen bewegten sich, ohne einen Laut hervorzubringen.

»Ein Wagen, ein Wagen!« rief einer der Teilnehmer, welcher als Posten auf dem Balkon geblieben war. »Ah, es ist Herr Morrel! Mut, Mut! jedenfalls bringt er gute Nachrichten.«

Mercedes und der alte Vater eilten dem Reeder entgegen, den sie an der Tür trafen. Herr Morrel war sehr bleich.

»Nun?« riefen sie wie aus einem Munde.

»Ach, meine Freunde«, antwortete der Reeder, den Kopf schüttelnd, »die Sache ist ernster, als wir glaubten!«

»Oh, Herr Morrel«, rief Mercedes, »er ist unschuldig!«

»Ich glaube es«, entgegnete Herr Morrel, »aber man beschuldigt ihn.«

»Wessen?« fragte der alte Dantès.

»Ein bonapartistischer Agent zu sein.«

Das war damals in Frankreich eine entsetzliche Anklage.

Mercedes stieß einen Schrei aus; der Greis sank auf einen Stuhl.

»Aha«, sagte Caderousse leise, »du hast mich belogen, Danglars! Der Scherz ist also zur Ausführung gekommen, aber ich will diesen Greis und dieses junge Mädchen nicht vor Gram sterben lassen und ihnen alles sagen.«

»Schweig, Unglücksmensch!« rief Danglars, indem er Caderousse bei der Hand faßte, »sonst stehe ich nicht für dich selbst. Wer sagt dir, daß Dantès nicht wirklich schuldig ist? Das Schiff hat an der Insel Elba angelegt, er ist ans Land gestiegen und einen ganzen Tag in Porto Ferrajo geblieben. Fände man bei ihm einen Brief, der ihn kompromittierte, so würden alle, welche ihm beigestanden haben, für seine Mitschuldigen gelten.«

Caderousse begriff mit dem schnellen Instinkte des Egoismus das Begründete dieses Einwurfs; er sah Danglars mit Augen voll Furcht und Schmerz an und sagte leise:

»Warten wir denn ab.«

»Ja, warten wir's ab«, stimmte Danglars zu, »wenn er unschuldig ist, wird man ihn freilassen; ist er schuldig, so ist es unnütz, sich eines Verschwörers wegen bloßzustellen.«

»Dann laß uns gehen, ich kann nicht länger hier bleiben.«

»Ja, komm«, sagte Danglars, erfreut, jemand zu haben, der gleichzeitig mit ihm ging, »komm und laß sie sich helfen, so gut sie können.«

Sie entfernten sich. Ferdinand, der wieder die Stütze des jungen Mädchens geworden war, nahm Mercedes an der Hand und führte sie ins Katalonierdorf zurück; Dantès' Freunde brachten den fast ohnmächtigen Greis zu seiner Wohnung in den Allées de Meilhan.

Bald verbreitete sich das Gerücht, daß Dantès als bonapartistischer Agent verhaftet worden sei, in der ganzen Stadt.

»Hätten Sie das geglaubt, mein lieber Danglars?« fragte Herr Morrel, als er seinen Rechnungsführer und Caderousse einholte; er eilte nach der Stadt zurück, um etwas Genaueres über Edmond vom Zweiten Staatsanwalt, Herrn von Villefort, den er kannte, zu erfahren; »hätten Sie das geglaubt?«

»Je nun, Herr Morrel«, antwortete Danglars, »ich sagte Ihnen schon, daß Dantès ohne ersichtlichen Grund an der Insel Elba angelegt hat, und Sie wissen, mir ist dieser Aufenthalt verdächtig erschienen.«

»Haben Sie denn aber anderen von Ihrem Verdacht Mitteilung gemacht?«

»Ich würde mich gehütet haben«, antwortete Danglars leise, »Sie wissen, daß man Sie wegen Ihres Onkels, des Herrn Policar Morrel, der unter dem andern gedient hat und aus seinen Gedanken kein Geheimnis macht, beargwöhnt, daß Sie mit Napoleon sympathisieren. Ich hätte befürchten müssen, Edmond und in der Folge auch Ihnen zu schaden; es gibt Dinge, die ein Untergebener die Pflicht hat, seinem Reeder zu sagen, aber anderen gegenüber streng geheimzuhalten.«

»Ganz recht, Danglars, ganz recht, Sie sind ein braver Kerl; ich hatte auch schon an Sie gedacht, für den Fall, daß der arme Dantès Kapitän des ›Pharao‹ geworden wäre.«

»Wieso, Herr Morrel?«

»Ja, ich hatte Dantès gefragt, was er von Ihnen dächte und ob er irgend etwas dagegen hätte, daß Sie auf Ihrem Posten blieben; denn ich weiß nicht weshalb, aber ich hatte zu bemerken geglaubt, daß eine gewisse Kälte zwischen Ihnen herrschte.«

»Und was hat er Ihnen geantwortet?«

»Daß er in der Tat glaube, Ihnen einmal – die Umstände hat er mir nicht gesagt – unrecht getan zu haben, daß aber jeder, welcher das Vertrauen des Reeders genösse, auch das seinige besäße.«

»Der Heuchler!« murmelte Danglars.

»Der arme Dantès!« sagte Caderousse. »Er war wirklich ein prächtiger Junge.«

»Ja«, bemerkte Herr Morrel, »aber vorläufig ist der ›Pharao‹ ohne Kapitän.«

»Oh«, meinte Danglars, »wir können vor einem Vierteljahr nicht wieder in See stechen, und bis dahin ist Dantès hoffentlich wieder frei.«

»Ohne Zweifel, aber bis dahin?«

»Nun, bis dahin bin ich ja da, Herr Morrel«, sagte Danglars. »Sie wissen, daß ich die Führung eines Schiffes ebensogut verstehe wie ein Kapitän; Sie werden sogar einen Vorteil haben, wenn Sie sich meiner bedienen, denn Sie brauchen dann, wenn Edmond die Freiheit erhält, niemand zu entlassen; er nimmt dann einfach seine Stelle wieder ein und ich die meinige.«

»Danke Ihnen, Danglars«, entgegnete der Reeder; »so regelt sich in der Tat alles vortrefflich. Übernehmen Sie also das Kommando, ich bevollmächtige Sie dazu, und überwachen Sie das Löschen; was auch den Personen zustoßen möge, die Geschäfte dürfen nie darunter leiden.«

»Seien Sie unbesorgt, Herr Morrel; aber wird man den braven Edmond nicht wenigstens sehen können?«

»Das werde ich Ihnen sogleich sagen, Danglars; ich will versuchen, mit Herrn von Villefort zu sprechen, und mich bei ihm zugunsten des Gefangenen verwenden. Ich weiß wohl, daß er ein wütender Royalist ist, aber immerhin, trotz Royalist und

Staatsanwalt, er ist auch ein Mensch, und ich halte ihn nicht für schlecht.«

»Nein«, meinte Danglars, »aber er soll ehrgeizig sein, und ehrgeizige Leute sind selten gut.«

»Nun, wir werden ja sehen«, sagte Herr Morrel mit einem Seufzer. »Gehen Sie an Bord, ich werde Sie dort treffen.«

Er verließ die beiden Freunde, um den Weg nach dem Justizpalaste einzuschlagen.

»Du siehst«, sagte Danglars zu Caderousse, »welche Wendung die Geschichte nimmt. Hast du noch Lust, dich für Dantès zu verwenden?«

»Nein, gewiß nicht; aber es ist doch ein entsetzlicher Scherz, der solche Folgen hat.«

»Nun, wer hat ihn denn ausgeführt? Du doch nicht und ich auch nicht, nicht wahr? sondern Ferdinand. Du weißt doch, daß ich das Papier in die Ecke geworfen habe; ich glaubte sogar, ich hätte es zerrissen.«

»Nein, nein«, antwortete Caderousse. »Oh, da bin ich ganz sicher; ich sehe es noch in der Ecke der Laube zerknittert und zusammengerollt und möchte sogar, es läge noch da.«

»Na, sieh her: Ferdinand hat es jedenfalls aufgegriffen, hat es abgeschrieben oder abschreiben lassen, vielleicht hat er sich auch nicht einmal die Mühe genommen, ja, mein Gott, vielleicht hat er meinen eigenen Brief abgeschickt! Zum Glück hatte ich meine Handschrift verstellt.«

»Wußtest du denn aber, daß Dantès ein Verschwörer ist?«

»Ich? Davon wußte ich nicht das geringste; ich habe, wie gesagt, einen Scherz machen wollen, weiter nichts. Wie's scheint, habe ich, wie der Hanswurst, im Scherze die Wahrheit gesagt.«

»Einerlei«, sagte Caderousse, »ich würde viel drum geben, wenn die ganze Geschichte nicht passiert wäre, oder wenigstens, wenn ich mit derselben nichts zu tun hätte. Du wirst sehen, sie wird uns Unglück bringen, Danglars!«

»Wenn sie Unglück bringen soll, so doch nur dem Schuldigen, und der eigentlich Schuldige ist Ferdinand und nicht wir. Was soll uns denn passieren? Wir brauchen uns nur still zu ver-

halten und nichts von alledem verlauten zu lassen, so wird das Gewitter an uns vorübergehen.«

»Amen!« sagte Caderousse, indem er Danglars ein Zeichen des Abschieds machte und sich nach den Allées de Meilhan wandte; er schüttelte den Kopf und sprach mit sich selbst, wie es Leute zu tun pflegen, die sehr mit etwas beschäftigt sind.

»So«, sagte Danglars, »die Dinge nehmen die Wendung, wie ich sie vorhergesehen habe; jetzt bin ich Interimskapitän, und wenn dieses Schaf von Caderousse das Maul halten kann, werde ich's definitiv. Bliebe nur noch der Fall, daß die Justiz Dantès laufen ließe. Aber«, setzte er mit einem Lächeln hinzu, »die Justiz ist die Justiz, sie wird schon das Ihrige tun.«

Und damit sprang er in ein Boot und gab dem Führer den Befehl, ihn nach dem »Pharao« zu rudern, wo er den Reeder erwarten wollte.

Der Zweite Staatsanwalt

In der Rue du Grand-Cours, gegenüber der Fontäne der Medusen, wurde in einem der alten aristokratischen Häuser an dem nämlichen Tage und um die nämliche Stunde gleichfalls ein Verlobungsfest gefeiert.

Nur waren die Festteilnehmer hier nicht aus dem Volke, Matrosen und Soldaten, sondern sie gehörten der ersten Gesellschaft der Stadt an.

Es waren ehemalige Beamte, die unter dem Usurpator ihr Amt niedergelegt hatten, alte Offiziere, welche desertiert und unter die Fahnen Condés übergetreten waren, sowie junge Leute, die von ihrer Familie in dem Haß gegen Napoleon erzogen wurden.

Man saß bei Tische, und in dem Gespräch lebten alle politischen Leidenschaften der Gegenwart auf.

Der Kaiser, der nun auf der Insel Elba lebte, wurde hier wie ein Mann behandelt, der Frankreich und den Thron für immer verloren hatte. Die Beamten erwähnten seine politischen Miß-

griffe; die Offiziere sprachen von Moskau und Leipzig, die Frauen über seine Ehescheidung von Josephine. Es schien dieser fröhlichen Gesellschaft, daß sie aus einem bösen Traum erwacht sei und daß das Leben jetzt erst für sie beginne.

Ein mit dem Kreuze des heiligen Ludwig geschmückter alter Herr erhob sich und brachte einen Toast auf die Gesundheit des Königs Ludwig XVIII. aus; es war der Marquis von Saint-Méran. Sein Trinkspruch rief allgemeine Begeisterung hervor, die Gläser wurden hochgehoben, die Damen nahmen ihre Sträuße und streuten die Blumen über das Tischtuch.

»Alle diese Revolutionäre, die, die uns vertrieben haben und die wir unsererseits ruhig in unseren alten Schlössern konspirieren lassen, die sie unter der Schreckensherrschaft für ein Butterbrot gekauft haben«, sagte die Marquise von Saint-Méran, eine Dame mit trockenen Augen, schmalen Lippen, von aristokratischer Erscheinung und trotz ihrer fünfzig Jahre noch elegant, »wenn sie hier wären, sie würden zugeben, daß die wahre Ergebenheit auf unserer Seite war, da wir treu an der zusammenbrechenden Monarchie hingen und unser Vermögen verloren, während sie im Gegenteil die aufgehende Sonne begrüßten und ihr Glück machten; sie würden zugeben, daß unser König in Wahrheit Ludwig der Vielgeliebte ist, während ihr Usurpator nie etwas anders gewesen ist als Napoleon der Verfluchte. Nicht wahr, von Villefort?«

»Sie sagten, Frau Marquise …? Verzeihen Sie, ich war nicht bei der Unterhaltung.«

»Ei, lassen Sie doch diese Kinder, Marquise«, sagte der alte Herr, der den Trinkspruch ausgebracht hatte; »diese Kinder stehen im Begriff, sich zu verheiraten, und haben natürlich von etwas anderm zu sprechen als von Politik.«

»Verzeihen Sie, liebe Mutter«, sagte eine junge und schöne Dame mit blondem Haar, »ich gebe Ihnen Herrn von Villefort zurück, den ich auf einen Augenblick in Beschlag genommen hatte. Herr von Villefort, meine Mutter spricht mit Ihnen.«

»Ich bin bereit, der gnädigen Frau zu antworten, wenn sie ihre Frage, die ich nicht recht verstanden habe, wiederholen wollte«, erwiderte Herr von Villefort.

»Man verzeiht dir, Renée«, sagte die Marquise mit einem zärtlichen Lächeln, das man diesem trockenen Gesicht nicht zugetraut hätte; »man verzeiht dir … Ich sagte also, Villefort, daß die Bonapartisten weder unsere Überzeugung noch unseren Enthusiasmus, noch unsere Ergebenheit hätten.«

»Oh, gnädige Frau, sie haben wenigstens etwas, was alles das ersetzt: den Fanatismus. Napoleon ist der Mohammed des Abendlandes; er ist für alle diese gewöhnlichen, aber im höchsten Grade ehrgeizigen Menschen aus dem Volke nicht nur ein Gesetzgeber und Meister, sondern auch ein Sinnbild, das Sinnbild der Gleichheit.«

»Der Gleichheit!« rief die Marquise. »Napoleon das Sinnbild der Gleichheit! Und was wollen Sie denn mit Herrn von Robespierre machen? Mir scheint, Sie haben ihm seinen Platz genommen, um ihn dem Korsen zu geben; ich dächte aber, wir hätten an einer Usurpation gerade genug.«

»Nein, gnädige Frau«, antwortete Villefort, »ich lasse jeden auf seinem Piedestal: Robespierre auf dem Platze Ludwigs XV., auf seinem Schafott, Napoleon auf dem Vendômeplatz auf seiner Säule; nur hat der eine die Gleichheit gemacht, welche erniedrigt, der andere die, welche erhebt; der eine hat die Könige bis zur Guillotine erniedrigt, der andere das Volk bis zum Throne erhoben. Das soll nicht heißen«, fügte Villefort lachend hinzu, »daß beide nicht infame Revolutionäre und der neunte Thermidor und der vierte April 1814 nicht zwei glückliche Tage für Frankreich wären, würdig, in gleicher Weise von den Freunden der Ordnung und der Monarchie gefeiert zu werden; aber es erklärt auch, weshalb Napoleon, wenn er auch gefallen ist, um sich hoffentlich nie wieder zu erheben, seine begeisterten Anhänger bewahrt hat; hatte doch Cromwell, der nicht halb das war, was Napoleon gewesen ist, auch die seinigen!«

»Wissen Sie, Villefort, daß das, was Sie da sagen, auf eine Meile nach Revolution riecht? Aber ich verzeihe Ihnen; man kann nicht Sohn eines Girondisten sein, ohne daß einem etwas anhaften bleibt.«

Eine tiefe Röte überzog Villeforts Stirn.

»Mein Vater war allerdings Girondist, gnädige Frau«, sagte er, »aber mein Vater hat nicht für den Tod des Königs gestimmt, mein Vater war geächtet von derselben Schreckensherrschaft, die Sie ächtete, und es hat nicht viel daran gefehlt, daß er seinen Kopf auf dasselbe Schafott legte, auf dem der Kopf Ihres Vaters gefallen ist.«

»Ja«, sagte die Marquise, ohne daß diese blutige Erinnerung die geringste Veränderung in ihren Zügen bewirkte; »nur hätten sie dasselbe für gänzlich entgegengesetzte Prinzipien bestiegen, und der Beweis dafür ist, daß meine ganze Familie dem Königshaus treu geblieben ist, während Ihr Vater sich beeilt hat, sich auf die Seite der neuen Regierung zu schlagen, und daß, nachdem der Bürger Noirtier Girondist gewesen, der Graf Noirtier Senator geworden ist.«

»Liebe Mutter«, sagte Renée, »du weißt doch, daß von diesen häßlichen Erinnerungen nicht mehr gesprochen werden sollte.«

»Gnädige Frau«, antwortete Villefort, »ich schließe mich dem Fräulein von Saint-Méran an und bitte demütigst um Vergessen der Vergangenheit. Wozu über Dinge reden, die selbst dem Willen Gottes entzogen sind? Gott kann die Zukunft ändern, aber nicht die Vergangenheit. Wir Menschen können, wenn nicht sie ableugnen, so wenigstens einen Schleier darüber werfen. Nun wohl, ich habe mich nicht nur von den Ansichten, sondern auch von dem Namen meines Vaters getrennt. Mein Vater war oder ist vielleicht jetzt noch Bonapartist und nennt sich Noirtier; ich bin Royalist und nenne mich Villefort. Lassen Sie in dem alten Stamme einen Rest revolutionären Saftes sterben und sehen Sie, gnädige Frau, nur den Sprößling, der von diesem Stamme aufschießt, ohne sich ganz davon ablösen zu können, ich möchte fast sagen, ohne sich ganz von ihm loslösen zu wollen.«

»Bravo, Villefort«, rief der Marquis, »gut geantwortet! Auch ich habe der Marquise immer Vergessen der Vergangenheit gepredigt, ohne daß ich es je von ihr erlangen konnte; Sie werden hoffentlich glücklicher sein.«

»Nun wohl denn«, sagte die Marquise, »wir wollen die

Vergangenheit vergessen; seien Sie aber wenigstens in Zukunft unbeugsam, Villefort. Vergessen Sie nicht, daß wir uns bei Seiner Majestät für Sie verbürgt haben und daß Seine Majestät auf unsere Empfehlung geruht haben, vergessen zu wollen« – sie reichte ihm die Hand –, »wie ich auf Ihre Bitte vergesse. Nur wenn Ihnen irgendein Verschwörer in die Hände fällt, so denken Sie daran, daß man um so mehr auf Sie aufpaßt, als man weiß, daß Sie aus einer Familie sind, die vielleicht mit diesen Verschwörern in Verbindung steht.«

»Ach, gnädige Frau«, sagte Villefort, »mein Beruf und besonders die Zeit, in welcher wir leben, erheischen von mir, streng zu sein. Ich werde es sein. Ich habe bereits einige politische Anklagen zu vertreten gehabt und habe in dieser Hinsicht meine Proben abgelegt. Leider sind wir noch nicht am Ende.«

»Glauben Sie?« fragte die Marquise.

»Ich fürchte es. Napoleon ist auf der Insel Elba Frankreich sehr nahe; seine Anwesenheit fast im Angesicht unserer Küste erhält die Hoffnungen seiner Anhänger lebendig. Marseille ist voll von Offizieren auf Halbsold, die täglich unter nichtigen Vorwänden mit den Royalisten Streit suchen; daher Duelle unter den höheren Klassen, daher Mord und Totschlag im Volke.«

»Ja«, sagte der Graf von Salvieux, ein alter Freund des Herrn von Saint-Méran und Kammerherr des Grafen von Artois, »ja, aber Sie wissen, daß die Heilige Allianz ihn umquartiert.«

»Ja, davon war die Rede bei unserer Abreise von Paris«, bemerkte Herr von Saint-Méran. »Und wohin schickt man ihn?«

»Nach St. Helena.«

»Nach St. Helena! Wo ist das?« fragte die Marquise.

»Eine zweitausend Meilen von hier entfernte Insel jenseits des Äquators«, antwortete der Graf.

»Fürwahr, es ist, wie Villefort sagt, eine große Torheit, daß man einen solchen Menschen zwischen Korsika, wo er geboren ist, und Neapel läßt, wo noch sein Schwager regiert, und im Angesicht dieses Italiens, aus dem er ein Königreich für seinen Sohn hat machen wollen.«

»Leider«, sagte Villefort, »haben wir diese Verträge von 1814,

und man kann Napoleon nicht anrühren, ohne diese Verträge zu verletzen.«

»Nun, dann wird man sie eben verletzen!« rief Herr von Salvieux. »Hat er es so genau genommen, als er den unglücklichen Herzog von Enghien hat erschießen lassen?«

»Ja«, sagte die Marquise, »die Heilige Allianz muß Europa von Napoleon befreien, und Villefort befreit Marseille von seinen Parteigängern. Der König regiert entweder, oder er regiert nicht; wenn er regiert, so muß seine Regierung stark und seine Diener müssen unbeugsam sein; auf die Weise wird das Böse verhütet.«

»Leider, gnädige Frau«, antwortete Villefort lächelnd, »kommt der Staatsanwalt immer erst dann, wenn das Böse bereits geschehen ist.«

»Dann ist es an ihm, es wieder gutzumachen.«

»Ich könnte Ihnen wieder sagen, gnädige Frau, daß wir das Böse nicht gutmachen, sondern daß wir es bloß rächen.«

»Oh, Herr von Villefort«, sagte ein hübsches junges Mädchen, die Tochter des Grafen von Salvieux und Freundin des Fräuleins von Saint-Méran, »sehen Sie doch zu, daß Sie einen schönen Prozeß bekommen, während wir in Marseille sind. Ich war noch nie bei einer Schwurgerichtsverhandlung, und es soll sehr interessant sein.«

»Sehr interessant, in der Tat, gnädiges Fräulein«, antwortete der Zweite Staatsanwalt, »denn statt einer erdichteten Tragödie haben Sie ein wirkliches Drama, statt gespielter Schmerzen echte. Der Mann, den man da sieht, kehrt, wenn der Vorhang gefallen ist, nicht nach Hause zurück, um zu Abend zu essen, sich ruhig schlafen zu legen und morgen wieder anzufangen, sondern sein Weg geht ins Gefängnis, wo der Henker auf ihn wartet. Sie sehen, daß es für Menschen, die Aufregungen suchen, kein Schauspiel gibt, welches diesem gleichkäme. Seien Sie ruhig, gnädiges Fräulein, wenn die Gelegenheit sich bietet, werde ich es Ihnen verschaffen.«

»Er macht uns beben … und er lacht!« sagte Renée, die ganz blaß geworden war.

»Nun, sehen Sie, es ist ein Duell … Ich habe schon fünf- oder sechsmal die Todesstrafe gegen politische oder andere Angeklagte beantragt … Nun wohl, wer weiß, wie viele Dolche in diesem Augenblick im Dunkel geschliffen werden oder schon gegen mich gerichtet sind?«

»O Gott!« rief Renée, die immer ernster wurde. »Sprechen Sie denn im Ernst, Herr von Villefort?«

»Im vollen Ernst«, erwiderte der junge Beamte lächelnd. »Und diese schönen Prozesse, welche das gnädige Fräulein wünscht, um ihre Neugier, und welche ich wünsche, um meinen Ehrgeiz zu befriedigen, werden die Lage nur noch verschlimmern. Alle diese Soldaten Napoleons, die es gewöhnt sind, blindlings den Feind anzugreifen – glauben Sie, daß die erst nachdenken, wenn sie eine Patrone abschießen oder mit dem Bajonett drauflosgehn? Nun wohl, glauben Sie, daß sie mehr überlegen werden, wenn es sich darum handelt, einen Mann zu töten, den sie für ihren persönlichen Feind halten, als wenn sie einen Russen, Österreicher oder Ungarn töten sollen, den sie nie gesehen haben? Übrigens, sehen Sie, ist das nötig; ohne das hätte unser Handwerk keine Entschuldigung. Ich selbst fühle mich, wenn ich im Auge des Angeklagten den Haß leuchten sehe, ermutigt, meine Kräfte wachsen; es ist nicht mehr ein Prozeß, sondern ein Kampf; ich kämpfe gegen ihn, er wehrt sich gegen mich, ich verdoppele meine Ausfälle, und der Kampf endet, wie alle Kämpfe, mit einem Siege oder einer Niederlage. Das ist Plädieren! Die Gefahr macht die Beredsamkeit. Ein Angeklagter, der mir nach meiner Replik zulächeln würde, würde mich glauben machen, daß ich schlecht gesprochen hätte. Denken Sie sich das Gefühl des Stolzes, welches ein von der Schuld des Angeklagten überzeugter Staatsanwalt empfindet, wenn er den Schuldigen erblassen und unter dem Gewichte der Beweise und der niederschmetternden Wirkung seiner Beredsamkeit sich beugen sieht! Dieser Kopf neigt sich, er wird fallen …«

Renée stieß einen leichten Schrei aus.

»Das nennt man sprechen«, bemerkte einer der Anwesenden.

»Das ist ein Mann, wie wir ihn in Zeiten wie die unsrigen brauchen!« äußerte ein zweiter.

»In Ihrem letzten Prozeß waren Sie auch prachtvoll, mein lieber Villefort«, sagte ein dritter. »Sie wissen, dieser Mensch, der seinen Vater ermordet hatte; Sie haben ihn buchstäblich getötet, ehe der Henker ihn nur berührt hat.«

»Oh, bei Vatermördern ist das etwas anderes«, meinte Renée, »für solche Menschen gibt es keine zu große Strafe; aber bei den unglücklichen politischen Angeklagten …!«

»Das ist schlimmer, Renée, denn der König ist der Vater des Volkes, und den König stürzen oder töten wollen heißt den Vater von zweiunddreißig Millionen Menschen töten wollen.«

»Oh, einerlei, Herr von Villefort«, antwortete Renée, »versprechen Sie mir, gegen diejenigen, die ich Ihnen empfehlen werde, nachsichtig zu sein?«

»Seien Sie beruhigt«, sagte Villefort mit seinem liebenswürdigsten Lächeln, »wir werden meine Anträge zusammen machen.«

»Liebes Kind«, riet die Marquise, »kümmere dich um deine Kolibris, deine Schoßhunde und deinen Putz und laß deinen künftigen Gemahl sein Geschäft besorgen. Heute ruhen die Waffen, und der Talar steht in Ansehen; es gibt darüber ein tiefsinniges lateinisches Wort.«

»Cedant arma togae«, sagte Villefort, sich verneigend.

»Ich wagte nicht, lateinisch zu sprechen«, antwortete die Marquise.

»Ich glaube, ich möchte lieber, Sie wären Arzt«, begann Renée wieder; »der Würgengel, wenn er auch ein Engel ist, hat mich immer sehr erschreckt.«

»Gute Renée!« murmelte Villefort, das junge Mädchen mit einem Blick voll Liebe umfassend.

»Liebe Tochter«, sagte der Marquis, »Herr von Villefort wird der moralische und politische Arzt dieser Provinz sein; glaube mir, das ist eine schöne Rolle, die er da zu spielen hat.«

»Und das wird ein Mittel sein, diejenige, die sein Vater gespielt hat, vergessen zu machen«, fing die unverbesserliche Marquise wieder an.

»Gnädige Frau«, entgegnete Villefort mit einem melancholischen Lächeln, »ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu sagen, daß mein Vater, wie ich wenigstens hoffe, den Irrtümern seiner Vergangenheit abgeschworen hat und ein eifriger Freund der Religion und Ordnung geworden ist, ein besserer Royalist vielleicht als ich selbst, denn er wäre es mit Reue, und ich bin es nur mit Leidenschaft.«

Nach dieser wohlgesetzten Redewendung blickte Villefort die Anwesenden an, wie er im Gerichtssaal die Zuhörer angesehen haben würde, um sich von der Wirkung seiner Beredsamkeit zu überzeugen.

»Sehen Sie, mein lieber Villefort«, sagte der Graf von Salvieux, »gerade das habe ich vorgestern in den Tuilerien dem Minister des königlichen Hauses geantwortet, der mich wegen dieser seltsamen Verbindung zwischen dem Sohne eines Girondisten und der Tochter eines Offiziers der Armee Condés befragte, und der Minister hat sehr gut verstanden. Dieses Fusionssystem ist das Ludwigs XVIII. Der König, der, ohne daß wir es ahnten, unsere Unterhaltung mit angehört hatte, unterbrach uns denn auch, indem er sagte: ›Villefort …‹ Beachten Sie, daß der König den Namen Noirtier nicht aussprach, vielmehr einen Nachdruck auf den Namen Villefort legte! ›Villefort‹, sagte also der König, ›wird eine gute Laufbahn machen; er ist ein schon reifer junger Mann und mir ergeben. Ich habe mit Vergnügen gesehen, daß der Marquis und die Marquise von Saint-Méran ihn zum Schwiegersohn erwählt haben, und hätte ihnen die Verbindung geraten, wenn sie mich nicht zuerst um die Erlaubnis dazu gebeten hätten.‹«

»Das hat der König gesagt?« rief Villefort entzückt.

»Ich berichte Ihnen seine eigenen Worte, und wenn der Marquis freimütig sein will, so wird er gestehen, daß das, was ich Ihnen eben erzähle, vollkommen mit dem übereinstimmt, was der König ihm selbst gesagt hat, als er mit ihm vor einem halben Jahre von einem Heiratsplan zwischen seiner Tochter und Ihnen gesprochen hat.«

»Das ist wahr«, bestätigte der Marquis.

»Oh, dann verdanke ich diesem würdigen Fürsten also alles. Dafür will ich auch alles, was in meinen Kräften steht, tun, um ihm zu dienen!«

»Sehen Sie«, sagte die Marquise, »so mag ich Sie leiden. Jetzt soll nur ein Verschwörer kommen, er wird gebührend empfangen werden.«

»Und ich, liebe Mutter«, antwortete Renée, »bitte Gott, daß er Sie nicht erhöre und daß er Herrn von Villefort nur kleine Diebe, unbedeutende Bankerotteure und furchtsame Gauner sende; dann werde ich ruhig schlafen.«

»Das ist«, sagte Villefort lachend, »als ob Sie einem Doktor nur Migränen, Masern und Wespenstiche wünschten, alles Dinge, die nur die Haut verletzen. Wenn Sie mich als Staatsanwalt sehen wollen, so wünschen Sie mir im Gegenteil jene schrecklichen Krankheiten, deren Kur dem Arzte Ehre macht.«

Und als ob der Zufall nur auf die Äußerung dieses Wunsches von seiten Villeforts gewartet hätte, damit er erfüllt würde, trat in diesem Augenblick ein Kammerdiener ein und sagte ihm einige Worte ins Ohr. Villefort verließ mit einer Entschuldigung den Tisch und kam nach einigen Augenblicken mit freudigem, lächelndem Gesicht zurück.

Renée betrachtete ihn voll Liebe, denn so gesehen war er mit seinen blauen Augen, seiner matten Gesichtsfarbe und dem schwarzen Backenbart, der sein Gesicht umrahmte, in der Tat ein eleganter und schöner junger Mann. Die ganze Seele des jungen Mädchens schien auch an seinen Lippen zu hängen in der Erwartung, daß er den Grund seines plötzlichen Verschwindens erklären würde.

»Sehen Sie«, sagte Villefort, »Sie hatten eben, gnädiges Fräulein, den Ehrgeiz, einen Arzt zum Gatten haben zu wollen; ich habe wenigstens mit den Schülern Äskulaps das gemein, daß die gegenwärtige Stunde nie mir gehört und daß man mich selbst an Ihrer Seite, selbst bei meinem Verlobungsmahle stört.«

»Und aus welchem Grunde stört man Sie?« fragte das junge Mädchen mit leichter Unruhe.

»Ach, wegen eines Kranken, der nach dem, was man mir sagt,

in den letzten Zügen liegt; diesmal ist der Fall ernst, und die Krankheit führt aufs Schafott.«

»O Gott!« rief Renée erbleichend.

»Wirklich?« rief die ganze Versammlung wie aus einem Munde.

»Man scheint ganz einfach ein kleines bonapartistisches Komplott entdeckt zu haben.«

»Ist's möglich?« rief die Marquise.

»Hier ist die Anzeige.«

Und Villefort las:

»Der Herr Königliche Staatsanwalt wird von einem Freunde des Thrones und der Religion darauf aufmerksam gemacht, daß ein gewisser Edmond Dantès, Erster Offizier des Schiffes ›Pharao‹, welches, von Smyrna kommend, nach Berührung von Neapel und Porto Ferrajo heute morgen hier eingelaufen ist, von Murat einen Brief an den Usurpator und von dem Usurpator einen Brief an das bonapartistische Komitee in Paris erhalten hat.

Der Beweis seines Verbrechens wird sich bei seiner Verhaftung ergeben, denn man wird besagten Brief entweder bei ihm, in der Wohnung seines Vaters oder in seiner Kajüte an Bord des ›Pharao‹ finden.«

»Aber dieser Brief, der übrigens nur anonym ist«, sagte Renée, »ist doch an den Staatsanwalt und nicht an Sie gerichtet.«

»Ja, aber der Staatsanwalt ist abwesend; in seiner Abwesenheit ist das Schriftstück an seinen Sekretär gekommen, der Auftrag hatte, die Briefe zu öffnen; er hat also diesen geöffnet, nach mir geschickt und, da man mich nicht traf, den Befehl zur Verhaftung gegeben.«

»Also ist der Verbrecher verhaftet?« fragte die Marquise.

»Das heißt der Angeklagte«, warf Renée ein.

»Jawohl, gnädige Frau«, antwortete Villefort, »und, wie ich die Ehre hatte, eben zu Fräulein Renée zu sagen, wenn man den fraglichen Brief findet, so ist der Kranke sehr krank.«

»Und wo ist der Unglückliche?« fragte Renée.

»Er ist in meiner Wohnung.«

»Gehen Sie, mein Freund«, sagte der Marquis, »lassen Sie sich

von ihrer Pflicht nicht bei uns zurückhalten, wenn der Dienst des Königs Sie anderswo hinruft.«

»O Herr von Villefort«, bat Renée, die Hände faltend, »seien Sie nachsichtig; es ist Ihr Verlobungstag!«

Villefort ging um den Tisch herum und sagte, sich auf die Lehne des Stuhles stützend, auf dem das Mädchen saß:

»Um Ihnen Kummer zu ersparen, werde ich tun, was ich kann, teure Renée; aber wenn die Beweise stimmen, wenn die Beschuldigung wahr ist, muß dieses bonapartistische Unkraut ausgerottet werden.«

Renée zitterte bei dem Wort; denn das Unkraut, welches ausgerottet werden sollte, war ein Mensch.

»Pah«, sagte die Marquise, »hören Sie doch nicht auf dieses kleine Mädchen, Villefort; sie wird sich daran gewöhnen.« Und die Marquise hielt Villefort eine trockene Hand hin, die er küßte, wobei seine Augen zu Renée sagten: *Ihre* Hand küsse ich oder möchte ich wenigstens in diesem Augenblicke küssen!

»Traurige Vorzeichen!« sagte Renée leise.

»Wahrhaftig, Renée«, meinte die Marquise, »du bist entsetzlich kindisch; ich bitte dich, was kann das Schicksal des Staates mit deiner Gefühlsphantasterei und Sentimentalität zu tun haben?«

»O Mutter!« flüsterte das junge Mädchen.

»Gnade für die schlechte Royalistin, Frau Marquise«, sagte Villefort; »ich verspreche Ihnen, meine Pflicht als Staatsanwalt gewissenhaft zu erfüllen, das heißt, furchtbar streng zu sein.«

Zu gleicher Zeit aber warf er verstohlen einen Blick auf seine Braut, und dieser Blick sagte: Seien Sie ruhig, Renée, um Ihrer Liebe willen werde ich nachsichtig sein!

Renée beantwortete diesen Blick mit ihrem holdesten Lächeln, und Villefort ging mit einem Herzen voller Freude.

Kaum war Villefort außerhalb des Speisesaales, so legte er seine heitere Maske ab, um die Miene eines Mannes anzunehmen, der zu dem hohen Amt berufen ist, über Leben und Tod seiner Mitmenschen zu entscheiden. Aber trotz der Beweglichkeit seines Gesichtsausdrucks, die der Zweite Staatsanwalt, wie es sich für einen geschickten Schauspieler gehört, mehr als einmal vor seinem Spiegel geübt hatte, war es diesmal eine Arbeit für ihn, ein strenges und finsteres Gesicht zu machen; denn, abgesehen von der Erinnerung an die politische Stellung seines Vaters, die, wenn er sich nicht vollständig davon lossagte, seine Zukunft scheitern machen konnte, war Gérard von Villefort in diesem Augenblicke so glücklich, wie ein Mensch es sein kann: Von Haus aus vermögend, nahm er mit siebenundzwanzig Jahren eine hohe Beamtenstellung ein; er heiratete ein junges und schönes Mädchen, das er liebte – nicht leidenschaftlich, sondern mit Vernunft, wie ein Staatsanwalt lieben kann –, und diese Heirat war von dem größten Vorteil für ihn, denn Fräulein von Saint-Méran gehörte einer der besten Familien an, und abgesehen von dem Einflusse ihrer Eltern beim Hofe, der, da sie keine anderen Kinder hatten, ausschließlich für ihren Schwiegersohn verwendet werden konnte, brachte die Braut ihrem Gatten eine Mitgift von fünfzigtausend Talern mit, die sich dereinst noch um ein Erbteil von einer halben Million vermehren konnten.

An der Tür traf er den Polizeikommissar, der auf ihn wartete. Der Anblick dieses Mannes in Schwarz versetzte ihn sofort aus dem dritten Himmel wieder mitten auf unsere alltägliche Erde; er setzte ein ernstes Gesicht auf und sagte, an den Beamten der Justiz herantretend:

»Da bin ich, mein Herr; ich habe den Brief gelesen, und Sie haben gut daran getan, den Mann zu verhaften. Jetzt berichten Sie mir über ihn und die Verschwörung alles, was Sie in Erfahrung gebracht haben.«

»Über die Verschwörung, Herr von Villefort, wissen wir noch

nichts; sämtliche bei dem Manne beschlagnahmten Papiere sind in ein Paket gepackt und versiegelt auf Ihren Schreibtisch gelegt worden. Was den Beschuldigten betrifft, so ist es, wie Sie aus dem Briefe ersehen haben, ein gewisser Edmond Dantès, Erster Offizier an Bord des Dreimasters ›Pharao‹, der Baumwolle aus Alexandria und Smyrna zu transportieren pflegt und dem Hause Morrel und Sohn in Marseille gehört.«

»Hatte er, ehe er in die Handelsmarine trat, in der Kriegsmarine gedient?«

»O nein, Herr von Villefort; es ist ein ganz junger Mann.«

»Wie alt?«

»Höchstens neunzehn bis zwanzig Jahre.«

Sie waren in diesem Augenblick an der Ecke der Rue des Conseils angekommen, wo ein Mann, der auf sie gewartet zu haben schien, an sie herantrat. Es war Herr Morrel.

»Ah, Herr von Villefort!« rief der Reeder. »Ich freue mich sehr, Sie zu treffen. Denken Sie sich, daß man das seltsamste und unerhörteste Versehen begangen hat: Der Erste Offizier meines Schiffes, Edmond Dantès, ist soeben verhaftet worden.«

»Ich weiß es, mein Herr«, antwortete Villefort, »und ich will ihn gerade verhören.«

»Oh, Herr von Villefort«, fuhr der Reeder fort, »Sie kennen den Beschuldigten nicht, ich aber kenne ihn. Er ist der ruhigste, rechtschaffenste Mensch auf der Welt, und ich möchte fast sagen, der Mann, der von der ganzen Handelsmarine sein Fach am besten versteht. Oh, Herr von Villefort, ich empfehle Ihnen den jungen Mann aufrichtig und von ganzem Herzen.«

Villefort gehörte, wie man hat sehen können, der adligen Partei der Stadt an und Morrel der Volkspartei; erstere war streng royalistisch, letztere stand im Verdachte des geheimen Bonapartismus. Villefort sah Morrel geringschätzig an und antwortete kühl:

»Sie wissen, mein Herr, daß man im Privatleben ruhig, rechtschaffen in seinen geschäftlichen Angelegenheiten, geschickt in seinem Fache und trotzdem ein großer Verbrecher sein kann, politisch gesprochen. Sie wissen es, nicht wahr, mein Herr?«

Der Beamte legte besonderen Nachdruck auf die letzten Worte, als ob er sie auf den Reeder selbst anwenden wollte, während sein forschender Blick bis in die Tiefe des Herzens dieses Mannes dringen zu wollen schien, der so kühn war, sich für einen andern zu verwenden, wo er wissen mußte, daß er selbst der Nachsicht bedurfte.

Morrel errötete, denn er fühlte in bezug auf politische Ansichten sein Gewissen nicht ganz rein, und zudem hatte die Mitteilung Dantès' über seine Begegnung mit dem Großmarschall und die Worte, welche der Kaiser gesprochen hatte, ihn etwas beunruhigt. Trotzdem fügte er im Tone der wärmsten Teilnahme hinzu:

»Ich bitte Sie inständig, Herr von Villefort, seien Sie gerecht, wie Sie es sein müssen, gut, wie Sie es immer sind, und geben Sie uns schnell den armen Dantès wieder.«

Das »geben Sie uns« klang revolutionär an das Ohr des Zweiten Staatsanwalts.

Ei, ei! sagte er zu sich. Geben Sie uns … Sollte dieser Dantès irgendeinem Bunde der Carbonari angehören, weil sein Beschützer so unwillkürlich in der Mehrzahl spricht? Sagte nicht der Kommissar, daß er ihn in einem Wirtshause in einer zahlreichen Gesellschaft verhaftet habe? Es wird wohl eine Versammlung von Verschwörern gewesen sein.

Laut antwortete er dann:

»Mein Herr, Sie können vollständig ruhig sein und werden nicht umsonst an meine Gerechtigkeit appelliert haben, wenn der Verhaftete unschuldig ist; ist er dagegen schuldig – wir leben in einer bewegten Zeit, mein Herr, in der Straflosigkeit ein verhängnisvolles Beispiel wäre –, werde ich also gezwungen sein, meine Pflicht zu tun.«

Sie waren jetzt vor der Wohnung des Zweiten Staatsanwalts angekommen, die neben dem Justizpalast lag. Der Staatsanwalt trat majestätisch ein, nachdem er den unglücklichen Reeder mit eisiger Höflichkeit gegrüßt hatte. Herr Morrel blieb wie versteinert auf der Stelle stehen, wo Villefort ihn verlassen hatte.

Das Vorzimmer war voll von Gendarmen und Polizeibeam-

ten, in deren Mitte, mit Blicken voll Haß bewacht, ruhig und unbeweglich der Gefangene stand.

Villefort durchschritt das Vorzimmer, warf einen Seitenblick auf Dantès, und nachdem er von einem Beamten ein Paket Papiere empfangen hatte, verschwand er, indem er befahl:

»Man führe den Gefangenen vor.«

So rasch der Blick gewesen war, so hatte er doch für Villefort genügt, um sich eine Vorstellung von dem Manne zu machen, den er verhören wollte. Er erkannte die Intelligenz in dieser breiten und freien Stirn, den Mut in diesen festen Augen und den zusammengezogenen Brauen und die Freimütigkeit in diesen vollen halbgeöffneten Lippen, welche eine doppelte Reihe elfenbeinweißer Zähne sehen ließen.

Der erste Eindruck war also ein für Dantès günstiger gewesen, aber Villefort wollte sich nicht durch den ersten Eindruck leiten lassen. Er legte vor dem Spiegel sein Gesicht für die großen Tage an und setzte sich finster und drohend an seinen Schreibtisch.

Einen Augenblick darauf trat Dantès ein.

Der junge Mann war noch immer bleich, aber er wirkte ruhig und lächelte. Er grüßte den Richter mit ungezwungener Höflichkeit und suchte dann mit den Augen einen Sitz, als ob er sich im Salon des Reeders befände.

Dann aber begegnete er dem glanzlosen Blick Villeforts, jenem den Richtern eigentümlichen Blick, der nicht verraten soll, welche Gedanken dahinter liegen, und er erkannte, daß er vor dem finsteren Bilde der Justiz stand.

»Wer sind Sie und wie heißen Sie?« fragte Villefort, indem er in den Papieren blätterte, die ihm der Beamte übergeben hatte.

»Ich heiße Edmond Dantès«, antwortete der junge Mann mit ruhiger und klangvoller Stimme, »und bin Erster Offizier an Bord des Schiffes ›Pharao‹, das den Herren Morrel und Sohn gehört.«

»Ihr Alter?«

»Neunzehn Jahre«, antwortete Dantès.

»Was machten Sie in dem Augenblick, als Sie verhaftet wurden?«

»Ich feierte meine Verlobung«, antwortete Dantès mit leicht bewegter Stimme.

»Sie feierten Ihre Verlobung?« wiederholte der Staatsanwalt, unwillkürlich zusammenzuckend.

»Jawohl, mein Herr, ich bin im Begriff, ein Mädchen zu heiraten, welches ich seit drei Jahren liebe.«

So wenig gefühlvoll Villefort auch gewöhnlich war, so wurde er doch von diesem Zusammentreffen erschüttert, und die bewegte Stimme Dantès', der mitten in seinem Glück überrascht worden war, regte eine sympathische Saite in seiner Seele an: auch er verheiratete sich, auch er war glücklich, und man hatte sein Glück gestört, damit er die Freude eines Mannes zerstöre, der, wie er, schon an der Pforte des Glückes stand.

Die philosophische Erörterung dieses merkwürdigen Zusammentreffens, dachte er, wird bei meiner Rückkehr in den Salon des Herrn von Saint-Méran großen Effekt machen. Und er legte sich schon, während Dantès weitere Fragen erwartete, die Rede zurecht, die er halten wollte.

Als er damit fertig war, lächelte er über ihre Wirkung und wandte sich wieder zu Dantès.

»Fahren Sie fort, mein Herr«, sagte er.

»Womit soll ich fortfahren?«

»Die Justiz aufzuklären.«

»Möge die Justiz mir sagen, über welchen Punkt sie aufgeklärt sein will, so werde ich ihr sagen, was ich weiß; nur«, fügte er seinerseits mit einem Lächeln hinzu, »mache ich Sie im voraus darauf aufmerksam, daß ich nicht viel weiß.«

»Haben Sie unter dem Usurpator gedient?«

»Ich sollte gerade in die Kriegsmarine eingestellt werden, als er fiel.«

»Sie sollen übertriebene politische Ansichten haben«, sagte Villefort, obgleich ihm nichts dergleichen gesagt war.

»Ich, politische Ansichten, mein Herr? Oh, ich schäme mich fast, es zu sagen, aber ich habe nie gehabt, was man eine Ansicht nennt. Ich bin kaum neunzehn Jahre alt, weiß nichts, bin nicht bestimmt, irgendeine Rolle zu spielen; das wenige, was ich bin und

sein werde, wenn man mir den Platz, den mein Ehrgeiz erstrebt, bewilligt, werde ich Herrn Morrel zu verdanken haben. Mich bewegen nur drei Gefühle: ich liebe meinen Vater, achte Herrn Morrel und bete meine Braut an. Das ist alles, was ich der Justiz sagen kann; Sie sehen, daß es nicht sehr interessant für sie ist.«

Während Dantès sprach, betrachtete Villefort sein ruhiges und offenes Gesicht, und die Worte Renées, die, ohne den Angeschuldigten zu kennen, ihn um Nachsicht für denselben gebeten hatte, fielen ihm wieder ein. Der Staatsanwalt war genügend mit Verbrechern vertraut, um nicht aus jedem Worte Dantès' dessen Unschuld herauszuhören.

Wahrhaftig, sagte sich Villefort, das ist ein netter Kerl! Es wird mir nicht schwer werden, Renées ersten Wunsch zu erfüllen. Das wird mir einen freundlichen Empfang bei ihr sichern!

Und bei dieser süßen Hoffnung klärte sich das Gesicht Villeforts auf.

»Sind Sie sich bewußt, Feinde zu haben?« fragte er Dantès, der jede Bewegung seines Gesichts beobachtet hatte.

»Ich Feinde?« sagte Dantès. »Ich habe das Glück, zu wenig zu sein, als daß meine Stellung mir welche gemacht hätte. Ich bin vielleicht ein wenig aufbrausend, aber ich habe mich stets bemüht, meinen Untergebenen freundlich entgegenzukommen. Ich habe zehn oder zwölf Matrosen unter meinem Befehle, man frage sie, und sie werden sagen, daß sie mich lieben und respektieren, nicht wie einen Vater, dazu bin ich zu jung, sondern wie einen älteren Bruder.«

»Aber vielleicht haben Sie Neider. Sie sollen mit neunzehn Jahren Kapitän werden, was ein hoher Posten in Ihrem Stande ist, Sie wollen ein hübsches Mädchen heiraten, welches Sie liebt, was in allen Ständen ein seltenes Glück ist; diese beiden Vorzüge, die Ihnen das Schicksal gewährt, haben Ihnen Neider schaffen können.«

»Ja, Sie haben recht. Sie müssen die Menschen besser kennen als ich, und es ist möglich, aber wenn diese Neider unter meinen Freunden sein sollten, so will ich, das gestehe ich Ihnen, sie lieber nicht kennenlernen, um sie nicht hassen zu müssen.«

»Sie haben unrecht. Man muß immer soviel wie möglich klar um sich sehen, und Sie scheinen mir wirklich ein anständiger junger Mann zu sein, so daß ich bei Ihnen von den gewöhnlichen Regeln der Justiz abweichen und Ihnen helfen will, Licht in die Sache zu bringen, indem ich Ihnen die Anzeige mitteile, die Sie vor mich gebracht hat. Hier ist sie; kennen Sie die Handschrift?«

Und Villefort zog den Brief aus der Tasche und hielt ihn Dantès hin. Dantès las; seine Stirn wurde finster, und er sagte:

»Nein, mein Herr, diese Schrift kenne ich nicht, sie ist verstellt. Auf alle Fälle ist es eine geschickte Hand, die es geschrieben hat. Ich bin sehr glücklich«, fügte er hinzu, indem er Villefort dankbar ansah, »es mit einem Manne wie Sie zu tun zu haben, denn mein Neider ist in der Tat ein wirklicher Feind.«

Und aus dem Blitz, welcher in den Augen des jungen Mannes aufleuchtete, konnte Villefort die ganze unter der Ruhe verborgene Tatkraft erkennen.

»Und jetzt«, sagte der Staatsanwalt, »antworten Sie mir freimütig, nicht wie ein Angeklagter seinem Richter, sondern wie ein Mann, der sich in einer schwierigen Lage befindet, einem andern antwortet, der sich für ihn interessiert: Was ist an dieser anonymen Beschuldigung Wahres?«

Und Villefort warf voll Ekel den Brief, den ihm Dantès zurückgegeben hatte, auf den Schreibtisch.

»Alles und nichts, mein Herr, und was ich Ihnen sagen werde, ist die reine Wahrheit, bei meiner Seemannsehre, bei meiner Liebe zu Mercedes, bei dem Leben meines Vaters.«

»Sprechen Sie«, sagte Villefort laut, und für sich fügte er hinzu: Wenn Renée mich sehen könnte, würde sie hoffentlich mit mir zufrieden sein und mich nicht mehr einen Kopfabschneider nennen!

»Nun wohl, als wir Neapel verließen, wurde der Kapitän Leclère von einem Nervenfieber befallen; da wir keinen Arzt an Bord hatten und er an keinem Punkte der Küste anlegen wollte, da ihm daran lag, so schnell wie möglich nach der Insel Elba zu kommen, so verschlimmerte sich seine Krankheit immer mehr.

Gegen Ende des dritten Tages, als er den Tod nahen fühlte, rief er mich zu sich.

›Mein lieber Dantès‹, sagte er zu mir, ›schwören Sie mir bei Ihrer Ehre, daß Sie tun wollen, was ich Ihnen sagen werde; es handelt sich um die höchsten Interessen.‹

›Ich schwöre es Ihnen, Kapitän‹, antwortete ich.

›Gut denn; nach meinem Tode fällt das Kommando des Schiffes Ihnen als Erstem Offizier zu; fahren Sie nach der Insel Elba und steigen Sie im Hafen von Porto Ferrajo an Land, fragen Sie nach dem Großmarschall und übergeben Sie diesen Brief. Vielleicht wird man Ihnen einen anderen Brief übergeben und Sie mit einer Mission betrauen. Diese Mission, die mir vorbehalten war, werden Sie an meiner Stelle ausführen, Dantès, und alle Ehre wird für Sie sein.‹

›Ich werde es tun, Kapitän, aber vielleicht kommt man nicht so leicht, wie Sie denken, zu dem Großmarschall.‹

›Hier ist ein Ring, den Sie ihm zustellen lassen werden und der alle Schwierigkeiten beseitigen wird.‹

Und dabei übergab er mir einen Ring. Es war Zeit; zwei Stunden darauf packte ihn das Delirium, und am folgenden Tage war er tot.«

»Und was taten Sie darauf?« fragte Villefort.

»Was ich tun mußte, was jeder andere an meiner Stelle getan hätte; die Bitten eines Sterbenden sind unter allen Umständen heilig, aber bei uns Seeleuten sind die Bitten eines Vorgesetzten Befehle, die man erfüllen muß. Ich segelte also nach der Insel Elba, wo ich am folgenden Tage ankam; ich hieß alle Mann an Bord bleiben und stieg allein an Land. Wie ich vorhergesehen hatte, machte man mir Schwierigkeiten, mich zu dem Großmarschall zu führen; ich schickte ihm aber den Ring, der mir als Erkennungszeichen dienen sollte, und alle Türen öffneten sich vor mir. Er empfing mich, befragte mich nach den näheren Umständen des Todes des unglücklichen Leclère und, wie dieser vermutet hatte, übergab er mir einen Brief, den er mich beauftragte, persönlich nach Paris zu bringen. Ich versprach es ihm, denn damit erfüllte ich den letzten Willen meines Kapitäns. Ich

landete, ordnete schnell alle Angelegenheiten an Bord und eilte dann zu meiner Braut. Dank Herrn Morrel wurden die kirchlichen Formalitäten rasch erledigt; das Verlobungsmahl fand statt; in einer Stunde wollte ich mich verheiraten und gedachte morgen nach Paris zu reisen, als ich auf diese Anzeige hin, die Sie jetzt ebensosehr wie ich zu verachten scheinen, verhaftet wurde.«

»Ja, ja«, sagte Villefort, »alles dies scheint mir die Wahrheit zu sein, und wenn Sie schuldig sind, so sind Sie nur der Unklugheit schuldig, die ja noch durch die Befehle Ihres Kapitäns gerechtfertigt wird. Geben Sie mir den Brief, den man Ihnen auf der Insel Elba anvertraut hat, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie sich auf die erste Vorladung stellen werden, und kehren Sie zu Ihren Freunden zurück.«

»Also bin ich frei, mein Herr!« rief Dantès in höchster Freude.

»Ja, nur geben Sie mir diesen Brief.«

»Er muß da vor Ihnen sein, denn man hat ihn mir mit meinen anderen Papieren abgenommen, und ich erkenne einige davon in diesem Paket.«

»Warten Sie«, sagte der Staatsanwalt zu Dantès, welcher seinen Hut und seine Handschuhe nahm, »warten Sie. An wen ist er denn adressiert?«

»An Herrn Noirtier, Rue Coq-Héron zu Paris.«

Villefort war wie vom Blitz getroffen; er sank in seinen Fauteuil zurück, aus dem er gleich darauf hochfuhr, schnell in den bei Dantès mit Beschlag belegten Papieren blätterte und den verhängnisvollen Brief hervorzog, auf welchen er einen Blick voll unaussprechlichen Entsetzens warf.

»Herrn Noirtier, Rue Coq-Héron Nummer 13«, murmelte er, mehr und mehr erbleichend.

»Ja, mein Herr«, antwortete Dantès erstaunt, »kennen Sie ihn?«

»Nein«, erwiderte Villefort lebhaft, »ein treuer Diener des Königs kennt die Verschwörer nicht.«

»Es handelt sich also um eine Verschwörung?« fragte Dantès, den, nachdem er sich frei gewähnt hatte, ein größerer Schrecken als zuerst zu ergreifen begann. »Auf alle Fälle, mein Herr, war

ich, wie ich Ihnen gesagt habe, in vollständiger Unkenntnis über den Inhalt der Botschaft, deren Träger ich war.«

»Ja«, sagte Villefort mit dumpfer Stimme; »aber Sie kennen den Namen desjenigen, an den der Brief adressiert ist.«

»Um ihm den Brief zu eigenen Händen zu übergeben, mußte ich den Namen doch wissen.«

»Und Sie haben diesen Brief niemandem gezeigt?« fragte Villefort, indem er das Schreiben las und immer bleicher wurde.

»Niemandem, mein Herr, auf Ehre!«

»Kein Mensch weiß, daß Sie der Überbringer eines von der Insel Elba kommenden und an Herrn Noirtier adressierten Briefes sind?«

»Kein Mensch, außer demjenigen, der ihn mir übergeben hat.«

»Das ist zuviel, das ist schon zuviel!« murmelte Villefort.

Die Stirn Villeforts verfinsterte sich immer mehr, je weiter er las; seine weißen Lippen, seine zitternden Hände, seine brennenden Augen erweckten in der Seele Dantès' die schmerzlichsten Befürchtungen.

Nachdem er den Brief durchgelesen hatte, ließ Villefort den Kopf in die Hände sinken und blieb einen Augenblick wie niedergeschmettert sitzen.

»Mein Gott! Was ist denn?« fragte Dantès scheu.

Villefort antwortete nicht; aber nach einigen Augenblicken richtete er sein bleiches und entstelltes Gesicht auf und las den Brief zum zweitenmal.

»Und Sie sagen, Sie wissen nicht, was dieser Brief enthält?« fragte er wieder.

»Auf Ehre, ich weiß es nicht«, antwortete Dantès. »Aber was haben Sie denn, mein Gott! Sie werden ohnmächtig. Soll ich klingeln, soll ich jemand rufen?«

»Nein«, sagte Villefort, sich lebhaft erhebend, »rühren Sie sich nicht von der Stelle, sagen Sie kein Wort; an mir ist es, hier Befehle zu geben, und nicht an Ihnen.«

»Mein Herr«, entgegnete Dantès verletzt, »ich wollte Ihnen nur zu Hilfe kommen.«

»Ich brauche nichts; eine vorübergehende Unpäßlichkeit,

nichts weiter; beschäftigen Sie sich mit sich und nicht mit mir, antworten Sie.«

Dantès erwartete das Verhör, das diese Aufforderung ankündigte, aber vergeblich. Villefort sank wieder in seinen Sessel, fuhr mit einer eisigen Hand über seine schweißbedeckte Stirn und begann zum dritten Male den Brief zu lesen.

Oh, wenn er weiß, was dieser Brief enthält, und wenn er je erfährt, daß Noirtier der Vater Villeforts ist, sagte er zu sich, so bin ich verloren, auf ewig verloren!

Und von Zeit zu Zeit betrachtete er Edmond, als ob sein Blick jene unsichtbare Scheidewand, welche die Geheimnisse, die der Mund bewahrt, im Herzen verschließt, hätte durchdringen können.

»Oh, es ist alles klar!« fuhr er plötzlich auf.

»Aber um Gottes willen, mein Herr!« rief der unglückliche junge Mann. »Wenn Sie an mir zweifeln, wenn Sie mich beargwöhnen, so fragen Sie mich; ich bin bereit, Ihnen zu antworten.«

Villefort nahm sich gewaltsam zusammen und sagte in einem Tone, der sicher klingen sollte:

»Mein Herr, aus Ihrem Verhör ergeben sich die schwersten Beweise gegen Sie; es steht nicht mehr bei mir, Ihnen, wie ich zuerst gehofft hatte, sofort die Freiheit wiederzugeben; ich muß, ehe ich eine solche Maßregel ergreifen kann, erst mit dem Untersuchungsrichter Rücksprache nehmen. Inzwischen haben Sie gesehen, in welcher Weise ich mit Ihnen verfahren bin.«

»O ja, mein Herr«, antwortete Dantès, »und ich danke Ihnen, denn Sie haben mich mehr als Freund denn als Richter behandelt.«

»Nun denn, ich werde Sie noch einige Zeit als Gefangenen behalten, so kurze Zeit wie irgend möglich; der Hauptbeweis, der gegen Sie vorhanden ist, ist dieser Brief, und Sie sehen …«

Villefort trat an den Kamin, warf den Brief ins Feuer und blieb stehen, bis er in Asche verwandelt war.

»Und Sie sehen«, fuhr er fort, »ich vernichte ihn.«

»Oh«, rief Dantès, »Sie sind mehr als die Gerechtigkeit, Sie sind die Güte selbst!«

»Aber hören Sie«, fuhr Villefort fort, »nach einer solchen Handlungsweise erkennen Sie wohl, daß Sie zu mir Vertrauen haben können, nicht wahr?«

»O mein Herr, befehlen Sie, und ich werde Ihren Befehlen folgen.«

»Nein«, sagte Villefort, an den jungen Mann herantretend, »es sind keine Befehle, die ich Ihnen geben will; Sie begreifen, es sind Ratschläge.«

»Sprechen Sie, mein Herr, und ich werde ihnen wie Befehlen folgen.«

»Ich werde Sie bis zum Abend hier im Justizpalast behalten; vielleicht kommt ein anderer, um Sie zu verhören; sagen Sie alles, was Sie mir gesagt haben, aber kein Wort von diesem Briefe.«

»Ich verspreche es Ihnen, mein Herr.«

Es schien, als ob Villefort der Bittende und der Angeklagte der Richter wäre.

»Sie verstehen«, sagte er, einen Blick auf die Asche werfend, welche noch die Form des Papiers bewahrt hatte, »jetzt ist dieser Brief vernichtet. Sie und ich allein wissen, daß er existiert hat; leugnen Sie ihn also ab, wenn man ihn erwähnt, verleugnen Sie ihn dreist, und Sie werden gerettet sein.«

»Ich werde leugnen, seien Sie ruhig, mein Herr«, antwortete Dantès.

»Gut«, sagte Villefort und griff nach dem Glockenzug, aber plötzlich hielt er inne und fragte:

»Es war der einzige Brief, den Sie hatten?«

»Der einzige.«

»Schwören Sie es.«

Dantès erhob die Hand.

»Ich schwöre es«, sagte er.

Villefort schellte.

Der Polizeikommissar trat ein.

Villefort trat an den Beamten heran und sagte ihm einige Worte ins Ohr; der Kommissar antwortete nur mit einem Kopfnicken.

»Folgen Sie dem Herrn«, sagte Villefort zu Dantès.

Dantès verneigte sich, warf Villefort einen dankbaren Blick zu und ging. Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, so verließen Villefort die Kräfte, und er sank fast ohnmächtig in einen Fauteuil.

Nach einem Augenblick murmelte er dann:

»O mein Gott, woran hängt Leben und Glück …! Wäre der Staatsanwalt in Marseille gewesen, wäre der Untersuchungsrichter statt meiner gerufen worden, ich wäre verloren, dieses verwünschte Papier stürzte mich in den Abgrund. O Vater, Vater, wirst du denn immer meinem Glück in dieser Welt ein Hindernis sein und muß ich ewig mit deiner Vergangenheit kämpfen?«

Plötzlich schien ein unerwarteter Einfall ihm durch die Seele zu gehen. Sein Gesicht hellte sich auf, ein Lächeln spielte um seinen krampfhaft verzogenen Mund, seine verstörten Augen schienen sich auf einen Gedanken zu richten.

»Das ist's«, sagte er, »dieser Brief, der mich verderben konnte, wird vielleicht mein Glück machen. Auf, Villefort, ans Werk!«

Und nachdem er sich vergewissert hatte, daß der Angeschuldigte nicht mehr im Vorzimmer war, verließ er die Wohnung und schlug raschen Schritts den Weg nach dem Hause seiner Braut ein.

Das Château d'If

Beim Durchschreiten des Vorzimmers gab der Polizeikommissar zwei Gendarmen ein Zeichen, worauf diese Dantès in ihre Mitte nahmen; eine Tür, welche die Wohnung des Staatsanwalts mit dem Justizpalaste verband, öffnete sich, und eine Zeitlang ging es einen jener großen finsteren Korridore entlang, welche diejenigen, die sie durchschreiten, erschauern machen, selbst wenn sie keinen Grund zu zittern haben.

Wie die Wohnung Villeforts mit dem Justizpalaste in Verbindung stand, so stand dieser wieder mit dem Gefängnisse in Verbindung.

Nach vielen Wendungen in dem Korridore, dem sie folgten, sah Dantès eine Tür mit einem eisernen Schieber sich öffnen; der Kommissar tat mit einem eisernen Klopfer drei Schläge, die in Dantès widerhallten, als ob sie gegen sein Herz geschlagen würden; die Tür öffnete sich, und die beiden Gendarmen schoben ihren Gefangenen, der noch zögerte, leicht vorwärts. Dantès überschritt die furchtbare Schwelle, und die Tür schloß sich geräuschvoll hinter ihm. Er atmete eine andere Luft, eine übelriechende schwere Luft. Er war im Gefängnis.

Man führte ihn in ein vergittertes und verriegeltes, aber ziemlich reinliches Zimmer; der Anblick seiner Wohnung flößte ihm deshalb keine zu große Furcht ein, zudem klangen ihm die Worte des Staatsanwalts, in deren Tone Dantès so große Teilnahme zu erkennen geglaubt hatte, wie ein süßes Versprechen der Hoffnung im Ohre nach.

Es war vier Uhr, als Dantès in sein Zimmer geführt wurde. Es war der erste März, und bald brach die Dunkelheit herein. In dem Maße, wie der Gesichtssinn ihm versagte, verschärfte sich bei ihm das Gehör; bei dem geringsten Geräusche, das zu ihm drang, erhob er sich lebhaft und tat einen Schritt gegen die Tür, überzeugt, daß man käme, um ihn in Freiheit zu setzen; aber das Geräusch entfernte sich bald wieder und erstarb in einer anderen Richtung, und Dantès sank auf seinen Schemel zurück.

Endlich gegen zehn Uhr abends, als Dantès schon die Hoffnung aufzugeben begann, ließ sich wieder ein Geräusch vernehmen, welches sich diesmal seinem Zimmer zu nähern schien. In der Tat ertönten Schritte im Korridor und machten vor seiner Tür halt; ein Schlüssel drehte sich im Schloß, die Riegel kreischten, und die massive Eichentür öffnete sich und ließ plötzlich das blendende Licht zweier Fackeln in das finstere Zimmer fallen. Bei dem Licht dieser Fackeln sah Dantès die Säbel und Karabiner von vier Gendarmen blitzen.

Er war zwei Schritte vorgetreten, blieb aber unbeweglich auf der Stelle stehen, als er diese verstärkte Bewachung erblickte.

»Kommen Sie, um mich zu holen?« fragte Dantès.

»Jawohl«, antwortete einer der Gendarmen.

»Von seiten des Herrn Zweiten Staatsanwalts?«

»Ich glaube.«

»Gut«, sagte Dantès, »ich bin bereit, Ihnen zu folgen.«

Die Überzeugung, daß man ihn auf Anordnung des Herrn von Villefort holte, benahm dem unglücklichen jungen Mann jede Furcht; er trat also ruhigen Gemüts und freien Schrittes vor und stellte sich von selbst in die Mitte seiner Begleiter.

Ein Wagen hielt auf der Straße vor der Tür; auf dem Bock saß der Kutscher und neben ihm ein Gefreiter.

»Ist denn der Wagen für mich da?« fragte Dantès.

»Für Sie«, antwortete einer der Gendarmen, »steigen Sie ein.«

Dantès wollte einige Einwendungen machen, aber der Schlag öffnete sich, und er fühlte, daß man ihn vorwärtsschob; er hatte weder die Möglichkeit noch die Absicht, Widerstand zu leisten, und befand sich im nächsten Augenblicke auf dem Rücksitz des Wagens zwischen zwei Gendarmen; die beiden andern nahmen auf dem Vordersitze Platz, und der schwere Wagen setzte sich mit unheimlichem Geräusch in Bewegung.

Der Gefangene spähte durch die Öffnungen; sie waren vergittert; er hatte nur das Gefängnis gewechselt; nur daß dieses sich bewegte und ihn einem unbekannten Ziel zuführte. Durch die Gitterstäbe, die so dicht nebeneinander angebracht waren, daß man kaum die Hand durchstecken konnte, erkannte er indessen, daß sie nach Durchquerung einiger Straßen schließlich den Kai hinunterfuhren.

Bald sah er durch die Gitterstäbe die Lichter der Hafenwachen glänzen.

Der Wagen hielt, der Gefreite stieg ab und ging nach der Wache; ein Dutzend Soldaten traten heraus und stellten sich, eine Gasse bildend, auf. Dantès sah im Lichte der Kailaternen ihre Gewehre blitzen.

Sollten alle diese Soldaten meinetwegen aufgeboten sein? fragte er sich.

Der Gefreite schloß die Tür des Wagens auf, die beiden Gendarmen vom Vordersitze stiegen zuerst aus, dann ließ man Dantès aussteigen, und darauf folgten die, welche an seiner

Seite gesessen hatten. Man marschierte auf ein Boot zu, das ein Matrose des Zollamts an einer Kette am Kai hielt. Die Soldaten sahen Dantès mit dem Ausdruck blöder Neugier vorbeigehen. In einem Augenblicke saß er im hinteren Teile des Fahrzeugs, wieder zwischen den vier Gendarmen, während der Gefreite im vorderen Teile blieb. Ein heftiger Stoß entfernte das Boot vom Ufer, vier Ruderer brachten es schnell vorwärts. Auf einen Ruf vom Boote aus sank die Kette, welche den Hafen verschloß, und Dantès befand sich außerhalb des Hafens.

Die erste Empfindung des Gefangenen, als er sich im Freien befunden, war Freude gewesen. Freie Luft ist fast so viel wie Freiheit; er atmete sie mit vollen Zügen. Bald jedoch stieß er einen Seufzer aus; er kam an jener »Réserve« vorbei, wo er noch an demselben Morgen so glücklich gewesen war, und durch zwei geöffnete erleuchtete Fenster drang das lustige Geräusch eines Balles bis zu ihm.

Dantès faltete die Hände, hob die Augen zum Himmel und betete.

Das Boot setzte seinen Weg fort; es hatte die Tête du Maure passiert, befand sich nun in Höhe der Anse du Pharo und war im Begriff, die Batterie zu passieren. Dies war ein für Dantès unverständliches Manöver.

»Aber wohin führen Sie mich denn?« fragte er einen der Gendarmen.

»Das werden Sie sogleich erfahren.«

»Aber …«

»Es ist uns verboten, Ihnen irgendwelche Erklärung zu geben«, sagte der Mann.

Dantès war halb Soldat; Untergebene, denen es verboten ist zu antworten, zu fragen, schien ihm absurd, und er schwieg. Die sonderbarsten Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Da man in einem solchen Boote keine lange Reise machen konnte und in dem Teile der Bucht, in der sich das Boot befand, kein Schiff vor Anker lag, so dachte er, daß man ihn an einem entlegenen Punkte der Küste absetzen und ihm sagen würde, daß er frei sei. Er war nicht gefesselt; das erschien ihm von guter Vorbedeu-

tung. Und hatte ihm der Staatsanwalt, der so gut gegen ihn gewesen war, nicht gesagt, daß er nichts zu fürchten habe, wenn er nur nicht den verhängnisvollen Namen Noirtier ausspräche? Hatte Villefort nicht vor seinen Augen den gefährlichen Brief, den einzigen Beweis, den es gegen ihn gab, vernichtet?

Er wartete also ab, stumm und nachdenkend, und versuchte mit dem an die Dunkelheit gewöhnten Auge des Seemanns die Nacht zu durchdringen.

Man hatte die Insel Ratonneau mit ihrem Leuchtturm rechts liegen lassen und war, längs der Küste hinfahrend, auf der Höhe der Katalonierbucht angelangt. Die Augen des Gefangenen spähten mit verdoppelter Anstrengung: dort war Mercedes, und es war ihm, als ob er jeden Augenblick auf dem finsteren Ufer die unbestimmte Form einer weiblichen Gestalt sich abzeichnen sähe.

Sagte denn Mercedes nicht eine Ahnung, daß ihr Geliebter dreihundert Schritt von ihr vorbeifuhr?

Ein einziges Licht leuchtete im Katalonierdorf. Dantès konnte erkennen, daß das Licht aus dem Zimmer seiner Braut kam. Mercedes war die einzige, welche in der ganzen Kolonie wachte. Wenn er laut rief, konnte er von seiner Braut gehört werden.

Eine falsche Scham hielt ihn zurück. Was würden diese Männer sagen, wenn sie ihn wie einen Besessenen schreien hörten? Er blieb also stumm und hielt die Augen auf das Licht geheftet. Unterdessen setzte das Boot seinen Weg fort.

Das Licht verschwand hinter einer Anhöhe. Dantès wandte sich um und gewahrte, daß das Boot in die offene See steuerte.

Während er in seine Gedanken versunken nach dem Lichte gesehen hatte, hatte man die Segel gehißt, und das Boot wurde jetzt vom Winde getrieben.

Obwohl es Dantès widerstrebte, neue Fragen an den Gendarmen zu richten, näherte er sich ihm und sagte, seine Hand ergreifend:

»Kamerad, bei Ihrem Gewissen und Ihrer Soldatenehre beschwöre ich Sie, haben Sie Mitleid mit mir und antworten Sie mir. Ich bin der Kapitän Dantès, ein guter und loyaler Franzose,

obgleich man mich ich weiß nicht welchen Verrats beschuldigt. Wohin führen Sie mich? Sagen Sie es, und auf Seemannswort, ich werde mich in mein Schicksal ergeben.«

Der Gendarm kratzte sich hinterm Ohr und sah seinen Kameraden an. Dieser machte eine Bewegung, die ungefähr so viel sagte wie: Mir scheint, daß jetzt nichts Schlimmes mehr dabei ist. Der Gendarm wandte sich an Dantès.

»Sie sind Marseiller und Seemann«, sagte er, »und fragen mich, wohin wir fahren?«

»Ja, denn ich weiß es auf Ehre nicht.«

»Ahnen Sie es nicht?«

»Nicht im geringsten.«

»Das ist nicht möglich.«

»Ich schwöre es Ihnen bei dem Heiligsten, was ich auf der Welt habe. Antworten Sie mir doch!«

»Unsere Weisung …«

»Die Weisung verbietet Ihnen nicht, mir mitzuteilen, was ich in zehn Minuten oder einer halben Stunde doch erfahren werde. Nur ersparen Sie mir bis dahin eine Ewigkeit der Ungewißheit. Ich bitte Sie darum, als ob Sie mein Freund wären; sehen Sie, ich will mich weder sträuben noch fliehen, was ich übrigens gar nicht kann. Wohin fahren wir?«

»Falls Sie nicht eine Binde vor den Augen haben, müßten Sie doch erraten, wohin wir fahren.«

»Nein.«

»Dann sehen Sie sich um.«

Dantès erhob sich, blickte nach dem Punkte, auf den das Boot zufuhr, und sah zweihundert Meter vor sich den schwarzen schroffen Felsen aufsteigen, auf welchem sich, wie mit dem Gestein verwachsen, das finstere Château d'If erhebt.

Der unvermutete Anblick dieses grauenvollen Gefängnisses, das seit dreihundert Jahren Marseille mit seinen Schrecken erfüllte, wirkte auf Dantès wie das Schafott auf den Verurteilten.

»O mein Gott!« rief er. »Das Château d'If! Was soll ich dort? Weshalb fahren wir dorthin?«

Der Gendarm lächelte.

»Aber man bringt mich doch nicht dahin, um mich einzusperren?« fuhr Dantès fort. »Das Château d'If ist ein Staatsgefängnis, nur zur Aufnahme großer politischer Verbrecher bestimmt. Ich habe nicht das geringste begangen. Sind denn auf dem Château d'If Untersuchungsrichter oder sonstige Behörden?«

»Es gibt dort, glaube ich«, antwortete der Gendarm, »nur einen Gouverneur, Wärter, Soldaten und feste Mauern. Na, na, lieber Freund, tun Sie doch nicht so erstaunt, ich glaube beinahe, daß Sie sich für meine Gefälligkeit über mich lustig machen.«

Dantès drückte die Hand des Gendarmen, als ob er sie zerbrechen wollte.

»Sie meinen also, daß man mich nach dem Château d'If bringt, um mich dort einzukerkern?«

»Das ist wahrscheinlich«, antwortete der Gendarm; »aber auf alle Fälle, Kamerad, brauchen Sie mir die Hand nicht zu zerquetschen.«

»Ohne weitere Untersuchung? Ohne weitere Formalität?« fragte der junge Mann.

»Die Formalitäten sind erfüllt, die Untersuchung hat stattgefunden.«

»Also trotz des Versprechens des Herrn von Villefort?«

»Ich weiß nicht, ob Herr von Villefort Ihnen ein Versprechen gemacht hat«, erwiderte der Gendarm, »aber was ich weiß, ist, daß wir nach dem Château d'If fahren! Nanu! Was machen Sie denn? Holla, Kamerad, zu Hilfe!«

Mit einer blitzartigen Bewegung, die jedoch das geübte Auge des Gendarmen zur rechten Zeit wahrgenommen, hatte Dantès sich ins Meer stürzen wollen; aber vier kräftige Fäuste hielten ihn in dem Augenblicke zurück, da seine Füße sich von den Planken des Bootes lösten.

Er fiel auf den Boden des Bootes zurück, indem er vor Wut heulte.

»Gut!« rief der Gendarm, ihm ein Knie auf die Brust setzend. »So halten Sie also Ihr Seemannswort! Traue einer den zahmen Redensarten! Jetzt aber, lieber Freund, eine einzige Bewegung, und ich jage Ihnen eine Kugel in den Kopf. Gegen meine erste

Weisung habe ich verstoßen, ich stehe Ihnen aber dafür, daß ich gegen die zweite nicht verstoßen werde.«

Und er richtete seinen Karabiner gegen Dantès, der die Mündung der Waffe an seiner Schläfe fühlte.

Einen Augenblick hatte er den Gedanken, diese verbotene Bewegung zu machen und so gewaltsam das unerwartete Unglück, das über ihn hereingebrochen war, zu endigen. Aber eben, weil es so unerwartet war, sagte er sich, daß es nicht von Dauer sein könne; dann gedachte er auch der Versprechungen des Herrn von Villefort, und schließlich erschien ihm ein solcher Tod auf dem Boden eines Bootes, von der Hand eines Gendarmen, zu häßlich.

Er stieß erneut ein Wutgeheul aus und begann an seinen Händen zu nagen.

Fast in demselben Augenblick erschütterte ein heftiger Anprall das Boot. Einer der Schiffer sprang auf den Felsen, den das Fahrzeug berührt hatte; ein Tau wickelte sich knirschend von einer Rolle ab, und Dantès erkannte, daß man jetzt anlegte.

Seine Wächter, die ihn am Arm und Rockkragen hielten, zwangen ihn, sich zu erheben und ans Land zu steigen, und zogen ihn nach den Stufen, welche zu der Zitadelle hinaufführten, während der Gefreite mit aufgepflanztem Bajonett folgte.

Dantès leistete keinen Widerstand, der ohnehin vergeblich gewesen wäre; er war betäubt und taumelte wie ein Trunkener. Er sah wieder Soldaten, welche sich auf der steilen Böschung aufstellten, fühlte Stufen, die ihn nötigten, den Fuß zu heben, und bemerkte, daß er durch eine Tür ging, die sich hinter ihm schloß, aber alles dies mechanisch, wie durch einen Nebel, ohne etwas Bestimmtes zu unterscheiden.

Man machte einen Augenblick halt, währenddessen er seine Gedanken zu sammeln suchte. Er sah sich um: er befand sich in einem viereckigen, von hohen Mauern eingeschlossenen Hofe; man hörte den langsamen, regelmäßigen Schritt der Schildwachen, und jedesmal wenn sie in den Bereich des Lichtes kamen, das von zwei oder drei Stellen im Innern des Schlosses auf den Hof fiel, sah man ihre Gewehrläufe blitzen.

Man wartete dort etwa zehn Minuten. Da Dantès nicht zu entfliehen vermochte, hatten die Gendarmen ihn losgelassen. Man schien auf Befehle zu warten, und diese Befehle kamen.

»Wo ist der Gefangene?« fragte eine Stimme.

»Hier ist er«, antworteten die Gendarmen.

»Er soll mir folgen; ich werde ihn in sein neues Quartier führen.«

»Los!« riefen die Gendarmen, indem sie Dantès fortstießen.

Der Gefangene folgte seinem Führer, der ihn in einen fast unterirdischen Raum führte, dessen kahle und schwitzende Wände von Tränendunst getränkt schienen. Eine auf einen Schemel gestellte kleine Lampe, deren Docht in einem stinkenden Fette schwamm, warf ihren Schein auf die Wände dieses entsetzlichen Ortes und zeigte Dantès seinen Führer, einen der unteren Kerkermeister, schlecht gekleidet und von gemeinem Gesichtsausdruck.

»Hier ist Ihr Zimmer für diese Nacht«, sagte der Mann; »es ist spät, und der Herr Gouverneur ist schon zu Bett. Morgen, wenn er aufgestanden ist und von den Sie betreffenden Anweisungen Kenntnis genommen hat, werden Sie vielleicht umquartiert. Inzwischen haben Sie hier Brot, in dem Kruge dort ist Wasser und in jenem Winkel Stroh: das ist alles, was ein Gefangener wünschen kann. Gute Nacht!«

Und ehe Dantès daran gedacht hatte, den Mund zu öffnen, um zu antworten, ehe er bemerkt hatte, wo der Kerkermeister das Brot hingelegt, ehe er sich danach hatte umsehen können, wo der Wasserkrug und das Stroh war, hatte der Kerkermeister die Lampe genommen, die Tür hinter sich verschlossen und dem Gefangenen den matten Schein genommen, der ihm die tropfenden Wände seines Kerkers gezeigt hatte.

Er befand sich allein in der Finsternis und Stille, selbst so stumm und düster wie diese Gewölbe, deren eisige Kälte er auf seine brennende Stirn sich niederschlagen fühlte.

Als die ersten Strahlen des Tages wieder etwas Helle in das Kellerloch brachten, kam der Wärter mit dem Befehle zurück, den Gefangenen zu belassen, wo er wäre. Dantès hatte sich

nicht vom Platze bewegt; eine eiserne Hand schien ihn an die Stelle genagelt zu haben, wo er am Abend vorher haltgemacht hatte. Unbeweglich, die vom Weinen geschwollenen Augen auf den Boden gerichtet, stand er da.

Er hatte so die ganze Nacht stehend verbracht, ohne nur einen einzigen Augenblick zu schlafen.

Der Wärter näherte sich ihm und ging um ihn herum; aber Dantès schien ihn nicht zu sehen.

Er klopfte ihm auf die Schulter; Dantès fuhr zusammen und schüttelte den Kopf.

»Haben Sie denn nicht geschlafen?« fragte der Wärter.

»Ich weiß nicht«, antwortete Dantès.

Der Wärter betrachtete ihn voll Erstaunen.

»Haben Sie keinen Hunger?« fuhr er fort.

»Ich weiß nicht«, antwortete Dantès wiederum.

»Wünschen Sie etwas?«

»Ich möchte den Gouverneur sprechen.«

Der Wärter zuckte die Achseln und ging.

Dantès folgte ihm mit den Augen und streckte die Hände nach der geöffneten Tür aus; die Tür schloß sich wieder.

Seiner Brust entrang sich ein Schluchzen; die Tränen stürzten ihm aus den Augen; er warf sich mit der Stirn auf den Boden und betete lange, indem er sein Leben an seinem Geiste vorüberziehen ließ und sich fragte, welches Verbrechen er begangen hätte, das eine so grausame Strafe verdiente.

So verging der Tag; kaum daß er einige Bissen Brot aß und einige Tropfen Wasser trank. Bald saß er mit seinen Gedanken beschäftigt, bald kreiste er wie ein wildes Tier in einem Käfig durch seinen Kerker.

Ein Gedanke besonders quälte ihn: daß er sich während der Überfahrt, wo er in Unkenntnis des Zieles so ruhig geblieben war, zehnmal hätte ins Wasser stürzen können. Einmal im Wasser, wäre er dank seiner Geschicklichkeit im Tauchen seinen Wärtern sicher entronnen, er hätte den Strand gewinnen und sich auf einem spanischen oder italienischen Schiff ins Ausland begeben können, wohin er Mercedes und seinen Vater später

hätte nachkommen lassen. Was die Gewinnung des Lebensunterhaltes betraf, so war er unbesorgt: Gute Seeleute waren überall selten; er sprach Italienisch wie ein Toskaner, Spanisch wie ein Kind Altkastiliens; er hätte frei und glücklich mit Mercedes und seinem Vater leben können. Und jetzt war er Gefangener, eingekerkert im Château d'If, diesem unzugänglichen Gefängnis, ohne zu wissen, was aus Mercedes wurde, und alles dies, weil er an das Wort Villeforts geglaubt hatte. Es war, um wahnsinnig zu werden, und Dantès wälzte sich wütend auf dem frischen Stroh, das ihm sein Wärter gebracht hatte.

Am folgenden Tage um dieselbe Stunde erschien der Wärter wieder.

»Nun«, fragte er, »sind Sie heute vernünftiger als gestern?«

Dantès antwortete nicht.

»Hören Sie«, sagte der Wärter, »wünschen Sie irgend etwas von mir, das ich für Sie tun kann? Sprechen Sie.«

»Ich wünsche den Gouverneur zu sprechen.«

»Wie?« knurrte der Wärter ungeduldig. »Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß dies unmöglich ist.«

»Warum unmöglich?«

»Weil es nach der Gefängnisordnung den Gefangenen nicht erlaubt ist, das zu verlangen.«

»Was ist denn hier erlaubt?« fragte Dantès.

»Bessere Nahrung gegen Bezahlung, ein Spaziergang und zuweilen Bücher.«

»Ich brauche keine Bücher, ich habe keine Lust spazierenzugehen und finde meine Nahrung gut; ich habe nur den einen Wunsch, den Gouverneur zu sehen.«

»Wenn Sie mich immer wieder mit derselben Geschichte langweilen, so werde ich Ihnen nichts mehr zu essen bringen«, sagte der Wärter.

»Nun, wenn du mir nichts mehr zu essen bringst, so werde ich einfach verhungern«, erwiderte Dantès.

Der Ton, in welchem Dantès dies sagte, bewies dem Wärter, daß sein Gefangener glücklich sein würde zu sterben. Da nun jeder Gefangene seinem Wärter täglich etwa zehn Sous ein-

brachte, fürchtete der Kerkermeister, daß er Dantès verlieren könnte, und er begann deshalb in milderem Tone:

»Hören Sie! Was Sie da verlangen, ist unmöglich. Verlangen Sie es also nicht mehr, denn es ist ohne Beispiel, daß der Gouverneur auf den Wunsch eines Gefangenen in dessen Zelle gekommen wäre; führen Sie sich gut, dann wird Ihnen gestattet, spazierenzugehen, und es ist möglich, daß Sie dabei einmal dem Gouverneur begegnen. Dann können Sie ihn ja fragen, und wenn er Ihnen antworten will, so ist das seine Sache.«

»Aber«, fragte Dantès, »wie lange kann ich warten, bis dieser Zufall sich einmal bietet?«

»Je nun«, entgegnete der Wärter, »einen Monat, ein Vierteljahr, ein halbes Jahr, ein Jahr vielleicht.«

»Das ist zu lange«, sagte Dantès; »ich will ihn sofort sehen.«

»Oh«, antwortete der Wärter, »verrennen Sie sich nicht so in einen einzigen unmöglichen Wunsch, sonst sind Sie vor Ablauf von vierzehn Tagen verrückt.«

»So, meinst du?«

»Ja, verrückt; so fängt der Irrsinn immer an; wir haben davon hier ein Beispiel. Der Abbé, der diese Zelle vor Ihnen bewohnte, hat dadurch den Verstand verloren, daß er dem Gouverneur fortwährend eine Million anbot, wenn er ihn freilassen wollte.«

»Und wie lange ist's her, daß er diese Zelle verlassen hat?«

»Zwei Jahre.«

»Er wurde freigelassen?«

»Nein, er wurde ins Verlies gebracht.«

»Höre«, sagte Dantès, »ich bin kein Abbé und bin nicht verrückt; vielleicht werde ich's, aber im Augenblick habe ich leider noch meinen vollen Verstand; ich will dir einen anderen Vorschlag machen. Eine Million biete ich dir nicht, denn ich kann sie dir nicht geben, aber ich biete dir hundert Taler, wenn du das nächste Mal, da du nach Marseille kommst, zu den Kataloniern gehen und einem jungen Mädchen namens Mercedes einen Brief, nein, bloß zwei Zeilen übergeben willst.«

»Wenn ich diese zwei Zeilen überbrächte und entdeckt würde, so würde ich meine Stelle verlieren, die mir jährlich tau-

send Livres einträgt, ohne die Nebeneinnahmen und die Beköstigung mitzurechnen. Sie sehen also, daß ich ein großer Esel wäre, wenn ich tausend Livres um dreihundert aufs Spiel setzte.«

»So, dann höre und merke dir genau, was ich sage«, sprach Dantès. »Weigerst du dich, Mercedes zwei Zeilen zu überbringen oder sie wenigstens davon zu benachrichtigen, daß ich hier bin, so lauere ich dir eines Tages hinter der Tür versteckt auf und zerschmettere dir in dem Augenblick, da du hereinkommst, mit diesem Schemel den Schädel.«

»Was, Drohungen!« rief der Wärter, indem er einen Schritt zurücktrat und sich bereitmachte, einen Angriff abzuwehren. »Sie sind entschieden verdreht im Kopfe; der Abbé hat gerade so angefangen wie Sie, und in drei Tagen werden Sie wie der unrettbar toll sein; zum Glück gibt's Verliese im Schloß.«

Dantès ergriff den Schemel und schwang ihn um den Kopf.

»Na, na«, rief der Wärter; »gut denn, wenn Sie's absolut wollen, so soll's dem Gouverneur gemeldet werden.«

»Schön denn!« sagte Dantès, indem er seinen Schemel wieder hinstellte und sich darauf setzte, den Kopf gesenkt und mit wirren Augen, als ob er wirklich wahnsinnig würde.

Der Wärter ging und kam einen Augenblick darauf mit vier Soldaten und einem Korporal zurück.

»Auf Befehl des Gouverneurs«, sagte er, »führen Sie den Gefangenen ein Stockwerk tiefer.«

»Ins Verlies also?« fragte der Korporal.

»Ins Verlies; die Verrückten gehören zu den Verrückten!« war die Antwort.

Die vier Soldaten bemächtigten sich Dantès', der in eine Art Erschlaffung verfiel und ihnen ohne Widerstand folgte.

Man ließ ihn fünfzehn Stufen hinuntersteigen und öffnete die Tür einer Zelle, in welche Dantès eintrat, indem er zu sich selbst sagte: »Er hat recht, die Verrückten gehören zu den Verrückten!«

Die Tür schloß sich wieder, und Dantès ging mit vorgehaltenen Händen vorwärts, bis er die Mauer fühlte; dann setzte er

sich in einen Winkel und blieb unbeweglich, während seine Augen, die sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnten, die Gegenstände zu unterscheiden begannen.

Der Wärter hatte recht; es fehlte wenig, daß Dantès wahnsinnig wurde.

Das kleine Kabinett in den Tuilerien

Herr von Villefort kehrte in die Wohnung des Herrn von Saint-Méran, wo seine Verlobung gefeiert wurde, zurück, verabschiedete sich rasch von seiner Braut und den Gästen und trat sofort mit Extrapost eine Reise nach Paris an. Vorher hatte er sich von Herrn von Salvieux, dem Freunde seines zukünftigen Schwiegervaters, einen Brief geben lassen, der ihm ohne weiteres Zutritt zum König verschaffen sollte.

Wir verlassen Villefort auf dem Wege nach Paris, wo er infolge der dreifachen Trinkgelder, die er gab, mit Windeseile dahinflog, und begeben uns durch zwei oder drei Säle in das kleine Kabinett der Tuilerien, das das Lieblingskabinett Napoleons und Ludwigs XVIII. war. In diesem Kabinett saß König Ludwig XVIII. vor einem Tische aus Nußbaumholz, den er von Hartwell mitgebracht hatte und ganz besonders liebte. Der Monarch hörte zerstreut einem etwa fünfzigjährigen Manne von vornehmem Äußern zu. Dabei machte er Notizen in eine lateinische Ausgabe des Horaz.

»Sie sagen also?« sprach der König.

»Daß ich so unruhig bin, wie man es nur sein kann, Sire!«

»Wirklich! Sollten Sie im Traume sieben fette und sieben magere Kühe gesehen haben?«

»Nein, Sire! Denn das würde uns nur sieben fruchtbare und sieben unfruchtbare Jahre verkünden, und bei einem so vorsorglichen König, wie Eure Majestät sind, steht keine Hungersnot zu befürchten.«

»Um welche andere Geißel soll es sich denn handeln, lieber Blacas?«

»Sire, ich glaube, ja, ich habe alle Ursache, zu glauben, daß sich im Süden ein Sturm zusammenzieht …«

»Ei, mein lieber Graf«, entgegnete Ludwig XVIII., »ich denke, Sie sind schlecht unterrichtet, denn ich weiß im Gegenteil gewiß, daß dort sehr schönes Wetter ist.«

»Sire«, versetzte Blacas, »wenn doch Eure Majestät, nur um einen getreuen Diener zu beruhigen, zuverlässige Männer in die Landschaften Languedoc, Provence und Dauphiné schicken wollten, um über den Geist, der dort herrscht, Bericht zu erhalten.«

»Canimus surdis«, antwortete der König, indem er fortfuhr, Notizen in den Horaz zu machen.

»Sire!« erwiderte der Hofmann und lächelte dabei, um sich das Ansehen zu geben, als verstände er den Vers des Dichters von Venusia. »Eure Majestät können ganz recht haben in bezug auf den guten Geist, der in Frankreich herrscht, allein ich glaube nicht ganz unrecht zu haben, wenn ich irgendeinen verzweifelten Versuch befürchte.«

»Von welcher Seite?«

»Von seiten Bonapartes oder zumindest von seiten seiner Partei.«

»Mein lieber Blacas«, sprach der König. »Sie stören mich mit Ihren Besorgnissen in meiner Arbeit.«

»Sire! Ich möchte mit Eurer Majestät die Sicherheit teilen können.«

»Warten Sie, mein lieber Graf, warten Sie! Mir fällt eben eine sehr glückliche Anmerkung zum ›Pastor quum traheret‹ ein; warten Sie ein wenig, und dann fahren Sie fort.«

Es trat einen Augenblick Stillschweigen ein, währenddessen Ludwig XVIII. mit einer Schrift, die er so winzig wie möglich machte, eine neue Notiz an den Rand des Horaz schrieb.

Als er fertig war, erhob er den Kopf wieder mit der zufriedenen Miene eines Mannes, der eine Idee gehabt zu haben glaubt, wenn er die Idee eines anderen kommentiert hat, und sagte:

»Fahren Sie fort, mein lieber Graf! Ich höre.«

»Sire!« sprach Herr von Blacas. »Ich bin genötigt, Eurer

Majestät zu sagen, daß es nicht grundlose Gerüchte und aus der Luft gegriffene Neuigkeiten sind, die mich ängstigen; ein wohlgesinnter Mann, der mein ganzes Vertrauen genießt und dem ich die Überwachung des Südens anvertraut habe« – der Graf hielt inne, als er diese Worte sprach –, »ist soeben mit der Post gekommen und berichtet von einer großen Gefahr, die Eurer Majestät droht. Deshalb bin ich hierhergeeilt.«

Ludwig XVIII. fuhr fort, Notizen in seinen Horaz zu machen. »Befehlen mir Eure Majestät, mich nicht länger bei diesem Gegenstande aufzuhalten?«

»Nein, mein lieber Graf! Doch strecken Sie die Hand aus, da unten zur Linken werden Sie den Bericht des Polizeiministers vom gestrigen Datum finden … Aber halt! Da ist er ja selbst. – Nicht wahr, Sie sagen der Polizeiminister?« unterbrach der König, sich an den Diener wendend, der soeben eingetreten war und den Polizeiminister gemeldet hatte. »Treten Sie ein, Baron, und erzählen Sie dem Grafen, was Sie Neues von Bonaparte wissen. Verhehlen Sie uns nichts von der Lage der Dinge, wie bedenklich sie auch sein mag. Sagen Sie, ist die Insel Elba ein Vulkan und werden wir dort den Krieg voll Flammen und Schrecknissen ausbrechen sehen? Bella, horrida bella?«

»Haben Eure Majestät den gestrigen Bericht einzusehen geruht?« entgegnete der Minister.

»Ja, ja! Aber sagen Sie es dem Grafen selbst, der diesen Bericht nicht finden kann, was er enthält. Erzählen Sie ihm genau, was der Usurpator auf seiner Insel macht.«

»Mein Herr«, sprach der Baron zum Grafen, »alle getreuen Diener Seiner Majestät dürfen sich Glück wünschen über die günstigen Nachrichten, die uns von der Insel Elba zukommen. Bonaparte …«

Der Minister blickte auf Ludwig XVIII., der eben wieder eine Bemerkung niederschrieb und nicht einmal den Kopf hob. »Bonaparte«, fuhr der Baron fort, »langweilt sich zu Tode. Er bringt ganze Tage damit zu, daß er seinen Arbeitern in Porto Longone bei ihrer Beschäftigung zusieht. Noch mehr, wir können versichert sein, daß der Usurpator in kurzer Zeit ein Narr wird.«

»Ein Narr?«

»Ein Narr, den man in Banden halten muß. Sein Kopf wird schon schwach. Bald weint er heiße Tränen, bald lacht er aus voller Kehle; ein anderes Mal beschäftigt er sich stundenlang damit, vom Ufer aus Kieselsteine ins Wasser zu werfen, und wenn der Stein fünf- bis sechsmal aufgeprallt ist, scheint er so vergnügt, als hätte er ein zweites Marengo oder ein neues Austerlitz gewonnen. Sie werden zugeben, daß das Anzeichen von Narrheit sind.«

»Oder von Weisheit, Herr Baron, oder von Weisheit«, versetzte Ludwig XVIII. lächelnd. »Schon die großen Heerführer des Altertums ergötzten sich damit, daß sie Kieselsteine ins Meer warfen. Sehen Sie nach bei Plutarch im ›Leben des Scipio Africanus‹. Also, was denken Sie nun darüber, Blacas?« fragte der König, indem er einen Augenblick in seiner Beschäftigung innehielt.

»Sire, ich sage, daß entweder der Polizeiminister oder ich mich irre. Da sich aber der Polizeiminister unmöglich irren kann, da er die Sicherheit und die Ehre Eurer Majestät zu bewachen hat, so ist es wahrscheinlich, daß ich mich im Irrtum befinde. An Eurer Majestät Stelle aber würde ich die Person fragen, von der ich gesprochen habe, ja ich bitte sogar inständig, Eure Majestät wollten ihr diese Ehre erweisen.«

»Recht gern, Graf, auf Ihre Empfehlung hin empfange ich, wen Sie wollen. Doch will ich ihn empfangen mit den Waffen in der Hand. Herr Minister, haben Sie noch einen neueren Bericht als diesen hier? Denn dieser datiert vom zwanzigsten Februar, und heute haben wir den dritten März.«

»Nein, Sire. Aber ich erwarte einen mit jeder Stunde. Ich ging schon frühzeitig aus, und vielleicht ist er während meiner Abwesenheit eingelaufen.«

»Gehen Sie auf die Präfektur; liegt dort einer, so bringen Sie ihn, ist keiner gekommen«, fuhr Ludwig XVIII. lächelnd fort, »wohlan, so machen Sie einen. Nicht wahr, so pflegt man es zu tun?«

»Oh, Sire!« entgegnete der Minister. »Gott sei's gedankt, in

dieser Hinsicht ist es nicht nötig, etwas zu erdichten; jeden Tag überhäuft man unsere Amtszimmer mit ellenlangen Anzeigen, die von einer Menge armer Tröpfe herkommen, welche sich eine kleine Erkenntlichkeit für die Dienste erhoffen, die sie nicht leisten, aber gern leisten möchten. Sie rechnen auf den Zufall und hoffen, daß irgendein unerwartetes Ereignis ihren Voraussagen eine Art Wirklichkeit verleihen werde.«

»Gut, nun gehen Sie, mein Herr«, sagte Ludwig XVIII., »und denken Sie daran, daß ich Sie erwarte.«

»Ich will nur gehen, um wiederzukommen, Sire, in zehn Minuten bin ich zurück.«

»Und ich, Sire«, sagte Blacas, »will meinen Gewährsmann holen, der von weit her kommt, um Eurer Majestät eine wichtige Nachricht zu überbringen. Ich bitte, ihn gütig zu empfangen, geschehe es auch nur wegen Herrn von Salvieux, der ihn mir empfohlen hat.«

»Herr von Salvieux, der Kammerherr meines Bruders?«

»Derselbe.«

»Ja wirklich, ich erinnere mich, er ist in Marseille.«

»Von dort aus hat er mir geschrieben.«

»Spricht er ebenfalls von dieser Verschwörung?«

»Nein, aber er empfiehlt mir Herrn von Villefort und bittet mich, ihn bei Eurer Majestät einzuführen.«

»Herr von Villefort?« rief der König. »Warum haben Sie mir seinen Namen nicht sogleich genannt?« fuhr er fort, und eine Unruhe machte sich in seinem Angesicht bemerkbar.

»Sire, ich dachte, dieser Name wäre Eurer Majestät unbekannt.«

»Nein, o nein, mein lieber Blacas! Er ist ein ehrgeiziger Geist, gebildet und ernst. Ha, bei Gott! Sie kennen doch dem Namen nach seinen Vater – Noirtier?«

»Noirtier, den Girondisten? Noirtier, den Senator?«

»Ja, denselben.«

»Und Eure Majestät haben den Sohn eines solchen Mannes angestellt?«

»Mein lieber Graf, ich habe Ihnen gesagt, daß Villefort ehr-

geizig ist; um hochzukommen, wird Villefort alles, sogar seinen Vater opfern.«

»Ich darf ihn also eintreten lassen, Sire?«

»Im Augenblick, Graf, wo ist er denn?«

»Er wartet unten in meinem Wagen.«

Der Graf verließ eilig das Zimmer. Allein geblieben, wandte sich Ludwig XVIII. wieder seinem Horaz zu.

Herr von Blacas kehrte in kürzester Zeit mit Villefort zurück. Allein im Vorzimmer war er genötigt, die Autorität des Königs anzurufen; der staubbedeckte, ganz und gar nicht hoffähige Anzug Villeforts erregte das Bedenken des Zeremonienmeisters, der darüber ganz erstaunt war, daß sich der junge Mann vermesse, in solcher Kleidung vor dem König zu erscheinen. Allein der Graf behob alle diese Schwierigkeiten mit einem einzigen Worte. »Befehl Seiner Majestät!« Und Villefort wurde bei dem König eingeführt. Der König saß noch auf demselben Platze, wo ihn der Graf verlassen hatte. Als die Tür aufging, befand sich Villefort gerade dem König gegenüber; der junge Beamte hielt im Gehen an.

»Treten Sie vor, Herr von Villefort«, sagte der König, »treten Sie vor.«

Villefort machte eine Verbeugung, tat einige Schritte vorwärts und wartete, daß ihn der König anreden werde.

»Herr von Villefort«, fuhr Ludwig XVIII. fort, »der Graf Blacas behauptet, daß Sie uns etwas Wichtiges zu sagen hätten.«

»Sire, der Herr Graf hat recht, und ich hoffe, Eure Majestät werden es selber finden.«

»Fürs erste und vor allem, mein Herr, ist nach Ihrer Ansicht das Übel so groß, wie man mich glauben machen will?«

»Sire, ich glaube, die Sache ist dringend; allein bei der Eile, mit der ich reiste, ist noch Zeit einzugreifen, wie ich hoffe.«

»Sprechen Sie ausführlich, wenn's beliebt, mein Herr!« sagte der König, der jetzt ebenfalls anfing, unruhig zu werden. »Sprechen Sie, und vor allem alles der Reihe nach; ich liebe die Ordnung in allen Dingen.«

»Sire«, sagte Villefort, »ich werde Eurer Majestät einen

getreuen Bericht erstatten; ich bitte jedoch, mich gnädigst zu entschuldigen, wenn ich etwa nicht ganz klar sein sollte; ich bin aufs tiefste erschüttert.«

Villefort überzeugte sich nach dieser Einleitung durch einen raschen Blick auf den König von dem Wohlwollen seines hohen Zuhörers. Dann fuhr er fort:

»Sire, ich bin so schnell wie möglich nach Paris gereist, um Eurer Majestät zu melden, daß ich in meinem Amtsbereiche ein Komplott entdeckt habe, nicht eines jener gewöhnlichen und harmlosen, wie sie täglich unter den niedrigsten Klassen des Volkes und der Armee angezettelt werden, sondern eine wirkliche Verschwörung, einen Sturm, der nichts weniger als den Thron Eurer Majestät bedroht. Sire! Der Usurpator rüstet drei Schiffe aus; er führt einen Plan im Schilde, der vielleicht wahnsinnig, aber auch ebenso furchtbar wie wahnsinnig ist. In dieser Stunde muß er die Insel Elba verlassen haben, um ich weiß nicht wohin zu fahren, aber gewiß, um eine Landung zu versuchen, sei es nun in Neapel, an der toskanischen Küste oder in Frankreich selbst. Eure Majestät wissen vielleicht nicht, daß der Beherrscher der Insel Elba Verbindungen mit Italien und Frankreich unterhalten hat.«

»Ja, mein Herr, ich weiß das«, sprach der König sehr bewegt, »und noch unlängst erhielt man Kunde, daß bonapartistische Zusammenkünfte in der Rue Saint-Jacques stattgefunden haben. Aber fahren Sie fort, ich bitte Sie! Wie sind diese Tatsachen Ihnen bekannt geworden?«

»Sire, aus einem Verhör, das ich in Marseille mit einem Menschen angestellt habe, den ich schon seit langer Zeit überwachen und am Tage meiner Abreise verhaften ließ. Dieser Mensch, ein unruhiger Seemann und mir schon lange als Bonapartist verdächtig, war insgeheim auf der Insel Elba. Er sah dort den Großmarschall, der ihn mit einer mündlichen Botschaft an einen Bonapartisten in Paris beauftragte, dessen Namen ich nie aus ihm herausbringen konnte; aber diese Sendung hatte den Zweck, die Geister auf die Rückkehr vorzubereiten – ich bitte wohl zu bemerken, Sire, daß diese Worte dem Verhör entnom-

men sind –, auf eine Rückkehr, welche nicht lange mehr ausbleiben kann.«

»Und wo ist dieser Mensch?« fragte Ludwig XVIII.

»Im Kerker, Sire!«

»Und die Sache erschien Ihnen wichtig.«

»So wichtig, Sire, daß ich, mitten in meiner eigenen Verlobungsfeier, alles verließ, Braut und Freunde, um schnell abzureisen und sowohl meine Besorgnisse als auch die Versicherung meiner Ergebenheit Eurer Majestät zu Füßen zu legen.«

»Ach richtig«, sagte der König, »bestand nicht ein Heiratsplan zwischen Ihnen und dem Fräulein von Saint-Méran?«

»Der Tochter eines der getreuesten Diener Eurer Majestät.«

»Ja, ja! Doch kommen wir wieder auf das Komplott zurück, Herr von Villefort!«

»Sire, ich fürchte, es ist mehr als ein Komplott, ich fürchte, es ist eine Verschwörung.«

»Eine Verschwörung in dieser Zeit«, entgegnete Ludwig XVIII. lächelnd, »ist eine Sache, die sich leicht anzetteln, aber schwer ans Ziel führen läßt, schon darum, weil wir, gestern erst zum Throne unserer Ahnen gelangt, die Augen zugleich auf die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft offenhalten. Meine Minister verdoppeln seit zehn Monaten ihre Aufmerksamkeit, um die Küsten des Mittelmeeres wohl zu bewachen. Wenn Bonaparte in Neapel landete, so wären die verbündeten Mächte auf den Beinen, ehe er noch Piombino erreichte; stiege er in Toscana an Land, so setzte er den Fuß nur auf feindlichen Boden; und landet er in Frankreich, so geschieht es mit einem Häuflein Menschen, und wir würden leicht mit ihm fertig, da ihn das Volk haßt. Beruhigen Sie sich also, mein Herr, aber rechnen Sie deshalb nicht weniger auf unsere königliche Erkenntlichkeit.«

»Ah, da kommt der Polizeiminister!« rief der Graf von Blacas.

In diesem Moment erschien wirklich auf der Türschwelle der Polizeiminister, blaß, zitternd und mit irren Blicken. Villefort machte Miene, sich zu entfernen, doch Herr von Blacas hielt ihn zurück.

Ludwig XVIII. stieß bei dem Anblick dieses verstörten Gesichts den Tisch, vor dem er saß, mit Heftigkeit zurück.

»Was haben Sie denn, Herr Baron?« rief er. »Sie sind ja ganz außer sich. Haben Sie etwas Schlimmes in Erfahrung gebracht?«

»Sire …!« stammelte der Baron.

»Was gibt's?« fragte Ludwig XVIII.

»Ach, Sire, ein schreckliches Unglück! Ich bin untröstlich …«

»Mein Herr!« rief Ludwig XVIII. »Ich befehle Ihnen zu sprechen!«

»Wohl, Sire! Der Usurpator hat die Insel Elba am sechsundzwanzigsten Februar verlassen und ist am ersten März gelandet.«

»Wo das? In Italien?« fragte der König lebhaft.

»In Frankreich, Sire! In einem kleinen Hafen bei Antibes, im Golf Juan.«

»Der Usurpator ist in Frankreich gelandet, bei Antibes, im Golf Juan, zweihundertundfünfzig Meilen von Paris entfernt, am ersten März, und Sie erfahren das erst heute am dritten März? Was Sie mir da sagen, ist unmöglich, Sie sind falsch unterrichtet.«

»Ach, Sire, es ist nur zu wahr!«

Ludwig XVIII. machte eine Bewegung des Zornes und Schreckens und richtete sich hoch auf, als hätte ihn der unvermutete Schlag zugleich in das Herz und in das Gesicht getroffen.

»In Frankreich!« rief er, »der Usurpator in Frankreich! man hat also diesen Menschen nicht bewacht? oder, wer weiß, man war einverstanden mit ihm?«

»Oh, Sire«, sagte der Graf von Blacas, »der Herr Polizeiminister ist nicht der Mann, den man des Verrats beschuldigen könnte. Sire, wir waren alle blind, und der Baron teilte die allgemeine Blindheit, das ist alles.«

»Aber …«, sprach Villefort. Dann hielt er plötzlich inne. »Um Vergebung, Sire!« sagte er, sich verneigend. »Mein Eifer reißt mich fort, geruhen Eure Majestät mir zu verzeihen.«

»Sprechen Sie, mein Herr, sprechen Sie kühn«, sagte Ludwig

XVIII., »Sie allein haben uns vor dem Unglück gewarnt, helfen Sie uns jetzt, dagegen ein Mittel zu finden.«

»Sire«, entgegnete Villefort, »der Usurpator ist im Süden verhaßt; falls er durch die südlichen Provinzen vorrückt, kann man leicht in der Provence und Languedoc einen Aufstand gegen ihn hervorrufen.«

»Ja, gewiß«, sagte der Minister; »aber wenn er über Gap und Sisteron vorrückt …«

»Er rückt vor!« sprach Ludwig XVIII., »er marschiert also gegen Paris?«

Der Polizeiminister beobachtete ein Stillschweigen, das einem vollkommenen Zugeständnis gleichkam.

»Und die Dauphiné, mein Herr?« fragte der König Villefort. »Glauben Sie, man könnte sie ebenfalls aufwiegeln?«

»Sire, es ist mir schmerzlich, Eurer Majestät eine grausame Wahrheit sagen zu müssen; allein der Geist, der in der Dauphiné herrscht, ist lange nicht so gut wie in der Provence und Languedoc. Sire, die Gebirgsbewohner sind Bonapartisten.«

»Siehe da«, sagte Ludwig XVIII., »er war also gut unterrichtet. Und wieviel Mann hat er?«

»Sire, das weiß ich nicht«, erwiderte der Polizeiminister.

»Wie, Sie wissen es nicht? Sie haben vergessen, sich über diesen Umstand zu erkundigen? Es ist wahr, daran liegt nicht viel!« fügte er mit einem Lächeln, das für den Minister vernichtend war, hinzu.

»Sire, die Depesche brachte bloß die Anzeige von der Landung und von dem Wege, den der Usurpator genommen hat.«

»Und wie kam Ihnen denn die Depesche zu?« fragte der König.

Der Minister senkte den Kopf, und eine tiefe Röte überzog seine Stirn.

»Durch den Telegraphen, Sire!«

Ludwig XVIII. machte einen Schritt vorwärts und kreuzte die Arme, wie es Napoleon tat.

»Also«, sprach er, vor Zorn erblassend, »also sieben verbündete Heere haben diesen Mann gestürzt; ein Wunder des Him-

mels hat mich nach fünfundzwanzigjährigem Exil auf den Thron meiner Väter zurückgeführt; ich habe in diesen fünfundzwanzig Jahren die Menschen und die Dinge dieses mir verheißenen Frankreichs studiert, erforscht, zergliedert, damit endlich, am Ziele meiner Wünsche, eine Macht, die ich in meinen Händen hielt, sich gegen mich kehrt und mich zermalmt!«

»Sire, es ist ein Verhängnis«, sagte der Minister.

»Wenn man mich verraten hätte wie ihn«, rief der König, »ich hätte es noch ertragen; aber unterzugehen infolge der Unfähigkeit der Leute meiner Umgebung, die mir alles verdanken, die ohne mich nichts sind – Sie haben recht, das ist ein Verhängnis!«

Der Minister senkte den Kopf, ohne eine Erwiderung zu wagen.

»Fallen«, fuhr Ludwig XVIII. fort, »fallen und seinen Sturz durch den Telegraphen erfahren! Oh, lieber bestiege ich noch das Schafott meines Bruders Ludwig XVI., als daß ich die Stiege der Tuilerien hinabeilte, durch die Lächerlichkeit vertrieben! – Sie wissen nicht, was es in Frankreich bedeutet, sich lächerlich zu machen, und doch sollten Sie es wissen.«

»Sire! Sire!« stotterte der Minister. »Gnade!«

»Treten Sie näher, Herr von Villefort!« fuhr der König fort, sich an den jungen Mann wendend, der regungslos im Hintergrund verharrte und gespannt dem Gespräch gefolgt war, in dem es um das Schicksal eines Königreichs ging, »treten Sie näher und sagen Sie dem Herrn, daß man im voraus alles das wissen konnte, was er nicht wußte.«

»Sire, es war unmöglich, die Pläne zu erraten, welche dieser Mensch vor aller Welt verbarg!« stammelte der Minister.

»Unmöglich! das ist ein großes Wort, mein Herr. Unmöglich für einen Minister, der eine Verwaltung, Bureaus, Agenten und fünfzehnhunderttausend Franken geheime Gelder hat, das zu erfahren, was sechzig Meilen von der Küste Frankreichs entfernt vor sich geht! Sehen Sie doch diesen Herrn hier, dem keines dieser Mittel zu Gebote stand! Sehen Sie, dieser Herr, ein einfacher Beamter, der mehr davon wußte als Sie mit Ihrer ganzen Polizei, er würde meine Krone gerettet haben, hätte er das Recht gehabt wie Sie, einen Telegraphen zu leiten.«

Der Blick des Polizeiministers wandte sich mit einem Ausdruck des tiefsten Grolles auf Villefort, der das Haupt mit der Bescheidenheit des Triumphes senkte.

»Ich sage nichts gegen Sie, mein lieber Blacas«, fuhr Ludwig XVIII. fort, »denn wenn Sie auch nichts entdeckt haben, so waren Sie doch wenigstens stets wachsam. Ein anderer hätte vielleicht die Mitteilung des Herrn von Villefort für unbedeutend angesehen oder eigennützige Beweggründe hinter ihr gesucht.«

Diese Worte spielten auf das an, was der Minister eine Stunde früher mit soviel Zuversicht vorgebracht hatte. Villefort verstand die Anspielung des Königs. Ein anderer hätte sich wohl durch den Stolz auf das Lob des Königs hinreißen lassen; er hingegen fürchtete, sich den Polizeiminister zum Todfeind zu machen, obschon er fühlte, daß dieser unwiderruflich verloren war. Der Minister, der in der Fülle seiner Macht die geheimen Pläne Napoleons nicht zu erraten vermocht hatte, konnte doch jetzt im verzweifelten Kampf um seine Stellung die Absichten Villeforts durchschauen. Er brauchte nur Dantès zu befragen. Statt daß er also den Minister belastete, kam er ihm zu Hilfe.

»Sire«, sagte Villefort, »die Raschheit der Ereignisse muß Eurer Majestät beweisen, daß nur Gott allein es hätte hindern können. Was Eure Majestät als Verdienst meines Scharfsinns ansehen, ist nichts weiter als bloßer Zufall; ich nützte diesen Zufall als getreuer Diener, das ist alles, was ich getan habe. Ich bitte Eure Majestät, mich nicht höher einzuschätzen, als ich verdiene, um nicht später von mir enttäuscht zu werden.«

Der Minister dankte dem jungen Mann mit einem beredten Blick, und Villefort begriff, daß ihm sein Plan, einen Freund zu gewinnen, auf den er nötigenfalls rechnen könnte, gelungen war, ohne etwas von der Dankbarkeit des Königs zu verlieren.

»Es ist gut«, sagte der König, »und jetzt, meine Herren«, fuhr er fort, zu Herrn von Blacas und dem Polizeiminister gewendet, »bedarf ich Ihrer nicht mehr, und Sie können sich entfernen; was hier weiter zu tun ist, betrifft den Kriegsminister.«

»Glücklicherweise, Sire«, versetzte Herr von Blacas, »können

wir auf die Armee rechnen. Eure Majestät wissen, wie ergeben sie allen Berichten zufolge Ihrer Regierung ist.«

»Reden Sie mir jetzt nicht von Berichten, Graf. Ich weiß, welches Vertrauen man in dieselben setzen kann. Doch weil wir eben von Berichten sprechen, Herr Baron, was haben Sie Neues gehört von dem Vorfall in der Rue Saint-Jacques?«

»Von dem Vorfall in der Rue Saint-Jacques?« rief Villefort unwillkürlich. Er faßte sich aber sogleich und sagte: »Vergebung, Sire! Meine Ergebenheit für Eure Majestät läßt mich die Regeln des Anstands vergessen.«

»Sprechen Sie und handeln Sie, mein Herr«, entgegnete Ludwig XVIII., »Sie haben sich heute das Recht erworben zu fragen.«

»Sire«, versetzte der Polizeiminister, »ich kam eben heute, um Eurer Majestät Neues über jenen Vorfall mitzuteilen, als die Aufmerksamkeit Eurer Majestät durch die schreckliche Nachricht von der Landung Napoleons abgelenkt wurde. Nun hätten diese Dinge für den König kein Interesse mehr.«

»Im Gegenteil, mein Herr«, sprach Ludwig XVIII. »Diese Angelegenheit scheint in unmittelbarer Beziehung zu derjenigen zu stehen, welche uns beschäftigt, und der Tod des Generals Quesnel führt uns vielleicht auf den Weg, ein großes inneres Komplott zu entdecken.«

Villefort erbebte bei dem Namen des Generals Quesnel.

»Sire«, erwiderte der Polizeiminister, »in der Tat könnte alles glauben machen, daß der General sich nicht selbst das Leben genommen hat, wie man anfangs annahm, sondern daß er ermordet worden ist. – Der General kam eben, wie es scheint, aus einem bonapartistischen Klub, als er verschwand. Ein unbekannter Mann hatte ihn am Morgen aufgesucht und sich mit ihm in der Rue Saint-Jacques verabredet. Zum Unglück hat der Kammerdiener, der den General in dem Augenblick frisierte, als jener Unbekannte in das Kabinett trat, wohl verstanden, daß er die Rue Saint-Jacques nannte, aber nicht auch die Hausnummer behalten.«

Während der Polizeiminister dem König diese Mitteilungen machte, schien Villefort an seinen Lippen zu hängen. Er errötete und erblaßte abwechselnd. Der König wandte sich zu ihm:

»Nicht wahr, Herr von Villefort, Sie sind gleich mir der Meinung, daß der General Quesnel, den man für einen Anhänger des Usurpators halten konnte, der aber in der Tat ganz mir ergeben war, als Opfer eines bonapartistischen Anschlags fiel?«

»Es ist wahrscheinlich, Sire!« entgegnete Villefort. »Aber weiß man weiter nichts?«

»Man ist dem Mann auf der Spur, der die Zusammenkunft veranlaßt hat.«

»Man ist ihm auf der Spur …?« wiederholte Villefort.

»Ja, der Bediente hat seine Beschreibung gegeben: es ist ein Mann von fünfzig bis fünfundfünfzig Jahren, von bräunlicher Gesichtsfarbe, mit schwarzen Augen, dicken Brauen und schwarzem Backenbart; er trug einen blauen zugeknöpften Überrock und in seinem Knopfloch die Rosette eines Offiziers der Ehrenlegion. Gestern traf man einen Menschen, dessen Aussehen genau mit der Beschreibung übereinstimmt, doch verlor man ihn wieder an der Ecke der Rue de la Jussienne und der Rue Coq-Héron.«

Villefort hatte sich auf eine Stuhllehne gestützt, denn während der Polizeiminister sprach, fühlte er seine Beine unter sich erlahmen; als er aber hörte, daß der Unbekannte den Nachstellungen entschlüpft war, erholte er sich wieder.

»Lassen Sie diesen Menschen suchen, mein Herr!« befahl der König dem Polizeiminister. »Denn wenn der General Quesnel, der uns in diesem Augenblick so nützlich gewesen wäre, das Opfer eines Meuchelmordes wurde, wie ich zu glauben geneigt bin, so will ich, daß die Täter, sie mögen Bonapartisten sein oder nicht, hart bestraft werden.«

Villefort hatte seine ganze Selbstbeherrschung vonnöten, um den Schrecken nicht zu verraten, den ihm dieser Auftrag des Königs an den Polizeichef einflößte.

»Es ist seltsam«, fuhr der König übelgelaunt fort, »die Polizei glaubt, alles gesagt zu haben, wenn sie berichtet: ›Ein Mord ist begangen worden‹, und alles getan zu haben, wenn sie beifügt: ›Man ist dem Schuldigen auf der Spur.‹«

»Sire, in diesem Punkte, hoffe ich, werden Eure Majestät befriedigt werden.«

»Gut, wir wollen sehen. Ich halte Sie nicht länger auf, Baron! Herr von Villefort, Sie müssen von der langen Reise erschöpft sein, pflegen Sie der Ruhe. Sie sind gewiß bei Ihrem Vater abgestiegen?«

Villefort fühlte einen leichten Schwindelanfall.

»Nein, Sire«, antwortete er, »ich bin im Hotel Madrid, Rue de Tournon, abgestiegen.«

»Aber Sie haben Herrn Noirtier gesehen?«

»Sire, ich ließ mich sogleich zu dem Herrn Grafen von Blacas führen.«

»Sie werden ihn doch wenigstens besuchen?«

»Ich denke nicht, Sire!«

»Ja, richtig«, versetzte Ludwig XVIII., auf eine Art lächelnd, welche bewies, daß er diese Fragen nicht ohne Absicht getan hatte, »ich habe vergessen, daß Sie mit Herrn Noirtier auf gespanntem Fuße stehen und daß das ein neues Opfer ist, welches Sie der königlichen Sache bringen und wofür ich Sie schadlos halten muß.«

»Sire, die Gnade, die mir Eure Majestät erzeigen, ist eine Belohnung, die alle meine Wünsche so sehr übersteigt, daß ich den König um nichts mehr zu bitten habe.«

»Gleichviel, mein Herr, wir werden Ihrer nicht vergessen, seien Sie darüber beruhigt. Unterdessen« – der König löste das Kreuz der Ehrenlegion von seinem Rock und reichte es Villefort – »nehmen Sie dieses Kreuz.«

»Sire«, sagte Villefort, »Eure Majestät irren sich, dieses Kreuz ist das eines Offiziers.«

»Meiner Treu, Herr«, erwiderte Ludwig XVIII., »nehmen Sie es nur, wie es ist; ich habe nicht mehr Zeit, ein anderes zu verlangen. Blacas, Sie sorgen dafür, daß Villefort das Diplom ausgestellt wird.«

Villefort nahm das Kreuz und küßte es.

»Und nun«, fragte er, »mit welchen Befehlen werden mich Eure Majestät zu beehren geruhen?«

»Pflegen Sie der Ruhe, die Sie brauchen, und bedenken Sie, daß Sie mir in Paris nichts nützen, aber in Marseille die wertvollsten Dienste leisten können.«

»Sire«, entgegnete Villefort mit einer Verbeugung, »in einer Stunde werde ich Paris verlassen haben.«

»Gehen Sie, mein Herr«, sprach der König, »und sollte ich Sie vergessen – das Gedächtnis der Könige ist kurz –, so scheuen Sie sich ja nicht, mich daran zu erinnern. Herr Baron, geben Sie Befehl, daß man den Kriegsminister rufe. Blacas, Sie bleiben.«

»Ach, mein Herr«, sagte der Polizeiminister zu Villefort, als sie die Tuilerien verließen, »Sie fangen gut an, Ihr Glück wird bald gemacht sein.«

Wird es auch von Dauer sein? fragte sich Villefort, indem er sich von dem Minister, dessen Laufbahn zu Ende war, verabschiedete und mit den Augen einen Wagen suchte, um nach Hause zu fahren.

Zehn Minuten darauf war Villefort in seiner Wohnung. Er bestellte seine Pferde für zwei Stunden später und ließ sich sein Frühstück bringen. Als er sich eben zu Tisch setzen wollte, ertönte die Glocke, von einer festen Hand gezogen. Der Kammerdiener ging hinaus, um aufzumachen, und Villefort hörte eine Stimme, die seinen Namen nannte.

Wer kann es denn schon wissen, daß ich hier bin? fragte sich der junge Mann.

In diesem Augenblick kehrte der Kammerdiener zurück.

»Nun«, fragte Villefort, »was gibt es denn? – Wer hat geläutet? Wer fragt nach mir?«

»Ein Fremder, der seinen Namen nicht nennen will.«

»Und wie sieht dieser Fremde aus?«

»Es ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren.«

»Klein? Groß?«

»Ungefähr von der Gestalt des gnädigen Herrn.«

»Ist er blond oder dunkel?«

»Er ist braun, hat schwarze Haare, schwarze Augen, dicke Brauen und einen schwarzen Backenbart.«

»Und wie ist er gekleidet?« fragte Villefort lebhaft.

»Er trägt einen großen blauen Überrock, zugeknöpft von oben bis unten, mit dem Kreuz der Ehrenlegion.«

»Das ist er!« murmelte Villefort erblassend.

Der Mann, von dem die Rede war, erschien in diesem Augenblick auf der Türschwelle.

»Zum Teufel«, sagte er, »was sind das für Umstände? Ist es in Marseille Sitte, daß die Söhne ihre Väter im Vorzimmer warten lassen?«

»Mein Vater!« rief Villefort. »Ich habe mich also nicht geirrt; ich vermutete, daß Sie es wären!«

»Wenn du das vermutet hast«, entgegnete der Ankömmling, indem er seinen Stock in einen Winkel stellte und den Hut auf einen Sessel legte, »so erlaube ich mir, dir zu sagen, mein lieber Gérard, daß es von dir nicht liebenswürdig ist, mich so lange warten zu lassen.«

»Verlaß uns, Germain!« sagte Villefort.

Der Bediente ging, sichtlich erstaunt.

Vater und Sohn

Herr Noirtier sah dem Diener nach, bis die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte; dann ging er nach der Tür und öffnete sie wieder. Die Vorsicht war nicht unnütz, wie die Schnelligkeit bewies, mit welcher der Kammerdiener sich zurückzog. Herr Noirtier machte sich dann die Mühe, die Vorzimmertür selbst zu verschließen; ebenso verschloß er die Tür des Schlafzimmers, schob die Riegel vor und kam dann zurück und reichte Villefort, der das alles in größter Überraschung mit angesehen hatte, die Hand.

»Weißt du wohl, mein lieber Gérard«, sagte er zu dem jungen Manne, indem er ihn mit einem Lächeln ansah, dessen Ausdruck schwer zu bestimmen war, »daß du nicht sehr erfreut darüber zu sein scheinst, mich zu sehen?«

»O doch, Vater«, entgegnete Villefort, »ich freue mich sehr;

aber ich war so wenig auf Ihren Besuch gefaßt, daß er mich etwas verwirrt hat.«

»Nun, mein Lieber«, sagte Herr Noirtier, indem er sich setzte, »ich glaube, ich könnte dir dasselbe sagen. Du kündigst mir deine Verlobung in Marseille für den achtundzwanzigsten Februar an, und am dritten März bist du in Paris!«

»Wenn ich hier bin, Vater«, antwortete Gérard, an Herrn Noirtier herantretend, »so beklagen Sie sich nicht darüber, denn Ihretwegen bin ich hierhergekommen, und diese Reise wird Sie vielleicht retten.«

»So«, meinte Herr Noirtier, indem er sich nachlässig in dem Fauteuil ausstreckte. »So erzähle mir doch, Herr Beamter, das muß drollig sein.«

»Vater, Sie haben von einem bonapartistischen Klub gehört, der in der Rue Saint-Jacques seinen Sitz hat?«

»Nummer dreiundfünfzig? Jawohl, ich bin dort Vizepräsident.«

»Vater, Ihre Kaltblütigkeit macht mich zittern.«

»Warum denn, mein Lieber? Wenn man von der Bergpartei geächtet worden ist, auf einem Heuwagen aus Paris geflohen und von den Polizeispionen Robespierres in der Heide von Bordeaux gehetzt worden ist, so hat einen das an vieles gewöhnt. Fahre also fort. Was hat sich also in diesem Klub in der Rue Saint-Jacques zugetragen?«

»Es hat sich dort zugetragen, daß man den General Quesnel hinbestellt hat und daß der General, der um neun Uhr abends von zu Hause fortging, am übernächsten Tag aus der Seine gezogen worden ist.«

»Und wer hat dir diese schöne Geschichte erzählt?«

»Der König selbst, mein Herr.«

»Nun wohl, ich will dir für deine Geschichte eine andere erzählen«, fuhr Noirtier fort.

»Vater, ich glaube schon zu wissen, was Sie mir sagen werden.«

»Ah, du weißt schon die Landung Seiner Majestät des Kaisers?«

»Still, Vater, ich bitte Sie, erstens um Ihretwillen und dann um meinetwillen. Ja, ich wußte diese Neuigkeit und wußte sie sogar eher als Sie, denn seit drei Tagen fahre ich, so schnell die Pferde nur laufen können, auf der Straße von Marseille nach Paris, um die Nachricht zu überbringen.«

»Seit drei Tagen! Bist du toll? Vor drei Tagen war der Kaiser noch nicht gelandet.«

»Einerlei, ich wußte um den Plan.«

»Und wie das?«

»Durch einen Brief, der von der Insel Elba an Sie adressiert war.«

»An mich?«

»An Sie, und den ich in der Tasche des Boten abgefangen habe. Wäre dieser Brief in andere Hände gefallen, so würden Sie jetzt vielleicht füsiliert, Vater.«

Der Vater schlug ein Gelächter an.

»Ha, ha, die Restauration scheint von dem Kaiserreiche gelernt zu haben, schnell zu handeln … Füsiliert, mein Lieber, halb so wild! Und der Brief, wo ist er? Ich kenne dich zu gut, um zu befürchten, daß du ihn hättest umherliegen lassen.«

»Ich habe ihn verbrannt, damit nicht eine Spur davon zurückbliebe; denn dieser Brief war Ihr Todesurteil.«

»Und der Verlust deiner Karriere«, antwortete Noirtier kühl; »ja, ich verstehe das; aber ich habe nichts zu fürchten, da du mich beschützt.«

»Ich tue mehr als das: ich rette Sie!«

»Ah, zum Teufel! Das wird dramatischer; erkläre dich.«

»Ich komme auf den Klub in der Rue Saint-Jacques zurück.«

»Dieser Klub scheint ja den Herren von der Polizei sehr am Herzen zu liegen. Warum haben sie nicht besser gesucht? Sie hätten ihn gefunden.«

»Sie haben ihn nicht gefunden, aber sie sind ihm auf der Spur.«

»Das ist das geheiligte Wort, ich weiß wohl! Wenn die Polizei in Verlegenheit ist, sagt sie, sie sei auf der Spur, und die Regierung wartet ruhig den Tag ab, da sie mit niederhängendem Ohr ihr sagt, daß diese Spur verloren sei.«

»Ja, aber man hat einen Leichnam gefunden; der General Quesnel ist getötet worden, und das nennt man in allen Ländern der Welt einen Mord.«

»Einen Mord, sagst du? Aber was beweist, daß der General das Opfer eines Mordes geworden ist? Man findet alle Tage Leute in der Seine, die sich aus Verzweiflung ins Wasser gestürzt haben oder die beim Baden ertrunken sind, weil sie nicht schwimmen konnten.«

»Vater, Sie wissen sehr gut, daß der General sich nicht aus Verzweiflung ertränkt hat und daß man im Monat Januar nicht in der Seine badet. Nein, nein, täuschen Sie sich nicht, es handelt sich um einen Mord.«

»Wer sagt das?«

»Der König selbst.«

»Der König! Ich hielt ihn für Philosoph genug, um zu verstehen, daß es in der Politik keinen Mord gibt. In politischen Angelegenheiten tötet man nicht einen Menschen, sondern man beseitigt ein Hindernis. Willst du wissen, wie die Dinge sich zugetragen haben? Wohlan, ich will es dir sagen. Man glaubte, auf den General Quesnel rechnen zu können; man hatte ihn uns von der Insel Elba empfohlen. Einer von uns geht zu ihm, ladet ihn ein, sich nach der Rue Saint-Jacques zu begeben, in eine Versammlung, wo er Freunde finden werde. Er geht hin, und man enthüllt ihm alles, die Abreise von der Insel Elba, die geplante Landung; dann, als er alles gehört hat, antwortet er, daß er Royalist sei. Da sehen sich alle an, man nimmt ihm einen Eid ab, den er auch leistet, aber so widerwillig, daß es Gott versuchen hieß, so zu schwören. Trotz alledem hat man den General vollständig frei fortgehen lassen. Er ist nicht nach Hause zurückgekehrt, was willst du? Er wird sich verirrt haben. Ein Mord! wahrhaftig, Villefort, du überraschst mich, daß du, ein Staatsanwalt, auf so schlechte Beweise eine Anklage bauen kannst. Habe ich es mir je einfallen lassen, wenn du dein Gewerbe als Royalist ausübtest und einen der Meinigen einen Kopf kürzer machtest, dir zu sagen: Mein Sohn, du hast einen Mord begangen? Nein, ich habe gesagt: Schön, du hast dich siegreich geschlagen; morgen Revanche.«

»Aber, Vater, nehmen Sie sich in acht, die Revanche wird schrecklich sein, wenn wir sie nehmen.«

»Ich verstehe dich nicht.«

»Sie rechnen auf die Rückkehr des Usurpators?«

»Allerdings.«

»Sie täuschen sich, Vater; er wird keine zehn Meilen im Lande machen, ohne verfolgt, gehetzt und wie ein wildes Tier eingefangen zu werden.«

»Lieber Freund, der Kaiser ist in diesem Augenblick auf dem Wege nach Grenoble; am Zehnten oder Zwölften wird er in Lyon und am Zwanzigsten oder Fünfundzwanzigsten in Paris sein.«

»Die Bevölkerung wird sich erheben …«

»Um ihm entgegenzugehen.«

»Er hat nur einige Mann bei sich, und man wird Armeen gegen ihn schicken.«

»Die sich ihm anschließen werden. Glaube mir, wir sind ebensogut informiert wie ihr, und unsere Polizei wiegt die eurige auf. Willst du einen Beweis dafür? Du hast deine Reise vor mir geheimhalten wollen, und trotzdem wußte ich, eine halbe Stunde nachdem du in der Stadt angelangt warst, um deine Ankunft, du hast außer dem Postillion niemandem deine Adresse gegeben, und doch kannte ich sie und kam zu dir gerade in dem Augenblick, wo du zu Tisch gehen willst. Klingle also und bestelle noch ein Gedeck; wir werden zusammen essen.«

»In der Tat«, antwortete Villefort, seinen Vater voll Erstaunen betrachtend, »Sie scheinen sehr gut unterrichtet zu sein. Warten Sie«, setzte er hinzu, seinen Vater, der eben dem Diener klingeln wollte, am Arme zurückhaltend, »noch ein Wort.«

»Sprich.«

»So schlecht auch die königliche Polizei ist, so weiß sie doch etwas sehr Gefährliches.«

»Nun?«

»Das Signalement des Mannes, welcher am Morgen des Tages, an welchem der General Quesnel verschwunden ist, zu ihm gekommen ist.«

»So, das weiß die gute Polizei? und wie ist das Signalement?«

»Braune Gesichtsfarbe, schwarze Haare, schwarze Augen, schwarzen Backenbart, bis unters Kinn zugeknöpften blauen Überrock, die Offiziersrosette der Ehrenlegion im Knopfloch, breitrandigen Hut, mit Rohrstock.«

»Ha, ha! Das weiß sie?« sagte Noirtier. »Und warum hat sie sich dieses Mannes nicht versichert?«

»Weil sie ihn gestern oder vorgestern an der Ecke der Rue Coq-Héron verloren hat.«

»Ich sagte dir ja, daß eure Polizei dumm ist.«

»Aber sie kann ihn jeden Augenblick finden.«

»Ja«, sagte Noirtier, sich ruhig umsehend, »wenn dieser Mann nicht gewarnt ist, aber das ist er, und«, fügte er lächelnd hinzu, »er wird sein Gesicht und seine Kleider wechseln.«

Bei diesen Worten erhob er sich, legte Überrock und Krawatte ab, ging an einen Tisch, auf welchem die für die Toilette seines Sohnes nötigen Gegenstände lagen, nahm ein Rasiermesser, seifte sein Gesicht ein und rasierte mit fester Hand den Backenbart ab, der für die Polizei ein so wertvolles Erkennungszeichen war.

Villefort betrachtete ihn mit einem Entsetzen, das nicht ohne Bewunderung war.

Nachdem sein Bart abrasiert war, veränderte Noirtier seine Haartracht, nahm statt der schwarzen Krawatte eine farbige, die in einem geöffneten Koffer lag, zog statt des blauen Überrocks einen weiten braunen von Villefort an und probierte vor dem Spiegel den Hut mit aufgeschlagener Krempe, der dem jungen Manne gehörte. Er schien mit seinem Äußern zufrieden zu sein und ließ in seiner nervigen Hand ein Spazierstöckchen, das der elegante Staatsanwalt zu benutzen pflegte, durch die Luft pfeifen.

»Nun«, wandte er sich dann an seinen verblüfften Sohn, »glaubst du, daß deine Polizei mich jetzt erkennt?«

»Nein, Vater«, antwortete Villefort; »ich hoffe wenigstens das nicht.«

»Jetzt, mein lieber Gérard«, fuhr Noirtier fort, »verlasse ich

mich auf deine Klugheit, um alle diese Sachen, die ich in deiner Obhut zurücklasse, verschwinden zu lassen.«

»Oh, seien Sie unbesorgt, Vater«, antwortete Villefort.

»Und jetzt glaube ich, daß du recht hast und daß du mir in der Tat das Leben gerettet haben könntest; doch sei unbesorgt, ich werde dir demnächst den gleichen Dienst erweisen.«

Villefort warf den Kopf in die Höhe.

»Du glaubst es nicht?«

»Ich hoffe wenigstens, daß Sie sich irren.«

»Siehst du den König nochmals?«

»Vielleicht.«

»Willst du in seinen Augen für einen Propheten gelten?«

»Die Unglückspropheten sind bei Hofe unwillkommene Gäste, Vater.«

»Aber früher oder später erweist man ihnen Gerechtigkeit; und nimm an, daß eine zweite Restauration eintritt, dann wirst du für einen großen Mann gelten.«

»Und was sollte ich denn dem König sagen?«

»Sage ihm folgendes: Sire, man täuscht Sie über die Stimmung Frankreichs, über die Haltung der Städte und den Geist der Armee; derjenige, den sie in Paris den korsischen Menschenfresser nennen, welcher noch in Nevers Usurpator genannt wird, nennt sich schon Bonaparte in Lyon und Kaiser in Grenoble. Sie wähnen ihn verfolgt, gehetzt, auf der Flucht; er marschiert geschwind wie der Adler, den er mitbringt. Die Soldaten strömen ihm von allen Seiten zu. Reisen Sie ab, Sire; überlassen Sie Frankreich seinem wahren Herrn, demjenigen, der es nicht gekauft, sondern erobert hat; reisen Sie ab, Sire. Nicht, daß Sie irgendwelche Gefahr liefen – Ihr Gegner ist stark genug, um Gnade zu üben –, sondern weil es für den Nachkommen Ludwigs des Heiligen demütigend wäre, sein Leben dem Manne von Arcole, Marengo und Austerlitz zu verdanken! – Sage ihm das, Gérard; oder vielmehr höre, sage ihm nichts; verbirg deine Reise, rühme dich nicht dessen, was du in Paris hast machen wollen und gemacht hast, sondern fahre schneller, als du gekommen, nach Marseille zurück, verhalte dich ganz ruhig,

ganz demütig, denn diesmal werden wir als starke Männer handeln, die ihre Feinde kennen. Geh, mein Sohn, geh, mein lieber Gérard, und in Anbetracht solchen Gehorsams gegen die väterlichen Befehle oder, wenn du lieber willst, solcher Achtung vor dem Rate eines Freundes, werden wir dich auf deinem Platze halten. Es wird das«, fügte Noirtier lächelnd hinzu, »für dich ein Mittel sein, mich nochmals zu retten, wenn die politische Schaukel dich eines Tages wieder emporhebt und mich sinken läßt. Adieu, mein lieber Gérard; bei deiner nächsten Reise steige bei mir ab.«

Und Noirtier ging aus dem Zimmer mit der Ruhe, die ihn nicht einen Augenblick verlassen hatte.

Villefort eilte blaß und aufgeregt ans Fenster und sah durch eine Spalte des Vorhangs seinen Vater ruhig und gelassen dahinschreiten, während mehrere verdächtig aussehende Männer sich an den Straßenecken versteckt hielten, um vielleicht den Mann mit dem schwarzen Backenbarte, blauen Überrocke und breitkrempigen Hute zu verhaften.

Eine halbe Stunde darauf befand sich Villefort bereits wieder auf dem Wege nach Marseille; unterwegs erfuhr er, daß Napoleon in Grenoble eingezogen war.

Die Hundert Tage

Herr von Noirtier war ein guter Prophet; die Ereignisse entwickelten sich rasch, wie er es vorhergesagt hatte. Jedermann kennt diese seltsame und wunderbare Rückkehr von der Insel Elba, die in der Geschichte ohne Beispiel ist. Ludwig XVIII. machte nur schwache Versuche, um diesen harten Schlag von sich abzuwenden; sein geringes Vertrauen zu den Menschen raubte ihm das Vertrauen zu den Ereignissen. Das Königtum oder vielmehr die durch ihn kaum hergestellte Monarchie zitterte auf der unsicheren Grundlage, und eine einzige Bewegung des Kaisers bewirkte den Einsturz dieses Gebäudes, das eine

unförmliche Mischung von alten Vorurteilen und neuen Ideen war. Villefort hatte also von seinem Könige einen Dank, der für den Augenblick nicht bloß nutzlos, sondern sogar gefährlich war, und er war so klug, jenes Offizierskreuz der Ehrenlegion niemand zu zeigen, obwohl ihm Herr von Blacas sorgfältig das Diplom ausfertigen ließ, wie es der König befohlen hatte. Napoleon hätte Villefort sicher abgesetzt, wenn ihn nicht Noirtier, der am Hofe der »Hundert Tage« infolge der Dienste, die er geleistet hatte, allmächtig geworden war, beschützt hätte. Die ganze Macht Villeforts hat sich also während dieser kurzen Wiederauferstehung des Kaiserreichs, von dem sich übrigens gar leicht der zweite Sturz voraussehen ließ, darauf beschränkt, das Geheimnis zu unterdrücken, welches Dantès zu veröffentlichen im Begriff stand. Der Erste Staatsanwalt allein wurde abgesetzt, da er als lauer Anhänger Napoleons galt.

In Marseille hatte die Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt beinahe ein Wiederaufleben des Bürgerkrieges zur Folge gehabt. Den in ihren Häusern eingeschlossenen Royalisten wurden Katzenmusiken dargebracht, und diejenigen, die sich öffentlich zu zeigen wagten, wurden beschimpft und verfolgt. Der Reeder Morrel, der, wie gesagt, der Volkspartei angehörte, war durch den Umschwung der Dinge natürlicherweise zu Einfluß gelangt, und er war jetzt imstande, etwas für Dantès zu tun.

Villefort war, wie schon erwähnt, trotz des Sturzes seines Vorgesetzten im Amte geblieben; seine Heirat blieb zwar beschlossene Sache, wurde aber auf eine glücklichere Zeit verschoben. Wenn sich der Kaiser auf dem Thron behauptete, so brauchte Gérard eine andere Verbindung, und sein Vater übernahm es, sie für ihn zu finden. Brächte eine zweite Restauration Ludwig XVIII. wieder nach Frankreich zurück, so vergrößerte sich der Einfluß des Herrn von Saint-Méran ebenso wie der seinige, und so würde die beabsichtigte Verbindung wünschenswerter als jemals werden. Der Zweite Staatsanwalt war also im Augenblick der erste Beamte von Marseille.

Eines Morgens ließ sich Morrel bei ihm melden. Ein anderer

wäre gegen den Reeder zuvorkommend gewesen und hätte eben dadurch seine Schwäche gezeigt. Allein er ließ Herrn Morrel im Vorgemach warten, wie er es unter der Restauration getan hätte.

Herr Morrel war der Meinung, er würde Villefort niedergeschlagen finden; er fand ihn so, wie er ihn vor sechs Wochen gesehen hatte, das heißt: ruhig, fest und voll jener kalten Höflichkeit, welche die unübersteiglichste aller Schranken ist. Er war in Villeforts Arbeitszimmer eingetreten mit der Überzeugung, daß der Beamte bei seinem Anblick die Fassung verlieren würde, aber plötzlich verließ ihn selbst seine Sicherheit, als er dem Staatsanwalt gegenüberstand. Villefort blickte auf ihn, als ob er ihn nur mit Mühe wiedererkenne. Nach einigen Sekunden der Prüfung und des Schweigens endlich, während welcher der Reeder seinen Hut zwischen den Händen hin- und herdrehte, sagte Villefort:

»Herr Morrel, wie ich glaube?«

»Ja, mein Herr, ich bin es«, entgegnete der Reeder.

»Treten Sie näher«, fuhr der Beamte mit einer Handbewegung fort, »und sagen Sie mir, welchem Umstande ich die Ehre Ihres Besuches zuschreiben muß.«

»Sie erraten ihn nicht, mein Herr?« fragte Morrel.

»Nein, ganz und gar nicht; nichtsdestoweniger stehe ich ganz zu Ihren Diensten, wenn es in meinen Kräften steht.«

»Die Sache hängt ganz von Ihnen ab, mein Herr!« versetzte Morrel.

»Erklären Sie sich bitte.«

»Mein Herr!« fuhr der Reeder fort, der im Verlaufe der Rede seine Sicherheit wiedergewann, da er sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache verließ. »Sie erinnern sich wohl, daß ich einige Tage bevor die Landung Seiner Majestät bekannt wurde, zu Ihnen kam und Ihre Nachsicht in Anspruch nahm für einen unglücklichen jungen Seemann, den Ersten Offizier an Bord meiner Brigg. Man beschuldigte ihn, wenn Sie sich dessen noch entsinnen, daß er in Verbindung mit der Insel Elba stehe; diese Verbindungen, welche damals ein Verbrechen waren, gelten jetzt

als ein Verdienst. Sie dienten dem Könige Ludwig XVIII. und schonten den Beschuldigten nicht, mein Herr, das war Ihre Amtspflicht; heute dienen Sie Napoleon, und jetzt müssen Sie den jungen Seemann beschützen, das ist abermals Ihre Amtspflicht. Ich komme nun, um zu fragen, was aus ihm geworden ist.«

Villefort nahm alle Kräfte zusammen und entgegnete:

»Wie heißt dieser Mann? Seien Sie so gut, mir seinen Namen zu nennen.«

»Edmond Dantès.«

Es wäre Villefort offenbar lieber gewesen, in einem Zweikampf der Waffe seines Gegners auf fünfundzwanzig Schritte gegenüberzustehen, als diesen Namen plötzlich aussprechen zu hören; er kam indes nicht aus der Fassung. Auf diese Weise, sagte Villefort zu sich selbst, kann man mich nicht beschuldigen, daß ich die Verhaftung dieses jungen Menschen zu einer persönlichen Angelegenheit gemacht hätte!

»Dantès?« wiederholte er. »Edmond Dantès – sagen Sie?«

»Ja, mein Herr!«

Villefort schlug ein dickes Register auf, das er einem Schubfach entnahm, sah dann noch in einem anderen Aktenbund nach und wandte sich schließlich mit gelassener Miene an den Reeder:

»Sind Sie ganz gewiß, mein Herr, daß Sie sich nicht irren?«

Wäre Morrel nicht eine so arglose Natur und in der Sache besser unterrichtet gewesen, so hätte er es seltsam gefunden, daß sich der Zweite Staatsanwalt selbst herabließ, ihm Rede zu stehen über eine Angelegenheit, die gar nicht zu seinem Bereich gehörte, und er würde sich gefragt haben, warum ihn Villefort nicht an die Gefängnis-Gouverneure oder an den Departement-Präfekten gewiesen habe. Allein Morrel hatte keinen Verdacht mehr gegen Villefort von dem Augenblick an, da er sah, daß der Staatsanwalt keinerlei Furcht an den Tag legte. Villefort hatte richtig gerechnet.

»Nein, mein Herr, ich habe mich nicht geirrt«, sprach Morrel; »außerdem kenne ich den Jungen schon seit zehn und

beschäftige ihn seit vier Jahren. Erinnern Sie sich nicht mehr daran, daß ich Sie vor sechs Wochen gebeten habe, großherzig zu sein, gleichwie ich Sie heute bitte, gerecht sein zu wollen? Sie haben mich damals übel empfangen und mir ungütig geantwortet. Ach, die Royalisten sind damals gegen die Bonapartisten hartherzig gewesen!«

»Mein Herr«, erwiderte Villefort mit seiner gewohnten Gewandtheit und Kaltblütigkeit, »ich war damals Royalist, weil ich die Bourbonen nicht allein für die legitimen Erben des Thrones, sondern auch für die Auserwählten der Nation hielt. Jedoch die wunderbare Rückkehr, von der wir Zeuge waren, bewies mir, daß ich im Irrtum war; Napoleons Genie hat gesiegt.«

»Ganz recht!« antwortete Morrel mit seiner gutmütig-plumpen Offenheit. »Es macht mir Freude, daß Sie so zu mir reden, und ich betrachte es als ein gutes Vorzeichen für Edmonds Los.«

»Warten Sie«, entgegnete Villefort, ein neues Register durchblätternd, »jetzt habe ich's … Es ist ein Seemann, nicht wahr, der eine Katalonierin heiratet? Ja, jetzt erinnere ich mich; die Sache war sehr ernst.«

»Wieso?«

»Sie wissen, daß er in das Gefängnis des Justizpalastes geführt wurde, als er von mir wegging?«

»Ja, und dann?«

»Dann machte ich meinen Bericht nach Paris und schickte die bei ihm vorgefundenen Papiere dahin; es war meine Amtspflicht, und acht Tage nach seiner Verhaftung wurde der Gefangene weggeführt.«

»Weggeführt?« rief Morrel: »Was kann man aber mit dem armen Jungen gemacht haben?«

»Oh, beruhigen Sie sich, man wird ihn nach Fenestrelles, nach Pignerol oder auf die Sankt-Margareten-Insel gebracht haben, was man in der Amtssprache verschicken nennt, und an einem schönen Morgen werden Sie ihn zurückkommen und sein Schiffskommando übernehmen sehen.«

»Er komme, wann es sei, sein Platz bleibt ihm offen. Warum

ist er aber nicht schon gekommen? Mich dünkt, die erste Sorge der kaiserlichen Regierung hätte es sein sollen, diejenigen freizulassen, welche die royalistische Gerechtigkeitspflege eingesperrt hat.«

»Erheben Sie keine unüberlegten Beschuldigungen, Herr Morrel!« entgegnete Villefort. »Man muß in allen Dingen gesetzlich zu Werke gehen. Der Befehl zur Einkerkerung kam von oben, es muß also auch von oben der Befehl zur Freilassung kommen. Nun sind es aber kaum vierzehn Tage, daß Napoleon zurückkehrte, und so kann auch der Begnadigungsbrief noch kaum ausgefertigt sein.«

»Aber gibt es denn kein Mittel«, fragte Morrel, »die Formalitäten zu beschleunigen? Jetzt, da wir obenauf sind, habe ich einigen Einfluß; ich kann die Aufhebung des Urteils erlangen.«

»Es hat kein Urteilsspruch stattgefunden.«

»Aber kann ich nicht erreichen, daß er aus der Gefangenenliste gestrichen wird?«

»Im Bereich der politischen Angelegenheiten gibt es keine Gefangenenlisten. Es liegt bisweilen im Interesse der Regierung, einen Menschen verschwinden zu lassen, ohne daß davon eine Spur zurückbleibt; Gefangenenregister würden Anhaltspunkte für Nachforschungen bieten.«

»So war es vielleicht unter den Bourbonen, aber jetzt …«

»So ist es zu allen Zeiten, mein lieber Herr Morrel, die Regierungen folgen und gleichen sich. Die Justiz arbeitet noch heute mit den Einrichtungen, wie sie Ludwig XIV. geschaffen hat, mit einziger Ausnahme der Bastille. Der Kaiser hielt in Hinsicht seiner Gefängnisse noch strenger auf die Vorschriften als der große König selber, und die Zahl der Eingekerkerten, von denen die Register keine Spur enthalten, läßt sich gar nicht berechnen.«

Der vertrauliche Ton des Staatsanwalts beseitigte den letzten Rest von Verdacht, den Morrel etwa noch gehegt haben konnte.

»Herr von Villefort«, sprach er, »welchen Rat würden Sie mir wohl geben, um die Rückkehr des armen Dantès zu beschleunigen?«

»Einen einzigen, mein Herr! Verfassen Sie eine Bittschrift an den Justizminister.«

»Ach, mein Herr, wir wissen recht gut, was Bittschriften ausrichten; der Minister erhält täglich zweihundert und liest davon nicht vier.«

»Ja«, erwiderte Villefort, »er wird aber eine Bittschrift lesen, die von mir abgeschickt und empfohlen ist.«

»Und Sie wollten wirklich die Güte haben, dies zu tun?«

»Mit dem größten Vergnügen. Dantès konnte damals schuldig sein, jetzt ist er unschuldig, und es ist meine Pflicht, dem die Freiheit wiederzugeben, den ich in das Gefängnis setzen mußte.«

Auf diese Art kam Villefort einer zwar nicht wahrscheinlichen, doch möglichen Untersuchung zuvor, die sein sicheres Verderben gewesen wäre.

»Wie schreibt man aber an den Minister?«

»Setzen Sie sich hierher, Herr Morrel«, sagte Villefort, indem er dem Reeder seinen Stuhl anwies, »ich werde Ihnen diktieren. Verlieren wir keine Zeit, wir haben ohnedies schon zuviel verloren.«

»Ja, mein Herr, wir müssen bedenken, daß der arme Junge schwer leidet und vielleicht schon ganz verzweifelt ist.«

Villefort schauderte bei dem Gedanken, wie ihm der Gefangene in der Stille und Dunkelheit seines Kerkers fluchen möge, er war aber schon zu weit gegangen, um zurückweichen zu können; Dantès mußte unter dem Räderwerk seiner Ehrsucht zermalmt werden.

Villefort diktierte nun ein Bittgesuch, in welchem er offenbar mit der besten Absicht den Patriotismus des Dantès und seine der bonapartistischen Sache geleisteten Dienste mit Übertreibung schilderte. Nach dieser Bittschrift wäre Dantès einer der tätigsten Helfer für Napoleons Rückkehr gewesen. Es war augenscheinlich, wenn der Minister diese Schrift las, mußte er ihm sogleich Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn ihm nicht bereits recht geschehen wäre.

Nach beendigtem Diktat überlas Villefort das Gesuch mit lauter Stimme.

»So ist's recht«, sprach er, »und nun bauen Sie auf mich.«

»Und wird das Gesuch bald abgehen, mein Herr?«

»Heute noch!«

»Mit einem empfehlenden Zusatz von Ihrer Hand?«

»Ich will es empfehlen, mein Herr, so gut ich es vermag, und alles das bekräftigen, was Sie darin sagen.«

Villefort setzte sich nieder und schrieb an einer Ecke der Bittschrift einige Worte.

»Was habe ich jetzt noch zu tun, mein Herr?« fragte Morrel.

»Warten«, entgegnete Villefort. »Ich bürge für alles.«

Diese Zusicherung erweckte in Morrel die Hoffnung wieder; er war von Villefort entzückt, als er ihn verließ, und kündigte sogleich dem alten Vater Dantès an, er werde seinen Sohn bald wiedersehen. Statt daß aber Villefort diese Bittschrift nach Paris schickte, verwahrte er sie sorgfältig in seinen Händen, denn während sie Dantès für die Gegenwart retten konnte, gefährdete sie ihn furchtbar für die Zukunft, falls ein Ereignis eintreten sollte, das die allgemeine Lage in Europa wahrscheinlich machte, nämlich eine zweite Restauration. Dantès blieb also gefangen, verloren in der Tiefe seines Kerkers; er hörte nichts von dem Sturze des Thrones Ludwigs XVIII., nichts von dem furchtbaren Zusammenkrachen des Kaiserreichs.

Allein Villefort beobachtete alles mit einem wachsamen Auge, hörte alles mit einem aufmerksamen Ohr. Während dieses kurzen Wiedererstehens des Kaiserreichs, das man die Hundert Tage nennt, war Morrel zweimal zu Villefort gekommen und drang jedesmal in ihn wegen Dantès' Freilassung; doch dieser beschwichtigte ihn jedesmal mit Versprechungen und Hoffnungen. Endlich kam es zur Schlacht bei Waterloo. Herr Morrel zeigte sich nicht wieder bei Villefort. Der Reeder hatte für seinen jungen Freund alles getan, was für ihn zu tun möglich gewesen war. Neue Versuche unter dieser zweiten Restauration machen, hieß sich selbst in Gefahr bringen. Ludwig XVIII. bestieg abermals den Thron. Villefort, dem Marseille voll von Erinnerungen war, die ihm zu Gewissensbissen wurden, bewarb sich um die erledigte Stelle eines Staatsanwalts in Toulouse und erhielt sie auch. Vierzehn Tage nach dem Eintreffen in seinem

neuen Wohnsitze heiratete er Fräulein Renée von Saint-Méran, deren Vater jetzt bei Hofe besser angeschrieben war als jemals.

Danglars fühlte die ganze Wucht des Streiches, den er Dantès versetzt hatte. Als aber Napoleon nach Paris zurückgekehrt war und seine gebieterische und mächtige Stimme aufs neue erschallen ließ, bekam Danglars Furcht. Er glaubte in jedem Augenblick, daß Dantès zurückkommen und furchtbare Rache nehmen würde. Damals gestand er Herrn Morrel sein Verlangen, den Seedienst aufzugeben, und ließ sich durch ihn an einen spanischen Kaufmann empfehlen, bei dem er gegen Ende März, zehn oder zwölf Tage nach Napoleons Rückkehr, als Kommis eintrat. Er reiste also nach Madrid ab, und man hörte nichts mehr von ihm.

Unterdessen rief der Kaiser alle waffenfähigen Männer zum letzten Male unter die Fahne. Ferdinand brach auf wie die andern; er verließ seine Hütte und Mercedes, gefoltert von dem schrecklichen Gedanken, daß mittlerweile sein Nebenbuhler zurückkommen und die heiraten werde, die er liebte. Mercedes war Ferdinand stets mit freundlicher Liebe zugetan gewesen, auch war sie ihm dankbar, daß er ihr in dieser schweren Zeit beigestanden hatte.

»Mein Bruder«, sprach sie, indem sie den Tornister an den Schultern des Kataloniers befestigte, »mein einziger Freund! Bewahre dich vor dem Tode, laß mich nicht allein in dieser Welt, wo ich weine und ganz vereinsamt bin, wenn du nicht bei mir bist!«

Diese Worte, beim Abschied gesprochen, erweckten wieder die Hoffnung in Ferdinand, wenn Dantès nicht mehr zurückkehrte, könnte Mercedes doch einmal die Seinige werden. Mercedes blieb allein auf dieser Erde, die ihr noch nie so öde vorgekommen war. Bald stand sie unter der brennenden Mittagssonne, unbeweglich, stumm wie eine Bildsäule, und starrte nach Marseille hin, bald saß sie am Rande des Ufers, horchte auf das Stöhnen des Meeres und fragte sich immer wieder, ob es denn nicht besser wäre, sich in den Abgrund zu stürzen, als unaufhörlich die Qualen einer hoffnungslosen Erwartung zu leiden. Es fehlte Mercedes nicht an Mut, dieses Vorhaben auszuführen, doch kam ihr die Religion zu Hilfe und bewahrte sie vor Selbstmord.

Der alte Dantès verlor die letzte Hoffnung bei dem Sturze des Kaisers. Fünf Monate nach der Trennung von seinem Sohne hauchte er sein Leben in Mercedes' Armen aus. Herr Morrel bestritt alle Kosten der Beerdigung und bezahlte auch die armseligen kleinen Schulden, welche der Greis während seiner Krankheit gemacht hatte. Es bedurfte mehr als bloßer Wohltätigkeit, es bedurfte Mutes, um so zu handeln; der Süden stand in Flammen, und es war ein Verbrechen, dem Vater eines so gefährlichen Bonapartisten, wie Dantès war, Beistand zu leisten, selbst wenn es auf dem Sterbebette war.

Der gefährliche Gefangene und der wahnsinnige Gefangene

Ein Jahr ungefähr nach der Rückkehr Ludwigs XVIII. machte der Generalinspektor der Gefängnisse eine Inspektionsreise.

Dantès hörte sogar in der Tiefe seines Kerkers einen schwachen Widerhall von dem Lärm und Geräusch, das die Vorbereitungen für den Empfang des hohen Beamten verursachten.

Er erriet, daß sich bei den Lebenden etwas Ungewöhnliches ereignete. Er bewohnte so lange ein Grab, daß er sich wohl für tot halten konnte.

In der Tat besuchte der Inspektor die Zellen, eine nach der anderen. Mehrere Gefangene wurden befragt; es waren diejenigen, die sich durch ihr ruhiges Wesen oder ihre stumpfe Fügsamkeit bei der Verwaltung beliebt gemacht hatten. Der Inspektor fragte sie, wie sie mit ihrer Nahrung zufrieden seien und ob sie irgendwelche Anliegen hätten.

Sie antworteten einstimmig, daß die Nahrung abscheulich sei und sie ihre Freiheit verlangten.

Der Inspektor fragte, ob sie keine anderen Wünsche hätten.

Sie schüttelten den Kopf. Welch anderes Gut als die Freiheit können Gefangene sich wünschen?

Der Inspektor wandte sich lächelnd an den Gouverneur:

»Ich weiß nicht, weshalb man uns diese überflüssigen Inspektionsreisen machen läßt«, sagte er. »Wer einen Gefangenen sieht, sieht hundert; wer einen hört, hört tausend, es ist immer dieselbe Geschichte: schlecht beköstigt und unschuldig. Haben Sie noch andere?«

»Ja, wir haben noch die gefährlichen oder irrsinnigen Gefangenen, die wir ins Verlies bringen.«

»Nun denn«, sagte der Inspektor mit dem Anschein der tiefsten Ermüdung, »machen wir unser Geschäft gründlich ab, zeigen Sie mir das Verlies.«

»Warten Sie«, antwortete der Gouverneur, »bis wenigstens zwei Mann geholt sind; die Gefangenen begehen manchmal Verzweiflungstaten, wär's auch nur aus Lebensüberdruß und um zum Tode verurteilt zu werden. Sie könnten das Opfer eines solchen Anschlags werden.«

»Treffen Sie denn Ihre Vorsichtsmaßregeln«, sagte der Inspektor.

In der Tat ließ man zwei Soldaten holen und begann eine Treppe hinunterzusteigen, die so stinkend und verfallen war, daß der Inspektor auf den ersten Stufen stehenblieb.

»Wer kann denn da einquartiert sein?« fragte er.

»Einer der gefährlichsten Verschwörer, vor dem wir besonders gewarnt worden sind, weil er zu allem fähig ist.«

»Ist er allein?«

»Gewiß.«

»Seit wie lange ist er da?«

»Seit etwa einem Jahre.«

»Ist er bei seiner Ankunft sofort in dieses Verlies gebracht worden?«

»Nein, erst nachdem er den Schließer, der ihm seine Nahrung brachte, hatte töten wollen.«

»Er hat den Schließer töten wollen?«

»Ja, denselben, der uns hier leuchtet. Nicht wahr, Anton?« fragte der Gouverneur.

»Er hat mich schlankweg umbringen wollen«, antwortete der Schließer.

»Der Mensch ist also wahnsinnig?«

»Schlimmer«, erwiderte der Schließer, »er ist ein Teufel.«

»Soll über ihn eine Beschwerde eingereicht werden?« fragte der Inspektor den Gouverneur.

»Das ist nutzlos, er ist schon genug bestraft; zudem ist er jetzt der Tollheit ziemlich nahe, und nach der Erfahrung, die uns unsere Beobachtungen geben, wird er nach Verlauf eines weiteren Jahres vollständig irrsinnig sein.«

»Meiner Treu, um so besser«, meinte der Inspektor; »ist er einmal vollständig irrsinnig, so wird er weniger leiden.«

»Sie haben recht, mein Herr«, antwortete der Gouverneur, »und Ihre Betrachtung beweist, daß Sie die Sache gründlich studiert haben. So haben wir in einem von diesem nur zwanzig Schritte entfernten Kerker, zu welchem eine zweite Treppe hinabführt, einen alten Abbé, einen früheren Parteiführer in Italien, der seit 1811 hier ist und gegen Ende 1813 verrückt geworden ist. Seitdem ist er physisch nicht wiederzuerkennen: früher weinte er, jetzt lacht er; früher magerte er ab, jetzt wird er fett. Wollen Sie den lieber sehen als diesen? Seine Verrücktheit ist ergötzlich und wird Sie nicht traurig stimmen.«

»Ich werde beide sehen«, antwortete der Inspektor; »man muß sein Geschäft gewissenhaft erledigen.«

Der Inspektor befand sich auf seiner ersten Rundreise und wollte der Behörde einen guten Begriff von sich geben.

»Treten wir also zuerst bei diesem ein«, fuhr er fort.

»Gern«, antwortete der Gouverneur und gab dem Schließer ein Zeichen, worauf dieser die Tür öffnete.

Beim Knirschen der festen Riegel und der rostigen Angeln hob Dantès, der in einem Winkel seines Kerkers saß, in den durch ein enges, vergittertes Kellerloch ein wenig Licht fiel, den Kopf. Er sah im Lichte der Fackeln, die zwei Schließer trugen, einen unbekannten Mann, mit dem der Gouverneur mit dem Hute in der Hand sprach und der von zwei Soldaten begleitet war; er erriet, um was es sich handelte, erkannte endlich eine Gelegenheit, sich an eine höhere Stelle zu wenden, und sprang mit gefalteten Händen dem Fremden entgegen.

Die Soldaten kreuzten sofort ihre Bajonette, denn sie glaubten, daß sich der Gefangene in böser Absicht auf den Inspektor stürzen wollte.

Der Inspektor selbst wich einen Schritt zurück.

Dantès sah, daß man ihn als einen gefährlichen Menschen dargestellt hatte.

Da bemühte er sich, sanft und ruhig zu erscheinen, und indem er sich mit einer Art frommer Beredsamkeit, die seine Zuhörer in Erstaunen versetzte, ausdrückte, versuchte er die Seele seines Besuchers zu rühren.

Der Inspektor hörte die Rede Dantès' bis zu Ende an, dann sagte er, sich an den Gouverneur wendend, halblaut:

»Er wird fromm werden; er ist schon zu milderen Gefühlen geneigt. Sehen Sie, die Furcht wirkt auf ihn; er ist vor den Bajonetten zurückgewichen; ein Irrer weicht aber vor nichts zurück. Ich habe über diesen Gegenstand zu Charenton höchst merkwürdige Beobachtungen gemacht.«

Dann wandte er sich an den Gefangenen.

»Was wünschen Sie also, kurz gesagt?«

»Ich wünsche zu wissen, welches Verbrechen ich begangen habe; ich wünsche vor den Richter gestellt zu werden; ich verlange endlich, daß man mich füsiliert, wenn ich schuldig, aber auch, daß man mich in Freiheit setzt, wenn ich unschuldig bin.«

»Ist Ihre Nahrung gut?« fragte der Inspektor.

»Ja, ich glaube, ich weiß es nicht. Aber das hat keine Wichtigkeit; was Wichtigkeit hat, nicht nur für mich, einen unglücklichen Gefangenen, sondern auch für alle Beamten im Dienste der Justiz, auch für den König, der uns regiert, das ist, daß ein Unschuldiger nicht das Opfer einer schändlichen Denunziation werde und nicht seine Henker verfluchend im Kerker sterbe.«

»Sie sind heute sehr demütig«, sagte der Gouverneur; »so waren Sie nicht immer. An dem Tage, wo Sie Ihren Wärter ermorden wollten, sprachen Sie ganz anders, mein Freund.«

»Allerdings, mein Herr«, antwortete Dantès, »und ich bitte den Mann, der immer gut gegen mich gewesen ist, deshalb demütigst um Verzeihung. Aber sehen Sie, ich war toll, ich war rasend.«

»Und Sie sind es nicht mehr?«

»Nein, denn die Gefangenschaft hat mich gebeugt, gebrochen … Es ist schon so lange, daß ich hier bin!«

»So lange …? Und wann sind Sie verhaftet worden?« fragte der Inspektor.

»Am achtundzwanzigsten Februar 1815, um zwei Uhr nachmittags.«

Der Inspektor rechnete.

»Wir haben den dreißigsten Juli 1816. Was sprechen Sie denn; Sie sind ja erst siebzehn Monate im Gefängnis!«

»Erst siebzehn Monate!« wiederholte Dantès. »Ach, mein Herr, Sie wissen nicht, was das heißt: siebzehn Monate Gefängnis! Es sind siebzehn Jahre, siebzehn Jahrhunderte – besonders wenn jemand, wie ich, ein geliebtes Mädchen zu heiraten im Begriffe war; wenn jemand eine ehrenvolle Laufbahn sich ihm öffnen sah und ihm dann plötzlich alles genommen wird; wenn er mitten aus dem schönsten Tage in die finstere Nacht stürzt, wenn er seine Laufbahn vernichtet sieht, nicht weiß, wie es dem Mädchen geht, das ihn liebte, ob sein alter Vater noch lebt oder gestorben ist. Siebzehn Monate Gefängnis für einen Mann, der an die Luft des Meeres, an das freie Leben des Seemanns, an die Unendlichkeit des Raumes gewöhnt ist! Mein Herr, siebzehn Monate Gefängnis ist mehr, als alle mit den schlimmsten Namen belegten Verbrechen verdienen. Haben Sie also Mitleid mit mir und verlangen Sie für mich nicht Nachsicht, sondern Strenge, nicht Gnade, sondern ein Urteil! Ich verlange nur Richter; man kann einem Angeklagten nicht die Richter verweigern.«

»Schön«, sagte der Inspektor, »wir werden sehen.«

Dann, sich an den Gouverneur wendend:

»Wirklich, der arme Teufel tut mir leid. Wenn wir nach oben kommen, zeigen Sie mir die auf ihn bezüglichen Eintragungen.«

»Gewiß«, antwortete der Gouverneur; »aber Sie werden, glaube ich, schreckliche Dinge finden.«

»Mein Herr«, fuhr Dantès fort, »ich weiß, daß Sie mich nicht eigenmächtig hier fortnehmen können; aber Sie können mein Verlangen der Behörde übermitteln, Sie können eine Unter-

suchung veranlassen, können bewirken, daß ich vor Gericht gestellt werde; weiter verlange ich nichts. Ich will wissen, welches Verbrechen ich begangen habe und zu welcher Strafe ich verurteilt bin, denn sehen Sie, die Ungewißheit ist schlimmer als alle Strafen.«

»Leuchten Sie«, sagte der Inspektor.

»Mein Herr«, rief Dantès, »ich höre am Ton Ihrer Stimme, daß Sie bewegt sind. Sagen Sie mir, daß ich hoffen kann!«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen«, antwortete der Inspektor; »ich kann Ihnen nur versprechen, daß ich Ihre Akten prüfen will.«

»O mein Herr, dann bin ich frei, bin ich gerettet!«

»Wer hat Sie verhaften lassen?« fragte der Inspektor.

»Herr von Villefort«, antwortete Dantès. »Suchen Sie ihn auf und verständigen Sie sich mit ihm.«

»Herr von Villefort ist seit einem Jahr nicht mehr in Marseille, sondern in Toulouse.«

Ah, jetzt wundert's mich nicht mehr, sagte Dantès zu sich selbst; mein einziger Beschützer ist fern.

»Hatte Herr von Villefort irgendwelchen Grund, Sie zu hassen?«

»Durchaus nicht, mein Herr; er ist sogar wohlwollend gegen mich gewesen.«

»Ich kann mich also auf die Notizen, die er mir in bezug auf Sie gemacht hat oder die er mir geben wird, verlassen?«

»Vollständig.«

»Schön, warten Sie.«

Die Tür schloß sich wieder, aber die Hoffnung war in dem Kerker Dantès' zurückgeblieben.

»Wollen Sie sogleich das Gefängnisregister einsehen«, fragte der Gouverneur, »oder den Kerker des Abbés besichtigen?«

»Wir wollen die Kerker vollends erledigen«, entgegnete der Inspektor. »Wenn ich an das Tageslicht zurückkehre, fehlte mir vielleicht der Mut, meine traurige Mission ganz zu erfüllen.«

»Oh, das ist kein Gefangener wie der andere, und seine Verrücktheit ist minder betrübend als die Klagen seines Nachbarn.«

»Worin besteht diese?«

»Es ist eine seltsame Einbildung: er hält sich für den Besitzer eines unermeßlichen Schatzes. Im ersten Jahre seiner Gefangenschaft ließ er der Regierung eine Million anbieten, wenn sie ihn wieder freilassen wollte; im zweiten Jahre bot er zwei Millionen, im dritten drei und so stufenweise fort. Jetzt ist er fünf Jahre in der Gefangenschaft, und so wird er Sie bitten, mit Ihnen insgeheim sprechen zu dürfen, und wird Ihnen fünf Millionen anbieten.«

»Ha ha! Das ist in der Tat seltsam«, versetzte der Inspektor. »Und wie nennt sich denn dieser Millionär?«

»Abbé Faria.«

»Nummer 27?« fragte der Inspektor, der diese Nummer an einer Tür las.

»Ja, hier. Schließ auf, Anton!«

Der Schließer gehorchte, und der Inspektor warf einen neugierigen Blick in den Kerker des verrückten Abbés. In der Mitte des Raumes, in einem Kreise, der mit einem von der Mauer abgelösten Stück Kalk auf der Erde gezogen war, lag ein Mensch, fast ganz nackt, so sehr waren seine Kleider in Lumpen zerfallen. In diesen Kreis zeichnete er eben schnurgerade geometrische Linien und schien mit der Lösung seines Problems ebenso beschäftigt, wie es Archimedes war, als er von einem Soldaten des Marcellus getötet wurde. Er rührte sich nicht einmal bei dem Geräusche, welches die Türe beim Aufschließen machte, und schien erst aufzuwachen, als das Fackellicht mit einem ungewohnten Schimmer den feuchten Boden erhellte, auf dem er gearbeitet hatte. Er wandte sich um und sah einen Augenblick lang erstaunt auf die Menschen, die in seinen Kerker hinabgestiegen waren. Dann stand er rasch auf, nahm eine Decke vom Fußteile seines elenden Bettes und hüllte sich in sie ein, da er sich vor dem Fremden schämte.

»Was wünschen Sie?« fragte der Inspektor, mit denselben Worten, die er an die anderen Gefangenen gerichtet hatte.

»Ich, mein Herr«, erwiderte der Abbé mit erstaunter Miene, »ich wünsche nichts.«

»Sie verstehen mich nicht«, entgegnete der Inspektor, »ich bin Regierungsbeamter und habe den Auftrag, die Gefängnisse zu besuchen und die Forderungen der Gefangenen anzuhören.«

»Ah, dann, mein Herr, ist es etwas anderes«, rief der Abbé lebhaft, »und ich hoffe, daß wir uns verständigen werden.«

»Sehen Sie«, sprach der Gouverneur leise, »fängt er nicht so an, wie ich es vorausgesagt habe?«

»Mein Herr«, fuhr der Gefangene fort, »ich bin der Abbé Faria, in Rom geboren; ich bin zwanzig Jahre der Sekretär des Kardinals Spada gewesen. Ich wurde zu Anfang des Jahres 1811 verhaftet, ohne zu wissen, warum, und fordere von dieser Zeit ab meine Freilassung.«

»Haben Sie irgendeine Beschwerde über Ihre Kost und Wohnung bei mir vorzubringen?« fragte der Inspektor.

»Die Kost ist hier wie in allen Gefängnissen«, antwortete der Abbé, »das heißt, sie ist schlecht. Was die Wohnung anbelangt, sehen Sie selbst, sie ist feucht und ungesund, nichtsdestoweniger aber annehmbar für einen Kerker. Nun handelt es sich aber nicht um das, sondern um Entdeckungen von der größten Wichtigkeit und dem höchsten Interesse, die ich der Regierung zu machen habe.«

»Da haben wir's«, sagte der Gouverneur ganz leise zu dem Inspektor.

»Sehen Sie, darum schätze ich mich so glücklich, Sie zu sehen«, fuhr der Abbé fort, »obschon Sie mich in einer höchst wichtigen Berechnung gestört haben, welche, wenn sie gelingt, vielleicht das System Newtons umgestalten wird. Wollten Sie mir wohl die Gnade einer besonderen Unterredung gewähren?«

»Nun, habe ich es Ihnen nicht gesagt?« flüsterte der Gouverneur dem Inspektor zu.

»Sie kennen Ihre Leute«, antwortete der letztere lächelnd.

Dann wandte er sich zu Faria und sagte: »Mein Herr, was Sie da verlangen, ist unmöglich!«

»Doch«, versetzte der Abbé, »wenn es sich darum handelt, der Regierung den Gewinn einer enormen Summe, zum Beispiel fünf Millionen zu verschaffen.«

»Meiner Treu!« sagte der Inspektor, sich gegen den Gouverneur wendend. »Sie haben es vorhergesagt, bis auf die Ziffer.«

»Sehen Sie«, erwiderte der Abbé, als er bemerkte, daß der Inspektor Miene machte fortzugehen, »es ist nicht geradezu notwendig, daß wir allein sind. Der Herr Gouverneur kann unser Gespräch mit anhören.«

»Mein lieber Herr«, versetzte der Gouverneur, »wir wissen leider schon im voraus und auswendig, was Sie uns mitteilen wollen; nicht wahr, es handelt sich um Ihre Schätze?«

Faria blickte den Spötter mit einem Ausdruck an, an dem ein unbefangener Beobachter gemerkt hätte, daß der Abbé bei Vernunft war und die Wahrheit sprach.

»Allerdings«, sagte er, »wovon soll ich sprechen, wenn nicht von diesen Schätzen?«

»Herr Inspektor«, fuhr der Gouverneur fort, »ich kann Ihnen diese Geschichte ebensogut erzählen wie der Abbé, denn seit vier oder fünf Jahren habe ich davon die Ohren voll.«

»Herr Gouverneur, das beweist«, sagte der Abbé, »daß Sie wie die Menschen sind, von denen die Heilige Schrift sagt, daß sie Augen haben, aber nicht sehen, und Ohren haben, aber nicht hören.«

»Mein lieber Herr«, entgegnete der Inspektor, »der Staat ist reich und hat, Gott sei Dank, Ihr Geld nicht nötig. Bewahren Sie es also, bis Sie aus diesem Gefängnis kommen.«

Das Auge des Abbés erweiterte sich; er faßte des Inspektors Hand und sprach:

»Wenn ich aber nicht aus dem Gefängnis herauskomme, wenn man mich gegen alles Recht in diesem Kerker behält, wenn ich hier sterbe, ohne mein Geheimnis irgend jemand mitgeteilt zu haben, wird dann dieser Schatz nicht verloren sein? Ist es denn nicht besser, wenn die Regierung und auch ich daraus Nutzen ziehen? Ich gehe bis sechs Millionen, mein Herr! Ja, ich will sechs Millionen hingeben und mich mit dem Rest begnügen, wenn man mich in Freiheit setzen will.«

»Auf mein Wort«, sagte der Inspektor halblaut, »wüßte man nicht, daß dieser Mensch verrückt ist, so glaubte man, er sage

die Wahrheit; mit einem solchen Tone der Überzeugung spricht er.«

»Ich bin nicht verrückt, mein Herr, ich rede die lautere Wahrheit«, versetzte Faria, welcher mit jener Feinheit des Gehörs, die den Gefangenen eigen ist, kein Wort von dem, was der Inspektor sprach, verloren hatte. »Jener Schatz, von dem ich spreche, ist wirklich vorhanden, und ich biete Ihnen an, einen Vertrag zu unterschreiben, kraft dessen Sie mich an den Ort führen, welchen ich angeben werde; man wird die Erde vor unseren Augen aufgraben, und wenn ich lüge, wenn man nichts findet, wenn ich verrückt bin, wie Sie sagen, wohlan, so führen Sie mich wieder in diesen Kerker zurück, wo ich mein Leben beschließen will, ohne je wieder etwas von jemand zu begehren.«

Der Gouverneur fing zu lachen an und fragte:

»Liegt Ihr Schatz weit von hier?«

»Ungefähr hundert Meilen«, antwortete Faria.

»Die Sache ist gar nicht schlecht ausgedacht«, sagte der Gouverneur. »Wenn alle Gefangenen ihre Wächter hundert Meilen weit spazieren führen wollten und wenn die Wächter einwilligten, so wäre das für die Gefangenen ein ausgezeichnetes Mittel, das freie Feld zu gewinnen, sobald sich nur eine Gelegenheit dazu fände, und bei einer so weiten Reise würde die Gelegenheit sich schon bieten.«

»Das ist ein bekanntes Mittel«, sagte der Inspektor, »der Herr Abbé hat da nichts Neues erfunden.«

Dann wandte er sich zum Abbé und sprach:

»Ich habe Sie gefragt, ob Sie gute Kost bekommen.«

»Mein Herr«, entgegnete Faria, »schwören Sie mir bei Christus, mich freizulassen, wenn ich die Wahrheit gesagt habe, und ich werde Ihnen die Stelle zeigen, wo der Schatz vergraben liegt.«

»Haben Sie gute Kost?« wiederholte der Inspektor.

»Sie wagen dabei nichts und sehen, daß ich mir dadurch keine Gelegenheit verschaffen will, zu entfliehen, da ich im Gefängnis bleibe, während Sie die Reise unternehmen.«

»Sie antworten nicht auf meine Frage«, wiederholte der Inspektor mit Ungeduld.

»Und Sie nicht auf meine Bitte«, rief der Abbé. »Seien Sie also verflucht wie die anderen Narren, welche mir nicht glauben wollten! Sie wollen mein Gold nicht, so werd' ich es behalten; Sie verweigern mir die Freiheit, Gott wird sie mir schicken. Gehen Sie, ich habe nichts mehr zu sagen.«

Der Abbé warf die Decke von sich, nahm wieder sein Stück Kalk, setzte sich in seinen Kreis und begann wieder zu zeichnen.

»Was tut er da?« fragte der Inspektor.

»Er berechnet seine Schätze«, erwiderte der Gouverneur.

Faria antwortete auf diesen Spott mit einem Blick, worin die tiefste Verachtung lag. Die Besucher entfernten sich. Der Gefangenenwärter schloß hinter ihnen die Türe ab

»Er mag wirklich einige Schätze besessen haben«, sagte der Inspektor, während er die Treppe hinanstieg.

»Oder er träumte, sie besessen zu haben«, entgegnete der Gouverneur, »und tags darauf ist er als Narr erwacht.«

So endete das Abenteuer für den Abbé Faria. Er blieb Gefangener, und infolge dieses Besuchs vermehrte sich noch sein Ruf als Verrückter.

In bezug auf Dantès hielt der Inspektor sein Wort.

Als er in die Wohnung des Gouverneurs zurückkehrte, ließ er sich das Gefangenenregister vorlegen. Die Dantès betreffende Eintragung lautete:

> *»Edmond Dantès: Wütender Bonapartist; hat tätigen Anteil an der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba genommen.*
> *In größter Abgeschlossenheit und strengster Überwachung zu halten.«*

Diese Notiz war in anderer Handschrift und mit anderer Tinte als die übrigen Eintragungen im Register geschrieben, ein Beweis, daß sie nach der Einkerkerung Dantès' hinzugefügt worden war.

Die Anklage war zu bestimmt, als daß man hätte versuchen können, sie zu bestreiten. Der Inspektor schrieb deshalb unter die Klammer:

»Nichts zu machen.«

Dieser Besuch hatte Dantès neu belebt; seit er ins Gefängnis eingeliefert war, hatte er vergessen, die Tage zu zählen; jetzt schrieb er mit einem von der Decke abgefallenen Stück Gips an die Mauer: »30. Juli 1816«. Und von da an machte er jeden Tag einen Strich, damit er das Zeitmaß nicht wieder verlöre.

Tage verstrichen, dann Wochen, dann Monate; Dantès wartete immer noch. Er hatte zuerst den Termin seiner Freilassung auf vierzehn Tage festgesetzt. Als diese vierzehn Tage um waren, sagte er sich, daß der Inspektor sich unmöglich vor seiner Rückkehr nach Paris mit ihm befassen könne; die Rundreise könne vier bis acht Wochen dauern; er setzte den Termin also auf ein Vierteljahr fest. Als das Vierteljahr verstrichen war, bestimmte er ein halbes Jahr; aber das halbe Jahr verfloß, und als er dann wieder nachrechnete, stellte es sich heraus, daß er zehn und einen halben Monat gewartet hatte. Während dieser Zeit hatte sich an seiner Lage nichts geändert, keine tröstende Nachricht war zu ihm gelangt; der Kerkermeister gab, wie gewöhnlich, auf Fragen keine Antwort. Dantès begann an seinen Sinnen zu zweifeln. Er glaubte schließlich, daß das, was er für Wirklichkeit gehalten hatte, nichts als eine Halluzination, daß der tröstende Engel, der zu ihm ins Gefängnis gekommen war, nur ein Traumbild gewesen sei.

Nach einem Jahre wurde der Gouverneur nach der Festung Ham versetzt und nahm mehrere seiner Untergebenen, unter anderen auch den Kerkermeister Dantès' mit. Es kam ein neuer Gouverneur, dem es zu lange dauerte, die Namen seiner Gefangenen kennenzulernen, und der sich nur deren Nummern vorlegen ließ. Das Gefängnis hatte fünfzig Zellen, und die Gefangenen derselben wurden mit der Nummer der Zelle benannt, die sie bewohnten. Der unglückliche junge Mann hörte jetzt auf, sich mit seinem Vornamen Edmond oder seinem Namen Dantès zu nennen. Er hieß Nummer 34.

Dantès machte alle Leiden eines im Gefängnis vergessenen Gefangenen durch.

Er bat, daß man ihn in einen anderen Kerker brächte, wäre derselbe selbst noch finsterer und tiefer; jede Veränderung hätte ihm einige Tage lang Zerstreuung gewährt; er bat um die Erlaubnis, am Spaziergang teilzunehmen, er verlangte Bücher und Handwerkszeug, um sich zu beschäftigen. Aber alles war umsonst, nichts wurde ihm gewährt. Er hatte sich daran gewöhnt, mit seinem neuen Kerkermeister zu sprechen, obgleich er womöglich noch schweigsamer war als der frühere; mit einem Menschen, selbst einem stummen, zu sprechen, war immer noch eine Abwechslung. Dantès sprach, um den Laut seiner eigenen Stimme zu hören; er hatte versucht zu sprechen, wenn er allein war, aber dann erschrak er vor dem Klang seiner Stimme.

Er beschwor eines Tages den Schließer, darum nachzusuchen, daß er einen Zellengenossen bekäme, einerlei, was für einen, wäre es selbst jener irrsinnige Abbé, von dem er hatte sprechen hören. Der Schließer hatte sich unter seiner rauhen Hülle einen Rest von menschlichem Gefühl bewahrt, und wenn auch sein Gesicht nichts davon verriet, so tat ihm doch der junge Mensch leid, für den die Gefangenschaft so hart war.

Er überbrachte die Bitte der Nummer 34 dem Gouverneur; aber dieser glaubte, daß Dantès die Gefangenen aufwiegeln oder sich zu einem Fluchtversuch Beistand verschaffen wollte, und schlug die Bitte ab.

Dantès hatte von den Menschen keine Hilfe mehr zu erwarten; da wandte er sich Gott zu. Er betete, nicht nur mit Inbrunst, sondern mit Wut. Wenn er laut betete, erschreckten ihn seine Worte nicht mehr; er verfiel dann in eine Art Ekstase, und bei jedem Wort, das er sprach, schien ihm Gott nahe zu sein.

Trotz seiner inbrünstigen Gebete aber blieb er gefangen. Da verfinsterte sich sein Gemüt; eine Wolke legte sich vor seine Augen. Dantès war ein einfacher Mann ohne Bildung, keine Ablenkung konnte ihm aus seinem eigenen Geiste kommen; er

hatte nur seine eigene kurze Vergangenheit, die düstere Gegenwart und die zweifelhafte Zukunft, um seine Gedanken zu beschäftigen. Da klammerte er sich an eine Idee, an die seines ohne erkennbaren Grund und durch ein unerhörtes Verhängnis zerstörten Glückes.

Auf seine frommen Anwandlungen folgte die Wut. Edmond stieß gotteslästerliche Reden aus, die den Kerkermeister vor Entsetzen zurückprallen ließen; er rannte gegen die Mauern seines Gefängnisses, er ließ seine Wut an allem, was ihn umgab, und besonders an sich selbst aus; bei dem geringsten, was ihm entgegen war, einem Strohhalm, einem Luftzuge, geriet er in Tobsucht. Dann trat ihm jener Brief, den ihm Villefort gezeigt hatte, vor Augen, jede Zeile desselben malte sich mit Flammenschrift auf die Mauer. Er sagte sich, daß nicht die Rache Gottes, sondern der Haß der Menschen ihn in diesen Abgrund, in dem er sich befand, gestürzt hätten; er weihte diese unbekannten Menschen allen Qualen, welche seine Einbildungskraft ersinnen konnte, und hielt die schrecklichsten noch für zu mild.

Schließlich dachte er daran, seinem Leben ein Ende zu machen.

Und einmal an diesem Punkte angelangt, fand er einigen Trost in dieser Vorstellung.

Er wurde ruhiger, heiterer; er fühlte sich wohler auf seinem harten Lager und fand allmählich diesen Rest des Daseins, das er wie ein abgenutztes Kleidungsstück, sobald er wollte, ablegen konnte, erträglicher.

Es gab zwei Mittel, den Tod herbeizuführen. Das eine war einfach: er brauchte nur sein Taschentuch an die Gitterstange seines Fensters zu binden und sich aufzuhängen; das andere bestand darin, daß er sich stellte, als ob er die ihm gebrachte Nahrung nähme, und verhungerte. Vor dem ersteren hatte Dantès einen Ekel; er war in Abscheu vor den Piraten groß geworden, Leuten, welche an den Rahen aufgeknüpft wurden; das Hängen war in seinen Augen eine gemeine Todesart, und er wollte auf diese Weise nicht sterben. Er entschied sich also für die zweite Art und begann noch an demselben Tage mit der Ausführung.

Nahezu vier Jahre waren seit seiner Einkerkerung verflossen.

Am Ende des zweiten Jahres hatte Dantès aufgehört, die Tage zu zählen.

Nachdem er sich seine Todesart gewählt hatte, schwor er sich selbst, um nicht etwa wieder andern Sinnes zu werden, so zu sterben. Wenn man mir mein Mittag- und Abendessen bringt, nahm er sich vor, so werfe ich alles aus dem Fenster und tue, als ob ich gegessen hätte.

Er tat, wie er sich gelobt hatte. Zweimal des Tages warf er seine Nahrung durch die kleine, vergitterte Öffnung, durch die er kaum ein Stück des Himmels wahrnehmen konnte, erst heiter, dann nachdenklich, schließlich mit Bedauern. Er mußte sich seinen Schwur ins Gedächtnis rufen, um in der Ausführung seines schrecklichen Planes fortzufahren. Diese Nahrung, welche ihn ehemals angeekelt hatte, ließ ihm der Hunger jetzt appetitlich und verlockend erscheinen; manchmal hielt er eine Stunde lang die Schüssel in der Hand, das Auge auf das Stück faulen Fleisches oder Fisches und auf das schimmelige Brot geheftet. In solchen Augenblicken erschien ihm sein Kerker nicht mehr so finster, seine Lage nicht so verzweifelt; er war noch jung, fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahre alt, und konnte noch zweimal so lange leben. Was konnte sich in dieser Zeit nicht alles ereignen, um ihn der Freiheit wiederzugeben! Er war nahe daran, das Mahl zu verspeisen; aber dann fiel ihm sein Schwur wieder ein, und er blieb bei seinem Entschluß.

So kam ein Tag, da er nicht mehr die Kraft hatte, das Abendessen aus dem Fenster zu werfen. Am folgenden Tage sah er nichts mehr; er hörte kaum. Der Kerkermeister glaubte an eine ernste Krankheit; Edmond hoffte auf einen baldigen Tod.

So verfloß der Tag; Edmond fühlte eine Erstarrung, die eines gewissen Wohlbehagens nicht entbehrte, über sich kommen. Das nervöse Reißen im Magen hatte sich gelegt, der brennende Durst sich beruhigt; als er die Augen schloß, sah er eine Menge glänzender Lichter, wie nächtliche Irrlichter in einem Sumpfe: es war die Morgenröte jenes unbekannten Landes, welches man den Tod nennt. Plötzlich, gegen neun Uhr abends, hörte er ein dumpfes Geräusch an der Mauer, an der er lag. Es hatten schon

so viele unreine Tiere in diesem Gefängnis ihr Wesen getrieben, daß Edmond sich daran gewöhnt hatte, seinen Schlummer nicht durch solche Geringfügigkeiten stören zu lassen, aber sei es, daß seine Sinne durch das Fasten erregt waren, daß das Geräusch wirklich stärker war als gewöhnlich oder daß in diesem höchsten Augenblick alles Wichtigkeit erhielt – genug, Edmond hob diesmal den Kopf, um besser zu hören.

Es war ein gleichmäßiges Kratzen, welches entweder von einer gewaltigen Klaue, einem mächtigen Zahne oder auch von einem an den Steinen arbeitenden Werkzeuge herrührte.

So schwach die Lebensgeister des Gefangenen nur noch waren, so schoß ihm doch plötzlich der Gedanke durch den Kopf: Freiheit. Das Geräusch, gerade in dem Augenblick, da für ihn alles zu endigen im Begriff war, schien ihm ein Beweis, daß Gott sich endlich seiner Leiden erbarmen wollte. Wer konnte wissen, ob einer seiner Freunde, eines dieser geliebten Wesen, an die er so oft gedacht hatte, sich in diesem Augenblick nicht mit ihm beschäftigte und nicht den Raum, der sie trennte, zu verkürzen versuchte?

Doch er täuschte sich jedenfalls; es war wohl nur einer jener Träume, die die Pforte des Todes umschweben.

Indessen hörte er das Geräusch immer noch. Es dauerte etwa drei Stunden; dann vernahm er eine Art Einsturz, worauf das Geräusch aufhörte.

Einige Stunden darauf begann es wieder, stärker und in größerer Nähe. Plötzlich trat der Kerkermeister ein.

Seit ungefähr acht Tagen, nachdem er zu sterben beschlossen, und seit vier Tagen, da er angefangen hatte, diesen Plan auszuführen, hatte Edmond mit diesem Manne nicht mehr gesprochen, ihm nicht geantwortet, wenn er ihn gefragt hatte, was ihm fehlte, und sich nach der Mauer gewandt, wenn er ihn zu aufmerksam betrachtet hatte. Heute aber konnte der Kerkermeister dieses dumpfe Geräusch hören, darüber unruhig werden, ihm ein Ende machen und so vielleicht Dantès diese unbestimmte Hoffnung rauben, die plötzlich in ihm aufgetaucht war.

Der Wärter brachte das Frühstück.

Dantès richtete sich auf seinem Lager auf und begann laut über alles mögliche zu reden, über das schlechte Essen, die Kälte in der Zelle, dabei sich erregend, um das Recht zu haben, laut zu schreien, so daß er den Wärter fast böse gemacht hätte, der gerade an diesem Tage für den kranken Gefangenen um eine Bouillon und frisches Brot nachgesucht hatte und ihm beides brachte.

Zum Glück glaubte er, daß Dantès im Delirium spräche; er stellte die Nahrungsmittel hin und ging wieder.

Erfreut lauschte Edmond.

Das Geräusch wurde so deutlich, daß er es jetzt hören konnte, ohne sein Gehör anzustrengen.

Kein Zweifel mehr, sagte er sich, es ist ein unglücklicher Gefangener, der an seiner Befreiung arbeitet. Oh, wie würde ich ihm beistehen, wenn ich bei ihm wäre!

Plötzlich kam ihm der Gedanke, daß das Geräusch von Arbeitern herrühren könnte, die im Auftrage des Gouverneurs in einer benachbarten Zelle Ausbesserungsarbeiten vornähmen. Edmond fühlte sich zu schwach, um seine Gedanken zu sammeln; er sah nur ein Mittel, um seiner Urteilskraft Klarheit zu geben. Er wandte die Augen nach der dampfenden Bouillon, erhob sich, taumelte nach dem Tische und verschlang den Trank mit einem unbeschreiblichen Gefühl des Wohlbehagens.

Schon hielt er das Brot vorm Munde; da erinnerte er sich, daß durch Hunger geschwächte Schiffbrüchige gestorben waren, weil sie eine zu kräftige Nahrung verschlungen hatten. Er hatte den Mut, das Stück Brot wieder auf den Tisch zu legen, und begab sich auf sein Lager zurück: er wollte nicht mehr sterben.

Bald fühlte er, daß es in seinem Kopfe wieder klarer wurde; er sagte sich:

Ich muß dahinterkommen, ohne dabei einen Genossen, der etwa an seiner Befreiung arbeiten sollte, zu verraten. Rührt das Geräusch von einem gewöhnlichen Arbeiter her, so brauche ich nur an meine Wand zu klopfen, und er wird in seiner Arbeit innehalten, um zu erraten, wer klopft und zu welchem Zwecke

geklopft wird, dann aber seine Arbeit wiederaufnehmen. Ist es dagegen ein Gefangener, so wird ihn das Geräusch erschrecken; er wird fürchten, entdeckt zu werden, in seiner Arbeit aufhören und sie erst heute abend, wenn er glauben wird, daß alles schläft, wiederaufnehmen.

Edmond stand wieder auf. Diesmal schwankten seine Beine nicht, und kein Schleier war vor seinen Augen. Er ging nach einem Winkel seines Kerkers und löste einen lose sitzenden Stein.

Mit diesem klopfte er dann dreimal an die Stelle der Mauer, wo das Geräusch am lautesten vernehmbar war.

Beim ersten Schlag hatte das Geräusch aufgehört.

Edmond horchte mit ganzer Seele. Eine Stunde verfloß, zwei Stunden, kein neues Geräusch ließ sich hören.

Voll von Hoffnung aß der junge Mann etwas von dem Brote, trank etwas Wasser, und dank seiner gesunden Natur kehrten seine Kräfte bald wieder zurück.

Der Tag verstrich; alles blieb still.

Die Nacht brach an, ohne daß das Geräusch wieder begonnen hätte.

Es ist ein Gefangener! sagte sich Edmond mit grenzenloser Freude.

Die Nacht verging, ohne daß das geringste Geräusch sich hören ließ.

Edmond schloß in dieser Nacht kein Auge.

Der Tag brach an; der Wärter brachte das Frühstück. Edmond hatte schon die alte Nahrung verschlungen; er verschlang die neue. Er wanderte in seinem Kerker umher und lauschte immer wieder fieberhaft, ob das Geräusch nicht wiederkehre.

Drei Tage vergingen, zweiundsiebzig tödlich lange Stunden. Endlich, eines Abends, als der Wärter eben seinen letzten Besuch gemacht hatte und Dantès zum hundertsten Male sein Ohr an die Mauer preßte, schien es ihm, als ob er eine unmerkliche Erschütterung wahrnähme. Er fuhr zurück, ging, um seine Aufregung zu meistern, einigemal in der Zelle auf und ab und legte dann sein Ohr an die nämliche Stelle.

Kein Zweifel mehr, an der anderen Seite ging etwas vor! Der Gefangene hatte jedenfalls die Gefahr seines bisherigen Arbeitens erkannt und ging in anderer Weise vor; sicher arbeitete er der größeren Sicherheit wegen jetzt mit dem Hebel anstatt mit dem Meißel.

Durch diese Entdeckung ermutigt, beschloß Edmond, dem unermüdlichen Arbeiter zu Hilfe zu kommen. Er schob sein Bett von der Wand ab und sah sich nach einem Gegenstand um, mit welchem er die Mauer angreifen, den feuchten Zement abkratzen und einen Stein herausarbeiten könnte.

Nichts bot sich seinem Blick. Messer oder dergleichen hatte er nicht; in seinem Kerker befanden sich nur ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, ein Eimer und ein Krug. Am Bett befanden sich allerdings eiserne Zapfen; sie waren aber angeschraubt, und er hätte, um sie zu lösen, einen Schraubenzieher haben müssen. Am Tisch und am Stuhl befand sich kein Eisen; der Eimer hatte früher einen Henkel gehabt, der war aber abgenommen worden.

Dantès blieb nur ein Mittel; er ließ den Krug auf den Stein fallen, der Krug zerbrach. Dantès suchte einige spitze Scherben aus und versteckte sie in seinem Strohsack.

Edmond hatte die ganze Nacht zum Arbeiten; aber in der Dunkelheit ging die Arbeit schlecht, und er merkte bald, daß er seinen Scherben auf einem härteren Stein stumpf arbeitete. Er rückte deshalb das Bett wieder zurecht und erwartete den Tag.

Die ganze Nacht lauschte er und hörte den unbekannten Minierer seine Arbeit fortsetzen.

Der Tag brach an; der Wärter trat ein. Dantès sagte ihm, daß er gestern abend beim Trinken den Krug habe fallen lassen. Der Kerkermeister ging brummend, um einen neuen zu holen, und machte sich nicht einmal die Mühe, die Scherben fortzuschaffen.

Einen Augenblick darauf kam er zurück, empfahl dem Gefangenen größere Vorsicht und ging wieder.

Dantès lauschte auf die sich entfernenden Schritte, und als er das Geräusch nicht mehr vernahm, eilte er an sein Bett, rückte es ab und konnte bei dem schwachen Lichte, welches in seinen Kerker drang, sehen, welche unnütze Arbeit er sich in der

Nacht gemacht hatte, indem er statt der Fugen den Stein selbst angegriffen hatte.

Die Feuchtigkeit hatte den Gips der Fugen brüchig gemacht; die Bruchstücke, die Dantès abkratzen konnte, waren allerdings nur Atome, aber nach Verlauf einer halben Stunde hatte er ungefähr eine Handvoll herausgearbeitet.

In drei Tagen gelang es ihm, mit unerhörter Vorsicht den ganzen Zement von dem Steine zu lösen. Die Mauer bestand aus Bruchsteinen, unter welche hin und wieder zur größeren Festigkeit ein Quaderstein eingefügt war. Einen solchen Quaderstein hatte Dantès fast freigelegt, und es kam nur darauf an, ihn loszulösen.

Dantès versuchte es mit den Fingern, aber vergeblich. Die Scherben, deren er sich als Hebel bedienen wollte, zerbrachen.

Nach einer Stunde vergeblicher Versuche richtete sich Dantès, dem der Schweiß von der Stirn lief, auf. Sollte er gleich am Anfang wieder abstehen müssen und warten, bis sein Nachbar, der vielleicht seinerseits ermüdete, alles getan hätte?

Da schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf, und seine Stirn heiterte sich auf.

Der Wärter brachte ihm alle Tage seine Suppe in einer Blechkasserolle, die noch die Portion eines anderen Gefangenen enthielt; denn Dantès hatte bemerkt, daß die Kasserolle entweder ganz voll oder halb leer war, je nachdem der Wärter erst zu ihm oder zu seinem Mitgefangenen kam.

Die Kasserolle hatte einen Eisengriff, und diesen Griff hätte Dantès, wenn man es verlangt hätte, jetzt mit zehn Jahren seines Lebens bezahlt.

Der Wärter goß den Inhalt der Kasserolle in Dantès Teller, den der Gefangene, nachdem er die Suppe mit einem Holzlöffel gegessen hatte, ausspülte. So war es jeden Tag.

Am Abend stellte Dantès seinen Teller zwischen Tür und Tisch auf den Boden; der Wärter trat darauf und zerbrach ihn.

Diesmal konnte er Dantès nicht die Schuld beimessen; der hätte allerdings den Teller nicht auf die Erde stellen sollen, aber er selbst hätte vor seine Füße sehen können.

Der Wärter begnügte sich daher zu brummen und sah sich nach einem Gefäß um, in welches er die Suppe gießen könnte; aber Dantès hatte nur den einen Teller gehabt.

»Lassen Sie doch die Kasserolle hier«, sagte Dantès, »Sie können sie ja morgen wieder mitnehmen, wenn Sie mir mein Frühstück bringen.«

Der Wärter, welcher zu faul war, um noch einmal die Treppe auf- und abzusteigen, ließ die Kasserolle da.

Dantès bebte vor Freude.

Er aß die Suppe und das Fleisch und wartete noch eine Stunde, für den Fall, daß der Wärter doch noch wieder zurückkommen sollte; dann rückte er sein Bett ab, schob den Griff der Kasserolle in die Fuge und benutzte ihn als Hebel.

Eine leichte Bewegung des Steins bewies ihm, daß die Sache ging, und in der Tat hatte er nach einer Stunde den Stein aus der Mauer gezogen, so daß ein Loch von über anderthalb Fuß Durchmesser entstand.

Dantès sammelte sorgfältig allen Gips, trug ihn in die Winkel seiner Zelle, kratzte mit einem Scherben ein wenig Erde zusammen und bedeckte den Gips damit.

Da er diese Nacht, in der er im Besitz eines so kostbaren Werkzeuges war, ausnutzen wollte, arbeitete er an dem Loche eifrig weiter.

Als der Tag zu dämmern begann, brachte er den Stein wieder in das Loch, schob sein Bett an die Mauer und legte sich nieder. Das Frühstück bestand in einem Stück Brot; der Wärter trat ein und legte das Brot auf den Tisch.

»Nun, bringen Sie mir keinen anderen Teller?« fragte Dantès.

»Nein«, antwortete der Schließer, »wenn alle Gefangenen so viel zerbrächen wie Sie, müßte der Staat ja Bankerott machen. Sie behalten die Kasserolle und bekommen Ihre Suppe da hinein; auf diese Weise werden Sie Ihr Geschirr wohl nicht zerbrechen.«

Dantès warf einen Blick gen Himmel und faltete die Hände unter der Decke.

Er hatte bemerkt, daß, seit er angefangen hatte zu arbeiten, der andere Gefangene nicht mehr arbeitete.

Nun, wenn sein Nachbar nicht zu ihm kam, so wollte er zu seinem Nachbarn gehen.

Den ganzen Tag arbeitete er unausgesetzt. Am Abend hatte er, dank seinem neuen Werkzeuge, mehr als zehn Hände voll von Bruchsteinen, Gips und Zement aus der Mauer geholt.

Als die Zeit für den Besuch des Wärters kam, richtete er so gut wie möglich den verbogenen Griff der Kasserolle wieder gerade und stellte das Gefäß an seinen gewohnten Platz. Der Kerkermeister goß Suppe und Fisch – denn heute war einer der drei Fastentage in der Woche – in die Kasserolle und ging wieder.

Diesmal wollte Dantès sich versichern, ob sein Nachbar wirklich aufgehört hatte zu arbeiten.

Er horchte.

Alles war still wie in jenen drei Tagen, da die Arbeit unterbrochen worden war.

Dantès seufzte; sein Nachbar war offenbar mißtrauisch geworden.

Indessen ließ er sich nicht entmutigen, sondern fuhr die ganze Nacht fort zu arbeiten; aber nach zwei oder drei Stunden traf er auf ein Hindernis.

Das Eisen faßte nicht mehr, sondern glitt auf einer ebenen Fläche ab.

Dantès befühlte das Hindernis mit der Hand und erkannte, daß er auf einen Balken gestoßen war.

Jetzt mußte er drüber- und drunterweg arbeiten.

An ein solches Hindernis hatte der unglückliche junge Mann nicht gedacht.

»O mein Gott, mein Gott!« rief er. »Nachdem du mir die Freiheit des Lebens, nachdem du mir die Ruhe des Todes genommen hast, mein Gott, der du mir das Dasein gegeben, erbarme dich meiner, mein Gott, laß mich nicht in Verzweiflung sterben!«

»Wer spricht von Gott und von Verzweiflung zugleich?« ertönte eine dumpfe Stimme, die aus der Erde zu kommen schien.

Edmond fühlte, daß ihm plötzlich die Haare zu Berge standen; er wich auf den Knien zurück.

»Ach!« murmelte er. »Ich höre einen Menschen sprechen!«

Seit vier bis fünf Jahren hatte Edmond niemand weiter sprechen hören als seinen Wärter, und für den Gefangenen ist der Wärter kein Mensch: er ist für ihn nichts anderes als das Tor, das ihm den Ausgang verschließt, als das Gitter, das ihn gefangenhält; nur daß er von Fleisch und Blut ist.

»Im Namen des Himmels!« rief Edmond, »wer da gesprochen hat, sprechen Sie nochmals, obgleich Ihre Stimme mich erschreckt hat! Wer sind Sie?«

»Wer sind Sie selbst?« fragte die Stimme.

»Ein unglücklicher Gefangener«, antwortete Dantès.

»Aus welchem Lande?«

»Franzose.«

»Ihr Name?«

»Edmond Dantès.«

»Ihr Beruf?«

»Seemann.«

»Seit wann sind Sie hier?«

»Seit dem achtundzwanzigsten Februar 1815.«

»Ihr Verbrechen?«

»Ich bin unschuldig.«

»Aber wessen beschuldigt man Sie?«

»Für die Rückkehr des Kaisers konspiriert zu haben«, war die Antwort.

»Wie, für die Rückkehr des Kaisers! Ist denn der Kaiser nicht mehr auf dem Thron?«

»Er hat im Jahre 1814 zu Fontainebleau abgedankt und ist nach der Insel Elba verbannt worden. Aber seit wann sind Sie denn hier, daß Sie das nicht wissen?«

»Seit 1811.«

Dantès bebte. Dieser Mann war vier Jahre länger im Kerker als er.

»Graben Sie nicht weiter«, sagte die Stimme; »nur sagen Sie mir, in welcher Höhe befindet sich Ihre Ausschachtung?«

»Fast gleich mit dem Boden.«

»Wie ist sie versteckt?«

»Hinter meinem Bette.«

»Hat man Ihr Bett abgerückt, seit Sie im Gefängnis sind?«

»Nein, nie.«

»Wohinaus geht Ihre Tür?«

»Auf einen Korridor.«

»Und der Korridor?«

»Auf den Hof.«

»Ach Gott!« murmelte die Stimme.

»O mein Gott, was ist denn?« rief Dantès.

»Ich habe mich um fünfzehn Fuß bei meinem Plan versehen. Ich habe die Mauer, die Sie aushöhlen, für diejenige der Zitadelle gehalten.«

»Dann wären Sie ja aber nach dem Meere zu hinausgekommen.«

»Das wollte ich auch.«

»Und wenn es Ihnen gelungen wäre?«

»Dann wäre ich nach einer der Inseln geschwommen, die das Château d'If umgeben, nach der Insel Daume, der Insel Tiboulen oder auch nach der Küste, und ich wäre gerettet gewesen.«

»Hätten Sie denn so weit schwimmen können?«

»Gott hätte mir die Kraft gegeben; und jetzt ist alles verloren.«

»Alles?«

»Ja. Machen Sie Ihr Loch wieder sorgfältig zu, arbeiten Sie nicht mehr, tun Sie nichts und erwarten Sie Nachricht von mir.«

»Wer sind Sie wenigstens …? Sagen Sie mir, wer Sie sind!«

»Ich bin … ich bin … Nummer 27 …«

»Sie trauen mir also nicht?«

Edmond glaubte ein bitteres Lachen durch das Gewölbe zu vernehmen.

»Oh, ich bin ein guter Christ«, rief er, »ich schwöre es Ihnen bei Jesu Christo, daß ich mich lieber töten lassen würde, ehe ich Ihre und meine Henker auch nur etwas von der Wahrheit merken ließe! Aber im Namen des Himmels, berauben Sie mich nicht Ihrer Gegenwart, Ihrer Stimme, oder, das schwöre ich Ihnen, denn ich bin mit meiner Kraft am Ende, ich renne mir den Kopf an der Mauer ein, und Sie haben meinen Tod auf dem Gewissen!«

»Wie alt sind Sie? Ihre Stimme scheint diejenige eines jungen Mannes zu sein.«

»Ich weiß nicht, wie alt ich bin, denn ich habe, seit ich hier bin, die Zeit nicht berechnet. Ich weiß nur, daß ich neunzehn Jahre wurde, als ich am achtundzwanzigsten Februar 1815 verhaftet wurde.«

»Noch nicht ganz sechsundzwanzig«, murmelte die Stimme. »Nun, in dem Alter ist man kein Verräter.«

»O nein, nein, ich schwöre es Ihnen!« wiederholte Dantès. »Ich habe es Ihnen schon gesagt und sage es nochmals, ich lasse mich lieber in Stücke schneiden, als daß ich Sie verriete.«

»Sie haben gut daran getan, daß Sie zu mir sprachen und mich baten«, sagte der Unbekannte; »denn ich wollte einen anderen Plan machen und mich von Ihnen entfernen. Aber Ihr Alter beruhigt mich, ich werde wiederkommen, erwarten Sie mich.«

»Wann?«

»Ich muß erst überlegen; ich werde Ihnen ein Zeichen geben.«

»Aber lassen Sie mich nicht im Stich! Sie lassen mich nicht allein, Sie kommen zu mir oder gestatten, daß ich zu Ihnen komme? Wir fliehen zusammen, und wenn wir nicht fliehen können, sprechen wir, Sie von denen, die Sie lieben, und ich von denen, die ich liebe. Sie müssen doch jemand lieben?«

»Ich bin allein auf der Welt.«

»Dann werden Sie mich lieben; wenn Sie jung sind, so werde ich Ihr Kamerad sein, wenn Sie alt sind, Ihr Sohn. Ich habe einen Vater, der siebzig Jahre alt sein muß, wenn er noch lebt; ich habe nur ihn und ein junges Mädchen namens Mercedes geliebt. Mein Vater hat mich nicht vergessen, dessen bin ich sicher; aber sie, Gott weiß, ob sie noch an mich denkt. Ich werde Sie lieben, wie ich meinen Vater liebte.«

»Schön«, sagte der Gefangene, »auf morgen.«

Diese wenigen Worte waren in einem Tone gesprochen, der Dantès überzeugte. Er erhob sich, beseitigte mit derselben Vorsicht wie früher den Schutt von der Mauer und rückte sein Bett wieder an die Mauer.

Dantès gab sich ganz seinem Glück hin. Von nun ab würde er nicht mehr allein sein, vielleicht sogar frei werden.

Den ganzen Tag ging er freudevollen Herzens in seinem Ker-

ker auf und ab. Oft klopfte ihm das Herz so heftig, daß er sich auf das Bett setzen und die Hand auf die Brust drücken mußte. Einige Male überkam ihn die Furcht, daß man ihn von diesem Manne, den er nicht kannte und doch schon wie einen Freund liebte, trennen könnte. Dann war er entschlossen, falls der Kerkermeister sein Bett abrücken und sich nach der Öffnung bücken sollte, ihm den Kopf mit dem Steine, auf welchem sein Krug stand, zu zerschmettern.

Er wußte wohl, daß er dann zum Tode verurteilt werden würde; aber er hatte ja vor Langeweile und Verzweiflung sterben wollen in dem Augenblick, da das merkwürdige Geräusch ihn dem Leben wiedergegeben hatte.

Am Abend kam der Wärter; Dantès lag auf seinem Bett, er glaubte so am besten die unvollendete Öffnung bewachen zu können. Jedenfalls sah er den Wärter seltsam an, denn dieser sagte:

»Na, wollen Sie wieder verrückt werden?«

Dantès antwortete nicht, da er fürchtete, daß seine erregte Stimme ihn verraten könnte.

Der Wärter verließ ihn kopfschüttelnd.

Die Nacht kam. Dantès hatte geglaubt, daß sein Nachbar die Stille und Dunkelheit benützen würde, um die Unterhaltung mit ihm fortzusetzen, aber er täuschte sich; die Nacht verging in fieberhafter Erwartung, ohne daß sich ein Geräusch vernehmen ließ. Doch am folgenden Morgen, als er nach dem Besuch des Kerkermeisters eben sein Bett abgerückt hatte, hörte er in gleichmäßigen Pausen drei Schläge. Er stürzte auf die Knie.

»Sind Sie es?« fragte er. »Ich bin hier.«

»Ist Ihr Wärter fort?« fragte die Stimme.

»Ja«, antwortete Dantès; »er kommt erst am Abend wieder, wir haben zwölf Stunden für uns.«

»Ich kann also handeln?« fragte die Stimme.

»Ja, ja, ohne Zögern, sofort, ich beschwöre Sie darum!«

Sofort schien die Erde, auf welche Dantès, der halb in der Öffnung steckte, seine Hände gestützt hatte, unter ihm zu weichen; er warf sich zurück, während eine Masse losgelöster Erde

und Steine in ein Loch stürzte, das sich unterhalb des von ihm gemachten öffnete. Dann sah er im Grunde dieses Loches, dessen Tiefe er nicht absehen konnte, erst einen Kopf, Schultern und endlich einen ganzen Menschen erscheinen, der mit ziemlicher Gewandtheit der Ausschachtung entstieg.

Ein italienischer Gelehrter

Dantès nahm den neuen, so lange und ungeduldig erwarteten Freund in seine Arme und zog ihn nach dem Fenster, um ihm bei dem schwachen Licht, das in den Kerker drang, genau zu betrachten.

Es war ein Mann von kleiner Gestalt, mit grauen Augen, die unter dichten grauen Brauen hervorschauten, und noch schwarzem, bis auf die Brust herabhängendem Bart. Er machte den Eindruck eines Mannes, der mehr daran gewöhnt war, seine geistigen als seine körperlichen Kräfte anzustrengen. Die Stirn des Mannes war mit Schweiß bedeckt.

Seine Kleidung hing ihm in Fetzen um den Körper.

Er sah wie ein Mann von fünfundsechzig Jahren aus, aber eine gewisse Kraft in den Bewegungen zeigte, daß er noch nicht so alt sei, wie ihn die lange Gefangenschaft erscheinen ließ.

Er erwiderte die Freude des jungen Mannes mit Herzlichkeit, obgleich es eine große Enttäuschung für ihn gewesen war, dort, wo er die Freiheit zu finden geglaubt hatte, auf einen anderen Kerker zu stoßen.

»Sehen wir zuerst«, sagte er, »ob es möglich ist, vor den Augen Ihrer Wärter die Spuren meines Weges verschwinden zu lassen. Unsere ganze Zukunft hängt davon ab, daß sie nichts merken.«

Dann beugte er sich zu der Öffnung herab, hob den schweren Stein mit Leichtigkeit und setzte ihn in das Loch.

»Dieser Stein ist sehr nachlässig gelöst worden«, sagte er, den Kopf schüttelnd. »Haben Sie denn keine Werkzeuge?«

»Und Sie?« fragte Dantès erstaunt, »haben Sie welche?«

»Ich habe mir einige gemacht. Mit Ausnahme einer Feile habe ich alles, was ich brauche, Meißel, Zange, Hebeeisen.«

»Oh, ich wäre neugierig, diese Erzeugnisse Ihrer Geduld und Ihres Fleißes zu sehen«, sagte Dantès.

»Sehen Sie, da ist zuerst ein Meißel.«

Und er zeigte ihm eine scharfe Klinge mit einem Buchenholzgriff.

»Woraus haben Sie denn die Klinge gemacht?« fragte Dantès.

»Aus einem der Stäbe meines Bettes. Mit diesem Werkzeuge habe ich mir den ganzen Weg bis hierher gehöhlt, ungefähr fünfzig Fuß.«

»Fünfzig Fuß!« rief Dantès mit einer Art Schrecken.

»Sprechen Sie leiser, junger Mann; es kommt oft vor, daß man die Gefangenen belauscht.«

»Man weiß, daß ich allein bin.«

»Einerlei.«

»Und Sie sagen, daß Sie einen Gang von fünfzig Fuß ausgegraben haben, um bis hierher zu gelangen?«

»Ja, so groß ist ungefähr die Entfernung von meiner Zelle bis zu der Ihrigen; nur habe ich meine Kurve in Ermangelung geometrischer Instrumente falsch berechnet; ich glaubte, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, bis zur äußeren Mauer gelangen, dieselbe durchhöhlen und ins Meer springen zu können. Ich habe mich längs des Korridors, auf welchen Ihre Zelle geht, hinausgearbeitet, statt unten durchzugehen; meine ganze Arbeit ist vergeblich gewesen, denn dieser Korridor geht auf einen wohlbewachten Hof.«

»Allerdings«, antwortete Dantès; »aber der Korridor zieht sich nur an einer der vier Seiten meiner Zelle hin.«

»Gewiß, aber an dieser Seite bildet der Felsen die Mauer, und um den zu durchhöhlen, würden zehn mit allen erforderlichen Werkzeugen ausgerüstete Arbeiter zehn Jahre brauchen. Diese andere Mauer muß sich an die Fundamente der Wohnung des Gouverneurs anlehnen; wir würden in die jedenfalls verschlossenen Keller fallen und ergriffen werden; die andere Seite geht – warten Sie, wohinaus geht die andere Seite?«

Die fragliche Seite war diejenige, in der sich die Schießscharte befand, welche das Licht einfallen ließ. Diese Öffnung verengte sich nach außen hin so, daß ein Kind nicht hätte durchkommen können, und war dazu mit drei Reihen von Eisenstangen versehen.

Der Fremde zog den Tisch unter das Fenster. »Steigen Sie hinauf«, sagte er zu Dantès.

Dantès stieg auf den Tisch, stützte, die Absichten seines Gefährten erratend, den Rücken gegen die Mauer und hielt ihm beide Hände hin.

Der Mann, der sich die Nummer seiner Zelle gegeben hatte und dessen wahren Namen Dantès noch nicht kannte, stieg dann mit katzenartiger Gewandtheit, die man ihm bei seinem Alter nicht zugetraut hätte, auf den Tisch, von da auf Dantès' Hände und von den Händen auf dessen Schultern; so in gebeugter Haltung, denn das Gewölbe hinderte ihn daran, sich aufzurichten, steckte er den Kopf zwischen der ersten Stangenreihe hindurch und konnte nun nach unten sehen.

Einen Augenblick darauf zog er den Kopf schnell zurück.

»Oh, oh«, sagte er, »ich hatte es geahnt.«

Und er glitt an Dantès hinunter auf den Tisch und sprang vom Tisch auf die Erde.

»Was hatten Sie denn geahnt?« fragte der junge Mann neugierig, indem er gleichfalls hinuntersprang.

Der alte Gefangene überlegte.

»Ja«, sagte er, »so ist's; die vierte Seite Ihrer Zelle geht auf eine Außengalerie, eine Art Rundgang, wo die Patrouillen gehen und Schildwachen aufgestellt sind.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Ich habe den Tschako des Soldaten und die Spitze seines Bajonetts gesehen und mich so schnell zurückgezogen, um nicht von ihm bemerkt zu werden.«

»Nun denn?« fragte Dantès.

»Sie sehen wohl, daß es unmöglich ist, durch Ihre Zelle zu fliehen.«

»Und was dann?« fragte der junge Mann weiter.

»Dann«, antwortete der alte Gefangene, »geschehe Gottes Wille.«

Dantès betrachtete diesen Mann, der mit solcher Gelassenheit auf eine seit langem genährte Hoffnung verzichtete, mit einem Gemisch von Staunen und Bewunderung.

»Wollen Sie mir jetzt sagen, wer Sie sind?« fragte Dantès.

»Mein Gott, ja, wenn es Sie jetzt, wo ich Ihnen zu nichts mehr nützen kann, noch interessiert.«

»Sie können mich trösten und aufrechterhalten, denn Sie erscheinen mir stark unter den Starken.«

Der Greis lächelte traurig.

»Ich bin der Abbé Faria«, sagte er, »seit 1811, wie Sie wissen, Gefangener im Château d'If; aber ich war vorher drei Jahre auf der Festung Fenestrelle gefangen. Im Jahre 1811 wurde ich von Piemont nach Frankreich gebracht.«

»Aber warum hat man Sie eingesperrt?«

»Weil ich im Jahre 1807 den Plan träumte, den Napoleon 1811 hatte verwirklichen wollen; weil ich statt dieser Duodezländchen, die Italien zu einem Neste kleiner tyrannischer und schwacher Königreiche machten, ein großes und starkes einiges Reich wollte; weil ich meinen Cesare Borgia in einem gekrönten Tropf zu finden wähnte, der tat, als ob er mich verstände, um mich desto besser zu verraten. Es war der Plan Alexanders VI. und Clemens' VII.; er wird immer scheitern, da sie ihn vergeblich unternommen haben und Napoleon ihn nicht auszuführen vermocht hat; auf Italien lastet ein Fluch.«

Und der Greis ließ den Kopf sinken.

Dantès begriff nicht, wie jemand sein Leben für solche Dinge in die Schanze schlagen konnte.

»Sind Sie nicht«, fragte er, indem er anfing, die Ansicht des Kerkermeisters und die allgemeine Ansicht im Schlosse zu teilen, »der Priester, den man für … krank hält?«

»Den man für verrückt hält, wollen Sie sagen, nicht wahr?«

»Ich wagte es nicht«, sagte Dantès lächelnd.

»Ja, ja«, fuhr Faria mit bitterem Lachen fort; »ja, ich bin derjenige, der für verrückt gilt, über den sich seit langem die Besu-

cher dieses Gefängnisses lustig machen, der zur Belustigung kleiner Kinder dienen würde, wenn es an diesem Orte hoffnungsloser Verzweiflung solche gäbe.«

Dantès blieb einen Augenblick unbeweglich und stumm.

»Also verzichten Sie auf die Flucht?« fragte er

»Ich sehe, daß es unmöglich ist; es hieße sich gegen Gott auflehnen, wenn man versuchen wollte, daß geschehe, was Gott nicht will.«

»Warum den Mut verlieren? Es hieße ja auch von der Vorsehung zu viel verlangen, wenn man wollte, daß es gleich auf den ersten Schlag gelänge. Können Sie nicht das, was Sie bis jetzt getan haben, in einer anderen Richtung wieder anfangen?«

»Aber wissen Sie denn, was ich getan habe, daß Sie von Wiederanfangen sprechen? Wissen Sie, daß ich vier Jahre gebraucht habe, um mir die Werkzeuge, die ich besitze, zu machen? Wissen Sie, daß ich seit zwei Jahren eine Erde von der Härte des Granits scharre und aushöhle? Wissen Sie, daß ich Steine habe ausheben müssen, die ich früher nicht geglaubt hätte, bewegen zu können, daß ganze Tage bei dieser Titanenarbeit hingegangen sind und ich manchmal des Abends glücklich war, wenn ich nur einen Quadratzoll dieses alten, steinhart gewordenen Zements abgelöst hatte? Wissen Sie, daß ich zur Unterbringung all der Erde und Steine das Gewölbe einer Treppe habe durchbrechen müssen, in deren Höhlung ich alle die Trümmer nach und nach geschafft habe, so daß der Raum heute voll ist und ich nicht mehr wüßte, wohin ich noch mit einer Handvoll Staub sollte? Wissen Sie endlich, daß ich ans Ziel meiner Arbeit zu gelangen glaubte, daß ich mich gerade kräftig genug fühlte, um sie zu vollenden, und daß Gott nun nicht nur dieses Ziel hinausschiebt, sondern ich weiß nicht wohin verlegt? Ach, ich sage Ihnen, ich tue von nun an nichts mehr, um meine Freiheit wiederzuerlangen, da es Gottes Wille ist, daß sie auf ewig verloren sei.«

Edmond ließ den Kopf sinken, um den alten Mann nicht merken zu lassen, daß er sich über seinen Mißerfolg nicht mit ihm grämen konnte. Die Freude, einen Gefährten gefunden zu haben, war stärker als sein Mitgefühl.

Der Abbé Faria ließ sich auf Edmonds Bett sinken, während Edmond stehenblieb.

Der junge Mann hatte nie an Flucht gedacht. Es gibt Dinge, die so unmöglich erscheinen, daß man nicht einmal auf den Gedanken kommt, sie zu versuchen. Fünfzig Fuß sich unter der Erde fortzugraben, auf diese Arbeit drei Jahre zu verwenden, um, wenn sie gelang, an einer senkrecht zum Meere abfallenden Felswand herauszukommen! Sich fünfzig, sechzig, hundert Fuß vielleicht hinabzustürzen, um sich den Kopf an einem Felsen zu zerschmettern, wenn man nicht schon vorher von der Kugel einer Schildwache getötet worden war! Und wenn man allen diesen Gefahren entronnen war, eine Meile schwimmend zurückzulegen. Das war zu viel, um nicht den Mut zu verlieren. Aber jetzt, da der junge Mann sah, wie ein Greis mit verzweifelter Entschlossenheit vor nichts zurückschreckte, um die Freiheit zu gewinnen, begann er nachzudenken und seine Kräfte zu wägen.

»Ich habe gefunden, was Sie suchten«, sagte er nach einem Augenblick zu dem Greise.

Faria wurde aufmerksam.

»Sie?« fragte er, indem er mit einer Miene aufsah, die merken ließ, daß, wenn Dantès die Wahrheit spräche, seine Mutlosigkeit nicht von langer Dauer sein würde. »Sie? Lassen Sie hören, was haben Sie gefunden?«

»Der Korridor, den Sie durchbrochen haben, läuft in derselben Richtung wie die Außengalerie, nicht wahr?«

»Ja.«

»Er kann nur etwa fünfzehn Schritt davon entfernt sein?«

»Höchstens.«

»Nun wohl, ungefähr in der Mitte des Korridors brechen wir einen Gang im rechten Winkel. Diesmal nehmen Sie Ihre Maße besser. Wir kommen auf die Außengalerie hinaus, töten die Schildwache und entweichen. Zum Gelingen dieses Planes bedarf es nur Mutes, den haben Sie, nur Kraft, an der fehlt es mir nicht. Von Geduld spreche ich nicht, Sie haben darin Ihre Probe abgelegt, und ich werde die meinige ablegen.«

»Einen Augenblick«, antwortete der Abbé. »Sie haben nicht

gewußt, welcher Art mein Mut ist und welchen Gebrauch ich von meiner Kraft zu machen gedenke. Aber hören Sie mich wohl, junger Mann: ich glaubte Gott zu dienen, indem ich eins seiner Geschöpfe befreite, welches, da es unschuldig ist, nicht hatte verdammt werden können.«

»Nun«, fragte Dantès, »ist nicht alles noch gerade so wie vorher, und fühlen Sie sich etwa schuldig, seit Sie mich getroffen haben?«

»Nein, aber ich will es nicht werden. Ich habe eine Mauer und eine Treppe durchbrechen können, aber ich werde keine Brust durchbohren und kein Leben zerstören.«

Dantès machte eine leichte Bewegung der Überraschung.

»Wie«, fragte er, »Sie würden sich durch ein solches Bedenken zurückhalten lassen, wenn es um Ihre Freiheit geht?«

»Aber Sie selbst«, entgegnete Faria, »warum haben Sie nicht eines Abends Ihren Kerkermeister mit dem Bein Ihres Tisches erschlagen, seine Kleider angezogen und zu fliehen versucht?«

»Weil ich nicht auf den Gedanken gekommen bin«, antwortete Dantès.

»Weil Sie einen solchen instinktmäßigen Abscheu vor einem derartigen Verbrechen haben, daß Sie nicht einmal daran dachten!« sagte der Alte.

Dantès war verwirrt.

»Und dann«, fuhr Faria fort, »habe ich seit bald zwölf Jahren, die ich im Kerker bin, alle berühmten Entweichungen an meinem Geiste vorbeiziehen lassen; die von Erfolg gekrönten sind die sorgfältig erwogenen und langsam ausgeführten. Freilich gibt es auch solche, wo der Zufall die Hand bot; das sind die besten. Warten wir eine Gelegenheit ab, und wenn sie sich darbietet, benutzen wir sie.«

»Sie haben abwarten können«, sagte Dantès seufzend; »die lange Arbeit gab Ihnen Beschäftigung, und wenn Sie nicht Ihre Arbeit hatten, um sich zu zerstreuen, so hatten Sie Ihre Hoffnungen, um sich zu trösten.«

»Dann beschäftigte ich mich auch nicht nur damit«, bemerkte der Abbé.

»Was taten Sie denn?«

»Ich schrieb oder studierte.«

»Man gibt Ihnen also Papier, Federn und Tinte?«

»Nein«, antwortete der Abbé, »aber ich mache mir das.«

»Sie machen sich Papier, Federn und Tinte?« rief Dantès.

»Jawohl; wenn Sie zu mir kommen«, sagte er, »werde ich Ihnen ein ganzes Werk zeigen, das Resultat von Gedanken und Untersuchungen meines ganzen Lebens, von dem ich nicht ahnte, daß meine Kerkermeister mir die Muße lassen würden, es in diesen vier Wänden zur Ausführung zu bringen. Es ist eine Abhandlung über die Möglichkeit einer Gesamtmonarchie in Italien. Es wird einen großen Quartband abgeben.«

»Und worauf haben Sie das geschrieben?«

»Auf zwei Hemden; ich habe eine Präparierung erfunden, die die Leinwand fest und glatt wie Pergament macht.«

»Sie sind also Chemiker?«

»Ein wenig. Ich habe Lavoisier gekannt und habe mit Cabanis in Verbindung gestanden.«

»Aber für ein solches Werk haben Sie doch geschichtliche Studien machen müssen. Hatte man Ihnen denn Bücher gegeben?«

»Zu Rom hatte ich ungefähr fünftausend Bände in meiner Bibliothek. Durch Lesen und Wiederlesen habe ich entdeckt, daß man mit hundertfünfzig richtig ausgewählten Werken, wenn auch nicht das Ganze des menschlichen Wissens, so doch wenigstens alles hat, was einem Mann zu wissen nützlich ist. Drei Jahre meines Lebens habe ich dazu verwendet, diese hundertfünfzig Bände zu lesen und wieder zu lesen, so daß ich sie fast auswendig weiß. So könnte ich Ihnen die Werke von Thukydides, Xenophon, Plutarch, Livius, Tacitus, Dante, Montaigne, Shakespeare, Spinoza, Macchiavelli und Bossuet hersagen. Ich führe Ihnen nur die wichtigsten an.«

»Sie können also mehrere Sprachen?«

»Ich spreche fünf lebende Sprachen, deutsch, französisch, italienisch, englisch und spanisch; mit Hilfe des Altgriechischen

verstehe ich das Neugriechische, nur spreche ich es schlecht; aber ich studiere es gegenwärtig.«

»Sie studieren es?«

»Ja, ich habe mir von den Wörtern, die ich kenne, ein Vokabular gemacht, sie geordnet und kombiniert, so daß sie genügen können, um meine Gedanken auszudrücken. Ich weiß ungefähr tausend Wörter; das ist alles, was ich im Notfalle brauche, obgleich es in den Wörterbüchern, glaube ich, hunderttausend gibt. Zwar kann ich mit diesem Wortschatz keine langen Reden halten, aber ich kann mich verständlich machen, und das genügt mir.«

Mehr und mehr staunend, begann Edmond die Fähigkeiten dieses seltsamen Mannes fast übernatürlich zu finden. Er fragte weiter:

»Wenn man Ihnen aber keine Federn gegeben hat, womit haben Sie denn diese umfangreiche Abhandlung schreiben können?«

»Ich habe mir aus den Kopfknorpeln der Weißfische, die man uns zuweilen an den Fasttagen gibt, ganz vortreffliche gemacht. Ich sehe auch immer mit großem Vergnügen den Mittwochen, Freitagen und Sonnabenden entgegen, denn diese geben mir Hoffnung, meinen Federvorrat zu vermehren, und meine historischen Arbeiten sind, das gestehe ich, meine angenehmste Beschäftigung. Wenn ich in die Vergangenheit zurückgehe, vergesse ich die Gegenwart.«

»Aber Tinte?« fragte Dantès. »Womit haben Sie sich Tinte gemacht?«

»In meiner Zelle hat sich früher ein Kamin befunden, den man jedenfalls einige Zeit vor meiner Ankunft vermauert hat, aber in welchem jahrelang Feuer gebrannt hat, denn das ganze Innere ist mit Ruß bedeckt. Ich löse diesen Ruß in einem Teil von dem Weine auf, den ich alle Sonntage bekomme, und erhalte so eine vorzügliche Tinte. Bei besonderen Noten und Stellen, die in die Augen fallen sollen, steche ich mich in den Finger und schreibe mit meinem Blute.«

»Und wann kann ich das alles sehen?« fragte Dantès.

»Wann Sie wollen«, antwortete Faria.

»Oh, sofort!« rief der junge Mann.

»Dann folgen Sie mir.«

Und der Abbé stieg in den unterirdischen Gang zurück, wo er verschwand. Dantès folgte ihm.

Die Zelle des Abbés

Nachdem Dantès in gebückter Haltung, aber doch mit ziemlicher Leichtigkeit den unterirdischen Gang durchschritten hatte, erreichte er das andere Ende des Korridors, der nach der Zelle des Abbés führte. Hier verengte sich der Gang und bot kaum genügend Raum, daß ein Mensch durchzukriechen vermochte. Die Zelle des Abbés war gepflastert; der Abbé hatte seine Arbeit damit begonnen, daß er in der dunkelsten Ecke eine der Steinplatten ausgehoben hatte.

Als er aufrecht in der Zelle stand, sah sich der junge Mann aufmerksam um. Auf den ersten Blick bot sie nichts Besonderes.

»Gut«, sagte der Abbé, »es ist erst ein Viertel nach zwölf, und wir haben noch einige Stunden vor uns.«

Dantès blickte um sich, um zu entdecken, an welcher Uhr der Abbé so genau die Zeit hatte ablesen können.

»Sehen Sie diesen Lichtstrahl, der durch das Fenster fällt«, sagte der Abbé, »und sehen Sie die Linien, die ich da an der Mauer gezogen habe. Dank diesen Linien, die mit der doppelten Bewegung der Erde und der Ellipse, welche dieselbe um die Sonne beschreibt, in Übereinstimmung gebracht sind, weiß ich die Stunde genauer, als wenn ich eine Uhr hätte. Denn eine Uhr geht oft falsch, während Sonne und Erde nie aus ihrer Bahn kommen.«

Dantès begriff von dieser Erklärung nichts.

»Ich möchte gern Ihre Werkzeuge sehen«, sagte er zu dem Abbé.

Der Abbé ging nach dem Kamin und hob mit dem Meißel

den Stein auf, der früher den Herd gebildet hatte und eine ziemlich tiefe Höhlung verbarg; in dieser Höhlung befanden sich alle Gegenstände, von denen er Dantès erzählt hatte.

»Was wollen Sie zuerst sehen?« fragte er ihn.

»Zeigen Sie mir Ihr großes Werk über Italien.«

Faria zog aus seinem kostbaren Schranke drei oder vier Rollen Leinwand; es waren Streifen von etwa vier Zoll Breite und achtzehn Zoll Länge. Diese Streifen waren in einer Sprache beschrieben, die Dantès lesen konnte, denn das Werk war in italienischer Sprache abgefaßt, die Dantès als Provenzale vollkommen verstand.

»Sehen Sie«, sagte der Abbé, »das ist alles; vor etwa acht Tagen habe ich das Wort ›Ende‹ unter den achtundsechzigsten Streifen geschrieben. Zwei meiner Hemden und alles, was ich an Taschentüchern hatte, sind draufgegangen; wenn ich jemals wieder frei werde und sich in Italien ein Drucker findet, der mein Werk zu drucken wagt, ist mein Ruf gemacht.«

Dann zeigte er dem jungen Mann seine Schreibfeder, die aus einem gespaltenen und zugespitzten Stück Fischknorpel bestand. Zum Schreiben band er sie mit einem Faden um ein dünnes Stäbchen.

Dantès besah die Feder und suchte mit den Augen das Werkzeug, womit sie so vorzüglich hatte geschnitten werden können.

»Ah, ja«, sagte Faria, »das Federmesser, nicht wahr? Das ist mein Meisterstück; ich habe es, ebenso wie dieses Messer hier, aus einem alten eisernen Leuchter gemacht.«

Das Federmesser schnitt wie ein Rasiermesser. Das andere Messer hatte den Vorteil, daß es zugleich als Messer und Dolch benutzt werden konnte.

Dantès prüfte die verschiedenen Gegenstände mit größter Aufmerksamkeit.

»Jetzt wundere ich mich über eins«, sagte er, »daß die Tage Ihnen für diese ganze Arbeit genügt haben.«

»Ich hatte die Nächte«, antwortete Faria.

»Können Sie denn wie die Katzen im Dunkeln sehen?«

»Nein; aber Gott hat dem Menschen Intelligenz gegeben, um

der Unzulänglichkeit seiner Sinne zu Hilfe zu kommen; ich habe mir Licht verschafft.«

»Wie denn?«

»Von dem Fleische, das man bringt, trenne ich das Fett, schmelze es und bereite daraus eine Art festen Öles. Sehen Sie, da ist meine Kerze.«

Und der Abbé zeigte Dantès eine Art Lämpchen, wie sie zu Illuminationen dienen.

»Aber woher nehmen Sie Feuer?«

»Hier sind zwei Kiesel und angebrannte Leinwand.«

»Aber Streichhölzchen?«

»Ich habe eine Hautkrankheit vorgeschützt und Schwefel verlangt, den man mir gewährt hat.«

Dantès legte die Gegenstände, die er in der Hand hielt, auf den Tisch und ließ, überwältigt von der Ausdauer und Kraft dieses Geistes, den Kopf sinken.

»Das ist noch nicht alles«, fuhr Faria fort; »denn man muß nicht alle seine Schätze in ein einziges Versteck bringen; schließen wir dieses wieder.«

Sie legten die Platte wieder an ihren Platz; der Abbé streute etwas Staub darauf, fuhr mit dem Fuße darüber, ging nach seinem Bett und rückte es ab.

Hinter dem Kopfende, durch einen Stein verdeckt, der es fast vollständig verschloß, befand sich ein Loch und in diesem Loche eine Strickleiter von fünfundzwanzig bis dreißig Fuß Länge.

Dantès prüfte sie; ihre Festigkeit war über jeden Zweifel erhaben.

»Wer hat Ihnen die zu dieser wunderbaren Arbeit erforderliche Schnur geliefert?«

»Zuerst einige Hemden, die ich hatte, dann meine Bettücher, die ich während meiner dreijährigen Gefangenschaft zu Fenestrelle ausfaserte. Als man mich auf das Château d'If brachte, ist es mir gelungen, den ausgefaserten Stoff mitzunehmen; hier habe ich die Arbeit fortgesetzt.«

»Bemerkte man denn aber nicht, daß Ihre Bettücher keinen Saum mehr hatten?«

»Ich habe sie wieder gesäumt.«

»Womit?«

»Mit dieser Nadel.«

Und der Abbé öffnete einen Fetzen seiner Kleidung und zeigte Dantès eine lange, spitze, noch eingefädelte Gräte, die er bei sich trug.

»Ja«, fuhr Faria fort, »ich hatte zuerst daran gedacht, diese Gitterstangen loszulösen und durch das Fenster zu entweichen, das, wie Sie sehen, etwas größer als das Ihrige ist und das ich im Augenblicke meiner Flucht noch erweitert hätte; aber ich bemerkte, daß dieses Fenster auf einen inneren Hof ging, und gab den Plan als zu gewagt auf. Indessen habe ich die Strickleiter für einen unvorhergesehenen Umstand bewahrt.«

Indem Dantès die Strickleiter zu prüfen schien, dachte er an etwas anderes. Es war ihm der Gedanke gekommen, daß dieser so intelligente und erfindungsreiche Mann vielleicht in der Dunkelheit seines Unglücks, in welcher er selbst nie etwas hatte zu unterscheiden vermocht, klar sehen könnte.

»Woran denken Sie?« fragte lächelnd der Abbé.

»Zuerst denke ich an die gewaltige Intelligenz, die Sie haben aufwenden müssen, um alles das fertigzubringen. Was hätten Sie denn getan, wenn Sie frei wären?«

»Nichts vielleicht; diese Überfülle meines Hirns hätte ich auf Nichtigkeiten verschwendet. Erst das Unglück bringt alles, was in einem Menschen steckt, ans Tageslicht. Die Gefangenschaft hat meine Fähigkeiten alle auf einen Punkt vereinigt; sie sind in einem engen Raum gegeneinandergestoßen, und Sie wissen ja: aus dem Anprall der Wolken resultiert die Elektrizität, aus der Elektrizität der Blitz, aus dem Blitz das Licht.«

»Nein, ich weiß nichts«, sagte Dantès, über seine Unwissenheit niedergeschlagen; »ein Teil der Worte, die Sie aussprechen, sind für mich leer und ohne Sinn; Sie sind sehr glücklich, daß Sie so gelehrt sind!«

Der Abbé lächelte.

»Sie dachten an noch etwas, sagten Sie nicht so?«

»Ja.«

»Und Sie haben mir nur den ersten Teil mitgeteilt. Welches ist der zweite?«

»Daß Sie mir Ihr Leben erzählt haben und das meinige nicht kennen.«

»Ihr Leben, junger Mann, ist zu kurz, um Ereignisse von irgendwelcher Bedeutung zu umschließen.«

»Es umschließt ein ungeheures Unglück«, sagte Dantès, »ein Unglück, das ich nicht verdient habe; und ich möchte, um Gott nicht mehr zu schmähen, wie ich es zuweilen getan habe, mich dafür an die Menschen halten können.«

»Dann behaupten Sie also, daß Sie an dem, was Ihnen zur Last gelegt wird, unschuldig sind?«

»Vollständig unschuldig, das schwöre ich bei den Häuptern der beiden einzigen Menschen, die mir teuer sind, meines Vaters und Mercedes'.«

»Erzählen Sie mir doch Ihr Unglück«, sagte der Abbé, indem er sein Gelaß wieder verschloß und das Bett wieder an seine Stelle rückte.

Dantès erzählte nun, was ihm widerfahren war. Seit seiner Ankunft auf dem Château d'If wußte er nichts mehr, nicht einmal, wie lange er in Gefangenschaft saß.

Als der Bericht zu Ende war, sann der Abbé nach.

»Wem konnte Ihr Verschwinden von Nutzen sein?«

»Mein Gott, niemandem; ich war so wenig.«

»Das hat nichts zu sagen, Sie konnten immerhin jemandem im Wege sein. Sie sollten zum Kapitän des ›Pharao‹ ernannt werden?«

»Jawohl.«

»Sie waren im Begriff, ein schönes junges Mädchen zu heiraten?«

»Jawohl.«

»Hatte jemand Interesse daran, daß Sie nicht Kapitän des ›Pharao‹ würden?«

»Nein; ich war sehr beliebt an Bord. Hätten die Matrosen den Kapitän wählen können, so bin ich sicher, daß sie mich gewählt hätten. Ein einziger Mensch hatte einigen Grund, mir übelzuwollen; ich hatte einen Streit mit ihm gehabt und ihm ein Duell vorgeschlagen, das er aber verweigert hat.«

»So! Und wie hieß der Betreffende?«

»Danglars.«

»Was war er an Bord?«

»Rechnungsführer.«

»Hätten Sie ihn auf seinem Posten behalten, wenn Sie Kapitän geworden wären?«

»Wenn es von mir abgehangen hätte, nein, denn ich hatte Unregelmäßigkeiten in seinen Rechnungen zu bemerken geglaubt.«

»Gut. Hat nun jemand Ihrer letzten Unterhaltung mit dem Kapitän Leclère beigewohnt?«

»Nein, wir waren allein.«

»Hat jemand Ihre Unterhaltung hören können?«

»Ja, denn die Tür war offen, und sogar … warten Sie … ja, Danglars ging gerade in dem Augenblick vorüber, als der Kapitän mir das Paket für den Marschall übergab.«

»Gut«, sagte der Abbé, »wir sind auf der Spur. Haben Sie auf der Insel Elba jemand mit an Land genommen?«

»Niemand.«

»Man übergab Ihnen einen Brief?«

»Ja, der Großmarschall.«

»Was haben Sie mit dem Brief gemacht?«

»Ich habe ihn in meine Brieftasche gesteckt.«

»Sie hatten also eine Brieftasche bei sich? Wie ging eine Brieftasche, die so groß war, daß man einen amtlichen Brief hineinstecken konnte, in die Tasche eines Seemanns?«

»Sie haben recht, meine Brieftasche war an Bord.«

»Sie haben den Brief also erst an Bord in die Brieftasche gesteckt?«

»Jawohl.«

»Was haben Sie auf dem Wege von Porto Ferrajo bis zum Schiff mit diesem Brief gemacht?«

»Ich hatte ihn in der Hand.«

»Als Sie den ›Pharao‹ bestiegen, konnte also jeder sehen, daß Sie einen Brief hatten?«

»Jawohl.«

»Danglars wie die übrigen?«

»Danglars ebenso wie die übrigen.«

»Jetzt merken Sie auf; rufen Sie alle Ihre Erinnerungen zurück. Erinnern Sie sich, in welchen Ausdrücken die Anzeige, der Sie zum Opfer fielen, abgefaßt war?«

Dantès sammelte sich einen Augenblick, dann wiederholte er die Anzeige wörtlich. Der Abbé zuckte die Schultern.

»Es ist klar wie der Tag«, sagte er. »Sie müssen ein sehr naives und gutes Herz haben, daß Sie die Sache nicht sofort errieten.«

»Sie glauben?« rief Dantès. »Oh, das wäre niederträchtig.«

»Welches war die gewöhnliche Handschrift Danglars'?«

»Eine schöne Kursivschrift.«

»Und die Handschrift des anonymen Briefes?«

»Eine verkehrt gerichtete.«

Der Abbé lächelte.

»Verstellt, nicht wahr?«

»Sehr flott, um verstellt gewesen zu sein.«

»Warten Sie«, sagte der Abbé.

Er nahm seine Feder, tauchte sie in die Tinte und schrieb mit der linken Hand auf ein präpariertes Stück Leinwand die ersten Zeilen der Anzeige.

Dantès fuhr zurück und sah den Abbé fast entsetzt an.

»Oh, es ist erstaunlich«, rief er, »wie jene Handschrift dieser ähnelte!«

»Weil der Brief mit der linken Hand geschrieben war. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß alle mit der linken Hand ausgeführten Schriften sich ähnlich sind. Nun zu der zweiten Frage: Hatte jemand ein Interesse daran, daß Sie Mercedes nicht heirateten?«

»Ja, ein junger Mann, der sie liebte.«

»Sein Name?«

»Ferdinand.«

»Wer war das?«

»Ein Katalonier.«

»Glauben Sie, daß dieser fähig gewesen wäre, den Brief zu schreiben?«

»Nein, der hätte mir einen Messerstich gegeben, weiter nichts.«

»Ja, das liegt in der spanischen Natur: ein Mord, ja, eine Gemeinheit, nein.«

»Zudem«, fuhr Dantès fort, »wußte er alle in der Anzeige angegebenen Einzelheiten nicht.«

»Sie hatten sie niemandem mitgeteilt?«

»Keinem Menschen.«

»Auch nicht Ihrer Geliebten?«

»Auch nicht meiner Braut.«

»Es war Danglars.«

»Oh, jetzt bin ich dessen gewiß.«

»Warten Sie … Kannte Danglars den Ferdinand?«

»Nein … doch … ich erinnere mich.«

»Wessen?«

»Zwei Tage vor meiner Hochzeit habe ich sie zusammen in der Laube des Vaters Pamphile sitzen sehen. Danglars war guter Laune, Ferdinand blaß und unruhig.«

»Waren sie allein?«

»Nein, es war ein dritter bei ihnen, ein Bekannter von mir, der sie jedenfalls miteinander bekannt gemacht hatte, ein Schneider namens Caderousse; aber dieser war schon betrunken. Warten Sie … warten Sie … Wie habe ich daran nicht gedacht? Auf dem Tisch, an dem sie tranken, war ein Tintenfaß, Papier und Federn. Oh, die Schändlichen! Die Schändlichen!«

»Wollen Sie noch etwas wissen?« fragte der Abbé.

»Ja, ja, da Sie alles ergründen. Ich will wissen, warum ich nur einmal verhört worden bin, warum keine Gerichtsverhandlung stattgefunden hat und ich ohne Urteil verdammt worden bin.«

»Oh, das ist etwas schwieriger«, sagte der Abbé. »Die Justiz hat finstere und geheimnisvolle Wege, denen nicht so leicht nachzugehen ist. Das Bisherige war Kinderspiel; hier müssen Sie mir genauere Angaben machen.«

»Fragen Sie mich, denn Sie sehen wahrhaftig klarer in meinem Leben als ich selbst.«

»Wer hat Sie verhört? Der Erste Staatsanwalt, der Zweite Staatsanwalt oder der Untersuchungsrichter?«

»Der Zweite Staatsanwalt.«

»Jung oder alt?«

»Jung, siebenundzwanzig oder achtundzwanzig Jahre.«

»Gut; noch nicht korrumpiert, aber schon ehrgeizig«, sagte der Abbé. »Wie war sein Benehmen gegen Sie?«

»Eher milde als streng.«

»Haben Sie ihm alles erzählt?«

»Jawohl.«

»Und hat sich sein Benehmen im Laufe des Verhörs geändert?«

»Einen Augenblick war es verändert, als er den Brief gelesen hatte, den ich überbringen sollte; er erschien wie niedergeschlagen von meinem Unglück.«

»Von Ihrem Unglück?«

»Ja.«

»Und Sie sind sicher, daß ihm Ihr Unglück Sorgen machte?«

»Er hat mir wenigstens einen großen Beweis seiner Teilnahme gegeben.«

»Was für einen?«

»Er hat das einzige Stück, welches mich bloßstellen konnte, verbrannt.«

»Welches? Die Anzeige?«

»Nein, den Brief.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Es ist vor meinen Augen geschehen.«

»Das ist etwas anderes; dieser Mann könnte ein größerer Verbrecher sein, als Sie glauben.«

»Sie machen mich zittern, auf Ehre!« sagte Dantès. »Ist denn die Welt voller Tiger und Krokodile?«

»Ja; nur sind die zweibeinigen Tiger und Krokodile gefährlicher als die andern. Er hat den Brief verbrannt, sagen Sie?«

»Ja, indem er zu mir sagte: ›Sie sehen, es existiert nur dieser Beweis gegen Sie, und ich vernichte ihn.‹«

»Dieses Benehmen ist zu erhaben, um natürlich zu sein.«

»Glauben Sie?«

»Ich bin dessen sicher. An wen war der Brief adressiert?«

»An Herrn Noirtier, Rue Coq-Héron Nr. 13 in Paris.«

»Können Sie sich denken, daß der Staatsanwalt irgendein Interesse daran hatte, daß der Brief verschwände?«

»Vielleicht; denn er hat mich zwei- oder dreimal in meinem Interesse, wie er sagte, versprechen lassen, mit niemandem von dem Brief zu sprechen, und ich mußte ihm schwören, daß ich niemals den Namen des Mannes nennen würde, an den der Brief gerichtet war.«

»Noirtier …?« wiederholte der Abbé. »Noirtier? Ich habe am Hofe der früheren Königin von Etrurien einen Noirtier gekannt, der in der Revolution Girondist gewesen war. Wie hieß denn Ihr Staatsanwalt?«

»Von Villefort.«

Der Abbé brach in ein Gelächter aus.

Dantès sah ihn verblüfft an.

»Was haben Sie?« fragte er

»Wissen Sie, wer dieser Noirtier war, armer Blinder, der Sie sind? Dieser Noirtier war sein Vater!«

Wäre ein Blitzstrahl vor Dantès in die Erde gefahren und hätte einen Abgrund zu seinen Füßen aufgerissen, so hätte das nicht so vernichtend auf ihn gewirkt wie diese Worte des Abbés. Er sprang auf und faßte sich mit beiden Händen an den Kopf, als ob er zerspringen wollte.

»Sein Vater! Sein Vater!« rief er.

»Ja, sein Vater, der sich Noirtier von Villefort nennt«, sagte der Abbé.

Wie ein Blitz schoß es Dantès durch den Kopf; alles, was ihm bis jetzt dunkel gewesen war, war plötzlich aufgeklärt. Das Benehmen Villeforts während des Verhörs, der vernichtete Brief, der geforderte Schwur, die fast bittende Stimme des Beamten, der anstatt zu drohen, zu flehen schien – alles fiel ihm wieder ein. Er stieß einen Schrei aus, taumelte einen Augenblick wie ein Trunkener und stürzte durch die Öffnung in den Gang, der nach seiner Zelle führte, indem er rief:

»Oh, ich muß allein sein, um meine Gedanken zu sammeln!«

Als Dantès in seiner Zelle ankam, sank er auf sein Bett, wo der Schließer ihn am Abend starr und unbeweglich wie eine Bildsäule sitzend fand.

In diesen Stunden des Nachdenkens hatte er einen schrecklichen Entschluß gefaßt und einen furchtbaren Schwur getan. Eine Stimme entriß ihn diesem Brüten; es war die des Abbés Faria, dem gerade sein Wärter das Essen gebracht hatte und der nun Dantès einlud, zu ihm zum Essen zu kommen. Sein Ruf als Verrückter und besonders als unterhaltender Verrückter hatte dem alten Gefangenen einige Vorteile eingebracht, wie daß er etwas besseres Brot und sonntags ein Fläschchen Wein bekam. Nun war es gerade Sonntag, und der Abbé lud seinen jungen Genossen ein, sein Brot und seinen Wein mit ihm zu teilen.

Dantès folgte der Einladung. Er hatte seine gewohnte Fassung wiedergewonnen, aber in seinem Gesicht war etwas Starres und Festes, das von einem gefaßten Entschluß sprach. Der Abbé betrachtete ihn.

»Es tut mir leid, Sie in Ihren Nachforschungen unterstützt und Ihnen das gesagt zu haben, was ich gesagt habe«, äußerte er.

»Warum?« fragte Dantès.

»Weil ich Ihnen ein Gefühl eingeflößt habe, welches bislang Ihr Herz nicht kannte: die Rache.«

Dantès lächelte.

»Sprechen wir von etwas anderem«, sagte er.

Der Abbé sah ihn noch einen Augenblick lang an und schüttelte traurig den Kopf, dann sprach er, wie Dantès ihn gebeten hatte, von etwas anderem.

Dantès lauschte jedem seiner Worte mit Bewunderung.

»Sie sollten mich etwas von dem, was Sie wissen, lehren«, sagte er, »sei es auch nur, um sich nicht in meiner Gesellschaft zu langweilen. Es scheint mir jetzt, daß Sie die Einsamkeit einem ungebildeten und beschränkten Gefährten, wie ich es bin, vorziehen müssen. Willigen Sie in meine Bitte, so verspreche ich Ihnen, nicht mehr von Flucht zu reden.«

Der Abbé lächelte.

»Ach, mein Kind«, sagte er, »das menschliche Wissen ist sehr beschränkt, und wenn ich Sie Mathematik, Physik, Geschichte und die paar lebenden Sprachen, die ich spreche, gelehrt haben werde, so werden Sie wissen, was ich weiß; und um Ihnen dieses ganze Wissen mitzuteilen, werde ich kaum zwei Jahre brauchen.«

»Zwei Jahre!« sagte Dantès. »Sie glauben, daß ich alle diese Dinge in zwei Jahren lernen könnte?«

»In ihrer Anwendung, nein, in ihren Prinzipien, ja.«

Noch an demselben Abend entwarfen die beiden Gefangenen einen Lehrplan, mit dessen Ausführung sie am andern Tag begannen. Dantès hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis und eine außerordentlich leichte Auffassung. In der Mathematik machte er rasche Fortschritte, Italienisch und etwas Griechisch, das er auf seinen Reisen nach dem Orient kennengelernt hatte, kannte er schon, und nach einem halben Jahre begann er spanisch, englisch und deutsch zu sprechen.

Wie er dem Abbé Faria gesagt hatte, sprach er nicht mehr von Flucht; die Tage verflossen für ihn schnell, da ihm jeder neue Belehrung brachte, und nach Ablauf eines Jahres war er ein anderer Mensch.

Unterdessen bemerkte Dantès, daß der Abbé Faria alle Tage trübsinniger wurde, trotz der Zerstreuung, welche seine Gegenwart ihm brachte. Er schien beständig von einem Gedanken gequält zu sein; er versank in tiefes Brüten, seufzte unwillkürlich, stand manchmal plötzlich auf und ging mit gekreuzten Armen im Zimmer umher.

Eines Tages blieb er plötzlich stehen und rief:

»Ah, wenn keine Schildwache dastände!«

»Es wird keine da sein, wenn Sie wollen«, sagte Dantès, der sogleich verstand, was der Abbé meinte.

»Oh, ich habe Ihnen gesagt, daß mir ein Mord zuwider ist«, fuhr der Abbé fort.

»Dieser Mord würde indessen nur aus dem Instinkt unserer Selbsterhaltung und zu unserer persönlichen Verteidigung geschehen.«

»Einerlei, ich könnte es nicht.«

»Sie denken indessen daran?«

»Unaufhörlich, unaufhörlich«, murmelte der Abbé.

»Und Sie haben ein Mittel gefunden, nicht wahr?« fragte Dantès lebhaft.

»Ja, wenn man eine blinde und taube Schildwache auf die Galerie stellen könnte.«

»Sie wird blind und taub sein«, antwortete der junge Mann in einem Tone, der den Abbé erschreckte.

»Nein, nein«, rief er, »unmöglich!«

Dantès wollte bei dem Thema bleiben, aber der Abbé schüttelte den Kopf und weigerte sich, weiter zu antworten.

Drei Monate verflossen.

»Sind Sie stark?« fragte der Abbé eines Tages.

Dantès nahm, ohne zu antworten, den Meißel, bog ihn wie ein Hufeisen und richtete ihn wieder gerade.

»Wollen Sie mir versprechen, die Schildwache nur im äußersten Notfalle zu töten?«

»Ja, auf Ehre!«

»Dann können wir unsern Plan ausführen«, sagte der Abbé.

»Und wie lange werden wir dazu brauchen?«

»Ein Jahr wenigstens.«

»Wir könnten aber an die Arbeit gehen?«

»Sofort.«

»Oh, sehen Sie, wir haben ein Jahr verloren!« rief Dantès.

»Glauben Sie, daß wir es verloren haben?« fragte der Abbé.

»Oh, verzeihen Sie mir«, sagte Edmond errötend.

»Lassen Sie«, entgegnete der Abbé; »der Mensch ist immer nur Mensch, und Sie sind noch einer der besten, die ich kennengelernt habe. Hier ist mein Plan.«

Der Abbé zeigte Dantès nun eine von ihm angefertigte Zeichnung; es war der Plan seiner Zelle, derjenigen Dantès', und des beide verbindenden Korridors. Von dessen Mitte aus sollte ein unterirdischer Gang hergestellt werden, durch den die beiden Gefangenen nach der Galerie gelangen konnten, wo die Schildwache ging. Einmal bis dahin gelangt, sollte eine große Aus-

höhlung gemacht und eine der Steinplatten, welche den Bodenbelag der Galerie bildeten, losgelöst werden. Die Platte würde im gegebenen Augenblick unter dem Gewicht des Soldaten versinken, der in der Ausschachtung verschwände. Dantès sollte sich in dem Moment, da der Posten, von seinem Sturze betäubt, keinen Widerstand leisten könnte, auf ihn werfen, ihn binden und knebeln, worauf sie dann beide durch das Fenster der Galerie mit Hilfe der Strickleiter an der Außenmauer hinabklettern und sich retten würden.

Dantès klatschte in die Hände, und seine Augen leuchteten vor Freude; dieser Plan war so einfach, daß er gelingen mußte.

Noch an demselben Tage machten sie sich mit Eifer ans Werk. Sie unterbrachen ihre Arbeit nur um die Zeit, wenn der Wärter kam und beide in ihre Zellen zurückkehren mußten. Sie hatten sich übrigens daran gewöhnt, an dem unmerklichen Geräusch von Schritten den Augenblick zu erkennen, da der Mann herabkam, und niemals wurde einer von ihnen unversehens überrascht. Die Erde, die sie ausschachteten und die den alten Gang schließlich verstopft hätte, wurde nach und nach mit größter Vorsicht durch das eine oder andere der beiden Fenster ihrer Zellen geworfen; sie wurde sorgfältig zu Pulver zerrieben, und der Nachtwind trug sie fort, ohne daß sie Spuren hinterließ.

Mehr als ein Jahr ging mit dieser Arbeit hin, zu der die beiden nur einen Meißel, ein Messer und einen hölzernen Hebel hatten; während dieses Jahres fuhr Faria mit dem Unterrichte Dantès' fort, indem er mit ihm bald in der einen, bald in der anderen Sprache redete und ihn die Geschichte der Völker und der großen Männer lehrte. Der Abbé, der in der besten Gesellschaft verkehrt hatte, hatte zudem in seinem Wesen eine Art melancholischer Vornehmheit, und Dantès lernte durch seinen Umgang das Benehmen und die Art, sich zu geben, wie man sie sonst nur durch Verkehr in den vornehmsten Kreisen erwirbt.

Nach fünf Vierteljahren war der Gang fertig und die Höhlung unter der Galerie ausgegraben; man hörte die Schildwache auf und ab gehen, und die beiden Gefangenen, welche für ihre Flucht eine dunkle, mondscheinlose Nacht abwarten mußten,

hatten nur die eine Besorgnis, daß der Boden unter dem Fuße des Soldaten zu frühzeitig einstürzen könnte. Dieser Gefahr wurde mit Hilfe eines kleinen Balkens vorgebeugt, den sie in den Fundamenten gefunden hatten und als Stütze benutzten.

Dantès war mit der Anbringung dieser Stütze beschäftigt, als er plötzlich den Abbé Faria hörte, der in der Zelle des jungen Mannes geblieben war und sich mit dem Schärfen eines zum Befestigen der Strickleiter bestimmten Bolzens beschäftigte. Der Abbé rief ihn in ängstlichem Tone. Dantès eilte in seine Zelle und sah den Abbé mitten darin stehen, bleich, mit schweißbedeckter Stirn und krampfhaft zusammengepreßten Händen.

»Mein Gott!« rief Dantès. »Was ist Ihnen denn?«

»Schnell, schnell«, sagte der Abbé, »hören Sie!«

Dantès betrachtete das bleifarbene Gesicht Farias, seine von blauen Rändern umgebenen Augen, die weißen Lippen und das gesträubte Haar und ließ vor Schrecken den Meißel aus der Hand fallen.

»Aber was ist denn los?« rief Edmond.

»Ich bin verloren!« sagte der Abbé. »Hören Sie mich an. Ein schreckliches, vielleicht tödliches Übel ergreift mich; der Anfall kommt, ich fühle es. Gegen dieses Übel gibt es nur ein Mittel. Eilen Sie schnell zu meiner Zelle, heben Sie den Fuß des Bettes auf; dieser Fuß ist hohl, und Sie werden darin ein kleines Kristallfläschchen finden, halb gefüllt mit einer roten Flüssigkeit; bringen Sie das, oder vielmehr nein, ich könnte hier überrascht werden. Helfen Sie mir, in meine Zelle zurückzukehren, solange ich noch einige Kräfte habe. Wer weiß, was sich in der Zeit, die der Anfall dauert, ereignen kann.«

Dantès stieg, ohne die Fassung zu verlieren, obgleich das Unglück, das ihn getroffen hatte, ungeheuer war, in den Gang, zog seinen unglücklichen Gefährten nach und brachte ihn mit unendlicher Mühe nach seiner Zelle, wo er ihn auf das Bett legte.

»Danke!« sagte der Abbé, an allen Gliedern zitternd, als ob er aus eiskaltem Wasser käme. »Das Übel kommt, ich werde in

Starrkrampf verfallen; vielleicht mache ich keine Bewegung und stoße keine Klage aus, vielleicht aber auch schäume ich, strecke mich und schreie. Sehen Sie zu, daß mein Schreien nicht gehört wird, denn sonst würde man mich vielleicht umquartieren, und wir wären für immer getrennt. Sehen Sie mich unbeweglich, kalt und sozusagen tot, dann, aber erst dann, verstehen Sie wohl, halten Sie mir mit dem Messer die Zähne auseinander und geben Sie mir acht bis zehn Tropfen von dieser Flüssigkeit in den Mund; vielleicht komme ich dann wieder zu mir …«

»Vielleicht?« rief Dantès, schmerzlich bewegt.

»Hilfe, Hilfe!« schrie der Abbé, »ich … ich …«

Der Anfall war so plötzlich und heftig, daß der unglückliche Gefangene nicht zu Ende sprechen konnte; mit weitgeöffneten Augen, verzerrtem Munde und purpurrotem Gesicht wälzte er sich umher, schäumte und brüllte; aber Dantès erstickte das Schreien unter der Decke. Dies dauerte zwei Stunden. Dann sackte der Abbé kraftlos in sich zusammen, wurde weißer als Marmor, streckte sich noch in einem letzten Kampf und blieb reglos liegen. Als er scheinbar ganz tot war, nahm Edmond das Messer, klemmte die Klinge zwischen die Zähne, brachte mit der größten Mühe die Kiefer auseinander und flößte ihm zehn Tropfen ein.

Eine Stunde verflog, ohne daß der Greis die geringste Bewegung machte. Dantès fürchtete, mit dem Eingeben zu lange gewartet zu haben, und betrachtete ihn, indem er sich mit den Händen das Haar zerraufte. Endlich erschien eine leichte Färbung auf den Wangen des Kranken, seine beständig offengebliebenen, ausdruckslosen Augen bekamen wieder Glanz, ein schwacher Seufzer entfuhr seinem Munde, und er machte eine Bewegung.

»Gerettet, gerettet!« rief Dantès.

Der Kranke konnte noch nicht sprechen, deutete aber mit sichtbarer Angst nach der Tür. Dantès horchte und hörte den Wärter; es war gleich sieben Uhr, und Dantès hatte keine Muße gehabt, sich um die Zeit zu kümmern.

Der junge Mann eilte nach der Öffnung, sprang hinein, setzte

die Platte über seinem Kopfe wieder ein und eilte nach seiner Zelle.

Einen Augenblick darauf öffnete sich auch seine Tür, und der Wärter fand den Gefangenen wie gewöhnlich auf seinem Bett sitzend.

Kaum hatten sich die Schritte des Mannes im Korridor verloren, so begab sich Dantès, von Unruhe getrieben, ohne ans Essen zu denken, wieder in den unterirdischen Gang, hob mit dem Kopfe die Steinplatte in die Höhe und befand sich wieder in der Zelle des Abbés.

Dieser war wieder zu Bewußtsein gekommen, lag aber noch immer ausgestreckt und kraftlos auf seinem Bett.

»Ich glaubte nicht, Sie wiederzusehen«, sagte er zu Dantès.

»Warum?« fragte der junge Mann, »glaubten Sie denn zu sterben?«

»Nein, aber alles ist für unsere Flucht bereit, und ich dachte, daß Sie fliehen würden.«

Die Röte des Unwillens färbte Dantès' Wangen.

»Ohne Sie?« rief er. »Haben Sie mich wirklich dessen für fähig gehalten?«

»Jetzt sehe ich, daß ich mich geirrt hatte«, antwortete der Kranke. »Ach, ich bin sehr schwach, sehr gebrochen!«

»Mut! Ihre Kräfte werden wiederkommen«, sagte Dantès, indem er sich neben das Bett Farias setzte und dessen Hand ergriff.

Der Abbé schüttelte den Kopf.

»Das letztemal«, sagte er, »dauerte der Anfall eine halbe Stunde, worauf ich Hunger hatte und allein aufstand; heute kann ich weder mein Bein noch meinen rechten Arm bewegen, und mein Kopf ist wirr. Das drittemal werde ich vollständig gelähmt werden oder auf der Stelle sterben.«

»Nein, nein, beruhigen Sie sich; Sie werden nicht sterben. Der dritte Anfall, wenn er kommt, wird Sie frei finden. Wir werden Sie wie diesmal retten und besser noch, denn wir werden alle notwendige Hilfe haben.«

»Mein Freund«, sagte der Greis, »täuschen Sie sich nicht; die

eben durchgemachte Krisis hat mich zu ewiger Gefangenschaft verdammt; um zu fliehen, muß man gehen können.«

»Nun, wir warten noch acht Tage, einen Monat, zwei Monate, wenn nötig; in der Zeit werden Ihre Kräfte wiederkommen. Alles ist für unsere Flucht bereit, und wir können die Stunde und den Augenblick nach Belieben wählen. An dem Tage, wo Sie sich kräftig genug fühlen, um zu schwimmen, bringen wir unsern Plan zur Ausführung.«

»Ich schwimme nicht mehr«, antwortete Faria; »dieser Arm ist für immer gelähmt. Heben Sie ihn selbst auf und sehen Sie, wie schwer er ist.«

Der junge Mann hob den Arm auf, der schwer zurückfiel. Er seufzte.

»Jetzt sind Sie überzeugt, nicht wahr, Edmond?« fragte Faria. »Glauben Sie mir, ich weiß, was ich sage; seit dem ersten Anfall von diesem Übel habe ich unaufhörlich darüber nachgedacht. Ich erwartete es, denn es ist ein Familienerbteil; mein Vater ist bei der dritten Krisis gestorben, mein Großvater auch. Der Arzt, welcher mir diese Medizin bereitet hat und der kein geringerer als der berühmte Cabanis war, hat mir das gleiche Schicksal vorhergesagt.«

»Der Arzt täuscht sich!« rief Dantès. »Und was Ihre Lähmung betrifft, so hindert sie mich nicht; ich nehme Sie auf die Schultern und halte Sie beim Schwimmen.«

»Kind«, sagte der Abbé, »Sie sind Seemann, Sie müssen also wissen, daß ein Mann mit einer solchen Last keine fünfzig Klafter im Meer machen würde. Reden Sie also nicht von Dingen, an die Sie im Grunde Ihres Herzens selbst nicht glauben, so gern Sie es möchten. Ich werde hierbleiben, bis für mich die Stunde der Befreiung schlägt, die jetzt nur meine Todesstunde sein kann. Sie aber, fliehen Sie! Sie sind jung, gewandt und stark; kümmern Sie sich nicht um mich; ich gebe Ihnen Ihr Wort zurück.«

»Gut denn«, sagte Dantès, »dann bleibe ich auch.«

Er stand auf, streckte die Hand feierlich nach dem Greise aus: »Bei dem Blute Christi schwöre ich, daß ich Sie vor Ihrem Tode nicht verlasse!«

Faria sah den jungen Mann an und las in seinen Zügen die Aufrichtigkeit seines Schwurs.

»Wohlan«, sagte der Kranke, »ich danke Ihnen und nehme an.«

Dann, ihm die Hand reichend, fuhr er fort:

»Sie werden vielleicht einmal für Ihren Edelmut belohnt werden; aber da ich nicht fort kann und Sie nicht fort wollen, so ist es wichtig, daß wir den Schacht unter der Galerie verstopfen; dem Soldaten könnte der hohle Klang beim Gehen auffallen, er könnte einen Aufseher darauf aufmerksam machen, und wir wären entdeckt und würden getrennt. Verrichten Sie diese Arbeit, bei der ich Ihnen leider nicht helfen kann; verwenden Sie, wenn es nötig ist, die ganze Nacht darauf und kommen Sie erst morgen früh nach dem Besuch des Wärters wieder; ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.«

Dantès nahm die Hand des Abbés, der ihm zulächelte, und verließ die Zelle.

Der Schatz

Als Dantès am folgenden Morgen in die Zelle seines Mitgefangenen zurückkehrte, saß Faria mit ruhigem Gesicht da.

In der linken Hand, die er allein noch gebrauchen konnte, hielt er ein Stück Papier, das vorher offenbar lange und stark zusammengerollt gewesen war, denn es wollte sich immer wieder von neuem zusammenrollen.

Ohne etwas zu sagen, zeigte er Dantès das Papier.

»Was ist das?« fragte dieser.

»Betrachten Sie es genau«, sagte der Abbé lächelnd.

»Ich betrachte es genau«, antwortete Dantès, »und sehe nichts als ein halbverbranntes Papier mit gotischen Schriftzeichen von einer sonderbaren Tinte.«

»Dieses Papier, mein Freund«, fuhr Faria fort, »ist, wie ich Ihnen, da ich Sie erprobt habe, jetzt rückhaltlos sagen kann, mein Schatz, dessen eine Hälfte von heute an Ihnen gehört.«

Kalter Schweiß trat auf Dantès' Stirn.

Bis jetzt hatte er es die ganze lange Zeit vermieden, mit Faria von diesem Schatze zu sprechen, dessentwegen man den armen Abbé für verrückt erklärte; bei seinem instinktmäßigen Zartgefühl hatte Edmond es vorgezogen, diese Saite nicht zu berühren, und Faria hatte seinerseits geschwiegen. Er hatte das Schweigen des Greises für einen Beweis seiner Rückkehr zur Vernunft gehalten, und jetzt schienen ihm die Worte des Abbés nach der furchtbaren Krise, die er durchgemacht hatte, einen Rückfall in geistige Umnachtung anzukündigen.

»Ihr Schatz?« stammelte Dantès.

Faria lächelte.

»Ja«, sagte er; »Sie sind in jeder Hinsicht ein edles Herz, Edmond, und ich erkenne an Ihrer Blässe und Ihrem Zittern, was in diesem Augenblick in Ihnen vorgeht. Dieser Schatz existiert, Dantès, und wenn es mir nicht beschieden gewesen ist, ihn zu besitzen, so werden Sie ihn besitzen. Niemand hat mir Gehör oder Glauben schenken wollen, weil man mich für irrsinnig hielt; aber Sie, der Sie wissen müssen, daß ich es nicht bin, hören Sie mich an und glauben Sie mir nachher, wenn Sie wollen.«

Ach, dachte Edmond bei sich, er hat einen Rückfall bekommen! Dieses Unglück fehlte mir noch!

»Mein Freund«, sagte er dann zu Faria, »Ihr Anfall hat Sie vielleicht ermüdet, wollen Sie sich nicht etwas Ruhe gönnen? Morgen werde ich, wenn Sie es wünschen, Ihre Geschichte anhören, aber heute will ich Sie pflegen. Ist es übrigens für uns«, fuhr er lächelnd fort, »mit einem Schatze so eilig?«

»Sehr eilig, Edmond«, erwiderte der Greis. »Wer weiß, ob nicht morgen, vielleicht übermorgen der dritte Anfall kommt! Bedenken Sie, daß dann alles aus wäre. Ja, es ist wahr, oft habe ich mit bitterem Vergnügen an diese Reichtümer gedacht, die das Glück von zehn Familien machen würden und für die Menschen, die mich verfolgten, verlorengingen; dieser Gedanke war mir eine Genugtuung in der Nacht meines Kerkers und der Verzweiflung meiner Gefangenschaft. Aber jetzt, da ich der Welt aus Liebe zu Ihnen verziehen habe, jetzt, da ich Sie jung und

voller Hoffnung für die Zukunft vor mir sehe, jetzt, da ich daran denke, welches Glück Ihnen durch die Offenbarung meines Geheimnisses zuteil werden kann, zittere ich vor jedem Zögern, zittere bei dem Gedanken an die Möglichkeit, einen so Würdigen, wie Sie sind, nicht in den Besitz so großer vergrabener Reichtümer setzen zu können.«

Edmond wandte seufzend den Kopf ab.

»Sie beharren in Ihrer Ungläubigkeit, Edmond?« fuhr Faria fort. »Hat meine Stimme Sie nicht überzeugt? Ich sehe, daß Sie der Beweise bedürfen. Nun denn, lesen Sie dieses Papier, das ich noch niemandem gezeigt habe.«

»Morgen, mein Freund«, sagte Edmond, dem es widerstrebte, auf die Verrücktheit des Alten einzugehen; »ich dächte, wir hätten abgemacht, daß wir erst morgen davon sprechen wollten.«

»Wir wollen erst morgen davon sprechen, aber lesen Sie heute dieses Papier.«

Ich darf ihn nicht durch Widerspruch reizen, dachte Edmond. Und er nahm das Papier, dessen eine Hälfte wahrscheinlich einmal durch einen unglücklichen Zufall verbrannt war, und las:

»…
wenn er, von dem kleinen Hafen an der Osts
tung ab gerechnet, den zwanzigsten Felsen
nungen sind in diese Grotten gearbeitet; der Sch
dem entferntesten Winkel der zweiten. Diesen S
ihm, als meinem einzigen Erben, zum ausschl
Am 25. April 1498. Ces«

»Nun?« fragte Faria, als der junge Mann das Papier durchgelesen hatte.

»Ich sehe nur verstümmelte Zeilen, Worte ohne Zusammenhang; der Text ist unterbrochen und unverständlich.«

»Für Sie, mein Freund, der Sie ihn zum ersten Male lesen, aber nicht für mich, der ich während zahlloser Nächte darüber gegrübelt, der ich jeden Satz wieder zurechtkonstruiert, jeden Gedanken ergänzt habe.«

»Und Sie glauben den Sinn herausgefunden zu haben?«

»Ich bin dessen sicher, Sie sollen selbst urteilen; aber zuerst hören Sie die Geschichte dieses Papiers.«

»Still!« rief Dantès. »Schritte … Man kommt … ich gehe … Auf Wiedersehen!«

Und glücklich, der Geschichte und der Erklärung, die nicht verfehlt hätten, ihm das Unglück seines Freundes zu bestätigen, zu entgehen, glitt Dantès wie eine Schlange durch die enge Öffnung, während Faria, dem der Schrecken für den Augenblick einen Teil seiner Kräfte wiedergegeben hatte, die Steinplatte mit dem Fuße vor die Öffnung stieß und mit einer Strohmatte bedeckte.

Es war der Gouverneur, welcher von dem Gefangenenwärter die Erkrankung Farias erfahren hatte und sich persönlich von seinem Zustand überzeugen wollte.

Faria empfing ihn sitzend und vermied jede Bewegung. So gelang es ihm, dem Gouverneur die Lähmung, welche schon die Hälfte seines Körpers dem Tode geweiht hatte, zu verbergen. Er befürchtete, daß der Gouverneur, von Mitleid ergriffen, ihn in eine gesundere Zelle schaffen lassen und so von seinem jungen Gefährten trennen würde. Zum Glück entfernte sich der Gouverneur mit der Überzeugung, daß sein armer Irrsinniger, für den er im Grunde des Herzens eine gewisse Teilnahme empfand, nur von einem leichten Unwohlsein befallen sei.

Unterdessen saß Edmond auf seinem Bett und bemühte sich, den Kopf in die Hände gestützt, seine Gedanken zu sammeln. Seit er Faria kannte, war dieser stets so vernünftig und klar gewesen, daß er nicht begreifen konnte, wie sein Verstand in einer einzigen Beziehung zerrüttet sein konnte. Täuschte sich Faria über seinen Schatz, oder täuschten sich alle über Faria?

Dantès wagte nicht, zu seinem Freunde zurückzukehren, und blieb den ganzen Tag in seiner Zelle; er wollte so den Augenblick hinausschieben, da ihm die Gewißheit würde, daß der Abbé irrsinnig sei.

Als Faria gegen Abend, nachdem der Gefangenenwärter zur gewöhnlichen Zeit dagewesen war, den jungen Mann nicht wiederkommen sah, versuchte er zu ihm zu gelangen. Edmond

fuhr zusammen, als er die Anstrengungen hörte, die der Greis machte, um sich vorwärts zu schleppen. Edmond mußte ihn zu sich hereinziehen, denn er hätte allein nicht durch die enge Öffnung hindurchkommen können.

»Ich bin darauf versessen, Sie zu verfolgen«, sagte der Abbé lächelnd. »Sie glaubten, meiner Freigebigkeit entschlüpfen zu können, das ist aber nicht der Fall. Hören Sie also!«

Edmond sah, daß er nicht ausweichen konnte; er ließ den Greis auf seinem Bett Platz nehmen und setzte sich neben ihn auf seinen Schemel.

»Sie wissen«, sagte der Abbé, »daß ich der Sekretär, der Vertraute, der Freund des Kardinals Spada war, des letzten der Fürsten dieses Namens. Ich verdanke diesem würdigen Herrn alles, was ich an Glück in diesem Leben gekostet habe. Er war nicht reich, obwohl der Reichtum seiner Familie sprichwörtlich war und ich oft sagen hörte: Reich wie ein Spada. Sein Palast war mein Paradies; ich unterrichtete seine Neffen, die dann starben, und als er auf der Welt allein stand, suchte ich ihm durch Treue und Anhänglichkeit für alles zu danken, was er seit zehn Jahren für mich getan hatte.

Das Haus des Kardinals hatte bald keine Geheimnisse mehr vor mir; ich hatte ihn oft alte Bücher nachschlagen und eifrig in staubigen Familienpapieren blättern sehen. Als ich ihm eines Tages seine Nachtwachen und die darauf folgende Abspannung vorwarf, sah er mich mit einem sonderbaren Lächeln an und zeigte mir eine Stelle in einem Buche, das eine Geschichte der Stadt Rom war. Da standen im zwanzigsten Kapitel über das Leben des Papstes Alexander VI. die folgenden Zeilen, die ich nie habe vergessen können:

›Die großen Kriege der Romagna waren beendigt. Cesare Borgia, der ihre Eroberung vollendet hatte, brauchte Geld, um ganz Italien zu kaufen. Der Papst brauchte gleichfalls Geld, um mit Ludwig XII., dem König von Frankreich, zu Ende zu kommen.

Seine Heiligkeit hatte eine Idee. Er beschloß, zwei Kardinäle zu ernennen.

Wenn er zwei vornehme Persönlichkeiten Roms, besonders zwei reiche, wählte, so brachte ihm das folgende finanziellen Vorteile: Erstens hatte er die hohen Ämter und Würden zu verkaufen, in deren Besitz diese beiden Kardinäle waren, und zweitens konnte er auf einen glänzenden Preis für die beiden Kardinalshüte rechnen.

Es ergab sich noch ein dritter Vorteil, der bald klar werden wird.

Der Papst und Cesare Borgia fanden zuerst die beiden künftigen Kardinäle; es waren: Johann Rospigliosi, der allein vier der höchsten Würden des Heiligen Stuhles innehatte, und Cesare Spada, einer der edelsten und reichsten Römer. Beide kannten den Wert einer solchen Gunst des Papstes; sie waren ehrgeizig. Nachdem diese gefunden waren, fand Cesare bald Abnehmer für ihre Ämter.

Daraus ergab sich, daß Rospigliosi und Spada dafür zahlten, daß sie Kardinäle wurden, und daß acht andere zahlten, um das zu werden, was die beiden neuen Kardinäle früher gewesen waren. Es flossen acht mal hunderttausend Taler in die Koffer des Papstes und Borgias.

Nun zum letzten Teil des Planes. Nachdem der Papst Rospigliosi und Spada mit Schmeicheleien überhäuft und ihnen die Insignien der Kardinalswürde verliehen hatte, nachdem er sicher war, daß sie ihr Vermögen flüssig gemacht hatten, um sich in Rom niederzulassen, luden er und Cesare Borgia die beiden Kardinäle zu Tisch ein.

Dies war Gegenstand einer Meinungsverschiedenheit zwischen dem Heiligen Vater und seinem Sohne. Cesare glaubte, daß man sich eines der Mittel bedienen könne, die er immer für seine intimen Freunde zur Verfügung hatte: zuerst des famosen Schlüssels, mit dem man gewisse Leute einen gewissen Schrank öffnen ließ. Dieser Schlüssel war mit einer kleinen eisernen Spitze versehen – eine Nachlässigkeit des Arbeiters; wenn man sich nun bemühte, das schwer aufgehende Schloß des Schranks zu öffnen, stach man sich mit dieser kleinen Spitze und starb am andern Morgen. Zweitens war da noch der Ring mit dem Löwenkopfe,

den Cesare an den Finger steckte, wenn er gewisse Händedrücke austeilte. Der Löwe biß in die Haut dieser begünstigten Hände, und der Biß führte nach vierundzwanzig Stunden den Tod herbei.

Cesare schlug also seinem Vater vor, entweder die Kardinäle den Schrank öffnen zu lassen oder jedem herzlich die Hand zu drücken. Aber Alexander antwortete ihm:

„Sparen wir nicht mit einer Mahlzeit, wenn es sich um diese vortrefflichen Kardinäle Spada und Rospigliosi handelt. Ich habe eine Vorahnung, daß wir das Geld wiedergewinnen werden. Zudem vergißt du, Cesare, daß eine Verdauungsstörung sofort zum Ausbruch kommt, während ein Stich oder Biß erst nach einem oder zwei Tagen wirkt."

Cesare beugte sich dieser Logik, und deshalb wurden die Kardinäle zu Tisch geladen.

Man richtete das Mahl in dem Weinberge des Papstes an, einem reizenden Aufenthalt, den die Kardinäle dem Rufe nach kannten.

Rospigliosi, ganz geblendet von seiner Würde, bereitete seinen Magen und seine beste Miene vor. Spada, ein kluger Mann, der seinen Neffen, einen jungen Hauptmann, über alles liebte, nahm Papier und Feder und machte sein Testament.

Er ließ dann diesem Neffen sagen, daß er ihn in der Umgebung des Weinberges erwarten möge; der Diener scheint ihn aber nicht gefunden zu haben.

Spada wußte, was es mit diesen Einladungen auf sich hatte. Seit das Christentum, dieser vorzügliche Bahnbrecher der Kultur, Rom mit seinen Fortschritten beglückt hatte, kam nicht mehr ein Centurio im Auftrag des Tyrannen, um einem zu sagen: „Cäsar will, daß du stirbst!", sondern ein Legat a latere, der lächelnden Mundes im Auftrag des Papstes einem sagte: „Seine Heiligkeit will, daß du bei ihm speist."

Spada begab sich gegen zwei Uhr nach dem Weinberge; der Papst erwartete ihn dort. Das erste Gesicht, auf das Spadas Augen fielen, war dasjenige seines Neffen, den Cesare Borgia mit Schmeicheleien überschüttete. Spada erbleichte, und Cesare warf ihm einen ironischen Blick zu.

Man setzte sich zu Tisch; Spada hatte seinen Neffen nur fragen können: „Hast du meine Mitteilung erhalten?“ Der Neffe verneinte und begriff vollständig den Sinn dieser Frage; es war zu spät, denn er hatte soeben ein Glas ausgezeichneten Weins getrunken, den der Kellermeister des Papstes für ihn beiseite gestellt hatte. Spada sah ihn in demselben Augenblick eine andere Flasche bringen, aus der man ihm freigebig anbot. Eine Stunde darauf erklärte ein Arzt sie alle beide durch giftige Morcheln vergiftet. Spada starb auf der Schwelle des Weinbergs, der Neffe gab den Geist an seiner Tür auf, indem er ein Zeichen machte, welches seine Frau nicht verstand.

Cesare und der Papst beeilten sich sofort, das Erbe an sich zu reißen, unter dem Vorwand, die Papiere der Verstorbenen zu prüfen. Aber das Erbe bestand in folgendem: einem Stück Papier, auf welches Spada geschrieben hatte:

„Ich vermache meinem geliebten Neffen meine Koffer und meine Bücher, darunter mein schönes Brevier mit goldenen Ecken, und wünsche, daß er dieses als Andenken an seinen liebenden Onkel aufbewahre.“

Die Erben suchten überall, bewunderten das Brevier, durchsuchten die Möbel und wunderten sich, daß Spada, der reiche Mann, tatsächlich der ärmste Onkel war; von Schätzen keine Spur, es seien denn die in der Bibliothek enthaltenen Schätze der Wissenschaft.

Das war alles. Cesare und sein Vater suchten, wühlten und spionierten; man fand nichts oder wenigstens sehr wenig: für vielleicht tausend Taler Goldschmiedearbeiten und für ebensoviel gemünztes Geld. Aber der Neffe hatte Zeit gehabt, beim Nachhausekommen zu seiner Frau zu sagen:

„Suche unter den Papieren meines Onkels, es ist ein wirkliches Testament da.“

Man suchte noch sorgfältiger als die erhabenen Erben; es war vergeblich. Es blieben zwei Paläste und ein Weinberg hinter dem Palatin. Aber zu jener Zeit hatten Grundstücke nur einen mäßigen Wert; die beiden Paläste und der Weinberg blieben der Familie als unwürdig der Habsucht des Papstes und seines Sohnes.

Monate, Jahre vergingen. Nach dem Tode des Papstes und dem Exil seines Sohnes erwartete man allgemein, daß die Familie die Lebensführung wie zur Zeit des Kardinals Spada fortsetzen werde; das geschah aber nicht. Die Spadas blieben in mittelmäßigen wirtschaftlichen Verhältnissen. Ein ewiges Geheimnis ruhte auf dieser dunklen Geschichte, und das Gerücht meinte, daß Cesare, ein besserer Politiker als sein Vater, dem Papste das Vermögen der beiden Kardinäle weggenommen habe; ich sage der beiden, weil der Besitz des Kardinals Rospigliosi, der keine Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, vollständig geplündert wurde …‹

Bis so weit«, unterbrach sich Faria lächelnd, »erscheint Ihnen dieses nicht zu unsinnig, nicht wahr?«

»Oh, mein Freund«, antwortete Dantès, »es ist mir vielmehr, als ob ich eine hochinteressante Chronik läse. Bitte fahren Sie fort.«

»Ich fahre fort:

Die Familie fand sich damit ab, größtenteils in Armut zu leben. Die Jahre verflossen; unter den Nachkommen waren die einen Soldaten, die anderen Diplomaten; diese Diener der Kirche, jene Bankiers; einige wurden wieder reich, die andern ruinierten sich gänzlich. Ich komme zu dem letzten der Familie, demjenigen, dessen Sekretär ich war, zu dem Grafen von Spada.

Ich hatte ihn sehr oft über das Mißverhältnis seines Vermögens zu seinem Range klagen hören; ich gab ihm deshalb den Rat, das wenige, was ihm blieb, in einer Leibrente anzulegen. Er befolgte den Rat und verdoppelte so sein Einkommen.

Das erwähnte Brevier war in der Familie geblieben und gehörte zur Zeit dem Grafen von Spada; man hatte es vom Vater auf den Sohn bewahrt, denn die sonderbare Klausel des einzigen aufgefundenen Testaments hatte es zu einer wahren Reliquie gemacht, die mit abergläubischer Verehrung in der Familie hochgehalten wurde. Es war ein mit den schönsten gotischen Buchstaben ausgemaltes Buch und so schwer von Gold, daß es bei großen Festlichkeiten von einem Diener dem Kardinal vorangetragen worden war.

Der Anblick der Papiere aller Art, Urkunden, Kontrakte,

Pergamente, die man in den Archiven der Familie aufbewahrte und die alle von dem vergifteten Kardinal herstammten, reizte auch mich dazu, wie vielleicht zwanzig Intendanten und Sekretäre vor mir, die gewaltigen Aktenstöße durchzustöbern; trotz meines eifrigen Suchens fand ich nichts. Indessen hatte ich mich mit der Familie Borgia beschäftigt, sogar eine eingehende Geschichte derselben geschrieben, in der einzigen Absicht, mich zu versichern, ob beim Tode meines Kardinals Spada das Vermögen der Borgias einen Zuwachs bekommen habe, aber ich hatte nur gefunden, daß das Vermögen des Kardinals Rospigliosi auf die Borgias übergegangen war.

Ich war also ziemlich sicher, daß das Erbe weder den Borgias noch der Familie zugute gekommen war, sondern herrenlos geblieben war. Ich berechnete immer und immer wieder die Einkünfte und Ausgaben der Familie seit dreihundert Jahren; alles war unnütz, ich wurde nicht klüger und der Graf von Spada nicht reicher.

Der Graf starb. Von seiner Leibrente hatte er seine Familienpapiere, seine aus fünftausend Bänden bestehende Bibliothek und sein berühmtes Brevier ausgenommen. Er vermachte mir alles mit etwa tausend römischen Talern in barem Gelde, unter der Bedingung, daß ich jährlich Messen lesen ließe und einen Stammbaum sowie eine Geschichte seines Hauses schriebe, was ich auch sehr gewissenhaft tat.

Im Jahre 1807, einen Monat vor meiner Verhaftung und vierzehn Tage nach dem Tode des Grafen von Spada, am fünfundzwanzigsten Dezember, las ich zum tausendsten Male diese Papiere wieder durch und brachte sie in Ordnung, denn da das Palais von jetzt ab einem Fremden gehörte, wollte ich Rom verlassen und nach Florenz ziehen. Ermüdet von dieser Arbeit und infolge einer etwas schweren Mahlzeit nicht ganz wohl, ließ ich meinen Kopf auf die Hände sinken und schlief ein.

Ich erwachte, als die Uhr sechs schlug. Es war vollkommen dunkel. Ich klingelte, damit Licht gebracht würde; niemand kam. Ich nahm mit der einen Hand eine bereitstehende Kerze und suchte, da in der Schachtel keine Streichhölzer mehr waren,

mit der anderen nach einem Stück Papier, welches ich an einem letzten Flammenreste im Kamin anzünden wollte. Ich fürchtete indessen, in der Dunkelheit irgendein wertvolles Papier zu nehmen, und zögerte; da fiel mir ein, daß ich in dem Familienbrevier, das neben mir auf dem Tische lag, ein altes, oben ganz vergilbtes Papier gesehen hatte, das jahrhundertelang an seiner Stelle geblieben war. Ich tastete nach diesem wertlosen Papier, fand es, drehte es zusammen, hielt es an die erlöschende Flamme und zündete es an.

Aber wie durch Zauber sah ich in dem Maße, wie die Flamme aufstieg, gelbe Schriftzüge auf dem weißen Papier erscheinen; erschreckt löschte ich die Flamme, zündete die Kerze direkt am Kamin an, öffnete mit unbeschreiblicher Erregung das zerknitterte Papier und erkannte, daß das Papier mit einer sympathetischen Tinte beschrieben war, so daß die Schrift nur bei starker Erwärmung des Papiers zum Vorschein kam. Etwas über ein Drittel des Papiers war durch die Flamme zerstört worden; es ist das Papier, welches Sie heute morgen gelesen haben. Lesen Sie es nochmals, Dantès, und dann werde ich Ihnen die unterbrochenen Sätze und den unvollständigen Sinn ergänzen.«

Und Faria reichte Dantès das Papier, der diesmal voll Interesse folgende mit einer fuchsigen, rostähnlichen Tinte geschriebene Worte las:

»Am gegenwärtigen Tage, dem 25. April 1498,
Seiner Heiligkeit Alexander VI. zu Tisch geladen
daß er, nicht zufrieden damit, daß er mi
hut hat bezahlen lassen, mich auch beerben u
der an Gift gestorbenen Kardinäle Caprar
bereiten will, erkläre ich meinem Neffen Guido Sp
versalerben, daß ich an einem Orte, den er kennt,
mit mir besucht hat, das heißt in den Grotte
Monte Christo, alles vergraben habe, was ich an B
Gelde, Edelsteinen, Diamanten und Kleinodi
allein die Existenz dieses Schatzes kenne, d
zwei Millionen römische Taler belaufen kann

wenn er, von dem kleinen Hafen an der Osts
tung ab gerechnet, den zwanzigsten Felsen
nungen sind in diese Grotten gearbeitet; der Sch
dem entferntesten Winkel der zweiten. Diesen S
ihm, als meinem einzigen Erben, zum ausschl
Am 25. April 1498. Ces«

»Jetzt«, sagte der Abbé, »lesen Sie dieses andere Papier.«

Und er reichte Dantès ein anderes Blatt mit anderen Zeilenfragmenten.

Dantès nahm es und las:

»da ich von
bin und fürchte,
ch den Kardinals-
nd mir das Schicksal
a und Bentivoglio
ada, meinem Uni-
weil er denselben
n der kleinen Insel
arren, gemünztem
en besaß, daß ich
er sich auf ungefähr
und den er finden wird,
eite in gerader Rich-
aufhebt. Zwei Öff-
atz befindet sich in
chatz vermache ich
ießlichen Eigentum.
are † Spada.«

Faria verwandte kein Auge von ihm.

»Und jetzt«, sagte er, als er gesehen hatte, daß Dantès bei der letzten Zeile angekommen war, »halten Sie beide Bruchstücke zusammen und urteilen Sie selbst.«

Dantès gehorchte; die beiden zusammengehaltenen Bruchstücke gaben folgendes Ganze:

»Am gegenwärtigen Tage, dem 25. April 1498, da ich von Seiner Heiligkeit Alexander VI. zu Tisch geladen bin und fürchte, daß er, nicht zufrieden damit, daß er mich den Kardinalshut hat bezahlen lassen, mich auch beerben und mir das Schicksal der an Gift gestorbenen Kardinäle Caprara und Bentivoglio bereiten will, erkläre ich meinem Neffen Guido Spada, meinem Universalerben, daß ich an einem Orte, den er kennt, weil er denselben mit mir besucht hat, das heißt in den Grotten der kleinen Insel Monte Christo, alles vergraben habe, was ich an Barren, gemünztem Gelde, Edelsteinen, Diamanten und Kleinodien besaß, daß ich allein die Existenz dieses Schatzes kenne, der sich auf ungefähr zwei Millionen römische Taler belaufen kann und den er finden wird, wenn er, von dem kleinen Hafen an der Ostseite in gerader Richtung ab gerechnet, den zwanzigsten Felsen aufhebt. Zwei Öffnungen sind in diese Grotten gearbeitet; der Schatz befindet sich in dem entferntesten Winkel der zweiten. Diesen Schatz vermache ich ihm, als meinem einzigen Erben, zum ausschließlichen Eigentum.

Am 25. April 1498. Cesare † Spada.«

»Nun, verstehen Sie endlich?« fragte Faria.

»Dies war die Erklärung des Kardinals Spada und das so lange gesuchte Testament?« entgegnete Edmond noch immer ungläubig.

»Ja, und tausendmal ja!«

»Wer hat es so ergänzt?«

»Ich, der ich mit Hilfe des übriggebliebenen Fragments den Rest erraten habe, indem ich die Länge der Zeilen nach der des Papiers maß.«

»Und was haben Sie getan, als Sie diese Entdeckung gemacht hatten?«

»Ich bin sofort abgereist und habe den Anfang meiner großen Arbeit über die Einheit Italiens mitgenommen; aber die kaiserliche Polizei, die, im Gegensatz zu dem, was Napoleon später, als ihm ein Sohn geboren wurde, gewollt hat, die Teilung der Provinzen wollte, hatte mich im Auge; meine schnelle Abreise, deren Ursache zu erraten sie weit entfernt war, erweckte ihren

Argwohn, und in dem Augenblick, wo ich mich zu Piombino einschiffte, wurde ich verhaftet.«

»Jetzt«, fuhr Faria fort, indem er Dantès mit väterlichem Ausdruck ansah, »jetzt, mein Freund, wissen Sie ebensoviel wie ich; wenn wir je zusammen entfliehen, so gehört Ihnen die Hälfte meines Schatzes; wenn ich hier sterbe und Sie allein entfliehen sollten, gehört er Ihnen ganz.«

»Aber«, fragte Dantès zögernd, »gibt es niemand, der mehr Recht auf den Schatz hat als wir?«

»Nein, nein, beruhigen Sie sich, die Familie ist ausgestorben; der letzte Graf Spada hat mich zudem zu seinem Erben gemacht; indem er mir das symbolische Brevier vermachte, vermachte er mir, was es enthielt. Sie können ruhig sein: wenn wir die Hand auf dieses Vermögen legen, können wir es ohne Gewissensbisse genießen.«

»Und Sie sagen, der Schatz enthielte …«

»Zwei Millionen römische Taler, ungefähr dreizehn Millionen in unserem Gelde.«

»Unmöglich!« rief Dantès, durch diese ungeheure Zahl erschreckt.

»Unmöglich! Und weshalb?« entgegnete der Greis. »Die Familie Spada war eine der ältesten und mächtigsten des fünfzehnten Jahrhunderts. Zudem sind in jenen Zeiten diese Anhäufungen von Gold und Juwelen nicht selten; es gibt noch heute römische Familien, welche mit einer Million in Diamanten und Geschmeide, die ihnen als Majorat zugefallen sind und die sie nicht anrühren können, vor Hunger sterben.«

Edmond glaubte zu träumen; er schwankte zwischen Ungläubigkeit und Freude.

»Ich habe«, fuhr Faria fort, »das Geheimnis nur darum so lange vor Ihnen gehütet, um Sie erst zu erproben und dann zu überraschen. Wären wir vor meinem Schlaganfall entwichen, so hätte ich Sie nach Monte Christo geführt; jetzt«, setzte er seufzend hinzu, »werden Sie mich dorthin führen. Nun, Dantès, Sie danken mir nicht?«

»Dieser Schatz gehört Ihnen, mein Freund«, erwiderte

Dantès, »Ihnen allein, und ich habe kein Recht darauf, ich bin nicht Ihr Verwandter.«

»Sie sind mein Sohn, Dantès!« rief der Greis. »Sie sind das Kind meiner Gefangenschaft. Mein Stand verurteilt mich zur Ehelosigkeit: Gott hat Sie mir geschickt, um den Mann zu trösten, der nicht Vater sein konnte, und den Gefangenen, der nicht frei sein konnte.«

Und Faria streckte den Arm, den er noch gebrauchen konnte, nach dem jungen Manne aus, der ihm weinend um den Hals fiel.

Der dritte Anfall

Jetzt, da der Schatz, mit dem sich der Abbé so lange in Gedanken beschäftigt hatte, das künftige Glück dessen, den er wie einen Sohn liebte, sichern konnte, hatte er in seinen Augen noch größeren Wert erhalten. Jeden Tag erging er sich über die Höhe dieses Schatzes und setzte Dantès auseinander, wieviel Gutes man in unserer Zeit mit dreizehn oder vierzehn Millionen seinen Freunden tun könne; dann verfinsterte sich Dantès' Gesicht, denn dieser gedachte seines Racheschwurs und wieviel Böses man mit einem solchen Vermögen seinen Feinden antun könne.

Der Abbé kannte die Insel Monte Christo nicht, Dantès aber kannte sie: sie lag zwischen der Insel Elba und Korsika; er war oft daran vorbeigefahren und hatte auch einmal dort angelegt.

Diese Insel war stets und ist noch heute gänzlich unbewohnt, ein öder kegelförmiger Felsen, den ein vulkanischer Ausbruch aus der Tiefe an die Oberfläche des Meeres heraufgetrieben hat.

Dantès entwarf dem Abbé den Plan der Insel, und Faria gab ihm Ratschläge über die Maßnahmen zur Auffindung des Schatzes.

Aber Dantès war bei weitem nicht so zuversichtlich wie der Greis; gewiß war er jetzt sicher, daß Faria nicht irrsinnig war, und die Art, wie dieser zu der Entdeckung gekommen war,

hatte die Bewunderung des jungen Mannes für ihn noch erhöht; aber er konnte nicht glauben, daß, selbst wenn dieser Schatz wirklich einmal vorhanden gewesen war, er sich jetzt noch dort befand.

Als ob aber das Schicksal den Gefangenen ihre letzte Hoffnung nehmen und ihnen hätte zu verstehen geben wollen, daß sie zu ewigem Kerker verurteilt seien, trat ein neues Unglück für sie ein: die Außengalerie, welche seit langer Zeit baufällig war, wurde neu hergerichtet; die Mauern wurden ausgebessert und das von Dantès schon halb wieder ausgefüllte Loch mit großen Bruchsteinen verstopft. Ohne diese dem jungen Manne von Faria geratene Vorsichtsmaßregel wäre das Unglück noch größer gewesen, denn man hätte ihren Fluchtversuch entdeckt und sie unfehlbar getrennt.

»Sie sehen wohl«, sagte der junge Mann zu Faria, »daß Gott mir sogar das Verdienst dessen nehmen will, was Sie meine selbstlose Hingabe für Sie nennen. Ich habe Ihnen versprochen, ewig bei Ihnen zu bleiben, und kann jetzt gar nicht mehr in die Lage kommen, mein Versprechen nicht zu halten; ich werde den Schatz ebensowenig besitzen wie Sie, und wir werden beide nicht von hier fortkommen. Übrigens ist mein wahrer Schatz ja auch nicht der auf Monte Christo vergrabene, sondern es ist Ihre Gegenwart, unser tägliches Zusammensein trotz der Wärter, es ist alles das, was Sie mich gelehrt haben; das ist mein Schatz, damit haben Sie mich reich und glücklich gemacht. Glauben Sie mir, das ist für mich mehr wert als Tonnen Goldes und Haufen von Diamanten. Daß Sie bei mir sind, daß Ihre beredte Stimme mich belehrt, meinen Geist bildet und meine Seele stärkt und großer und schrecklicher Dinge fähig macht, für den Fall, daß ich je wieder frei werde, so daß die Verzweiflung, der ich mich zu überlassen im Begriff stand, als ich Sie kennenlernte, keinen Platz mehr in meiner Brust findet, das ist mein Vermögen, und alle Fürsten der Erde würden es mir nicht entreißen können.«

Waren so die folgenden Tage für die beiden Gefangenen auch keine glücklichen, so gingen sie doch ziemlich schnell dahin. Faria, der so lange Jahre hindurch über seinen Schatz Still-

schweigen bewahrt hatte, sprach jetzt bei jeder Gelegenheit davon. Wie er vorausgesehen hatte, war er am rechten Arm und am linken Bein gelähmt geblieben und hatte nun fast alle Hoffnung verloren, seinen Schatz selbst genießen zu können; aber er träumte für seinen jungen Genossen stets von Befreiung oder Flucht und genoß für ihn den Schatz. Aus Furcht, daß der Brief einmal abhanden kommen könnte, hatte er ihn Dantès auswendig lernen lassen. Dann hatte er die Ergänzung des Briefes vernichtet, überzeugt, daß man, wenn der erste Teil in andere Hände käme, den Sinn nicht erraten würde. Stundenlang gab Faria dem jungen Manne Anweisungen für die Zeit, da er frei sein würde: er sollte sich sofort nach Monte Christo begeben, dort unter irgendeinem keinen Argwohn erregenden Vorwande allein bleiben, die Grotten aufsuchen und an der bezeichneten Stelle nachgraben.

Faria hatte seine ganze Geistesschärfe wiedererlangt und allmählich seinen jungen Genossen außer den anderen Kenntnissen auch jenes geduldige und erhabene Gewerbe des Gefangenen gelehrt, der etwas aus nichts zu machen versteht. Sie beschäftigten sich also unausgesetzt, Faria aus Furcht davor, gänzlich hinfällig zu werden, Dantès aus Furcht davor, sich seiner fast erloschenen Vergangenheit zu erinnern.

Eines Nachts erwachte Edmond plötzlich und glaubte zu hören, daß man ihn gerufen habe.

Er öffnete die Augen und versuchte die Dunkelheit zu durchdringen.

Eine klagende Stimme, die sich bemühte, seinen Namen zu sprechen, drang zu ihm.

Er richtete sich in dem Bett auf und lauschte, während ihm der Angstschweiß auf der Stirn stand. Kein Zweifel, die Klagelaute kamen aus dem Kerker seines Gefährten.

Dantès rückte sein Bett ab, zog den Stein aus der Öffnung, stieg eiligst in den Gang und kam am andern Ende an; die Platte war in die Höhe gehoben.

Beim Licht der kleinen Lampe, die sich der Abbé selbst gemacht hatte, sah Edmond den Greis. Er hielt sich noch aufrecht

und klammerte sich totenbleich an die Pfosten seines Betts. Seine Züge waren von jenen schrecklichen Symptomen verzerrt, die Edmond schon kannte und die ihn beim ersten Male so erschreckt hatten.

»Nun, lieber Freund«, sagte Faria ergebungsvoll, »Sie verstehen, nicht wahr? Ich brauche Ihnen nichts mehr zu sagen!«

Edmond stieß einen Schreckensruf aus und wollte, völlig den Kopf verlierend, nach der Tür stürzen, indem er »Hilfe! Hilfe!« rief.

Faria hatte noch die Kraft, ihn am Arm zurückzuhalten.

»Ruhig«, sagte er, »oder Sie sind verloren. Lassen Sie uns jetzt nur noch an Sie denken, daran, Ihnen Ihre Gefangenschaft erträglich oder eine Flucht möglich zu machen. Sie bedürften Jahre, um alles das noch einmal zu machen, was ich hier gemacht habe und was, wenn unsere Wächter von unserem Einvernehmen erführen, sofort vernichtet würde. Übrigens beruhigen Sie sich, lieber Freund, der Kerker, den ich zu verlassen im Begriff bin, wird nicht lange leer bleiben; ein anderer Unglücklicher wird meine Stelle einnehmen. Diesem anderen werden Sie wie ein rettender Engel erscheinen. Er wird vielleicht jung, stark und geduldig sein wie Sie und Ihnen bei Ihrer Flucht helfen können, während ich sie doch nur verhindert habe; Sie werden dann nicht mehr an eine halbe Leiche gebunden sein, die Ihre Bewegungen hemmt. Gott tut endlich etwas für Sie, er gibt Ihnen mehr, als er Ihnen nimmt, und es ist Zeit, daß ich sterbe.«

Edmond vermochte nur die Hände zu falten und zu bitten:

»O mein Freund, mein Freund, schweigen Sie!«

Dann fand er seine Kraft und seinen Mut wieder.

»Oh«, sagte er, »ich habe Sie schon einmal gerettet und werde Sie zum zweiten Male retten.«

Und er hob den Fuß des Bettes auf und nahm das Fläschchen heraus, das noch zu einem Drittel mit der roten Flüssigkeit gefüllt war.

»Sehen Sie«, sagte er, »es ist noch etwas von dem rettenden Trank da. Sagen Sie mir schnell, was ich diesmal zu tun habe. Sind neue Anweisungen zu beachten? Sprechen Sie, schnell, schnell!«

»Es ist keine Hoffnung mehr«, antwortete Faria, den Kopf schüttelnd, »doch einerlei, Gott will, daß der Mensch, den er geschaffen und dem er die Liebe zum Leben ins Herz gepflanzt hat, sein möglichstes tue, um dieses manchmal so mühselige Dasein zu erhalten.«

»Ja, ja«, rief Dantès, »und ich werde Sie retten!«

»Wohlan, versuchen Sie es denn! Der Frost ergreift mich; ich fühle das Blut nach dem Gehirn strömen; das entsetzliche Zittern beginnt meinen ganzen Körper zu schütteln; in fünf Minuten wird das Übel mich ergreifen, in einer Viertelstunde wird nur noch eine Leiche von mir übrig sein.«

»O Gott! O Gott!« rief Dantès, dem der Schmerz das Herz zerriß.

»Verfahren Sie geradeso wie das erstemal, nur warten Sie nicht so lange. Die Lebenskräfte sind jetzt sehr abgenutzt, und der Tod«, fuhr der Greis, auf seine gelähmten Glieder zeigend, fort, »braucht nur noch die halbe Arbeit zu verrichten. Gießen Sie mir zwölf statt zehn Tropfen in den Mund, und sehen Sie dann, daß ich nicht wieder zu mir komme, so flößen Sie mir auch den Rest ein. Jetzt tragen Sie mich auf mein Bett, denn ich kann mich nicht mehr aufrecht halten.«

Edmond nahm den Greis in die Arme und legte ihn auf das Bett.

»Und nun«, sagte Faria, »Freund, einziger Trost meines kummervollen Lebens, Sie, den der Himmel mir gesandt hat: in dem Augenblick, wo ich für immer von Ihnen scheide, wünsche ich Ihnen alles Glück, alles Wohlergehen, welches Sie verdienen; mein Sohn, ich segne Sie!«

Der junge Mann fiel auf die Knie und verbarg sein Gesicht in dem Bett des Greises.

»Aber vor allem hören Sie wohl, was ich Ihnen in diesem letzten Augenblick sage: Der Schatz der Spadas existiert! Gott gestattet mir, in die Ferne zu schauen. Ich sehe ihn im Hintergrunde der zweiten Höhle; meine Augen dringen in die Tiefe der Erde und sind geblendet von soviel Reichtümern. Gelingt es Ihnen zu fliehen, so erinnern Sie sich, daß der arme Abbé, den

jeder für verrückt hielt, nicht irrsinnig war; eilen Sie nach Monte Christo, benutzen Sie unser Vermögen für sich. Sie haben genug gelitten …«

Ein heftiger Anfall unterbrach den Greis; Dantès blickte auf und sah, wie die Augen rot wurden; es schien, als ob eine Blutwelle von der Brust nach der Stirn stieg.

»Leben Sie wohl! Leben Sie wohl!« murmelte der Greis, indem er krampfhaft die Hand des jungen Mannes drückte. »Leben Sie wohl! …«

»Oh, noch nicht, noch nicht«, rief Edmond Dantès; »verlassen Sie mich noch nicht. O Gott, rette ihn! … Hilfe! … Hilfe! …«

»Still, still!« murmelte der Sterbende. »Damit man uns nicht trennt, wenn Sie mich retten!«

»Sie haben recht. Ja, ja, seien Sie ruhig, ich rette Sie. Sie scheinen weniger zu leiden als das letztemal.«

»Oh, täuschen Sie sich nicht; ich leide weniger, weil mir nur noch wenige Kräfte zum Leiden geblieben sind. Oh, das ist der Tod … er kommt … es ist zu Ende … mein Gesicht erlischt … mein Bewußtsein schwindet … Ihre Hand, Dantès! … Leben Sie wohl! … Leben Sie wohl!«

Mit einem letzten Zusammenraffen all seiner Kräfte richtete er sich nochmals auf und sagte:

»Monte Christo! vergessen Sie nicht Monte Christo!«

Dann fiel er auf das Bett zurück.

Der Anfall war schrecklich; die Glieder verrenkten sich, die Augen traten aus den Höhlen, blutiger Schaum bedeckte die Lippen, und schließlich blieb ein bewegungsloser Körper auf dem Schmerzenslager zurück.

Dantès nahm die Lampe und stellte sie am Kopfende des Betts auf einen vorspringenden Stein, von wo ihr zitterndes Licht dieses entstellte Gesicht und diesen leblosen Körper mit seltsamem und phantastischem Scheine beleuchtete.

Mit den Augen auf dem Gesicht des Abbés wartete er ruhig ab.

Als er den Augenblick gekommen glaubte, nahm er das Messer, trennte die aufeinandergepreßten Zähne, die diesmal nicht

so großen Widerstand leisteten wie das vorige Mal, und flößte dem Abbé zehn Tropfen ein; das Fläschchen enthielt noch ungefähr das Doppelte dessen, was er verbraucht hatte.

Er wartete zehn Minuten, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde; nichts rührte sich. Zitternd, mit gesträubtem Haar, kalten Schweiß auf der Stirn, zählte er die Sekunden an den Schlägen seines Herzens.

Dann hielt er die Zeit für gekommen, das letzte Mittel zu versuchen; er hielt das Fläschchen an die violetten Lippen Farias und goß den ganzen Rest hinein, ohne daß er die offen gebliebenen Kiefer hätte zu trennen brauchen.

Die Arznei brachte eine elektrisierende Wirkung hervor; ein heftiges Zittern schüttelte die Glieder des Greises, seine Augen öffneten sich erschreckend weit, er stieß einen Seufzer aus, der wie ein Aufschrei war, dann sank der Körper allmählich wieder in seine Unbeweglichkeit zurück.

Die Augen blieben geöffnet.

Eine halbe Stunde, eine Stunde, anderthalb Stunden verflossen. Während dieser anderthalb Stunden voll Todesangst fühlte Edmond, der sich über seinen Freund beugte und die Hand auf sein Herz legte, den Körper nach und nach erkalten und den Herzschlag immer leiser werden.

Schließlich wich das letzte Leben aus ihm; das Zittern des Herzens hörte auf, das Gesicht wurde wachsfarben, die Augen blieben offen, der Blick erlosch.

Es war sechs Uhr morgens, ein blasser Tagesschein fiel in den Kerker und ließ das erlöschende Licht der Lampe erbleichen. Sonderbare Lichter fuhren über das Gesicht und gaben ihm hin und wieder einen Anschein von Leben. Solange der Kampf zwischen Tag und Nacht dauerte, konnte Dantès noch zweifeln; sobald aber der Tag gesiegt hatte, erkannte Dantès, daß er mit einer Leiche allein war.

Da packte ihn eine unwiderstehliche Angst, er wagte es nicht mehr, die aus dem Bett heraushängende Hand zu berühren, wagte es nicht mehr, die starren weißen Augen anzusehen, die er mehrmals zu schließen versuchte, die sich aber immer wieder

öffneten. Er löschte die Lampe aus, versteckte sie sorgfältig und floh in seine Zelle, nachdem er die Steinplatte, so gut es ging, wieder über seinem Kopfe eingefügt hatte.

Es war übrigens Zeit, denn der Wärter mußte bald kommen. Diesmal begann er seinen Rundgang bei Dantès, von dessen Kerker aus er sich nach der Zelle Farias begab, dem er Frühstück und Wäsche brachte.

Nichts deutete übrigens darauf hin, daß der Mann von dem Unglück Kenntnis hatte. Er entfernte sich wieder.

Dantès wurde von einer unbeschreiblichen Ungeduld ergriffen, zu wissen, was sich in dem Kerker seines unglücklichen Freundes zutragen würde; er stieg deshalb wieder in den unterirdischen Gang und kam gerade zurecht, um zu hören, wie der Schließer die anderen herbeirief.

Bald kamen die anderen Schließer; dann hörte man den schweren und regelmäßigen Schritt von Soldaten. Hinter den Soldaten kam der Gouverneur.

Edmond hörte, wie der Leichnam auf dem Bett hin- und herbewegt wurde; er hörte die Stimme des Gouverneurs, der befahl, dem Leblosen Wasser ins Gesicht zu spritzen. Da er sah, daß der Gefangene trotzdem nicht wieder zu sich kam, ließ er den Arzt holen.

Der Gouverneur ging, und einige Worte der Teilnahme, untermischt mit Lachen und Spotten, gelangten an Dantès' Ohr.

»Na«, sagte der eine, »der Verrückte ist zu seinen Schätzen gegangen; glückliche Reise!«

»Er wird bei all seinen Millionen nicht so viel haben, um sein Totentuch zu bezahlen«, sagte ein anderer.

»Oh«, entgegnete eine dritte Stimme, »die Totentücher des Château d'If kommen nicht teuer.«

»Vielleicht stürzt man sich seinetwegen in einige Unkosten, da es ein Mann der Kirche ist.«

»Dann wird er die Ehre des Sackes haben.«

Edmond horchte, ohne ein Wort zu verlieren, verstand aber von alledem nicht viel. Bald schwiegen die Stimmen, und es schien ihm, als ob die Anwesenden die Zelle verließen.

Er wagte jedoch nicht, hineinzugehen; man konnte einen Schließer zur Bewachung des Toten zurückgelassen haben.

Er blieb daher stumm und unbeweglich auf derselben Stelle und hielt den Atem an.

Nach ungefähr einer Stunde wurde die Stille durch ein Geräusch unterbrochen.

Es war der Gouverneur, der, gefolgt von dem Arzte und mehreren Offizieren, zurückkam.

Ein Augenblick der Stille entstand; der Arzt ging an das Bett und untersuchte die Leiche.

Bald begannen die Fragen.

Der Arzt analysierte das Übel, von welchem der Gefangene befallen war, und erklärte ihn für tot.

Fragen und Antworten geschahen mit einer Gleichgültigkeit, die Dantès empörte; ihm war es, als ob jeder für den armen Abbé einen Teil der Liebe empfinden müßte, die er für ihn hegte.

»Es tut mir leid, was Sie mir da ankündigen«, sagte der Gouverneur zu dem Arzt, »es war ein ruhiger, harmloser Gefangener, spaßig in seiner Verrücktheit und besonders leicht zu überwachen.«

»Oh«, meinte der Schließer, »man hätte ihn gar nicht zu überwachen brauchen, er wäre fünfzig Jahre hier geblieben, ohne auch nur einen Fluchtversuch zu machen, dafür bürge ich.«

»Indessen«, nahm der Gouverneur wieder das Wort, »ohne an Ihrer Wissenschaft zu zweifeln, wäre es doch meiner eigenen Verantwortlichkeit wegen erforderlich, uns zu versichern, daß er auch wirklich tot ist.«

Es entstand eine Stille, während der, wie der horchende Dantès glaubte, der Arzt zum zweiten Male die Leiche untersuchte.

»Sie können ruhig sein«, sagte der Arzt dann; »er ist tot, dafür bürge ich.«

»Sie wissen«, antwortete der Gouverneur, »daß wir uns in ähnlichen Fällen nicht mit der einfachen Untersuchung begnügen; erledigen Sie also trotz allen Anscheins die Formalitäten, die das Gesetz vorschreibt.«

»Dann mache man die Eisen heiß«, sagte der Arzt; »aber es ist wahrhaftig eine überflüssige Vorsicht.«

Dieser Befehl, die Eisen heiß zu machen, ließ Dantès erbeben.

Man hörte schnelle Schritte und das Knarren der Türe. Nach einigen Augenblicken trat ein Schließer ein und sagte:

»Hier ist die Kohlenpfanne mit einem Eisen.«

Einen Augenblick war alles still, dann hörte man das Zischen verbrannten Fleisches, und der ekelhafte Geruch drang selbst durch die Mauer, hinter der Dantès mit Entsetzen lauschte.

Bei diesem Geruch von verkohltem Menschenfleisch trat dem jungen Manne der Schweiß auf die Stirn, und er glaubte ohnmächtig zu werden.

»Sie sehen, daß er tot ist«, sagte der Arzt; »dieses Brennen am Hacken ist entscheidend; der arme Verrückte ist von seiner Narrheit geheilt und seiner Gefangenschaft ledig.«

»Nannte er sich nicht Faria?« fragte einer der Offiziere, die den Gouverneur begleiteten.

»Jawohl, und nach seiner Behauptung wäre das ein alter Name. Übrigens war er sehr gelehrt und sogar ziemlich vernünftig in allem, was nicht seinen Schatz betraf; in bezug auf diesen aber war er unverbesserlich.«

»Wir nennen diese Krankheit Monomanie«, sagte der Arzt gleichgültig.

»Sie hatten sich nie über ihn zu beklagen?« fragte der Gouverneur den Wärter, der dem Abbé die Speisen zu bringen gehabt hatte.

»Nie, niemals«, antwortete der Schließer, »im Gegenteil, er amüsierte mich mit seinen Geschichten. Eines Tages, als meine Frau krank war, hat er mir sogar ein Rezept gegeben, das geholfen hat.«

»Ah«, sagte der Arzt, »ich wußte nicht, daß ich es mit einem Kollegen zu tun hatte. Hoffentlich, Herr Gouverneur«, fügte er lachend hinzu, »werden Sie ihn danach behandeln.«

»Ja, ja, seien Sie unbesorgt, er soll anständig in dem neuesten Sacke, der aufzufinden ist, bestattet werden. Sind Sie zufrieden?«

»Müssen wir diese letzte Formalität in Ihrer Gegenwart erfüllen, Herr Gouverneur?« fragte einer der Schließer. »Allerdings, aber schnell; ich kann nicht den ganzen Tag hier in der Zelle bleiben.«

Wiederum entfernten sich Schritte und kamen wieder. Einen Augenblick darauf hörte Dantès Leinwand knistern, die Federn des Bettes knarrten, der schwere Tritt eines Mannes, der eine Last trägt, ertönte auf den Platten, dann knarrte das Bett von neuem unter der Last, die man wieder darauf legte.

»Auf heute abend!« sagte der Gouverneur.

»Findet eine Messe statt?« fragte einer der Offiziere.

»Unmöglich«, antwortete der Gouverneur, »der Kaplan hat mich gestern um Urlaub zu einer achttägigen Reise gebeten; ich habe mich für alle meine Gefangenen während dieser Zeit verbürgt. Der arme Abbé hätte sich nicht so beeilen sollen, dann hätte er sein Requiem bekommen.«

»Pah«, meinte der Arzt, »er ist ein Mann der Kirche, und der liebe Gott wird auf seinen Stand Rücksicht nehmen und der Hölle nicht das boshafte Vergnügen gewähren, ihr einen Priester zu schicken.«

Ein lautes Gelächter folgte diesem schlechten Witz.

Während dieser Zeit knarrte das Bett oft.

»Auf heute abend!« sagte endlich der Gouverneur.

»Um welche Zeit?« fragte der Schließer.

»Nun, gegen zehn oder elf.«

»Soll der Tote bewacht werden?«

»Wozu? Man schließt die Zelle ab, als ob er lebte, weiter nichts.«

Dann entfernten sich die Schritte, die Stimmen wurden schwächer, die Tür wurde zugeschlagen, und das Schloß und die Riegel knarrten. Eine Stille, trauriger als diejenige der Einsamkeit, die Stille des Todes, legte sich auf alles, auch auf die Seele des jungen Mannes.

Dann hob er mit dem Kopf langsam die Platte und warf einen forschenden Blick in die Zelle.

Die Zelle war leer; Dantès kam aus dem Gange hervor.

Auf dem Bett lag, schwach beleuchtet von dem durch das Fenster hereinfallenden Licht eines nebligen Tages, ein Sack aus grober Leinwand, unter dessen großen Falten sich undeutlich eine lange, starre Form abzeichnete.

Dantès setzte sich an das Kopfende des Bettes und versank in düstere Schwermut.

Also war alles aus; er war wieder allein, wieder zurückgesunken in die Stille, befand sich wieder im Angesicht des Nichts!

Der Gedanke an Selbstmord, den sein Freund durch seine Gegenwart vertrieben hatte, richtete sich wieder wie ein Gespenst neben dem Leichnam Farias auf.

»Wenn ich sterben könnte«, sagte er, »ginge ich hin, wo er ist, und fände ihn sicherlich wieder. Aber wie sterben? Es ist sehr leicht«, fügte er hinzu; »ich bleibe hier, falle über den ersten, der eintritt, her, erdrossele ihn und werde geköpft.«

Aber Dantès fuhr vor der Vorstellung dieses schändlichen Todes zurück, und an die Stelle der Verzweiflung trat plötzlich ein brennendes Verlangen nach Leben und Freiheit.

»Sterben? O nein«, rief er, »es ist nicht der Mühe wert, so lange gelebt, so lange gelitten zu haben, um jetzt zu sterben! Nein, ich will leben, ich will kämpfen bis zum äußersten; nein, ich will das Glück wiedererobern, welches man mir geraubt hat. Ich habe noch, ehe ich sterbe, meine Henker zu bestrafen und vielleicht, wer weiß, auch einige Freunde zu belohnen! Aber jetzt wird man mich hier vergessen, und ich werde meinen Kerker nur wie Faria verlassen.«

Aber bei diesem Wort blieb Edmond unbeweglich, mit starrem Blick, wie jemand, dem plötzlich ein Gedanke kommt, der ihn erschreckt. Dann erhob er sich, faßte sich an den Kopf, schritt einige Male schnell durch den Raum und blieb wieder vor dem Bett stehen.

»Oh, oh«, murmelte er, »wer schickt mir diesen Gedanken? Du, mein Gott? Da nur die Toten frei von hier fortkommen, so will ich die Stelle des Toten einnehmen.«

Und schnell, als ob er den Gedanken keine Zeit lassen wollte, diesen verzweifelten Entschluß wieder umzustoßen, beugte er sich über den Sack, öffnete ihn mit dem Messer, welches Faria gemacht hatte, zog den Leichnam aus dem Sacke, trug ihn in seine Zelle, legte ihn auf sein Bett, umwickelte den Kopf mit dem Leinwandfetzen, den er selbst zu benutzen pflegte, deckte ihn mit der Decke zu, küßte noch ein letztes Mal die eisige Stirn und wandte das Gesicht nach der Mauer, damit der Schließer, wenn er das Abendbrot brachte, glauben sollte, daß er sich, wie er oft zu tun pflegte, zu Bett gelegt habe. Dann stieg er wieder in den Gang, zog das Bett an die Mauer, kehrte in die andere Zelle zurück, nahm aus dem Schranke Nadel und Faden, warf seine Lumpen ab, damit man sein nacktes Fleisch unter der Leinwand fühlte, kroch in den Sack, nahm die Lage an, die vorher der Leichnam gehabt hatte, und nähte den Sack von innen zu.

Wäre man in diesem Augenblick in die Zelle getreten, so hätte man sein Herz klopfen hören.

Dantès hätte wohl bis nach der Abendrunde warten können, aber er fürchtete, daß der Gouverneur sich anders besänne und man den Leichnam früher holen könnte.

Auf alle Fälle stand jetzt sein Plan fest.

Wenn die Totengräber während des Transports erkannten, daß sie einen Lebenden statt eines Toten trugen, so wollte er ihnen keine Zeit zum Besinnen lassen, sondern mit einem kräftigen Messerschnitt den Sack von oben bis unten öffnen, ihren Schrecken benutzen und entweichen; sollten sie ihn festhalten wollen, so wollte er von seinem Messer Gebrauch machen.

Wenn man ihn auf den Kirchhof brächte und in ein Grab legte, so wollte er sich mit Erde bedecken lassen und dann, da es Nacht war, sofort nach dem Weggang der Totengräber sich einen Weg durch die weiche Erde bahnen und entfliehen; er hoffte, daß das Gewicht nicht so groß sein werde, daß er sich nicht erheben könnte.

Täuschte er sich und wäre im Gegenteil die Erde zu schwer, so stürbe er, und alles wäre zu Ende.

Dantès hatte seit gestern abend nichts gegessen, aber er hatte am Morgen nicht ans Essen gedacht und dachte auch jetzt nicht daran. Seine Lage war zu bedenklich, als daß er noch Zeit gehabt hätte, an etwas anderes zu denken.

Die erste Gefahr für Dantès bestand darin, daß der Schließer, wenn dieser ihm um sieben Uhr sein Essen brachte, die Vertauschung bemerken konnte. Zum Glück hatte er früher oft im Bett gelegen, wenn der Wärter kam, und in diesem Falle setzte der Mann gewöhnlich Brot und Suppe auf den Tisch und entfernte sich wieder, ohne ein Wort zu sprechen.

Diesmal aber konnte der Schließer von seiner Gewohnheit abweichen, mit dem Gefangenen sprechen und, wenn dieser keine Antwort gab, an das Bett herantreten; dann war alles entdeckt.

Als die siebente Abendstunde herankam, begann die schlimmste Angst des jungen Mannes. Die eine Hand aufs Herz pressend, versuchte er die Schläge desselben zu mäßigen, während er sich mit der andern den Schweiß, der ihm an den Schläfen herunterlief, vom Gesicht wischte. Von Zeit zu Zeit ergriff ein Zittern seinen ganzen Körper; es war ihm, als ob sein Herz in einem eisigen Schraubstock zusammengepreßt würde und er sterben müßte.

Die Stunden verstrichen, ohne daß irgendeine Bewegung im Schlosse bemerkbar wurde, und Dantès erkannte, daß er der ersten Gefahr entronnen war; das war eine gute Vorbedeutung. Endlich, um die vom Gouverneur bestimmte Zeit, ließen sich Schritte auf der Treppe vernehmen. Edmond erkannte, daß der Augenblick gekommen war; er nahm all seinen Mut zusammen und hielt den Atem an. Hätte er zugleich auch nur das stürmische Pulsieren seiner Adern anhalten können!

Man machte vor der Tür halt; es war ein doppelter Schritt. Dantès erriet, daß es die beiden Totengräber seien, die ihn holen wollten. Diese Vermutung wurde zur Gewißheit, als er das Geräusch hörte, das sie beim Niedersetzen der Bahre machten.

Die Tür öffnete sich, ein verschleiertes Licht drang bis zu Dantès' Augen, welcher durch die Leinwand hindurch zwei

Schatten sich seinem Bett nähern sah. Ein dritter blieb, eine Stocklaterne in der Hand haltend, an der Tür stehen. Die beiden Männer, die an das Bett herangetreten waren, packten den Sack an einem Ende.

»Das heißt, für einen so mageren Alten ist er noch verdammt schwer!« sagte der, der ihn am Kopfende aufhob.

»Es heißt ja, daß die Knochen alle Jahr ein halbes Pfund schwerer werden«, sagte der andere, der ihn an den Füßen erfaßte.

»Hast du deine Schleife gemacht?« fragte der erste.

»Es wäre ja dumm, wenn wir uns mit überflüssigem Gewicht belasten wollten«, entgegnete der zweite, »das werde ich da draußen besorgen.«

»Du hast recht; dann los.«

Wozu diese Schleife? fragte sich Dantès.

Man trug den vermeintlichen Toten zu der Bahre; Edmond hielt sich steif. Er wurde auf die Bahre gelegt, und der Zug setzte sich, von dem Laternenträger geführt, in Bewegung. Es ging die Treppe hinauf. Plötzlich umwehte den Gefangenen die frische, herbe Nachtluft, und es überkam ihn ein Gefühl der Freude und Angst zugleich.

Die Träger machten etwa zwanzig Schritte, dann hielten sie an und setzten die Bahre nieder.

Einer der Träger entfernte sich, und Dantès hörte den Schall seiner Stiefel auf den Steinplatten.

Wo bin ich denn? fragte er sich.

»Weißt du, daß er durchaus nicht leicht ist!« sagte der bei Dantès Gebliebene, indem er sich auf den Rand der Bahre setzte.

Der erste Gedanke Dantès' war gewesen, zu entweichen; zum Glück blieb er still.

»Leuchte mir doch, Esel«, sagte der Träger, der sich entfernt hatte, »sonst finde ich nie, was ich suche!«

Der Mann mit der Laterne gehorchte.

Was sucht er denn? fragte sich Dantès. Jedenfalls einen Spaten!

Ein Ausruf der Befriedigung zeigte an, daß der Totengräber das Gesuchte gefunden hatte.

»Endlich!« sagte der andere. »Das hat Mühe gekostet.«

»Ja, aber er wird durch das Warten nichts versäumt haben.«

Bei diesen Worten näherte sich der Mann Dantès, der einen schweren Gegenstand neben sich niedersetzen hörte. In demselben Augenblick wurde ihm ein Strick fest und schmerzhaft um die Füße geschnürt.

»Nun, hast du die Schleife fest gemacht?« fragte der eine Träger.

»Und das ordentlich, dafür bürge ich«, antwortete sein Kamerad.

»Dann los!«

Die Bahre wurde wieder aufgenommen, und es ging weiter.

Nach etwa fünfzig Schritten wurde haltgemacht und eine Tür geöffnet, dann ging es wieder weiter. Das Geräusch der Wogen, die sich an den Felsen brachen, tönte, je weiter sie kamen, immer deutlicher an Dantès' Ohr.

»Ekliges Wetter!« sagte einer der Träger. »Es wird diese Nacht nicht angenehm im Meere sein.«

»Ja, der Abbé läuft Gefahr, eingeweicht zu werden«, antwortete der andere, worauf beide laut lachten.

Dantès verstand den Witz nicht so recht, aber das Haar sträubte sich ihm trotzdem.

»Gut, da wären wir!« nahm der erste wieder das Wort.

»Noch weiter, noch weiter«, sagte der andere; »du weißt doch, daß der letzte unterwegs geblieben ist, an den Felsen zerschmettert, und der Gouverneur uns am andern Morgen Faulpelze nannte.«

Man machte noch vier oder fünf Schritte, immer aufwärts, dann fühlte Dantès, daß man ihn am Kopf und an den Füßen nahm und schwenkte.

»Eins!« sagten die Totengräber.

»Zwei!«

»Drei!«

Zu gleicher Zeit fühlte sich Dantès in eine ungeheure Leere geschleudert. Er fühlte, daß er fiel, immer tiefer fiel, während das Entsetzen ihm das Herz erstarren machte. Obgleich er durch etwas Schweres, das seinen Fall beschleunigte, nach

unten gezogen wurde, schien ihm dieser Sturz doch ein Jahrhundert zu dauern. Endlich fiel er mit einem entsetzlichen Geräusch in ein eisiges Wasser. Er stieß einen Schrei aus, der aber in demselben Augenblick durch das Wasser, in das er versank, erstickt wurde.

Dantès war ins Meer geworfen worden, auf dessen Grund ihn eine an seinen Füßen befestigte sechsunddreißigpfündige Kugel hinabzog.

Das Meer ist der Friedhof des Château d'If.

Die Insel Tiboulen

Betäubt, fast erstickt, hatte Dantès doch die Geistesgegenwart, den Atem anzuhalten, und da er, auf alle Fälle vorbereitet, sein Messer in der rechten Hand bereithielt, schnitt er im Nu den Sack auf, steckte den Arm und dann den Kopf hinaus, fühlte sich aber trotz seiner Bewegungen, um die Kugel abzuschütteln, immer weiter nach unten gezogen. Dann bückte er sich, suchte den Strick, der seine Beine zusammenband, und durchschnitt ihn mit gewaltiger Anstrengung gerade in dem Augenblick, da er zu ersticken drohte; durch eine kräftige Beinbewegung stieg er dann frei an die Oberfläche, während die Kugel den Sack, der beinahe sein Leichentuch geworden wäre, in die unbekannte Tiefe zog.

Dantès schöpfte nur eben Atem und tauchte wieder unter, denn er mußte vor allen Dingen vermeiden, gesehen zu werden.

Als er zum zweiten Male an der Oberfläche erschien, war er schon wenigstens fünfzig Schritte von dem Ort seines Sturzes entfernt; er sah über sich den schwarzen stürmischen Himmel, an dem der Wind einige Wolken hinfegte; vor ihm dehnte sich die finstere, brüllende Fläche aus, auf der die Wogen wie beim Nahen eines Sturmes zu kochen begannen, während hinter ihm, schwärzer als Meer und Himmel, wie ein drohendes Gespenst der Granitriese aufstieg, dessen finstere Spitze sich einem Arme

gleich auszustrecken schien, um seine Beute wiederzuergreifen. Auf dem höchsten Felsen erhellte eine Laterne zwei Schatten.

Diese beiden Schatten schienen sich voll Unruhe nach dem Meere herabzubeugen; in der Tat mußten diese seltsamen Totengräber den Schrei vernommen haben, den er ausgestoßen hatte. Dantès tauchte daher von neuem unter und schwamm eine lange Strecke unter dem Wasser dahin; dieses Kunststück hatte er früher oft ausgeführt und damit zahlreiche Bewunderer an der Pharaobucht versammelt, die ihn oft für den geschicktesten Schwimmer von Marseille erklärt hatten.

Als er wieder an die Oberfläche kam, war die Laterne verschwunden.

Er mußte sich entschließen, wohin er sich wenden wollte. Von allen das Château d'If umgebenden Inseln waren Ratonneau und Pommègue die nächsten, aber beide waren bewohnt, ebenso die kleine Insel Daume; die sichersten Inseln waren also Tiboulen und Lemaire, aber beide waren eine Meile vom Château d'If entfernt. Dantès beschloß nichtsdestoweniger, eine dieser beiden Inseln zu gewinnen. Wie aber sollte er sie inmitten der Finsternis, die sich jeden Augenblick um ihn vergrößerte, finden?

In diesem Augenblick sah er wie einen Stern den Leuchtturm von Planier glänzen.

Wenn er gerade auf diesen Leuchtturm zuhielt, ließe er die Insel Tiboulen etwas links liegen; hielte er sich also etwas nach links, so müßte er auf die Insel stoßen.

Freilich betrug die Entfernung eine Meile, aber Dantès sah zu seiner Freude, daß seine erzwungene Untätigkeit ihm nichts von seiner Kraft und Gewandtheit geraubt hatte; er fühlte, daß er noch immer Herr des Elements war, in welchem er schon als Kind zu Hause gewesen war.

Zudem verdoppelte die Angst seine Kräfte; er lauschte, über die Kämme der Wogen gebeugt, ob kein Geräusch bis zu ihm dringe.

Jedesmal, wenn er sich mit einer Woge erhob, umfaßte sein Blick schnell den sichtbaren Horizont und versuchte die dichte Finsternis zu durchdringen; jede sich etwas über die andere

erhebende Woge schien ihm ein verfolgendes Boot zu sein, und dann verdoppelte er seine Anstrengungen, die ihn ohne Zweifel weiterbrachten, aber seine Kräfte erschöpfen mußten.

Eine Stunde verfloß, während der Dantès, durch das Gefühl der Freiheit angespannt, ohne Unterbrechung die Fluten in der Richtung, die er sich gesteckt hatte, teilte.

Obgleich der Wind ihm entgegen gewesen war, mußte er jetzt, seiner Berechnung nach, nicht mehr weit von der Insel Tiboulen entfernt sein.

Wenn er sich aber getäuscht hatte!

Ein Schauer ging durch den Körper des Schwimmers; er versuchte es, sich einen Augenblick lang auf dem Rücken liegend treiben zu lassen, um sich auszuruhen; aber das Meer wurde immer unruhiger, und er sah bald ein, daß dieses Mittel, auf das er gerechnet hatte, unmöglich war.

»Nun, sei's denn«, sagte er, »ich werde schwimmen, bis mir die Arme erlahmen und der Krampf mich erfaßt!«

Und mit der Kraft und Energie der Verzweiflung schwamm er weiter.

Plötzlich schien es ihm, daß der bereits so dunkle Himmel sich noch mehr verfinstere, daß eine dichte, schwere Wolke auf ihn herabsänke; zugleich fühlte er einen heftigen Schmerz im Knie. Er wähnte sich sofort von einer Kugel getroffen und erwartete im nächsten Augenblick den Knall eines Gewehrs zu hören; aber er vernahm keinen Knall. Dantès streckte die Hand aus und fühlte einen Widerstand, er zog sein anderes Bein an sich und berührte den Grund; nun sah er, was das war, was er für eine Wolke gehalten hatte.

Zwanzig Schritte vor ihm erhob sich eine Masse wunderlich geformter Felsen: es war die Insel Tiboulen.

Dantès erhob sich, tat einige Schritte vorwärts und sank, Gott dankend, auf die Felsenspitzen, die ihm weicher erschienen als das weichste Bett.

Trotz Wind und Sturm und trotz des Regens, der zu fallen begann, schlief er ein, körperlich zu Tode erschöpft, aber die Seele von Jubel erfüllt.

Nach einer Stunde erwachte Edmond unter dem Grollen eines gewaltigen Donnerschlags. Der Sturm war im Raume entfesselt; von Zeit zu Zeit fuhr wie eine Feuerschlange ein Blitz hernieder und beleuchtete die Fluten und die Wolken, die wie die Wogen eines ungeheuren Chaos übereinanderzurollen schienen.

Dantès' Seemannsauge hatte sich nicht getäuscht; er war in der Tat auf der Insel Tiboulen gelandet. Er wußte, daß sie wüst und gegen das Meer ungeschützt war und nicht die geringste Zuflucht bot; wenn sich aber das Unwetter gelegt hatte, wollte er nach der Insel Lemaire schwimmen, die ebenso öde, aber größer und deshalb gastlicher war.

Ein überhängender Felsen bot ihm für den Augenblick Schutz; kaum hatte er sich darunter geflüchtet, so brach das Unwetter in seiner ganzen Wut los.

Edmond fühlte den Felsen, unter welchem er sich barg, zittern; die Wellen brachen sich an der gigantischen Pyramide und zischten bis zu ihm hinauf. Obgleich er in Sicherheit war, wurde er doch inmitten dieses Getöses und der grellen Blitzstrahle von einer Art Schwindel erfaßt; es war ihm, als ob die Insel unter ihm zitterte und wie ein vom Anker gerissenes Fahrzeug im nächsten Augenblick ein Spielball dieses brausenden Gewoges sein würde.

Da fiel ihm ein, daß er seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte: er hatte Hunger und Durst.

Dantès streckte die Hände und den Kopf aus und trank das Wasser, das vom Himmel niederstürzte, aus einer Aushöhlung des Felsens.

Als er sich erhob, erhellte ein Blitzstrahl den Raum, und bei dessen Schein sah Dantès zwischen der Insel Lemaire und dem Kap Croiselle, einem von der Höhe einer Woge in einen Abgrund gleitenden Gespenst gleich, ein kleines Fischerfahrzeug von Sturm und Wogen dahergejagt; eine Sekunde darauf erschien das Phantom auf dem Kamme einer neuen Woge wieder und näherte sich mit unglaublicher Schnelligkeit. Dantès wollte rufen, er suchte einen Leinwandlumpen, um ihnen ein Zeichen

zu geben, daß sie zugrunde gehen müßten, aber sie sahen das selbst. Beim Glanze eines neuen Blitzes sah der junge Mann vier Männer, die sich an die Masten und Taue klammerten; ein fünfter hielt sich an dem Helmstock des zerbrochenen Steuers fest. Diese Männer sahen ihn jedenfalls auch, denn durch den Aufruhr der Elemente hindurch drangen verzweifelte Schreie an sein Ohr. Über dem wie ein Rohr gebogenen Maste peitschte ein in Fetzen zerrissenes Segel in der Luft; plötzlich zerrissen die Bande, die es noch zurückhielten, und es verschwand in den finsteren Tiefen des Himmels.

Zu gleicher Zeit ließ sich ein entsetzliches Krachen vernehmen, und Verzweiflungsschreie drangen zu Dantès. Ein Blitz zeigte ihm das kleine Fahrzeug zerbrochen, unter den Trümmern Köpfe mit verzweifelten Gesichtern und gegen den Himmel ausgestreckte Arme.

Dann versank alles in Nacht; das schreckliche Schauspiel hatte die Dauer eines Blitzes gehabt.

Dantès stürzte nach dem abschüssigen Felsenufer, auf die Gefahr hin, selbst ins Meer zu fallen; er spähte und horchte, aber er vernahm nichts mehr, kein Schrei, kein Zeichen des Lebens drang zu ihm; das Unwetter allein brüllte weiter mit den Winden und schäumte weiter mit den Fluten.

Allmählich legte sich der Wind; große graue Wolken trieben ostwärts dahin, am Himmel erschienen die Sterne funkelnder als je; bald zeigte sich im Osten ein langes, rötliches Band am Horizont; die Fluten sprangen, ein plötzlicher Glanz fuhr über ihre schäumenden Kämme und verwandelte sie in goldene Mähnen.

Es war Tag.

Dantès blieb unbeweglich und stumm vor diesem großartigen Schauspiel, als ob er es zum ersten Male sähe; in der Tat, seit er im Château d'If lebte, hatte er es vergessen. Er wandte sich nach der Festung, und sein Blick schweifte weit über Erde und Meer.

Mit imposanter Majestät stieg das finstere Bauwerk aus den Fluten auf.

Es konnte fünf Uhr morgens sein; das Meer beruhigte sich immer mehr.

In zwei oder drei Stunden, sagte sich Dantès, wird der Schließer in meine Zelle treten, den Leichnam meines armen Freundes finden, ihn erkennen, mich vergeblich suchen und Lärm schlagen. Dann wird man das Loch und den Gang finden, wird die Männer fragen, die mich ins Meer geworfen haben und meinen Schrei gehört haben müssen. Sofort werden Boote mit bewaffneten Soldaten die Verfolgung des unglücklichen Flüchtlings aufnehmen, der, wie man weiß, nicht weit sein kann. Ein Kanonenschuß wird die ganze Küste benachrichtigen, daß man einem Menschen, den man nackend und hungernd umherirren findet, keine Zuflucht geben soll. Die Polizei von Marseille wird benachrichtigt werden und die Küste absuchen, während der Gouverneur des Château d'If das Meer absuchen läßt. Was soll dann aus mir werden? Ich habe Hunger, mich friert, ich habe das rettende Messer weggeworfen, welches mir beim Schwimmen hinderlich war; ich bin der Gnade des ersten Bauern überlassen, welcher sich zwanzig Franken mit meiner Auslieferung verdienen will. Ich habe weder Kraft noch einen Gedanken. O mein Gott, sieh, ob ich genug gelitten habe und du mehr für mich zu tun vermagst, als ich selbst tun kann!

In dem Augenblick, da Edmond, ängstlich nach dem Château d'If gewendet, in einer Art Fieber der Erschöpfung dieses heiße Gebet aussprach, sah er an der Spitze der Insel Pommègue ein kleines Fahrzeug erscheinen, welches nur das Auge eines Seemanns auf der noch halbdunklen Linie des Meeres als eine genuesische Tartane erkennen konnte. Sie kam aus dem Marseiller Hafen.

»Oh!« rief Edmond. »In einer halben Stunde hätte ich das Schiff erreicht, wenn ich nicht fürchtete, befragt, als Flüchtling erkannt und nach Marseille zurückgebracht zu werden. Was soll ich tun? was sagen? welches Märchen erfinden, um sie zu täuschen? Diese Leute sind alle Schmuggler, halbe Piraten, denen der angebliche Küstenhandel nur als Deckmantel dient; sie würden mich lieber verkaufen, als eine gute Tat tun, die ihnen nichts einbringt. Es ist besser, zu warten. Warten wir! Aber warten ist eine Unmöglichkeit; ich sterbe vor Hunger; in einigen Stunden

werden die mir noch gebliebenen Kräfte erschöpft sein! Zudem naht die Stunde, zu der der Schließer in meine Zelle kommt; noch ist kein Alarm geschlagen, vielleicht ahnt man nichts. Ich kann mich für einen der Matrosen dieses kleinen Fahrzeugs ausgeben, das heute nacht hier zerschellt ist. Diese Fabel ist nicht unwahrscheinlich, niemand wird kommen, um mir zu widersprechen, denn sie sind alle ertrunken. Wohlan denn!«

Dantès wandte die Augen nach der Stelle, wo das kleine Fahrzeug zerschellt war und fuhr zusammen. An einer Felsenkante war die phrygische Mütze eines der schiffbrüchigen Matrosen hängengeblieben, und ganz dicht daneben schwammen einige Balken des Schiffskörpers.

In einem Augenblick war Dantès' Entschluß gefaßt; er schwamm auf die Mütze zu, setzte sie auf, ergriff einen der Balken und schlug schwimmend die Richtung ein, in welcher er den Kurs des Fahrzeugs kreuzen mußte.

Jetzt bin ich gerettet! sagte er sich.

Diese Überzeugung gab ihm seine Kräfte wieder.

Bald bemerkte er die Tartane, die, da sie den Wind fast gerade gegen sich hatte, zwischen dem Château d'If und dem Turm von Planier lavierte.

Schiff und Schwimmer näherten sich unmerklich; einmal kam das kleine Fahrzeug sogar bis auf eine Viertelseemeile an Dantès heran.

Dantès erhob sich aus den Fluten und schwenkte seine Mütze in der Luft als Notzeichen; aber niemand auf dem Schiffe, das von neuem drehte, sah ihn. Dantès wollte rufen, aber er maß mit dem Auge die Entfernung und sagte sich, daß seine Stimme bei dem Geräusch des Windes und der Wogen nicht bis zu dem Schiffe gelangen würde.

Obgleich Dantès der Route, welche das Fahrzeug verfolgte, ziemlich sicher war, begleitete er es doch ängstlich mit den Augen, bis er es wieder umlegen und von neuem auf sich zukommen sah.

Er schwamm dem Schiff entgegen; aber ehe er es erreicht hatte, begann es wieder beizudrehen.

Sofort erhob sich Dantès mit gewaltiger Anstrengung fast ganz aus dem Wasser, schwenkte seine Mütze und ließ jenen klagenden Ruf ertönen, wie ihn die Seeleute in der Not ausstoßen.

Diesmal sah und hörte man ihn. Die Tartane unterbrach ihr Manöver und wandte den Schnabel nach seiner Seite. Zugleich sah er, daß man sich anschickte, ein Boot ins Meer zu lassen.

Einen Augenblick darauf kam das mit zwei Leuten bemannte Boot auf ihn zu. Dantès ließ den Balken, dessen er nicht mehr zu bedürfen glaubte, fahren und holte kräftig aus, um den Ankommenden die Hälfte des Weges zu ersparen.

Er hatte indessen seine Kräfte überschätzt; seine Arme und Beine begannen steif zu werden, seine Bewegungen wurden schwer und unregelmäßig, seine Brust keuchte.

Er stieß einen lauten Schrei aus; die beiden Ruderer verdoppelten ihre Anstrengung, und der eine derselben rief ihm auf italienisch zu: »Mut!«

Er hörte das Wort in dem Augenblick, da eine Woge, die zu nehmen er nicht mehr die Kraft hatte, ihm über den Kopf ging und ihn mit Schaum bedeckte.

Er kam wieder hoch, schlug das Meer mit den unregelmäßigen und verzweifelten Bewegungen eines Ertrinkenden, stieß zum dritten Male einen Schrei aus und fühlte sich in das Meer sinken, als ob er wieder die tödliche Kugel an den Füßen hätte.

Das Wasser ging ihm über den Kopf.

Eine kräftige Anstrengung brachte ihn nochmals an die Oberfläche; es war ihm, als ob man ihn an den Haaren erfaßte, dann sah und hörte er nichts mehr, er hatte die Besinnung verloren.

Als Dantès die Augen wieder öffnete, befand er sich auf dem Deck der Tartane, die ihren Weg fortsetzte; sein erster Blick galt der Richtung, in der sie fuhr; das Schiff entfernte sich vom Château d'If.

Dantès war so erschöpft, daß man den Freudenlaut, den er hören ließ, für einen Schmerzensseufzer hätte halten können. Ein Matrose rieb ihm die Glieder mit einer wollenen Decke, ein anderer, in dem er denjenigen erkannte, der ihm »Mut!« zugerufen hatte, führte ihm die Mündung einer Kürbisflasche in den Mund;

ein dritter, ein alter Seemann, der zugleich Steuermann und Patron war, betrachtete ihn mit dem Gefühl egoistischer Teilnahme, die die Menschen gewöhnlich für ein Unglück empfinden, dem sie gestern entronnen sind und das sie heute treffen kann.

Einige Tropfen Rum belebten ihm wieder das Herz, während die fortgesetzten Reibungen des neben ihm knienden Matrosen seinen Gliedern ihre Geschmeidigkeit wiedergaben.

»Wer sind Sie?« fragte in schlechtem Französisch der Patron.

»Ich bin«, antwortete Dantès in schlechtem Italienisch, »ein Malteser Matrose; wir kamen von Syrakus, hatten Wein und Zucker geladen. Das Wetter von heute nacht hat uns am Kap Morgion überrascht, und wir sind an den Felsen, die Sie drunten sehen, zerschellt.«

»Woher kommen Sie?«

»Von diesen Felsen, wo ich mich glücklicherweise anklammern konnte, während unser armer Kapitän sich den Kopf einschlug. Unsere drei anderen Kameraden sind ertrunken. Ich glaube, ich bin der einzige Überlebende. Ich bemerkte Ihr Schiff, und da ich fürchtete, auf der einsamen Insel zu lange warten zu müssen, habe ich mich auf einen Balken von unserem Schiffe gewagt, um zu versuchen, ob ich Ihr Schiff erreichen konnte. Ich danke Ihnen«, fuhr Dantès fort, »Sie haben mir das Leben gerettet; ich war verloren, als einer von Ihren Matrosen mich beim Haar ergriff.«

»Das war ich«, sagte ein Matrose mit offenem, freimütigem, von einem langen schwarzen Backenbart umrahmtem Gesicht; »es war auch Zeit, denn Sie sanken unter.«

»Ja«, antwortete Dantès, ihm die Hand reichend, »ja mein Freund, und ich danke Ihnen nochmals.«

»Meiner Treu!« meinte der Seemann, »ich zögerte fast! Mit Ihrem langen Barte und dem langen Haar sahen Sie einem Verbrecher ähnlicher als einem ehrlichen Manne.«

Dantès fiel es in der Tat ein, daß er sich in all den Jahren weder Haar noch Bart geschnitten hatte.

»Ja«, sagte er, »ich habe der Jungfrau in einem Augenblick der Gefahr das Gelübde getan, mir zehn Jahre lang weder Haar

noch Bart zu schneiden. Heute läuft die Zeit gerade ab, und ich wäre beinahe an meinem Jahrestag ertrunken.«

»Was sollen wir jetzt mit Ihnen machen?« fragte der Patron.

»Ach«, entgegnete Dantès, »was Sie wollen; die Feluke, zu deren Bemannung ich gehörte, ist untergegangen, der Kapitän ist tot; wie Sie sehen, bin ich dem gleichen Schicksal entgangen, aber vollständig entblößt. Zum Glück bin ich ein guter Seemann; setzen Sie mich in dem ersten Hafen, wo Sie anlegen, an Land, ich werde immer Beschäftigung auf einem Kauffahrer finden.«

»Sie kennen das Mittelmeer?«

»Ich befahre es seit meiner Kindheit.«

»Kennen Sie die guten Ankergründe?«

»Es gibt wenig Häfen, in die ich nicht mit geschlossenen Augen ein- oder auslaufen könnte.«

»Na, hören Sie, Patron«, meinte der Matrose, der Dantès »Mut!« zugerufen hatte, »wenn der Kamerad die Wahrheit spricht, warum soll er nicht bei uns bleiben?«

»Ja, wenn«, antwortete der Patron; »aber in dem Zustande, in dem der arme Teufel ist, verspricht man alles mögliche.«

»Ich werde mehr halten, als ich versprochen habe«, sagte Dantès.

»Ho, ho!« erwiderte der Patron lachend. »Das müßte man sehen.«

»Sobald Sie wollen«, antwortete Dantès. »Wohin fahren Sie?«

»Nach Livorno.«

»Nun, warum gehen Sie dann nicht, anstatt mit dem Lavieren kostbare Zeit zu verlieren, hart an den Wind?«

»Weil wir dann direkt auf die Insel Rion laufen würden.«

»Sie werden mehr als zwanzig Faden daran vorbeikommen.«

»Nehmen Sie doch das Steuer«, sagte der Patron, »und zeigen Sie uns, was Sie können.«

Der junge Mann setzte sich an das Steuer, überzeugte sich durch einen leichten Druck, daß das Schiff gehorsam war, und da er sah, daß es, ohne zu den besten zu gehören, doch nicht versagte, erteilte er den vier Matrosen, die die Besatzung bildeten, seine Befehle.

Die Befehle wurden genau ausgeführt, und das Schiff begann auf die Insel Rion zuzufahren, die es dann, wie Edmond Dantès vorhergesagt hatte, etwa zwanzig Faden rechts liegen ließ.

»Bravo!« sagte der Patron.

»Bravo!« wiederholte die Mannschaft.

Und alle betrachteten staunend diesen Mann, dessen Blick eine Intelligenz und dessen Körper eine Kraft wiedererlangt hatte, die man nicht in ihm vermutet hätte.

»Sie sehen«, sagte Dantès, das Steuer verlassend, »daß ich Ihnen von Nutzen sein kann, wenigstens während der Überfahrt. Wollen Sie mich in Livorno nicht haben, so lassen Sie mich dort.«

»Schön, schön«, sagte der Patron; »wir können einig werden, wenn Sie billig sind.«

»Ein Mann ist soviel wert wie der andere«, sagte Dantès; »was Sie den Kameraden geben, geben Sie mir auch, dann sind wir einig.«

»Das ist nicht recht«, meinte der Matrose, der Dantès aus der See gezogen hatte, »denn Sie können mehr als wir.«

»Wohinein steckst du deine Nase? Geht dich das was an, Jacopo?« sagte der Patron. »Es steht jedem frei, sich für die Summe zu verpflichten, die ihm paßt.«

»Ganz recht«, entgegnete Jacopo, »ich machte nur eine einfache Bemerkung.«

»Nun, du tätest noch viel besser daran, wenn du diesem braven Burschen, der ganz nackend ist, eine Hose und eine Jacke liehest, falls du eine zweite Garnitur hast.«

»Nein«, antwortete Jacopo, »aber ich habe ein Hemd und eine Hose.«

»Weiter brauche ich nichts«, sagte Dantès, »ich danke, Freund.«

Jacopo verschwand durch die Luke und kam nach einem Augenblick mit den beiden Kleidungsstücken wieder herauf, die Dantès mit einem unbeschreiblichen Glücksgefühl anlegte.

»Brauchen Sie jetzt noch etwas?« fragte der Patron.

»Ein Stück Brot und noch etwas von dem ausgezeichneten Rum; denn es ist schon sehr lange her, daß ich so etwas genossen habe.«

In der Tat waren es fast vierzig Stunden.

Man brachte Dantès ein Stück Brot, und Jacopo reichte ihm die Flasche.

»Ruder nach Backbord!« rief der Kapitän, sich nach dem Bootsmann am Steuer wendend.

Dantès warf, indem er die Flasche an den Mund führte, einen Blick nach derselben Seite; aber die Flasche erreichte seinen Mund nicht.

»He!«, rief der Patron, »was ist denn auf dem Château d'If passiert?«

Eine kleine weiße Wolke zeigte sich über den Schießscharten der Südbastion des Schlosses.

Eine Sekunde darauf drang aus der Ferne der Schall eines Kanonenschusses bis zur Tartane.

Die Matrosen hoben die Köpfe und sahen einander an.

»Was soll das heißen?« fragte der Patron.

»Es wird diese Nacht ein Gefangener entsprungen sein, und man gibt den Alarmschuß«, sagte Dantès.

Der Patron warf einen Blick auf den jungen Mann, der bei diesen Worten die Flasche an den Mund gesetzt hatte; aber er sah ihn mit solcher Ruhe und Befriedigung trinken, daß der Argwohn, wenn er einen gehabt hätte, sofort wieder schwand.

»Ein verteufelt starker Rum das«, sagte Dantès, indem er sich mit dem Hemdsärmel den Schweiß von der Stirn wischte.

Auf alle Fälle, sagte der Patron zu sich selbst, wenn er's ist, um so besser; denn ich habe da einen fixen Kerl gekriegt!

Dantès fragte, ob er sich ans Steuerruder setzen könne. Der Bootsmann, dem die Ablösung sehr angenehm war, fragte mit den Augen den Patron; dieser nickte.

Von dem Platze aus, den Dantès einnahm, konnte er nach der Seite, wo Marseille lag, sehen.

»Den Wievielten haben wir heute?« fragte er Jacopo, der sich neben ihn gesetzt hatte.

»Den achtundzwanzigsten Februar«, entgegnete dieser.

»Welchen Jahres?« fragte Dantès wieder.

»Wie, welchen Jahres! Sie fragen, welchen Jahres?«

»Jawohl«, entgegnete der junge Mann, »ich frage Sie, welchen Jahres!«

»Sie haben vergessen, in welchem Jahre wir sind?« Jacopo verwunderte sich sehr.

»Nun ja, ich habe diese Nacht solche Angst ausgestanden«, antwortete Dantès lachend, »daß ich beinahe den Verstand verloren hätte; mein Gedächtnis hat gelitten, und ich frage Sie also, in welchem Jahre sind wir?«

»Im Jahre 1829«, antwortete Jacopo.

Vierzehn Jahre waren es her, daß Dantès verhaftet worden war.

Neunzehn Jahre alt, war er nach Château d'If gekommen, dreiunddreißig Jahre alt, verließ er es.

Ein schmerzliches Lächeln zog über seine Lippen; er fragte sich, was während dieser Zeit, da sie ihn für tot gehalten haben mußte, aus Mercedes geworden sein mochte.

Dann leuchtete ein Strahl des Hasses in seinen Augen auf, als er an die drei Menschen dachte, denen er diese lange und grausame Gefangenschaft verdankte.

Und er erneuerte jenen unerbittlichen Schwur der Rache an Danglars, Ferdinand und Villefort, den er im Gefängnisse getan hatte.

Und dieser Schwur war keine leere Drohung mehr, denn um diese Stunde hätte der schnellste Segler des Mittelmeers die kleine Tartane nicht mehr einzuholen vermocht, die mit vollen Segeln nach Livorno fuhr.

Das Schmugglerschiff

Dantès hatte noch keinen Tag an Bord verbracht, als er wußte, mit wem er es zu tun hatte. Ohne bei dem Abbé Faria in die Schule gegangen zu sein, kannte der würdige Patron der »Jungen Amalie« – so hieß die genuesische Tartane – ziemlich alle Sprachen, die um das Mittelländische Meer herum gesprochen werden, vom Arabischen bis zum Provenzalischen.

Dantès befand sich auf einem Schmugglerschiff.

Der Patron hatte Dantès auch zuerst mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen; er war allen Zollbeamten der Küste sehr gut bekannt, und da diese Herren und er sich gegenseitig an List zu überbieten suchten, so hatte er zuerst den Verdacht, daß Dantès ein Spion der Zollbehörden sein könnte; aber die glänzende Probe, die der junge Mann als Seemann abgelegt hatte, hatte ihm diesen Verdacht vollständig genommen. Auch der zweite Verdacht, der ihn allerdings weniger beunruhigte, daß nämlich Dantès vom Château d'If entflohen sein könnte, war beim Anblick der vollständigen Ruhe des Neuangekommenen geschwunden.

Edmond hatte also den Vorteil, zu wissen, was sein Patron war, ohne daß dieser in Erfahrung bringen konnte, wer er war; von welcher Seite ihn der alte Seemann oder seine Kameraden auch angriffen, er hielt sich gut und gestand nichts, gab eine Menge Einzelheiten über Neapel und Malta, die er wie Marseille kannte, an und blieb mit einer Festigkeit, die seinem Gedächtnis Ehre machte, bei seiner ersten Erzählung.

Das Fahrzeug kam in Livorno an; hier hatte Edmond eine neue Probe zu versuchen: zu sehen, ob er sich wiedererkenne. Er ging zu einem Barbier, ließ sich das Haar schneiden und den Bart abnehmen, verlangte dann einen Spiegel und betrachtete sich.

Er war dreiunddreißig Jahre alt, und diese vierzehn Jahre der Gefangenschaft hatten in seinem Gesicht eine große Veränderung bewirkt.

Er war nach dem Château d'If gekommen mit dem runden Gesicht des glücklichen jungen Mannes, dem die ersten Schritte ins Leben leicht gewesen sind und der auf eine frohe Zukunft rechnet. Jetzt war er gänzlich verändert.

Sein ovales Gesicht hatte sich verlängert; der Mund hatte eine feste entschlossene Linie angenommen; seine Augen trugen den Ausdruck tiefer Traurigkeit; seine Gesichtsfarbe war blaß; das tiefe Wissen, das er sich erworben hatte, hatte seinem ganzen Gesicht den Stempel intelligenter Sicherheit gegeben.

Sein Körper war fest und muskulös geworden; seine Stimme klang nach der langen Gefangenschaft bald seltsam weich, bald derb und fast heiser.

Da er sich unaufhörlich im Halbdunkel oder in der Dunkelheit befunden hatte, so hatten seine Augen die Fähigkeit erlangt, die Gegenstände während der Nacht zu unterscheiden.

Edmond lächelte, als er sich sah; es war unmöglich, daß sein bester Freund, falls ihm überhaupt ein solcher geblieben war, ihn wiedererkannte, denn er erkannte sich ja selbst nicht wieder.

Der Patron der »Jungen Amalie«, dem sehr daran lag, einen Mann wie Edmond zu behalten, hatte ihm einen Vorschuß auf seinen Anteil am zukünftigen Gewinn angeboten, und Edmond hatte angenommen.

Er kaufte sich einen vollständigen Matrosenanzug: weiße Hosen, gestreiftes Hemd und phrygische Mütze.

In diesem Kostüm erschien Edmond, als er Jacopo das ihm geliehene Hemd und die Hose zurückbrachte, vor dem Patron der »Jungen Amalie«.

Der Patron erkannte ihn zuerst gar nicht wieder, dann aber, eingenommen von seinem guten Aussehen, erneuerte er seine Anerbietungen; aber Dantès, welcher seine eigenen Pläne hatte, wollte nur auf ein Vierteljahr annehmen.

Übrigens hatte die »Junge Amalie« eine sehr tüchtige Besatzung unter dem Befehl eines Patrons, der nicht gewöhnt war, seine Zeit zu verlieren. Nach acht Tagen war das Schiff wieder mit Waren gefüllt; es handelte sich darum, diese Ladung steuerfrei von Livorno fortzubringen und am Ufer der Insel Korsika auszuschiffen, wo sie von Händlern übernommen und nach Frankreich gebracht werden sollte.

Man fuhr ab. Als der Patron am anderen Morgen auf Deck kam, was er stets ziemlich früh tat, fand er Dantès auf die Schiffswand gestützt, mit seltsamem Ausdruck eine Masse Granitfelsen betrachtend, die die aufgehende Sonne mit rosigem Lichte übergoß; es war die Insel Monte Christo.

Die »Junge Amalie« ließ sie drei Viertelmeilen Steuerbord liegen und setzte ihren Weg nach Korsika fort.

Dantès dachte daran, daß er nur ins Meer zu springen brauche und in einer halben Stunde in diesem gelobten Lande wäre. Aber was sollte er dort beginnen, ohne Werkzeuge, um seinen Schatz zu entdecken, ohne Waffen, um ihn zu verteidigen? Was würden zudem die Matrosen sagen, was der Patron denken? Er mußte warten. Er hatte vierzehn Jahre auf die Freiheit gewartet und konnte wohl jetzt, da er frei war, ein halbes oder ganzes Jahr auf den Reichtum warten.

Der Abend kam; Edmond sah die Insel in allen Farben der Dämmerung und für jeden anderen unsichtbar sich in der Dunkelheit verlieren; er aber konnte sie mit seinem an die Dunkelheit des Kerkers gewöhnten Auge noch sehen.

Am folgenden Tage erwachte man auf der Höhe von Aleria. Den ganzen Tag wurde laviert; am Abend leuchteten Feuer an der Küste auf. An der Verteilung dieser Feuer erkannte man jedenfalls, daß man ausladen konnte, denn auf dem Fahrzeug wurde anstatt der Flagge eine Laterne aufgezogen, und man näherte sich bis auf Büchsenschußweite dem Ufer.

Dantès hatte bemerkt, daß der Patron bei Annäherung an das Land zwei kleine Kanonen aufgestellt hatte, die, ohne viel Geräusch zu machen, eine hübsche Ladung Viertelpfünder auf tausend Schritte senden konnten.

Für diesen Abend aber war diese Vorsicht überflüssig; alles ging aufs ruhigste und höflichste zu. Vier Boote näherten sich leise dem Schiffe, das sein eigenes Boot ins Wasser ließ, und um zwei Uhr morgens war die ganze Ladung vom Bord der »Jungen Amalie« aufs feste Land geschafft.

Noch in derselben Nacht wurde der Gewinn verteilt; jeder Mann empfing hundert toskanische Pfund, das heißt ungefähr achtzig Franken.

Aber die Expedition war noch nicht beendigt; man fuhr nach Sardinien, um neue Ladung an Bord zu nehmen.

Diese zweite Unternehmung ging ebenso glücklich vonstatten wie die erste; diesmal war die Ware nach Lucca bestimmt. Dort gab es Streit mit den Zollwächtern; einer derselben blieb tot auf dem Platze, und zwei Matrosen wurden verwundet.

Unter ihnen befand sich Dantès; eine Kugel war ihm durch die rechte Schulter gegangen.

Jacopo, der ihn, als er ihn fallen sah, für tot gehalten hatte, war auf ihn zugesprungen, hatte ihn aufgerichtet und dann als guter Kamerad gepflegt.

Edmonds Wunde schloß sich schnell. Nun wollte er Jacopo versuchen und bot ihm für die empfangene Pflege seinen Anteil am Gewinn an; aber Jacopo wies dies voll Unwillen zurück.

Aus dieser Art Zuneigung, die Jacopo dem jungen Manne vom ersten Augenblick an gewidmet hatte, ergab sich, daß auch Edmond dem Matrosen eine gewisse Teilnahme zuwendete. Aber Jacopo verlangte nicht mehr; er hatte in Edmond instinktmäßig die Überlegenheit über seine Stellung erraten, die dieser den anderen zu verbergen vermocht hatte.

Während der langen Tage, da das Schiff auf sicherem Meere nur der Hilfe des Bootsmanns am Steuerruder bedurfte, machte nun Edmond mit einer Seekarte in der Hand den Lehrer Jacopos, und wenn dieser ihn fragte:

»Wozu soll ein armer Matrose wie ich das alles lernen«, so antwortete Edmond:

»Wer weiß? Vielleicht wirst du eines Tages Kapitän eines Schiffes; dein Landsmann Bonaparte ist ja auch Kaiser geworden.«

Jacopo war nämlich Korse.

Zwei und ein halber Monat waren schon mit diesen Fahrten verflossen. Edmond war ein ebenso geschickter Küstenfahrer geworden, wie er ehemals ein kühner Seemann war; er hatte mit allen Schleichhändlern der Küste Bekanntschaft angeknüpft und kannte alle Freimaurerzeichen, woran sich diese Halbpiraten untereinander erkennen.

Zwanzigmal war er an der Insel Monte Christo vorübergekommen, aber kein einziges Mal hatte er Gelegenheit gefunden, dort zu landen.

Er hatte sich nun vorgenommen, nach Ablauf seines Engagements eine kleine Barke auf eigene Rechnung zu mieten, was er konnte, da er an hundert Piaster verdient hatte, und sich unter

irgendeinem Vorwand nach der Insel Monte Christo zu begeben.

Freilich ging es nicht anders, als daß er sich hinbringen ließ, und dann wurde er jedenfalls von den Leuten, die ihn hinbrachten, ausspioniert. Die Gefangenschaft hatte Dantès klug gemacht, und er wollte nichts aufs Spiel setzen.

Dantès schwankte noch in seinem Entschluß, als ihn eines Abends sein Patron, der großes Zutrauen zu ihm hatte und ihn gern in seinem Dienst behalten wollte, unter den Arm nahm und in eine Seemannsschenke in Livorno führte, wo sich die Schleichhändler zu versammeln pflegten und gewöhnlich ihre Geschäfte abschlossen. Dantès war schon einigemal in dieser Seemannsbörse gewesen und hatte bei Betrachtung all dieser waghalsigen Männer daran gedacht, über welche Macht ein Mensch verfügen müßte, dem es gelänge, sie unter seinen Willen zu beugen.

Diesmal handelte es sich um ein großes Geschäft, um eine Ladung türkischer Teppiche und Levantiner Stoffe; man mußte ein neutrales Gebiet finden, wo der Austausch stattfinden könnte, und dann versuchen, diese Waren an die französische Küste zu bringen.

Der Gewinn war außerordentlich, wenn die Sache gelang; es kamen fünfzig bis sechzig Piaster auf den Mann.

Der Patron schlug als Ausladeplatz die Insel Monte Christo vor, da diese vollständig öde sei und weder Soldaten noch Zollwächter habe.

Bei dem Namen Monte Christo zitterte Dantès vor Freude; er stand auf, um seine Aufregung zu verbergen, und ging im Zimmer umher.

Als er wieder zu den beiden Männern, die miteinander verhandelten, zurückkehrte, war es beschlossen, daß man bei Monte Christo anlegte; schon in der folgenden Nacht sollte zu der Expedition aufgebrochen werden.

Edmond war auf Befragen der Meinung, daß die Insel alle gewünschte Sicherheit biete und daß große Unternehmungen, wenn sie gelingen sollten, schnell ausgeführt werden müßten.

Es blieb also dabei, daß man sich am Abend des folgenden Tages segelfertig machen wollte, und da das Meer ruhig und der Wind günstig war, rechnete man darauf, sich übermorgen abend in dem Gewässer der Insel zu befinden.

Die Insel Monte Christo

Endlich sollte Dantès nun sein Ziel auf eine einfache und natürliche Weise erreichen und, ohne Argwohn zu erregen, den Fuß auf die Insel setzen.

Eine Nacht nur trennte ihn von der so sehnlich herbeigewünschten Abfahrt. Er verbrachte die Nacht in fieberhafter Unruhe; alle günstigen und ungünstigen Möglichkeiten tauchten abwechselnd vor ihm auf. Wenn er die Augen schloß, sah er den Brief des Kardinals Spada in Flammenzeichen an die Wand geschrieben; wenn er einen Augenblick einschlief, zogen die sonderbarsten Träume durch seinen Geist; er befand sich in verzauberten Höhlen, füllte sich die Taschen mit Edelsteinen, und doch entschwanden alle die Schätze, die er sah, seinen Händen wieder.

Als es Tag geworden war, entwarf Dantès einen Plan, wie er vorgehen wollte. Mit dem Abend kamen die Vorbereitungen zur Abfahrt, und diese waren für Dantès ein Mittel, seine Erregung zu verbergen. Er hatte allmählich eine solche Stellung unter der Mannschaft gewonnen, daß er befehlen konnte, als ob er der Herr des Fahrzeugs wäre, und die Matrosen ihm rasch und gern gehorchten.

Der alte Seemann ließ ihn gewähren; auch er hatte die Überlegenheit Dantès' über die anderen Matrosen und über sich selbst erkannt; er sah in dem jungen Manne seinen Nachfolger und bedauerte, keine Tochter zu haben, um Edmond noch fester an sich zu fesseln.

Um sieben Uhr abends war alles bereit; zehn Minuten nach sieben fuhr man an dem Leuchtturm vorbei, wo eben Licht angezündet wurde.

Das Meer war ruhig, ein frischer Wind blies aus Südwest. Dantès erklärte, daß alle schlafen gehen könnten und er das Steuer übernehmen wollte.

Wenn der Malteser, so nannte man Dantès, eine solche Erklärung abgegeben hatte, so genügte das, und jeder legte sich ruhig nieder.

Dantès blieb allein, aber die Einsamkeit der Nacht war von seinen Gedanken bevölkert.

Als der Patron erwachte, lief das Schiff unter vollen Segeln. Die Insel Monte Christo stieg am Horizont immer größer auf. Edmond übergab das Schiff seinem Herrn und legte sich seinerseits nieder, aber trotz der schlaflosen Nacht konnte er kein Auge schließen. Zwei Stunden darauf kam er wieder an Deck. Man sah in dem Azur des Himmels den Gipfel von Monte Christo.

Gegen fünf Uhr abends hatte man den vollständigen Anblick der Insel und unterschied in der durchsichtigen Abendluft die geringsten Einzelheiten.

Edmond konnte die Augen nicht von dieser Felsenmasse lassen, die in allen Farben der Abenddämmerung, vom lebhaften Rosa bis zum dunklen Blau, schimmerte. Von Zeit zu Zeit stieg ihm das Blut ins Gesicht, eine Purpurwolke zog über seine Augen.

Die Nacht kam. Um zehn Uhr abends erreichte man die Insel; die »Junge Amalie« war das erste Schiff, das eintraf. Trotz seiner gewöhnlichen Selbstbeherrschung konnte Dantès nicht an sich halten; er sprang zuerst ans Ufer, und hätte er es gewagt, er hätte wie Brutus die Erde geküßt.

Die Nacht war dunkel, aber um elf Uhr erhob sich der Mond aus der Mitte des Meeres, übergoß mit seinen silbernen Strahlen die Wasserfläche und spielte um die Felsenmassen der Insel.

Die Insel war der Mannschaft der »Jungen Amalie« vertraut; das Schiff pflegte dort gewöhnlich anzulegen. Dantès war auf jeder seiner Reisen nach der Levante an der Insel vorübergefahren, war aber nie dort abgestiegen.

Er fragte Jacopo:

»Wo bringen wir die Nacht zu?«

»Nun, doch an Bord der Tartane«, antwortete der Matrose.

»Wären wir in den Grotten nicht besser aufgehoben?«

»In welchen Grotten?«

»Nun, in den Grotten der Insel.«

»Ich kenne keine Grotten«, sagte Jacopo.

»Gibt es keine Grotten auf Monte Christo?« fragte Dantès.

»Nein.«

Dantès war einen Augenblick betäubt; dann sagte er sich, daß diese Grotten in der Zwischenzeit durch ein Naturereignis verschüttet sein könnten oder daß der Kardinal Spada die Öffnung der Höhle zu größerer Vorsicht verstopft haben könnte.

Es handelte sich also darum, diese verlorengegangene Öffnung wiederzufinden. Während der Nacht zu suchen, war unnütz; Dantès verschob deshalb seine Nachforschungen auf den folgenden Tag. Zudem zeigte ein Signal vom Meere her, das die »Junge Amalie« mit einem gleichen Signale erwiderte, an, daß der Augenblick, an die Arbeit zu gehen, gekommen war.

Weiß und schweigend wie ein Gespenst erschien bald das andere Schiff und warf eine Kabellänge vom Ufer entfernt Anker.

Sofort begann der Transport.

Dantès fürchtete, durch sein Verhalten und seine Fragen Argwohn erregt zu haben, aber niemand ahnte etwas, und als Dantès am andern Morgen ein Gewehr und Munition nahm und den Wunsch äußerte, eine der zahlreichen wilden Ziegen, welche man von Felsen zu Felsen springen sah, zu erlegen, schrieb man diesen Ausflug nur der Jagdlust oder dem Verlangen nach Einsamkeit zu. Nur Jacopo wollte ihn begleiten. Dantès wollte sich dem nicht widersetzen, um nicht etwa Argwohn zu erregen. Kaum aber hatte er Gelegenheit gefunden, eine junge Ziege zu erlegen, so schickte er Jacopo mit der Beute zu den Kameraden zurück mit dem Auftrag, sie zu braten und, wenn das Mahl bereitet sei, ihm durch einen Flintenschuß ein Zeichen zu geben.

Dantès setzte seinen Weg fort, indem er sich von Zeit zu Zeit umsah. Auf der Spitze eines Felsens angekommen, sah er tausend Fuß unter sich seine Kameraden, bei denen Jacopo soeben

angekommen war und die sich schon lebhaft mit der Herrichtung des Frühstücks beschäftigten.

Zwischen zwei Felswänden folgte er einem vom Wasser ausgehöhlten Pfade, den aller Wahrscheinlichkeit nach wohl niemals ein menschlicher Fuß betreten hatte. Er hatte sich dem Orte genähert, wo seiner Vermutung nach sich die Höhlen befunden haben mußten. Während er am Ufer entlangging und auf alles genau achtete, glaubte er an einigen Felsen von Menschenhand herrührende Einschnitte zu bemerken.

Die Zeit schien diese Zeichen respektiert zu haben, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit und wahrscheinlich zu dem Zwecke, um eine Spur anzudeuten, angebracht waren. Hin und wieder aber verschwanden diese Zeichen unter blühendem Myrtengebüsch oder Flechten; er mußte dann die Zweige auseinanderbiegen oder das Moos entfernen, um sie zu finden. Die Entdeckung der Zeichen hatte ihm neue Hoffnung eingeflößt; wahrscheinlich hatte sie der Kardinal angebracht, damit sich sein Neffe nach ihnen richten könnte. Dieser einsame Ort mußte zum Vergraben eines Schatzes wohl geeignet erscheinen. Aber hatten diese Zeichen nicht andere Augen als die, für die sie bestimmt waren, auf sich gezogen, und hatte die Insel ihr Geheimnis getreulich bewahrt?

Sechzig Schritte von dem Hafen schien es Edmond, daß die Einschnitte aufhörten; aber sie endigten an keiner Grotte. Ein großer, runder Felsblock war das einzige Ziel, zu dem sie zu führen schienen. Edmond glaubte, daß er statt am Ende vielleicht am Anfang sein könnte; er ging deshalb den Weg zurück.

Unterdessen bereiteten seine Genossen das Frühstück. Gerade in dem Augenblick, als sie das Lamm von dem Spieße nahmen, bemerkten sie Edmond, der leicht und kühn wie eine Gemse von Felsen zu Felsen sprang. Sie schossen ein Gewehr ab, um ihm ein Zeichen zu geben. Der Jäger änderte sofort die Richtung und kam im Lauf auf sie zu. Alle bewunderten seine Gewandtheit und Waghalsigkeit; plötzlich sah man ihn auf dem Gipfel eines Felsens straucheln, hörte ihn einen Schrei ausstoßen, und dann war er in der Tiefe verschwunden.

Alle eilten nach der Stelle, denn sie liebten ihn alle; aber Jacopo war der erste, der bei ihm ankam.

Er fand Edmond blutig und fast ohne Besinnung; er mußte von einer Höhe von zwölf oder fünfzehn Fuß abgestürzt sein. Man flößte ihm einige Tropfen Rum ein.

Edmond öffnete die Augen, klagte über heftigen Schmerz am Knie, große Schwere im Kopf und unerträgliche Stiche im Kreuz. Man wollte ihn ans Ufer bringen, aber als man ihn anrührte, erklärte er stöhnend, daß er sich nicht kräftig genug fühle, um den Transport auszuhalten.

Er bestand darauf, daß seine Kameraden zu ihrem Frühstück zurückkehrten, er selbst brauche nur ein wenig Ruhe, und bei ihrer Rückkehr würden sie ihn wiederhergestellt finden.

Die Seeleute ließen sich nicht sehr bitten, denn sie hatten Hunger, und der Duft des Bratens drang bis zu ihnen.

Eine Stunde später kamen sie wieder. Edmond hatte sich nur etwa zehn Schritte weit nach einem moosbewachsenen Steine schleppen können, an den er sich anlehnte.

Anstatt daß die Schmerzen Dantès' sich aber gelegt hätten, schienen sie noch heftiger geworden zu sein. Der alte Patron, der am Morgen abfahren mußte, um seine Ladung an der Grenze von Piemont und Frankreich zwischen Nizza und Fréjus auszuschiffen, bestand darauf, daß Dantès aufzustehen versuchte. Dantès machte übermenschliche Anstrengungen, sank aber immer wieder klagend und bleich zurück.

»Er hat sich das Kreuz gebrochen«, sagte leise der Patron; »doch einerlei, es ist ein guter Kamerad, den wir nicht im Stich lassen dürfen. Wir wollen versuchen, ihn nach der Tartane zu tragen.«

Aber Dantès erklärte, daß er lieber auf der Stelle, wo er war, sterben wollte, als die heftigen Schmerzen ertragen, die ihm die leiseste Bewegung verursachen würde.

»Nun denn«, sagte der Patron, »komme, was wolle, aber man soll nicht sagen, daß wir einen braven Gefährten ohne Hilfe gelassen haben. Wir fahren erst heute abend.«

Dieser Vorschlag wunderte die Matrosen sehr, obgleich keiner von ihnen dagegen war. Der Patron war als sehr streng

bekannt, und es geschah zum erstenmal, daß man ihn auf ein Unternehmen verzichten oder die Ausführung verschieben sah. Dantès wollte es aber nicht zugeben, daß man seinetwegen alle Anordnungen umstieß.

»Nein«, sagte er zu dem Patron, »ich bin ungeschickt gewesen, und es ist nicht mehr als recht und billig, daß ich die Strafe für meine Ungeschicklichkeit trage. Lassen Sie mir einen kleinen Vorrat Zwieback, ein Gewehr nebst Munition, um Ziegen erlegen oder mich verteidigen zu können, und eine Hacke zurück, damit ich mir einen Unterschlupf machen kann, wenn es zu lange dauern sollte, bis ich von Ihnen abgeholt werde.«

»Du wirst aber verhungern«, entgegnete der Patron.

»Das ist mir lieber, als daß ich die unerhörten Schmerzen erdulden möchte, die mir eine einzige Bewegung verursacht«, antwortete Dantès.

Der Patron wandte sich nach der Seite, wo das Schiff sich in dem kleinen Hafen schaukelte.

»Was sollen wir denn nun machen, Malteser?« fragte er. »Wir können dich hier nicht so im Stich lassen, können aber auch nicht hierbleiben.«

»Fahren Sie, fahren Sie!« rief Dantès.

»Wir werden mindestens acht Tage fortbleiben«, sagte der Patron, »und dann müßten wir auch noch einen Umweg machen, um dich abzuholen.«

»Hören Sie«, antwortete Dantès; »wenn Sie in den nächsten zwei oder drei Tagen ein Fischerfahrzeug oder dergleichen treffen, das in diese Gegend kommt, so schicken Sie es zu mir; ich gebe fünfundzwanzig Piaster für meine Rückkehr nach Livorno. Treffen Sie keins, so kommen Sie zurück.«

Der Patron schüttelte den Kopf.

»Hören Sie, Patron Baldi«, meinte Jacopo; »ich weiß ein Mittel; fahren Sie ab, und ich bleibe bei dem Verwundeten, um ihn zu pflegen.«

»Du wolltest auf deinen Gewinnanteil verzichten, um bei mir zu bleiben?« fragte Edmond.

»Jawohl, ohne daß es mir leid tut.«

»Du bist ein braver Kerl, Jacopo«, entgegnete Edmond; »Gott wird dir deinen guten Willen lohnen; aber ich brauche niemand, ein oder zwei Tage Ruhe werden mich wiederherstellen, und ich hoffe, hier zwischen den Felsen Kräuter gegen Quetschungen zu finden.«

Ein eigenes Lächeln glitt dabei über Dantès' Lippen; er drückte Jacopo warm die Hand, blieb aber bei seinem Entschlusse, allein zu bleiben.

Die Schleichhändler ließen bei Edmond, was er verlangte, zurück und entfernten sich, indem sie sich häufig umdrehten und ihm herzlich Lebewohl zuwinkten, worauf er nur mit einer Handbewegung antwortete, als ob er den übrigen Körper nicht bewegen könnte.

Sonderbar, sagte sich Edmond, als sie verschwunden waren, daß man gerade unter solchen Menschen Beweise von Freundschaft und Liebe findet!

Dann kroch er vorsichtig bis zur Spitze des Felsens und sah von da, wie die Tartane sich zur Fahrt fertigmachte, den Anker lichtete, sich anmutig wie eine Möwe vor dem Flug schaukelte und abfuhr. Nach einer Stunde war sie vollständig verschwunden; wenigstens konnte er sie von dem Ort, wo er sich befand, nicht mehr sehen.

Da erhob sich Dantès leicht und gewandt, nahm seine Flinte in die eine, die Hacke in die andere Hand und eilte nach dem Felsen, wo die Einschnitte endeten.

»Und jetzt«, rief er, indem er an die Geschichte von dem arabischen Fischer dachte, die ihm Faria erzählt hatte, »Sesam, öffne dich!«

Gold

Es war im Monat Mai, die Sonne war ungefähr auf dem Drittel ihrer Höhe angelangt und warf ihre warmen und belebenden Strahlen auf die Felsen; Tausende von Grillen ließen ihr eintöniges Geräusch vernehmen, die Blätter der Myrten und Oliven-

bäume bewegten sich zitternd, und bei jedem Schritt, den Edmond auf dem erwärmten Granit tat, scheuchte er schillernde Eidechsen auf; an den entfernten Abhängen sprangen wilde Ziegen; die ganze Insel war belebt, und doch fühlte sich Edmond allein in Gottes Hand.

Er empfand etwas wie Furcht, und das Gefühl war so stark, daß er in dem Augenblick, da er sich ans Werk machen wollte, innehielt, die Hacke niederstellte, sein Gewehr nahm und noch einmal den höchsten Felsen der Insel bestieg und einen Blick auf seine Umgebung warf.

Die Brigantine, die mit Tagesanbruch aufgebrochen war, war im Begriff zu verschwinden; die Tartane fuhr in der entgegengesetzten Richtung und schickte sich an, Korsika zu umsegeln. Dieser Anblick beruhigte Edmond.

Dann richtete er seinen Blick auf die nächste Umgebung. Kein Mensch war um ihn her sichtbar, keine Barke, nichts als das azurne Meer, das silbern gegen den Strand schäumte.

Schnell, aber vorsichtig stieg er von dem Gipfel herunter; er fürchtete, daß ihm ein solcher Unfall, wie er ihn so geschickt geheuchelt hatte, im Ernst zustoßen könnte.

Dantès war, wie gesagt, den Weg, den die Einschnitte in den Felsen andeuteten, zurückgegangen und war nach einer Art kleinen versteckten Hafens gelangt. Dieser kleine Hafen war am Eingang ziemlich breit und in der Mitte ziemlich tief, so daß ein kleines Fahrzeug in ihn einfahren und darin versteckt bleiben konnte. Dantès schloß nun, daß der Kardinal Spada, um unbemerkt zu bleiben, in diesen Hafen eingelaufen sei, dort sein Schiff versteckt, den von den Einschnitten angezeigten Weg verfolgt und am Ende desselben seinen Schatz vergraben habe.

Diese Vermutung führte Dantès zu dem runden Felsen zurück.

Aber wie hatte man ohne gewaltige Kraftaufwendung diesen Felsblock in die Höhe bringen können?

Plötzlich kam Dantès der Gedanke, daß man den Stein, statt ihn von unten in die Höhe zu heben, von oben nach unten

gebracht haben könnte. Er stieg deshalb auf den Stein, suchte oben nach seiner früheren Lage und sah in der Tat bald, daß eine kleine Rutschbahn gemacht worden war, auf der der Block bis zu der Stelle, wo er sich befand, heruntergeglitten sein mußte; ein anderer Block hatte ihm als Keil gedient, die Steine waren sorgfältig wieder hingelegt und Erde war über die Stelle gestreut worden, um jede Spur der Arbeit verschwinden zu lassen; die Stelle war bald von Moos und Pflanzen bedeckt worden, und der alte Felsen schien an den Boden gelötet zu sein.

Dantès hob vorsichtig die Erde und glaubte diese sinnreiche Arbeit zu erkennen.

Dann begann er mit seiner Hacke diese natürliche Zwischenmauer anzugreifen.

Nach einer Arbeit von zehn Minuten gab die Mauer nach, und ein Loch war geöffnet, so groß, daß man den Arm hineinstecken konnte.

Dantès schlug den stärksten Olivenbaum um, den er finden konnte, schnitt die Zweige ab, steckte ihn in das Loch und benutzte ihn als Hebel.

Aber der Block war zu schwer und zu fest verrammt, als daß ihn menschliche Kraft, selbst die eines Herkules, zu bewegen vermocht hätte.

Dantès mußte den unteren als Keil dienenden Stein zuerst entfernen. Aber womit?

Er sah sich um, wie Leute tun, die in Verlegenheit sind. Da fiel sein Auge auf ein mit Pulver gefülltes Horn, das ihm sein Freund Jacopo zurückgelassen hatte.

Mittels seiner Hacke machte er nun zwischen dem oberen und dem unteren Felsblock ein Loch, füllte es mit Pulver, drehte sein Taschentuch zusammen, machte mit Hilfe des Salpeters eine Lunte daraus und zündete sie an. Dann entfernte er sich.

Die Explosion ließ nicht auf sich warten; der obere Block wurde gehoben und der untere zersprengt. Durch die kleine, von Dantès gemachte Öffnung entschlüpfte ein ganzer Schwarm von Insekten und eine riesige Natter.

Dantès trat näher; der obere, nicht mehr gestützte Block neigte sich nach unten. Dantès suchte die geeignetste Stelle hinter ihm und setzte mit gewaltiger Anstrengung den Hebel an. Der Felsen wankte, gab endlich nach, überschlug sich, sprang ab und stürzte ins Meer. Er hatte eine kreisförmige Stelle bloßgelegt, und Dantès sah eine viereckige Steinplatte, in deren Mitte ein eiserner Ring angebracht war.

Er stieß einen Schrei der Freude und Verwunderung aus. Er wollte weiterarbeiten, aber die Beine zitterten ihm, und das Herz klopfte ihm so heftig, daß er innehalten mußte.

Das dauerte aber nur eine Sekunde, dann steckte Edmond seinen Hebel in den Ring, hob die eingelassene Platte und sah eine Art steile Treppe, die in das Dunkel einer Grotte führte.

Ein anderer wäre außer sich vor Freude die Treppe hinabgeeilt, aber Dantès hielt inne.

Laß sehen, sagte er zu sich, bewähre dich als Mann, der an Unglück gewöhnt ist; laß dich nicht durch eine Enttäuschung niederschlagen! Das Herz bricht, wenn es sich in der Wärme der Hoffnung zu weit ausgedehnt hat und dann wieder in die Kälte der Wirklichkeit zurückkommt. Faria hat geträumt; der Kardinal Spada hat in dieser Höhle nichts vergraben, ist vielleicht nie hierhergekommen, oder wenn auch, so ist Cesare Borgia, der kühne Abenteurer und unersättliche Räuber, ihm nachgekommen, hat die Spur entdeckt, ist denselben Zeichen gefolgt wie ich, hat den Stein gehoben, ist vor mir hinabgestiegen und hat mir nichts zum Mitnehmen übriggelassen!

Er blieb einen Augenblick unbeweglich, nachdenkend stehen, den Blick auf die Öffnung gerichtet. Dann fuhr er fort:

Aber jetzt, da ich auf nichts mehr rechne, da ich mir gesagt habe, daß es Wahnsinn sei, noch Hoffnung zu hegen, ist die Fortsetzung dieses Abenteuers für mich eine Sache der Neugier, nichts weiter!

Er stand noch immer sinnend da.

»Hinunter!« sagte er dann. Und mit dem Lächeln des Zweifels auf den Lippen und das letzte Wort menschlicher Weisheit: »Vielleicht!« murmelnd, stieg er hinab.

Statt der erwarteten Finsternis sah Dantès ein bläuliches Licht; Luft und Licht drangen nicht nur durch die von ihm gemachte Öffnung, sondern auch durch von außen unsichtbare Felsenrisse.

Nach einigen Sekunden Aufenthalt in dieser Höhle, deren Temperatur nach den warmen Sonnenstrahlen draußen sehr angenehm war, vermochte Dantès mit seinem an die Finsternis gewöhnten Auge in die fernsten Winkel zu blicken. Die Höhlenwände bestanden aus rötlichgelbem Granit, der wie Diamanten flimmerte.

»Ach«, meinte Dantès lächelnd; »das werden jedenfalls die vom Kardinal hinterlassenen Schätze sein!«

Aber er erinnerte sich der Worte des Testaments: »In dem entlegensten Winkel der zweiten Höhle.«

Die zweite Höhle, deren Öffnung er suchte, mußte nach dem Innern der Insel gehen. Dantès untersuchte die Steine und klopfte an eine der Wände, wo er die Öffnung vermutete, die jedenfalls zur Vorsicht unkenntlich gemacht worden war.

Die Hacke tönte einen Augenblick und entlockte dem Felsen einen matten Ton. Endlich schien es ihm, als ob die Granitwand mit einem dumpferen und tieferen Echo antwortete; er prüfte mit dem Auge die Wand und erkannte mit dem Scharfsinn des Gefangenen, was kein anderer vielleicht erkannt hätte, daß dort eine Öffnung sein müsse.

Um sich indessen keine unnütze Arbeit zu machen, prüfte Dantès erst die anderen Wände mit der Hacke, untersuchte den Boden mit dem Gewehrkolben und kratzte an verschiedenen Stellen den Sand fort; da er aber nichts entdeckte, kehrte er zu der Stelle an der Wand zurück.

Er schlug von neuem mit der Hacke zu und stärker als das erstemal. Da sah er etwas Seltsames: unter den Schlägen der Hacke löste sich eine Art Anwurf ab und legte einen weißlichen weichen Stein bloß. Man hatte die Öffnung des Felsens mit einer anderen Steinart verschlossen, dann einen Anwurf darüber angebracht und diesem Anwurf die Farbe und das Aussehen des Granits gegeben.

Dantès klopfte nun mit der spitzen Seite der Hacke, und sie drang einen Zoll tief in das Mauerwerk ein. Dort mußte er nachgraben.

Aber – sonderbares Geheimnis der menschlichen Natur! – je zahlreicher die Beweise wurden, daß Faria sich nicht getäuscht hatte, desto stärker wurden in ihm Zweifel und Mutlosigkeit. Die Hacke entglitt fast seinen Händen; er stellte sie auf den Boden, wischte sich den Schweiß von der Stirn und stieg wieder an das Tageslicht hinauf. Er redete sich ein, er müsse nachsehen, ob ihm niemand nachspüre; in Wahrheit bedurfte er der Luft, weil er nahe daran war, ohnmächtig zu werden.

Die Insel lag verlassen in der Sonnenglut da. In der Ferne spannten kleine Fischerbarken ihre Flügel auf dem saphirblauen Meere.

Dantès hatte noch nichts genossen, aber er dachte nicht an Essen, trank einige Schluck Rum und kehrte wieder in die Höhle zurück.

Die Hacke, die ihm vorhin so schwer erschien, war wieder leicht geworden; er nahm sie wie eine Feder auf und machte sich wieder an die Arbeit.

Nach einigen Schlägen bemerkte er, daß die Steine nicht vermauert, sondern bloß aufeinandergelegt und dann mit dem Anwurf überzogen waren; er steckte die Hacke in eine der Spalten, drückte auf den Stiel und sah mit Freude den Stein zu seinen Füßen fallen.

Von nun ab brauchte Dantès nur einen Stein nach dem andern mit der Spitze der Hacke an sich zu ziehen, und sie rollten neben den ersten zu seinen Füßen.

Dantès hätte bereits durch die erste Öffnung eintreten können, aber indem er es noch einige Augenblicke verschob, verschob er die Gewißheit und konnte sich noch an die Hoffnung halten.

Endlich trat er nach nochmaligem Zögern aus der ersten Höhle in die zweite.

Die zweite Höhle war niedriger und finsterer als die erste, die Luft war erstickend. Dantès ließ erst die äußere Luft eine Zeitlang eindringen und trat dann wieder ein.

Links vom Eingang war ein tiefer, finsterer Winkel. Dantès, für dessen Auge es keine Dunkelheit gab, sah forschend umher: die zweite Höhle war leer wie die erste.

Wenn der Schatz existierte, mußte er in diesem finstern Winkel vergraben sein. Zwei Fuß Erde lagen für Dantès zwischen der höchsten Freude und der tiefsten Verzweiflung.

Er schritt nach dem Winkel und begann den Boden zu bearbeiten. Beim fünften oder sechsten Hackenschlage ertönte Eisen auf Eisen. Wäre Dantès auf nichts getroffen, er wäre jedenfalls nicht bleicher geworden.

Er schlug etwas seitwärts von der Stelle und traf auf denselben Widerstand; der Klang aber war ein anderer.

»Es ist ein Holzkoffer mit Eisenbeschlag«, sagte er

In diesem Augenblick huschte ein Schatten durch die Höhle. Dantès ließ seine Hacke fallen, ergriff sein Gewehr und eilte durch die Öffnung nach dem Ausgang.

Eine wilde Ziege war über den ersten Eingang der Höhle gesprungen und graste einige Schritte abwärts.

Dies war für Dantès eine schöne Gelegenheit, sich ein Mittagsmahl zu verschaffen, aber er fürchtete, daß der Schuß jemanden herbeilocken könnte.

Er überlegte einen Augenblick, schnitt dann einen harzreichen Baum ab, ging nach dem noch brennenden Feuer, an dem die Schleichhändler ihr Frühstück gekocht hatten, zündete seine Fackel an und kehrte damit zurück.

Er wollte nichts von dem, was sich seinen Augen bieten würde, verlieren.

Er näherte die Fackel dem formlosen, unvollendeten Loche und erkannte, daß er sich nicht getäuscht hatte: seine Schläge hatten abwechselnd Eisen und Holz getroffen.

Er steckte die Fackel in die Erde und machte sich wieder an die Arbeit.

Im nächsten Augenblick war ein etwa drei Fuß langes und zwei Fuß breites Loch gemacht, und Dantès konnte einen mit ziselierten Eisenbändern beschlagenen Koffer erkennen. In der Mitte des Deckels glänzte auf einer Silberplatte das Wappen der

Familie Spada, ein ovales Schild mit Schwert und darüber ein Kardinalshut.

Dantès erkannte es leicht; hatte doch der Abbé Faria es ihm oft genug gezeichnet.

Jetzt war kein Zweifel mehr, der Schatz war wirklich da; man hätte nicht soviel Vorsicht angewandt, um einen leeren Koffer an diese Stelle zu bringen.

In einem Augenblick waren die Seiten des Koffers vollständig freigelegt, und Dantès sah nach und nach das zwischen zwei Vorhängeschlössern befindliche Mittelschloß und die Henkel an den Seitenwänden; alles dies war ziseliert, wie man in jener Epoche, da die Kunst die gewöhnlichsten Metalle kostbar machte, ziselierte.

Dantès erfaßte den Koffer an den Henkeln und versuchte ihn aufzuheben; es war unmöglich.

Er versuchte, ihn zu öffnen; Schloß und Vorlegeschlösser waren verschlossen, die treuen Wächter schienen ihren Schatz nicht herausgeben zu wollen.

Dantès zwängte die scharfe Seite der Hacke zwischen Koffer und Deckel und drückte auf den Stiel; der Deckel knarrte und sprang auf.

Ein Fieber ergriff Dantès; er nahm sein Gewehr, lud es und stellte es neben sich. Zuerst schloß er die Augen, dann öffnete er sie wieder und war geblendet.

Der Koffer bestand aus drei Abteilungen.

In der ersten glänzten rötlich-gelbe Goldtaler.

In der zweiten schlecht polierte, in guter Ordnung nebeneinander liegende Barren, die vom Golde nur das Gewicht und den Wert hatten.

Aus der dritten endlich, die halb voll war, hob Dantès Hände voll Diamanten, Perlen, Rubine, die, in funkelndem Strome zurückfallend, ein Geräusch machten, wie wenn der Hagel gegen die Fenster schlägt.

Nachdem Dantès mit zitternden Händen das Gold betastet und in den Edelsteinen gewühlt hatte, erhob er sich und rannte durch die Höhlen wie jemand, der dem Wahnsinn nahe ist. Er

sprang auf einen Felsen, von wo er das Meer sehen konnte, und bemerkte nichts; er war allein, ganz allein mit dem unberechenbaren, unerhörten, fabelhaften Reichtum, der ihm gehörte. Doch träumte er oder wachte er?

Er mußte sein Gold noch einmal sehen, und doch fühlte er, daß er in diesem Augenblick nicht die Kraft hatte, den Anblick des Schatzes zu ertragen. Einen Augenblick hielt er sich mit beiden Händen den Kopf, dann stürzte er fort über die Insel und scheuchte die wilden Ziegen und die Seevögel durch sein Schreien und seine wilden Bewegungen auf. Er gelangte wieder an den Eingang, stürzte durch die erste Höhle in die zweite und befand sich wieder vor dem Haufen von Gold und Diamanten.

Diesmal fiel er auf die Knie, preßte beide Hände krampfhaft auf sein klopfendes Herz und stieß ein Gebet hervor, das Gott allein verständlich war.

Bald fühlte er sich ruhiger und begann jetzt an sein Glück zu glauben.

Nun fing er an, sein Vermögen zu zählen; es waren tausend Barren Gold, jeder von zwei bis drei Pfund; dann häufte er fünfundzwanzigtausend Goldtaler, alle mit dem Bildnisse des Papstes Alexander VI. und seiner Vorgänger, auf, wovon jeder achtzig Franken wert sein konnte, und er bemerkte, daß das Fach erst halb leer war; endlich maß er zehnmal seine beiden Hände voll Perlen, Edelsteine und Diamanten, von denen viele von den ersten Goldschmieden der Epoche aufs kunstvollste gefaßt waren.

Dantès sah allmählich den Tag zur Neige gehen. Er fürchtete, überrascht zu werden, wenn er in der Höhle bliebe, und verließ sie mit dem Gewehr in der Hand. Ein Stück Zwieback und einige Schluck Wein waren sein Abendessen. Dann setzte er den Stein wieder ein, legte sich auf ihn und schlief einige Stunden, indem er den Eingang zur Höhle mit seinem Leibe deckte.

Der Tag kam; Dantès erwartete ihn schon lange mit offenen Augen. Bei den ersten Strahlen erhob er sich und stieg wie am Tage vorher auf den höchsten Felsen der Insel, um Ausschau zu halten; wie am Tage vorher war alles einsam.

Edmond kehrte zurück, hob den Stein, füllte seine Taschen mit Edelsteinen, schloß den Koffer wieder, so gut es ging, bedeckte ihn mit Erde, stampfte die Erde mit den Füßen fest und warf Sand auf die Stelle, so daß sie dem übrigen Boden glich. Dann verließ er die Höhle, fügte die Platte wieder ein und bedeckte sie mit Steinen verschiedener Größe. Die Zwischenräume füllte er mit Erde aus und pflanzte Myrten und Heidekraut hinein, begoß die Pflanzen, damit es aussähe, als ob sie stets an der Stelle gestanden hätten, verwischte die Spuren seiner Tritte und erwartete voll Ungeduld die Rückkehr seiner Gefährten. Jetzt durfte er keine Zeit mehr damit verlieren, sich an der Betrachtung seines Schatzes zu weiden; jetzt mußte er ins Leben, unter die Menschen zurückkehren und in der Gesellschaft den Rang einnehmen und den Einfluß und die Macht ausüben, die der Reichtum, die größte Kraft, über die der Mensch verfügt, seinem Besitzer verleiht.

Die Schmuggler kamen am sechsten Tage zurück. Dantès erkannte die »Junge Amalie« von weitem, schleppte sich wie der verwundete Philoktet nach dem Hafen, und als seine Gefährten ankamen, teilte er ihnen, obwohl immer noch klagend, mit, daß er sich merklich besser fühle. Dann hörte er den Bericht ihrer Abenteuer an. Ihr Unternehmen war ihnen allerdings gelungen, aber kaum hatten sie ihre Ladung gelöscht, so waren sie benachrichtigt worden, daß ein zu Toulon stationiertes Wachtschiff den Hafen verlassen habe und auf sie zukäme. Sie waren dann mit vollen Segeln auf und davon gegangen, wobei sie bedauerten, daß Dantès, der dem Schiffe eine so viel größere Geschwindigkeit zu geben verstand, nicht da war, um es zu führen. In der Tat hatten sie bald das Fahrzeug auf der Jagd nach ihnen bemerkt, aber unter dem Schutze der Nacht waren sie entwischt.

Die Reise war nicht schlecht gewesen, und alle, besonders aber Jacopo, bedauerten, daß Dantès nicht von der Partie gewesen war und nicht auch seinen Teil von dem Gewinn erhalten hatte, der sich für den Mann auf fünfzig Piaster belief.

Edmond ließ sich nichts anmerken; er lächelte nicht einmal bei der Aufzählung der Vorteile, an denen er teilgenommen haben würde, wenn er die Insel hätte verlassen können; und da die »Junge Amalie« nur nach Monte Christo gekommen war, um ihn abzuholen, so schiffte er sich an demselben Abend ein und folgte dem Patron nach Livorno.

In Livorno ging er zu einem Juden und verkaufte vier seiner kleinsten Diamanten für je fünftausend Franken. Der Jude hätte sich erkundigen können, wie ein Matrose in den Besitz solcher Wertsachen käme, aber er hütete sich wohl, denn er verdiente an jedem tausend Franken.

Am folgenden Tage kaufte er eine ganz neue Barke, die er Jacopo gab nebst hundert Piastern, um eine Mannschaft anzuwerben, und das unter der Bedingung, daß Jacopo nach Marseille ginge und sich nach einem Greise namens Louis Dantès, der in den Allées de Meilhan wohnte, und nach einem jungen Mädchen im Dorfe der Katalonier namens Mercedes erkundige.

Jetzt war es Jacopo, der glaubte, daß er träume. Edmond erzählte ihm dann, daß er aus Laune und weil ihm seine Familie das Geld zu seinem Unterhalt verweigerte, Seemann geworden sei; bei der Ankunft in Livorno habe er aber die Erbschaft eines Onkels erhoben, der ihn zum einzigen Erben eingesetzt habe. Die Bildung Dantès' ließ diese Erzählung so glaubhaft erscheinen, daß Jacopo keinen Augenblick daran zweifelte, daß sein früherer Gefährte ihm die Wahrheit gesagt habe.

Da andererseits Edmonds Engagement an Bord der »Jungen Amalie« abgelaufen war, so nahm er Abschied von dem Seemann, der ihn zuerst zurückzuhalten suchte, nachdem er aber die Geschichte von der Erbschaft gehört hatte, die Hoffnung aufgab, seinen früheren Matrosen umzustimmen.

Am anderen Tage fuhr Jacopo nach Marseille ab; er sollte Edmond auf Monte Christo wiedertreffen.

An demselben Tage reiste Dantès ab, ohne das Ziel seiner Reise zu nennen; er hatte sich von der Mannschaft der »Jungen Amalie« mit einem glänzenden Trinkgeld verabschiedet und dem Patron versprochen, einmal von sich hören zu lassen.

Dantès ging nach Genua.

In dem Augenblick, da er ankam, probierte man eine kleine Jacht. Diese Jacht war von einem Engländer bestellt, der gehört hatte, daß die Genueser die besten Schiffbauer des Mittelländischen Meeres seien, und eine in Genua gebaute Jacht haben wollte. Der Engländer sollte vierzigtausend Franken bezahlen. Dantès bot sechzigtausend, unter der Bedingung, daß ihm das Fahrzeug noch an demselben Tage übergeben werde. Der Engländer war nach der Schweiz gereist und wollte erst in drei bis vier Wochen wiederkommen, um das Schiff in Empfang zu nehmen. Der Schiffbauer glaubte noch Zeit zu haben, ein anderes fertigzustellen. Dantès führte den Schiffbauer zu einem Juden, ging mit ihm in den hinteren Laden, und der Jude zahlte dem Schiffbauer sechzigtausend Franken aus.

Der Schiffbauer bot Dantès seine Dienste an, um ihm eine Mannschaft zu besorgen; Dantès aber dankte, indem er sagte, daß er die Gewohnheit habe, allein zu reisen, und daß er nichts weiter wünsche, als daß in der Kajüte am Kopfende des Betts ein geheimer Schrank mit drei gleichfalls geheimen Abteilungen angebracht würde, wozu er die Maße angab.

Der Schrank war am folgenden Tage angebracht. Zwei Stunden später verließ Dantès den Hafen von Genua; eine Menge Neugieriger hatte sich angesammelt, die den vornehmen Spanier sehen wollten, der die Gewohnheit hatte, allein Seereisen zu machen.

Mit Hilfe des Steuerruders und ohne daß er es nötig hatte, es zu verlassen, ließ Dantès sein Schiff alle gewünschten Bewegungen machen. Man hätte das Schiff für ein vernünftiges Wesen halten können, das bereit war, jedem gegebenen Antrieb zu gehorchen, und Dantès gestand sich, daß die Genueser ihren Ruf als erste Schiffbauer der Welt verdienten.

Am Ende des zweiten Tages kam Dantès bei der Insel Monte Christo an; das Schiff war ein vorzüglicher Segler und hatte die

Entfernung in fünfunddreißig Stunden zurückgelegt. Dantès hatte die Küste vollständig erkundet, und anstatt in dem gewöhnlichen Hafen anzulegen, warf er in der kleinen versteckten Bucht Anker.

Die Insel war vollständig verlassen, niemand schien sie nach Dantès' Abreise betreten zu haben. Er begab sich zu seinem Schatze. Alles war noch in demselben Zustand, wie er es verlassen hatte.

Am folgenden Tage brachte er sein ungeheures Vermögen an Bord der Jacht und verschloß es in den drei Fächern des geheimen Schrankes.

Dantès wartete noch acht Tage. Während dieser Zeit fuhr er mit der Jacht um die Insel herum, studierte sie wie ein Reiter sein Pferd und kannte nach Ablauf der acht Tage alle ihre Vorzüge und Mängel; er versprach sich, die ersteren noch zu erhöhen und den letzteren abzuhelfen.

Am achten Tage sah Dantès ein kleines Fahrzeug mit vollen Segeln auf die Insel zukommen und erkannte die Barke Jacopos. Er gab ein Zeichen, das Jacopo beantwortete, und zwei Stunden darauf lag die Barke neben der Jacht.

Auf beide von Edmond gestellte Fragen erfolgte eine traurige Antwort.

Der alte Dantès war tot. Mercedes war verschwunden.

Edmond hörte diese Nachrichten mit ruhigem Gesicht an, stieg aber sogleich ans Land und verbot, daß ihm irgend jemand dahin folge.

Zwei Stunden darauf kam er zurück. Zwei Mann von Jacopos Barke gingen auf die Jacht, um beim Manövrieren behilflich zu sein, und er gab den Befehl, nach Marseille zu fahren. Den Tod seines Vaters hatte er vorausgesehen; aber was war aus Mercedes geworden?

Eines Morgens fuhr die Jacht, von der kleinen Barke gefolgt, in den Marseiller Hafen ein und machte gerade gegenüber dem Orte halt, wo Dantès an jenem verhängnisvollen Abend nach dem Château d'If eingeschifft worden war.

Nicht ohne Bangen sah Dantès in dem Sanitätsboot einen

Gendarmen auf sich zukommen. Er überreichte ihm einen englischen Paß, den er in Livorno gekauft hatte, und konnte ohne Schwierigkeiten ans Land gehen.

Der erste Mensch, den Dantès bemerkte, als er den Fuß ans Land setzte, war einer der Matrosen des »Pharao«. Er ging direkt auf den Mann zu, der unter ihm gedient hatte. So bot sich ihm eine vortreffliche Gelegenheit, sich von der Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, zu überzeugen. Dantès stellte mehrere Fragen, die der Matrose beantwortete, ohne daß seine Worte oder sein Gesicht im geringsten andeuteten, daß er sich erinnere, den Mann, mit dem er sprach, je gesehen zu haben.

Dantès gab dem Matrosen zum Dank für seine Auskunft ein Geldstück; einen Augenblick darauf hörte er den Mann ihm nacheilen.

Dantès wandte sich um.

»Entschuldigen Sie, Herr«, sagte der Matrose, »aber Sie haben sich jedenfalls geirrt; Sie werden geglaubt haben, mir ein Vierzigsousstück zu geben, und haben mir einen Doppelnapoleon gegeben.«

»In der Tat, Freund«, antwortete Dantès, »ich hatte mich geirrt; da aber Eure Ehrlichkeit einen Lohn verdient, so ist hier noch einer, den ich Euch anzunehmen bitte, um mit Euren Kameraden auf mein Wohl zu trinken.«

Der Matrose sah Dantès mit solchem Erstaunen an, daß er nicht einmal daran dachte, sich zu bedanken.

»Das ist irgendein Nabob, der von Indien kommt«, sagte er, indem er ihm nachsah.

Dantès setzte seinen Weg fort; jeder Schritt, den er machte, ließ sein Herz erbeben; alle Erinnerungen der Kindheit, unauslöschliche, ewig der Seele gegenwärtige Erinnerungen erstanden vor ihm. Als er sich den Allées de Meilhan näherte, fühlte er seine Knie wanken, und er wäre beinahe unter die Räder eines Wagens geraten. Endlich war er vor dem Hause, das sein Vater einst bewohnte. Die Wildreben und Kapuzinerpflanzen waren aus der Mansarde verschwunden, wo der Alte sie früher so sorgfältig am Spalier gepflegt hatte.

Er lehnte sich an einen Baum und stand einige Zeit in Gedanken versunken da, die obersten Stockwerke dieses armseligen Hauses betrachtend. Endlich überschritt er die Schwelle, fragte, ob nicht im Hause eine Wohnung zu vermieten sei, und obgleich keine Wohnung frei war, bestand er doch so hartnäckig darauf, die im fünften Stockwerk anzusehen, daß der Hausmeister hinaufging und die Inhaber der Wohnung von seiten eines Fremden um die Erlaubnis bat, die zwei kleinen Zimmer, aus denen die Wohnung bestand, ansehen zu dürfen. Die Bewohner waren ein junger Mann und eine junge Frau, die erst vor acht Tagen geheiratet hatten.

Als Dantès diese beiden jungen Leute sah, seufzte er tief auf.

Übrigens erinnerte Dantès nichts mehr an die Wohnung seines Vaters; nicht einmal die Tapete war geblieben, nur die Mauern waren die gleichen.

Dantès betrachtete das Bett, das an derselben Stelle stand wie das des früheren Mieters. Obwohl er sich bezwang, wurden seine Augen naß; auf dieser Stelle war der Greis mit dem Namen seines Sohnes auf den Lippen gestorben.

Die beiden jungen Leute betrachteten mit Verwunderung diesen Mann mit dem ernsten Gesicht, über dessen Wangen zwei große Tränen liefen, ohne daß er das Gesicht verzog. Doch die jungen Leute richteten keine Fragen an den Unbekannten. Sie zogen sich zurück, um ihn in Ruhe weinen zu lassen, und als er ging, begleiteten sie ihn und sagten ihm, daß er wiederkommen könne, wann er wolle, und daß ihr armes Heim ihn immer gern aufnehmen werde.

In dem Stockwerk darunter blieb Edmond vor einer Tür stehen und fragte den Hausmeister, ob der Schneider Caderousse noch immer hier wohne. Aber der Hausmeister antwortete, daß Caderousse schlechte Geschäfte gemacht habe und jetzt eine kleine Herberge an der Straße von Bellegarde nach Beaucaire halte.

Dantès ging nach unten, fragte nach der Adresse des Hauseigentümers und begab sich zu ihm. Er ließ sich unter dem Namen Lord Wilmore, auf den sein Paß lautete, anmelden und kaufte das Haus in den Allées de Meilhan für fünfundzwanzig-

tausend Franken; das waren mindestens zehntausend Franken mehr, als es wert war. Aber Dantès hätte es mit einer halben Million bezahlt, wenn man soviel gefordert hätte.

Noch am nämlichen Tage wurde den jungen Leuten im fünften Stock von dem Notar, der den Kontrakt aufgesetzt hatte, mitgeteilt, daß der neue Besitzer ihnen die Wahl unter allen Wohnungen im Hause lasse, ohne den Mietspreis zu erhöhen, unter der Bedingung, daß sie ihm die beiden von ihnen bewohnten Zimmer abträten.

Dieses sonderbare Ereignis beschäftigte die Leute in den Allées de Meilhan länger als acht Tage und veranlaßte tausend Vermutungen.

Was aber vor allem die Köpfe verwirrte, war, daß man am selben Abend den Mann, den man in das Haus in den Allées de Meilhan hatte eintreten sehen, nach dem Dörfchen der Katalonier hinausgehen sah. Dort trat er in ein armseliges Fischerhaus, wo er über eine Stunde blieb und sich nach mehreren Personen erkundigte, die tot oder seit mehr als fünfzehn oder sechzehn Jahre verschwunden waren.

Am andern Morgen erhielten die Leute, bei denen er eingetreten war, um alle diese Fragen zu tun, als Geschenk eine ganz neue, mit zwei Schlepp- und einem Sacknetze ausgerüstete Barke.

Die braven Leute hätten dem freigebigen Fremden gern danken wollen; aber man hatte beobachtet, wie er nach seinem Besuch im Dorfe einem Matrosen einige Befehle gegeben hatte, dann zu Pferde gestiegen war und Marseille durch das Aixer Tor verlassen hatte.

Die Herberge vom Pont du Gard

Auf der Landstraße zwischen Beaucaire und Bellegarde liegt an der rechten Seite, mit der Rückseite nach der Rhône zu, eine kleine Herberge, deren beim geringsten Winde knarrendes Schild eine groteske Darstellung des Pont du Gard trägt.

Seit sieben bis acht Jahren waren die Inhaber dieser kleinen Herberge ein Mann und eine Frau, die als ganzes Gesinde eine Magd Trinette und einen Stallburschen Pacaud hatten. Diese beiden genügten vollständig zur Besorgung der Wirtschaft, seitdem ein Kanal von Beaucaire nach Aiguemortes gebaut war, der der Landstraße den Frachtverkehr entzog.

Der Inhaber der Herberge war ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren; groß, trocken und nervig, war er mit seinen tiefliegenden glänzenden Augen, der Adlernase und den weißen Raubtierzähnen ein richtiger Südländer. Sein Haupthaar und der Bart, der sein Gesicht umrahmte, waren dicht und kraus und kaum mit einigen weißen Fäden durchzogen. Seine von Natur braune Gesichtsfarbe hatte sich noch mit einer neuen braunen Schicht belegt, infolge der Gewohnheit, die der arme Teufel angenommen hatte, vom Morgen bis zum Abend auf der Schwelle zu stehen und auszuschauen, ob nicht zu Fuß oder zu Wagen irgendein Gast komme, eine Erwartung, die fast immer getäuscht wurde. Während er Ausschau hielt, hatte sein Gesicht gegen die brennende Sonne keinen anderen Schutz als ein um den Kopf gebundenes rotes Taschentuch. Dieser Mann war unser alter Bekannter Gaspard Caderousse.

Seine Frau war eine blasse, magere und kränkliche Person, die in der Gegend von Arles geboren war. Ihr Gesicht, das noch Spuren der traditionellen Schönheit ihrer Landsmänninnen zeigte, verfiel immer mehr, da sie fast beständig an einem der in jener Gegend so häufigen Fieber litt. Sie hielt sich deshalb fast immer fröstelnd in ihrem Zimmer im ersten Stock auf, wo sie entweder im Lehnstuhl oder im Bett saß, während ihr Mann an der Tür Schildwache stand, ein Posten, den er um so lieber einnahm, als jedesmal, wenn er mit seiner reizbaren besseren Hälfte zusammen war, diese ihn mit ihren ewigen Klagen gegen das Schicksal verfolgte. Er antwortete auf diese Klagen gewöhnlich nur mit den philosophischen Worten:

»Schweig, Gott will es so.«

Caderousse hatte sich, seiner Gewohnheit gemäß, wieder einen Teil des Morgens vor der Tür aufgehalten, wo er seinen

melancholischen Blick von einem kleinen dürren Rasenfleck, wo einige Hühner scharrten, bis zu den beiden Enden der Landstraße schweifen ließ, als ihn plötzlich die scharfe Stimme seiner Frau zwang, seinen Posten zu verlassen. Er trat brummend ins Haus und stieg die Treppe hinauf, ließ dabei aber die Haustür weit offen, wie um die Reisenden einzuladen, ihn beim Vorbeigehen nicht zu vergessen.

In dem Augenblick, da Caderousse ins Haus zurücktrat, war die Landstraße ebenso nackt und öde wie die Wüste um Mittag; weiß und endlos dehnte sie sich zwischen zwei Reihen magerer Bäume hin, und man begriff vollständig, daß ein Reisender, der eine andere Tagesstunde wählen konnte, sich nicht in diese schreckliche Sahara wagte.

Wäre Caderousse auf seinem Posten geblieben, so hätte er aus der Richtung von Bellegarde her einen Reiter herankommen sehen können. Dieser Reiter war ein schwarz gekleideter Priester mit einem Dreimaster auf dem Kopf; er näherte sich trotz der brennenden, in der Mittagshöhe stehenden Sonne in mäßigem Trabe.

Vor der Tür angekommen, stieg der Reiter ab, band das Pferd an einen zerfallenen Fensterladen und ging dann nach der Tür, indem er sich mit einem roten Taschentuch den Schweiß von der Stirn wischte. Er klopfte mit seinem eisenbeschlagenen Stock dreimal auf die Schwelle.

Sofort erhob sich ein großer, schwarzer Hund und kam, seine weißen, scharfen Zähne zeigend, bellend auf den Fremden zu, ein Beweis, daß er wenig an Gesellschaft gewöhnt war.

In demselben Augenblick erschütterte ein schwerer Tritt die Holztreppe, und der Wirt der armseligen Herberge ging auf den in der Tür stehenden Priester zu.

»Da bin ich«, sagte Caderousse ganz erstaunt. »Still, Margottin! Haben Sie keine Angst, Herr, er bellt bloß, beißt aber nicht. Sie wünschen Wein, nicht wahr? Denn es ist eine verdammte Hitze … Ah, entschuldigen Sie«, unterbrach er sich, als er sah, mit wem er es zu tun hatte, »entschuldigen Sie. Ich wußte nicht, mit wem ich die Ehre hatte. Was befehlen Sie, Herr Abbé? Ich stehe zu Ihren Diensten.«

Der Priester betrachtete den Mann einige Sekunden mit eigentümlicher Aufmerksamkeit, er schien sogar die Aufmerksamkeit des Wirtes auf sich ziehen zu wollen; als er aber sah, daß die Züge des Wirtes nichts anderes als Überraschung darüber ausdrückten, keine Antwort zu bekommen, sagte er mit sehr starkem italienischem Akzent:

»Sind Sie nicht Herr Caderousse?«

»Jawohl, Herr«, antwortete der Wirt, vielleicht noch erstaunter über die Frage als über das Schweigen, »der bin ich in der Tat; Gaspard Caderousse, Ihnen zu dienen.«

»Gaspard Caderousse … ja, ich glaube, das war der Name. Sie wohnten früher in den Allées de Meilhan, nicht wahr, im vierten Stock?«

»Ganz recht.«

»Sie übten das Schneiderhandwerk aus?«

»Jawohl, aber das Geschäft ist faul geworden; es ist in diesem Nest Marseille so warm, daß man, glaube ich, schließlich gar nichts mehr anziehen wird. Aber wollen Sie nicht eine Erfrischung zu sich nehmen, Herr Abbé?«

»Doch, geben Sie mir eine Flasche von Ihrem besten Wein, und wir werden dann unsere Unterhaltung fortsetzen.«

»Wie Ihnen beliebt, Herr Abbé«, antwortete Caderousse, und um nicht diese Gelegenheit zu verlieren, eine der letzten Flaschen von seinem Cahors anzubringen, beeilte er sich, eine im Fußboden des Zimmers angebrachte Falltür zu öffnen.

Als er nach fünf Minuten wieder erschien, fand er den Abbé auf einem Schemel sitzend, den Ellenbogen auf einen langen Tisch gestützt, während Margottin, der seinen Frieden mit dem seltsamen Reisenden gemacht hatte, der ganz wider Erwarten hier etwas genießen wollte, seinen mageren Hals auf seinen Schenkel streckte und ihn mit schmachtenden Augen ansah.

»Sie sind allein?« fragte der Abbé den Wirt, als dieser die Flasche und ein Glas vor ihn hinstellte.

»Nun, lieber Gott, ja, oder doch fast allein, Herr Abbé; denn meine Frau kann mir in nichts helfen, da sie krank ist.«

»Ah, Sie sind verheiratet!« sagte der Priester mit einer Art Interesse, indem er einen Blick um sich warf, der das armselige Mobiliar zu taxieren schien.

»Sie finden, daß ich nicht reich bin, nicht wahr, Herr Abbé?« fragte Caderousse seufzend. »Aber, lieber Gott, es genügt nicht, ehrlich zu sein, um in der Welt vorwärtszukommen.«

Der Abbé richtete einen durchdringenden Blick auf ihn.

»Ja, ein ehrlicher Mann, dessen kann ich mich rühmen, Herr«, fuhr der Wirt fort, indem er den Blick des Abbés aushielt, die eine Hand auf die Brust legte und mit dem Kopf nickte, »und das kann heutzutage nicht jeder sagen.«

»Um so besser, wenn das, dessen Sie sich rühmen, wahr ist«, entgegnete der Abbé; »denn der ehrliche Mann, davon bin ich überzeugt, wird früher oder später belohnt und der schlechte bestraft werden.«

»Das ist Ihr Beruf, so zu sprechen, Herr Abbé«, sagte Caderousse mit bitterem Ausdruck; »unsereinem aber steht es frei, nicht zu glauben, was Sie sagen.«

»Sie tun unrecht, so zu sprechen«, erwiderte der Abbé, »denn vielleicht werde ich selbst Ihnen gleich ein Beweis dessen sein, was ich sage.«

»Was meinen Sie damit?« fragte Caderousse erstaunt.

»Ich meine, daß ich mich vor allem erst versichern muß, ob Sie derjenige sind, mit dem ich zu tun habe.«

»Welche Beweise soll ich Ihnen dafür geben?«

»Haben Sie im Sommer 1814 oder 1815 einen Seemann gekannt, der sich Dantès nannte?«

»Dantès …! Und ob ich ihn gekannt habe, diesen armen Edmond! Er war sogar einer meiner besten Freunde!« rief Caderousse, dessen Gesicht eine Purpurröte bedeckte, während das klare und sichere Auge des Abbés sich auszudehnen schien, um den Mann ganz zu umfassen.

»Ja, ich glaube in der Tat, daß er sich Edmond nannte.«

»Ob er sich Edmond nannte, der Kleine! Ich denke doch, so wahr wie ich mich Gaspard Caderousse nenne! Und was ist aus diesem armen Edmond geworden, Herr?« fuhr der Wirt fort.

»Haben Sie ihn etwa gekannt? Lebt er noch? Ist er frei? Ist er glücklich?«

»Er ist als Gefangener gestorben, verzweifelter und elender als die Übeltäter, die im Bagno von Toulon ihre Kugel schleppen.«

Eine tödliche Blässe folgte der Röte auf Caderousses Gesicht. Er wandte sich ab, und der Abbé sah ihn mit einem Zipfel des roten Tuches, das er um den Kopf trug, eine Träne fortwischen.

»Armer Junge!« murmelte Caderousse. »Nun, da haben Sie wieder einen Beweis von dem, was ich Ihnen sagte, Herr Abbé, daß der liebe Gott nur gut gegen die Schlechten ist. Oh, daß es doch zwei Tage lang Pulver und Feuer regnete!«

»Sie liebten den Jungen von ganzem Herzen, wie es scheint?« fragte der Abbé.

»Ja, ich liebte ihn sehr«, antwortete Caderousse, »obgleich ich mir vorzuwerfen habe, daß ich einen Augenblick sein Glück beneidete. Seitdem aber, das schwöre ich Ihnen bei meiner Ehre, habe ich sein unglückliches Schicksal tief beklagt.«

Sie schwiegen einen Augenblick lang, während der Blick des Abbés sich nicht von dem beweglichen Gesicht des Herbergswirtes abwandte.

»Und Sie haben ihn gekannt, den armen Kleinen?« fuhr Caderousse fort.

»Ja, ich wurde an sein Sterbebett gerufen, um ihm den letzten Trost der Religion zu spenden«, antwortete der Abbé.

»Woran ist er denn gestorben?« fragte Caderousse mit erstickter Stimme.

»Woran stirbt man mit dreißig Jahren in der Gefangenschaft, wenn nicht an der Gefangenschaft selbst?«

Caderousse wischte sich den Schweiß, der ihm von der Stirn lief.

»Das Sonderbare bei alledem«, fuhr der Abbé fort, »ist, daß Dantès auf dem Sterbebett bei dem Heiland, dessen Füße er küßte, mir geschworen hat, daß er den Grund seiner Gefangenschaft nicht wisse.«

»Allerdings, das konnte er nicht wissen«, sagte Caderousse; »nein, Herr Abbé, der arme Junge hat nicht gelogen.«

»Deshalb hat er mich auch beauftragt, sein Unglück aufzu-

klären und seinen guten Namen wiederherzustellen, falls dieser befleckt worden sein sollte.«

Der Abbé, der Caderousse unverwandt betrachtete, bemerkte den finsteren Ausdruck auf dessen Gesicht.

»Ein reicher Engländer, sein Unglücksgenosse«, fuhr der Abbé fort, »der bei der zweiten Restauration freikam, besaß einen Diamanten von großem Werte. Als er das Gefängnis verließ, wollte er Dantès, der ihn in einer Krankheit wie ein Bruder gepflegt hatte, ein Zeichen seiner Dankbarkeit hinterlassen und gab ihm diesen Diamanten. Anstatt sich des Diamanten zu bedienen, um seine Kerkermeister zu bestechen, die den kostbaren Stein annehmen und den Gefangenen dann doch verraten konnten, hob Dantès ihn sorgsam auf für den Fall, daß er aus dem Gefängnis kommen sollte; denn dann war er durch den Verkauf dieses Diamanten allein ein wohlhabender Mann.«

»Es war also, wie Sie sagen, ein Diamant von großem Werte?« fragte Caderousse mit gierigen Augen.

»Wenigstens von großem Werte für Edmonds Verhältnisse«, entgegnete der Abbé; »dieser Diamant wurde auf fünfzigtausend Franken geschätzt.«

»Fünfzigtausend Franken!« sagte Caderousse. »Dann war er wohl so groß wie eine Nuß?«

»Nicht ganz«, antwortete der Abbé, »aber Sie können selbst urteilen, denn ich habe ihn bei mir.«

Caderousse schien unter den Kleidern des Abbés den Schatz zu suchen.

Der Abbé zog einen kleinen Behälter von schwarzem Leder aus der Tasche, öffnete ihn und ließ vor den geblendeten Augen Caderousses den Stein funkeln, der einen Ring von wunderbarer Arbeit schmückte.

»Und der ist fünfzigtausend Franken wert?«

»Ohne die Fassung, die gleichfalls wertvoll ist«, antwortete der Abbé.

Und er schloß den Behälter und steckte den Diamanten, der in der Seele Caderousses zu funkeln fortfuhr, wieder in die Tasche.

»Aber wie kommt es, daß Sie im Besitz des Diamanten sind, Herr Abbé?« fragte Caderousse. »Hat Edmond Sie denn zu seinem Erben eingesetzt?«

»Nein, aber zu seinem Testamentsvollstrecker. ›Ich hatte drei gute Freunde und eine Braut‹, sagte er mir; ›alle vier werden mich jedenfalls aufs tiefste beklagen. Einer dieser guten Freunde hieß Caderousse.‹«

Caderousse zitterte.

»›Der andere‹«, fuhr der Abbé fort, ohne scheinbar die Erregung Caderousses zu bemerken, »›der andere hieß Danglars; der dritte, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich auch.‹«

Ein sardonisches Lächeln zog über das Gesicht des Wirtes, der eine Bewegung machte, um den Abbé zu unterbrechen.

»Warten Sie«, sagte der Abbé, »lassen Sie mich aussprechen, und wenn Sie eine Bemerkung zu machen haben, können Sie es dann tun. ›Der andere, obgleich mein Nebenbuhler, liebte mich auch und hieß Ferdinand. Meine Braut hieß …‹ Ich erinnere mich nicht mehr des Namens der Braut.«

»Mercedes«, fiel Caderousse ein.

»Ja, ganz recht«, fuhr der Abbé mit einem unterdrückten Seufzer fort, »Mercedes.«

»Nun?« fragte Caderousse.

»Geben Sie mir eine Flasche Wasser«, sagte der Abbé.

Caderousse beeilte sich, das Verlangte zu holen.

Der Abbé füllte das Glas und trank einige Schluck.

»Wo waren wir stehengeblieben?« fragte er, als er sein Glas auf den Tisch stellte.

»Die Braut hieß Mercedes.«

»Ah, richtig! ›Gehen Sie nach Marseille …‹ Dies sind die Worte Dantès', verstehen Sie?«

»Vollkommen.«

»›Verkaufen Sie den Diamanten, teilen Sie den Erlös in fünf Teile und geben Sie jedem von diesen einzigen Menschen, die mich auf der Welt geliebt haben, einen Teil.‹«

»Wieso in fünf Teile?« fragte Caderousse. »Sie haben mir ja nur vier Personen genannt.«

»Weil die fünfte, wie mir gesagt wurde, tot ist … Die fünfte war Dantès' Vater.«

»Ach ja«, sagte Caderousse, »der Ärmste ist gestorben!«

»Ich habe es in Marseille gehört«, entgegnete der Abbé, indem er sich zusammennahm, um gleichgültig zu erscheinen, »aber es ist schon so viel Zeit seit seinem Tode verflossen, daß ich keine Einzelheiten darüber erfahren konnte … Wissen Sie vielleicht etwas von dem Ende dieses Greises?«

»Ei«, sagte Caderousse, »wer sollte das besser wissen als ich! … Ich wohnte Tür an Tür mit dem alten Mann … Es war kaum ein Jahr nach dem Verschwinden seines Sohnes verflossen, als er starb.«

»Woran?«

»Die Ärzte nannten seine Krankheit … eine Magen- und Darmentzündung, glaube ich; diejenigen, die ihn kannten, sagten, er sei vor Gram gestorben … und ich, der ihn fast hat sterben sehen, sage, daß er …« Caderousse hielt inne.

»Nun?« fragte der Priester gespannt.

»Nun denn, ich sage, daß er vor Hunger gestorben ist!«

»Vor Hunger?« rief der Abbé, von seinem Schemel aufspringend. »Vor Hunger! Die elendesten Tiere sterben nicht vor Hunger! Die Hunde, die herrenlos in den Straßen umherlaufen, finden eine mitleidige Hand, die ihnen ein Stück Brot zuwirft; und ein Mensch, ein Christ, ist vor Hunger gestorben, mitten unter anderen Menschen, die sich Christen nennen wie er! Unmöglich! Oh, das ist unmöglich!«

»Ich habe gesagt, was ich gesagt habe«, antwortete Caderousse.

»Und du hast unrecht«, sagte eine Stimme auf der Treppe. »Worum kümmerst du dich?«

Die beiden Männer wandten sich um und sahen durch das Geländer das kränkliche Gesicht einer Frau. Es war die Wirtin, die sich bis dahin geschleppt hatte und, auf der letzten Stufe sitzend, den Kopf auf die Knie gestützt, die Unterhaltung mit anhörte.

»Worum kümmerst du dich denn, Frau?« entgegnete Cade-

rousse. »Der Herr bittet mich um Auskunft, und die Höflichkeit fordert, daß ich sie ihm gebe.«

»Ja, aber die Klugheit fordert, daß du sie ihm verweigerst. Wer sagt dir denn, in welcher Absicht man dich ausfragen will, Dummkopf?«

»In der besten Absicht, ganz gewiß«, sagte der Abbé. »Ihr Mann hat nichts zu fürchten, falls er offen antwortet.«

»Nichts zu fürchten, ja, erst macht man schöne Versprechungen, dann heißt es einfach, daß man nichts zu fürchten habe, und nachher geht man, ohne was von dem, was man gesagt hat, zu halten, und eines schönen Morgens kommt den armen Leuten das Unglück auf den Hals, ohne daß man weiß, woher es kommt.«

»Seien Sie unbesorgt, liebe Frau, von meiner Seite wird Ihnen gewiß kein Unglück kommen, das verspreche ich Ihnen.«

Die Frau brummte einige Worte, die man nicht verstehen konnte, ließ ihren Kopf, den sie einige Augenblicke erhoben hatte, wieder auf die Knie fallen und saß wieder fieberzitternd da, es ihrem Manne anheimstellend, die Unterhaltung fortzusetzen, von der ihr an ihrem Platze kein Wort entgehen konnte.

Während dieser Zeit hatte der Abbé einige Schluck Wasser getrunken und sich wieder gefaßt.

»War denn aber dieser unglückliche Greis«, fragte er weiter, »so von aller Welt verlassen, daß er eines solchen Todes sterben konnte?«

»O Herr«, antwortete Caderousse, »Mercedes, die Katalonierin, und Herr Morrel hatten ihn nicht verlassen; aber der Alte hatte eine tiefe Abneigung gegen Ferdinand gefaßt, denselben«, fuhr er mit spöttischem Lächeln fort, »den Dantès Ihnen als einen seiner Freunde genannt hat.«

»War er's denn nicht?« fragte der Abbé.

»Gaspard! Gaspard!« murmelte die Frau oben auf der Treppe. »Paß auf, was du sagst.«

Caderousse machte eine Bewegung der Ungeduld und fuhr, ohne seiner Frau zu antworten, fort:

»Kann man der Freund desjenigen sein, dessen Weib man begehrt? Dantès, der ein Herz wie Gold war, nannte alle diese

Leute seine Freunde … Armer Edmond! … Wahrhaftig, es ist das beste, daß er nichts erfahren hat; es wäre ihm zu schwer geworden, ihnen in der Todesstunde zu vergeben … Und man mag sagen, was man will, ich fürchte mehr die Verwünschung der Toten als den Haß der Lebenden!«

»Dummkopf!« sagte die Frau.

»Wissen Sie denn«, fragte der Abbé weiter, »was Ferdinand gegen Dantès getan hat?«

»Ob ich's weiß! Ich dächte wohl!«

»Gaspard, mach, was du willst, es steht dir frei«, sagte die Frau; »wenn du mir aber glaubst, so sagst du nichts.«

»Diesmal, glaube ich, hast du recht, Frau«, entgegnete Caderousse.

»Also, Sie wollen nichts sagen?« fragte der Abbé.

»Wozu?« antwortete Caderousse. »Wenn der Kleine lebte und zu mir käme, um ein für allemal seine Freunde und seine Feinde kennenzulernen, dann ja; aber er ist unter der Erde, wie Sie sagen, und kann nicht mehr hassen und sich nicht mehr rächen. Lassen wir die Geschichte also ruhen.«

»Ich soll also den Leuten, die Sie als unwürdige und falsche Freunde hinstellen, eine Belohnung geben, die für die Treue bestimmt ist?« fragte der Abbé.

»Freilich, Sie haben recht«, entgegnete Caderousse. »Was wäre für sie übrigens auch das Vermächtnis des armen Edmond? Ein Tropfen Wasser, der ins Meer fällt.«

»Ganz abgesehen davon, daß diese Leute dich mit einer Handbewegung zerschmettern können«, fiel die Frau ein.

»Wieso? Sind diese Leute denn reich und mächtig geworden?«

»Dann kennen Sie also deren Geschichte nicht?«

»Nein, erzählen Sie mir.«

Caderousse schien einen Augenblick zu überlegen.

»Nein, wirklich«, sagte er dann, »es wäre zu lang.«

»Es steht Ihnen frei, zu schweigen, mein Freund«, entgegnete der Abbé mit dem Tone höchster Gleichgültigkeit, »und ich achte Ihre Bedenken; sprechen wir also nicht weiter davon.

Womit war ich denn beauftragt? Mit einer einfachen Formalität. Ich werde also den Diamanten hier verkaufen.«

Und er zog den Behälter aus der Tasche, öffnete ihn und ließ den Diamanten vor den Augen Caderousses glänzen.

»Sieh doch, Frau«, sagte er mit heiserer Stimme.

»Ein Diamant?« sagte die Wirtin, indem sie aufstand und mit ziemlich festem Tritt die Treppe herunterkam. »Was ist denn mit diesem Diamanten?«

»Hast du denn nicht gehört, Frau? Das ist ein Diamant, den der Kleine uns vermacht hat: seinem Vater, seinen drei Freunden, Ferdinand, Danglars und mir, und Mercedes, seiner Braut. Der Diamant ist fünfzigtausend Franken wert.«

»Oh, das schöne Kleinod!« rief sie.

»Der fünfte Teil dieser Summe gehört uns also?« fragte Caderousse.

»Ja«, antwortete der Abbé, »und außerdem der Anteil des Vaters, den ich mich für berechtigt halte, unter Sie vier zu verteilen.«

»Und weshalb unter uns vier?« fragte die Wirtin.

»Weil Sie die vier Freunde Edmonds waren.«

»Das sind keine Freunde, die einen verraten!« murmelte die Frau dumpf.

»Ja«, fiel Caderousse ein, »das sagte ich ja; es ist fast eine Entweihung, eine Sünde, den Verrat zu belohnen.«

»Sie haben es ja so gewollt«, entgegnete ruhig der Abbé, indem er den Diamanten wieder in die Tasche seines Priesterrocks steckte. »Jetzt geben Sie mir die Adresse der Freunde Edmonds, damit ich seinen Letzten Willen vollstrecken kann.«

Von Caderousses Stirn floß der Schweiß in schweren Tropfen; er sah den Abbé aufstehen und nach der Tür gehen, wie um nach seinem Pferd zu sehen.

Der Wirt und seine Frau sahen einander mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an.

»Der Diamant wäre ganz für uns«, sagte Caderousse.

»Glaubst du ihm?« antwortete die Frau.

»Ein Mann der Kirche würde uns nicht täuschen.«

»Mach, was du willst«, sagte die Frau; »ich mische mich nicht hinein.«

Und sie ging wieder nach der Treppe; sie zitterte, und trotz der Wärme klapperten ihre Zähne.

Auf der letzten Stufe hielt sie einen Augenblick an.

»Überleg dir's wohl, Gaspard!« sagte sie.

»Ich bin entschlossen«, antwortete Caderousse.

Die Wirtin begab sich wieder auf ihr Zimmer, indem sie einen Seufzer ausstieß. Man hörte die Decke unter ihren Tritten knarren, bis sie ihren Lehnstuhl erreicht hatte, auf den sie schwer niederfiel.

»Wozu sind Sie entschlossen?« fragte der Abbé, der zurückkam.

»Ihnen alles zu sagen«, antwortete Caderousse.

»Ich glaube auch wirklich, daß es das beste ist«, sagte der Priester. »Nicht, daß mir daran liegt, Dinge zu wissen, die Sie mir verbergen möchten; wenn Sie mir aber dazu behilflich sein können, die Legate nach dem Wunsche des Testators zu verteilen, ist das jedenfalls das beste.«

»Ich hoffe es«, antwortete Caderousse, dessen Wangen die Röte der Hoffnung und Gier färbte.

»Ich höre Ihnen zu«, sagte der Abbé.

»Warten Sie«, entgegnete Caderousse, »man könnte uns bei der interessantesten Stelle unterbrechen, und das wäre unangenehm; außerdem braucht niemand zu wissen, daß Sie hierhergekommen sind.«

Und er ging nach der Haustür, verschloß sie und legte zur größeren Sicherheit den Nachtriegel vor.

Unterdessen hatte der Abbé seinen Platz gewählt, um in Ruhe zuhören zu können; er hatte sich in eine Ecke gesetzt, so daß er im Schatten blieb, während das Licht voll auf das Gesicht des Wirtes fiel. Den Kopf geneigt, die Hände gefaltet oder vielmehr zusammengekrampft, erwartete er die Erzählung.

Caderousse setzte sich ihm gegenüber auf einen Schemel.

»Denke daran, daß ich dich zu nichts treibe!« sagte die zitternde Stimme der Wirtin, als ob sie durch die Decke hindurch die beiden Männer hätte sehen können.

»Schon gut, schon gut!« entgegnete Caderousse. »Sprechen wir nicht weiter davon; ich nehme alles auf mich.«

Und er begann.

Der Bericht

»Vor allem«, sagte Caderousse, »muß ich Sie bitten, mir eins zu versprechen.«

»Was?« fragte der Abbé.

»Daß, wenn Sie je von den Dingen, die ich Ihnen erzählen werde, Gebrauch machen, niemand erfahren wird, daß sie von mir kommen; denn die Leute, von denen ich sprechen werde, sind reich und mächtig und würden mich wie Glas zerbrechen, wenn sie mich nur mit der Fingerspitze berührten.«

»Machen Sie sich keine Sorge«, entgegnete der Abbé, »ich bin Priester, und die Geheimnisse werden in meiner Brust begraben. Denken Sie daran, daß wir keinen anderen Zweck haben, als den Letzten Willen unseres Freundes in würdiger Weise zu erfüllen; sprechen Sie also ohne Schonung wie ohne Haß, sagen Sie die Wahrheit, die ganze Wahrheit. Ich kenne die Personen nicht, von denen Sie mir erzählen wollen, und werde sie auch wahrscheinlich nie kennenlernen; zudem bin ich Italiener und nicht Franzose; ich gehöre Gott und nicht den Menschen und werde wieder in mein Kloster zurückkehren, das ich nur verlassen habe, um den Letzten Willen eines Sterbenden zu erfüllen.«

Dieses Versprechen schien Caderousse etwas zu beruhigen.

»Wohlan denn, in diesem Falle sei es«, sagte Caderousse, »ich werde Sie über diese Freunde, die der arme Edmond für so aufrichtig hielt, aufklären.«

»Lassen Sie uns mit seinem Vater anfangen«, sagte der Abbé. »Edmond hat mir viel von diesem Greise gesprochen, für den er eine tiefe Liebe hegte.«

»Die Geschichte ist traurig, Herr«, sagte Caderousse und schüttelte den Kopf dabei; »den Anfang kennen Sie wahrscheinlich.«

»Ja«, antwortete der Abbé, »Edmond hat mir alles erzählt bis zu dem Augenblick, da er in einer kleinen Schenke bei Marseille verhaftet wurde.«

»In der ›Réserve‹, ach Gott, ja! Ich sehe es noch, als ob es jetzt passierte.«

»War es nicht sogar bei seinem Verlobungsmahl?«

»Jawohl, das Mahl, das so fröhlich begonnen hatte, hatte ein trauriges Ende. Ein Polizeikommissar, gefolgt von vier Füsilieren, trat ein, und Edmond wurde verhaftet.«

»Damit endigt das, was ich weiß«, sagte der Priester; »Dantès selbst wußte nichts weiter, als was ihn persönlich betraf, denn er hat die fünf Personen, die ich Ihnen genannt habe, nie wieder gesprochen und auch nie wieder von ihnen gehört.«

»Nun wohl! Nach der Verhaftung Dantès' eilte Herr Morrel fort, um Erkundigungen einzuziehen; die lauteten sehr traurig. Der Alte kehrte allein nach Hause zurück, zog weinend seinen Hochzeitsrock aus und ging den ganzen Tag im Zimmer auf und ab. Am Abend legte er sich nicht hin, denn ich wohnte unter ihm und hörte ihn die ganze Nacht hin- und hergehen.

Am folgenden Tage kam Mercedes nach Marseille, um Herrn von Villefort um Schutz anzuflehen, doch erreichte sie nichts. Sie besuchte auch den Alten, und als sie ihn so niedergeschlagen sah und erfuhr, daß er die ganze Nacht nicht zu Bette gegangen war und seit gestern nichts gegessen hatte, wollte sie ihn mitnehmen, um ihn zu pflegen; aber der Alte wollte seine Wohnung nicht verlassen.

›Nein‹, sagte er, ›ich verlasse das Haus nicht, denn mich liebt mein armes Kind vor allem und mich wird er zuerst aufsuchen, wenn er freikommt. Was würde er sagen, wenn ich ihn nicht erwartete?‹

Ich hörte das vom Flur aus, denn ich hätte gern gesehen, daß Mercedes den Alten mitnahm; das fortwährende Gehen über mir ließ mir den ganzen Tag keinen Augenblick Ruhe.«

»Sind Sie nicht selbst hinaufgegangen, um den Greis zu trösten?« fragte der Priester.

»O Herr«, antwortete Caderousse, »man tröstet nur diejeni-

gen, die getröstet werden wollen, und er wollte es nicht; außerdem hatte er anscheinend etwas gegen mich, ich weiß nicht recht weshalb. Eines Nachts aber, als ich sein Schluchzen hörte, konnte ich nicht widerstehen und ging hinauf; als ich aber vor der Tür ankam, weinte er nicht mehr, sondern er betete. Wie er betete, kann ich Ihnen nicht wiederholen; ich sagte mir aber an dem Tage, daß, wenn ich ein Kind hätte und einen solchen Schmerz empfände wie der Alte, ich mich direkt ins Meer stürzen würde, um nicht länger zu leiden.«

»Armer Vater!« murmelte der Priester.

»Mit jedem Tage lebte er einsamer und zurückgezogener; Herr Morrel und Mercedes kamen oft, um ihn zu besuchen, aber seine Tür war verschlossen, und er antwortete nicht, obgleich ich sicher war, daß er zu Hause war. Eines Tages, als er gegen seine Gewohnheit Mercedes empfangen hatte und das arme, selbst verzweifelte Kind ihn zu trösten versuchte, sagte er:

›Glaube mir, meine Tochter, er ist tot, und statt daß wir ihn erwarten, erwartet er uns; ich bin der Älteste und werde also so glücklich sein, ihn zuerst wiederzusehen.‹

Nun, sehen Sie, so gut man auch ist, man hört bald auf, Leute zu besuchen, die einen traurig stimmen. Der alte Dantès blieb schließlich ganz allein; ich sah nur gelegentlich fremde Leute mit einem Pakete von ihm herunterkommen. Ich habe nachher begriffen, was diese Pakete enthielten: er verkaufte nach und nach, was er zum Leben besaß. Endlich schuldete er die Miete für drei Monate; man drohte, ihn auf die Straße zu setzen; er bat noch um acht Tage Aufschub, die ihm bewilligt wurden. Ich erfuhr dies von dem Eigentümer, der auf dem Rückwege bei mir vorsprach.

In den ersten drei Tagen hörte ich ihn noch wie gewöhnlich auf und ab gehen; am vierten aber hörte ich nichts mehr und wagte mich hinauf. Die Tür war verschlossen, aber durchs Schlüsselloch sah ich ihn so bleich und entstellt, daß ich ihn für sehr krank hielt und zu Herrn Morrel schickte und Mercedes holte. Beide kamen sofort, und Herr Morrel brachte einen Arzt mit; der Arzt stellte eine Magen- und Darmentzündung fest

und verordnete Diät. Ich war zugegen, Herr, und vergesse nie das Lächeln des Alten bei dieser Verordnung.

Von jetzt ab schloß er sich nicht mehr ein; er hatte einen Vorwand, nicht mehr zu essen, der Arzt hatte ihm ja Diät verordnet.«

Der Abbé ließ eine Art Stöhnen hören.

»Die Geschichte interessiert Sie, Herr, nicht wahr?« fragte Caderousse.

»Ja«, antwortete der Abbé, »sie ist ergreifend.«

»Mercedes kam wieder und fand ihn so verändert, daß sie ihn wie das erstemal nach ihrer Wohnung schaffen lassen wollte. Das war auch die Meinung des Herrn Morrel, der den Transport mit Gewalt durchsetzen wollte; aber der Alte schrie so laut, daß sie Angst bekamen. Mercedes blieb bei dem Kranken; Herr Morrel machte ihr beim Gehen ein Zeichen, daß er eine Börse auf dem Kamin zurückgelassen habe. Aber der Alte berief sich auf die Vorschrift des Arztes und wollte nichts nehmen. Nach neun Tagen der Verzweiflung und des Fastens gab der Alte endlich seinen Geist auf. Sterbend verwünschte er die Menschen, die sein Unglück verursacht hatten, und sagte zu Mercedes:

›Wenn du meinen Edmond wiedersiehst, so sage ihm, daß ich ihn sterbend segne!‹«

Der Abbé stand auf und ging mehrere Male durchs Zimmer, wobei er mit der Hand an seine ausgedörrte Kehle faßte.

»Und Sie glauben, daß er …«

»Vor Hunger gestorben ist … vor Hunger«, antwortete Caderousse; »das ist so sicher, als wir beide Christen sind.«

Der Abbé ergriff krampfhaft das noch halbvolle Glas Wasser, leerte es auf einen Zug und setzte sich wieder; seine Augen waren rot, seine Wangen bleich.

»Das war ein großes Unglück«, sagte er mit heiserer Stimme. »Ein um so größeres, als Gott dabei gar keine Rolle spielt und die Menschen allein die Ursache sind.«

»Also, jetzt zu diesen Menschen«, sagte der Abbé; »aber denken Sie daran«, fuhr er mit fast drohender Miene fort, »daß Sie

sich verpflichtet haben, mir alles zu sagen. Lassen Sie sehen, wer diese Menschen sind, die den Sohn vor Verzweiflung und den Vater vor Hunger haben sterben lassen.«

»Zwei auf ihn Eifersüchtige, Herr, der eine infolge von Liebe, der andere infolge von Ehrgeiz: Ferdinand und Danglars.«

»Wie zeigte sich ihre Eifersucht?«

»Sie zeigten Edmond als bonapartistischen Agenten an.«

»Aber welcher von beiden zeigte ihn an, welcher war der eigentliche Schuldige?«

»Alle beide, Herr, der eine schrieb den Brief, der andere gab ihn auf die Post.«

»Und wo wurde dieser Brief geschrieben?«

»In der ›Réserve‹, am Tage vor der Hochzeit.«

»O Faria, Faria, wie du die Menschen und Dinge kanntest!« murmelte der Abbé.

»Wie meinen Sie?« fragte Caderousse.

»Nichts«, entgegnete der Priester, »fahren Sie fort.«

»Danglars schrieb den Brief mit der linken Hand, damit seine Handschrift nicht erkannt würde, und Ferdinand schickte ihn ab.«

»Aber Sie waren dabei?« rief plötzlich der Abbé.

»Ich?« sagte Caderousse erstaunt. »Wer hat Ihnen das gesagt?«

Der Abbé sah, daß er zu weit gegangen war.

»Niemand«, antwortete er, »aber da Sie alle Einzelheiten so genau wissen, müssen Sie doch Zeuge derselben gewesen sein.«

»Das ist wahr«, sagte Caderousse mit erstickter Stimme, »ich war dabei.«

»Und Sie haben sich dieser Schändlichkeit nicht widersetzt?« rief der Abbé. »Dann sind Sie ja ihr Spießgeselle.«

»Herr Abbé«, entgegnete Caderousse, »beide hatten mich so viel trinken lassen, daß ich beinahe den Verstand verloren hatte und nur noch wie durch eine Wolke sah. Ich sagte alles, was man in solchem Zustand sagen kann; aber alle beide antworteten, daß es nur ein Scherz wäre und daß dieser Scherz keine Folgen weiter haben würde.«

»Am folgenden Morgen sahen Sie doch, daß er welche hatte,

aber Sie sagten nichts; Sie waren ja doch zugegen, als er verhaftet wurde.«

»Jawohl, Herr, ich war da und wollte sprechen und alles sagen, aber Danglars hielt mich zurück.

›Und wenn er nun zufällig schuldig ist‹, sagte er zu mir, ›wenn er wirklich an der Insel Elba angelegt hat und mit Besorgung eines Briefs an das bonapartistische Komitee in Paris beauftragt ist, wenn man diesen Brief bei ihm findet, so werden diejenigen, die ihn unterstützt haben, als mitschuldig gelten.‹

Ich muß sagen, ich hatte Furcht vor der Politik, wie sie damals war, und schwieg. Es war eine Feigheit, das gebe ich zu, aber es war kein Verbrechen.«

»Ich verstehe; Sie ließen eben nur die anderen gewähren.«

»Ja«, entgegnete Caderousse, »und darüber mache ich mir Tag und Nacht Gewissensbisse. Ich bitte Gott oft um Vergebung, das schwöre ich Ihnen, besonders da diese Handlung, die einzige, die ich mir ernstlich vorzuwerfen habe, jedenfalls an meinem Unglück schuld ist. Ich büße für einen Augenblick der Selbstsucht; ich sage auch immer zu meiner Frau, wenn sie klagt: Schweig, Weib, Gott will es so!«

Und Caderousse ließ mit allen Zeichen einer wahren Reue den Kopf sinken.

»Nun«, sagte der Abbé, »Sie haben freimütig gesprochen; sich so anzuklagen heißt Vergebung verdienen. –Übrigens wußte er es nicht«, fuhr der Abbé fort.

»Aber er weiß es jetzt vielleicht«, fiel Caderousse ein, »man sagt ja, daß die Toten alles wissen.«

Es entstand ein Augenblick des Schweigens; der Abbé war aufgestanden und ging gedankenversunken im Zimmer umher, dann setzte er sich wieder.

»Sie haben mir schon einige Male einen gewissen Herrn Morrel genannt«, sagte er. »Wer war das?«

»Der Reeder des ›Pharao‹, der Patron Dantès'.«

»Und welche Rolle hat dieser Mann in der ganzen traurigen Geschichte gespielt?« fragte der Abbé.

»Die Rolle eines ehrlichen, mutigen Mannes von Herz.

Zwanzigmal hat er sich für Edmond verwandt; als der Kaiser zurückkam, schickte er Gesuche ein, bat und drohte, so daß er bei der zweiten Restauration als Bonapartist stark verfolgt wurde. Zehnmal war er, wie ich Ihnen erzählt habe, bei Dantès' Vater und wollte ihn aus dem Hause nehmen, und einen oder zwei Tage vor dem Tode des Alten ließ er, wie gesagt, eine Börse auf dem Kamin zurück, von deren Inhalt man die Schulden des Alten und das Begräbnis bestritt, so daß der arme Greis wenigstens sterben konnte, wie er gelebt hatte, ohne jemand unrecht zu tun. Ich habe diese Börse noch.«

»Und lebt dieser Herr Morrel noch?« fragte der Abbé.

»Ja«, antwortete Caderousse.

»Dann ist er jedenfalls ein von Gott gesegneter Mann und reich und glücklich?«

Caderousse lächelte bitter.

»Ja, glücklich wie ich«, antwortete er.

»Herr Morrel wäre unglücklich?« rief der Abbé.

»Er steht vor dem Elend; ja noch mehr, vor dem Ehrverlust.«

»Wieso?«

»Die Sache liegt so«, fuhr Caderousse fort, »nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit, nachdem er sich die geachtetste Stellung in den Marseiller Geschäftskreisen erworben hat, ist er gänzlich ruiniert. Er hat in zwei Jahren fünf Schiffe verloren, ist von drei schrecklichen Bankerotten betroffen worden und hat nur noch die eine Hoffnung auf diesen selben ›Pharao‹, den der arme Dantès befehligte und der mit einer Ladung Cochenille und Indigo von Indien zurückkommen muß. Wenn das Schiff ihn wie die übrigen im Stich läßt, so ist er verloren.«

»Hat der Unglückliche Frau und Kinder?« fragte der Abbé.

»Ja, er hat eine Frau, die sich bei alledem wie eine Heilige benimmt; er hat eine Tochter, die einen Mann, den sie liebte, heiraten sollte, dessen Familie jetzt aber die Heirat mit einem Mädchen aus verarmter Familie nicht mehr zugeben will, und dann hat er noch einen Sohn, der in der Armee steht; aber, Sie begreifen wohl, alles dies verdoppelt seinen Schmerz, statt ihn

zu lindern. Wäre der Arme allein, würde er sich eine Kugel durch den Kopf jagen.«

»Schrecklich!« sagte der Priester.

»Sehen Sie, so belohnt Gott die Tugend«, fuhr Caderousse fort. »Sehen Sie mich an, der ich nie eine Schlechtigkeit begangen habe, außer dem, was ich Ihnen vorhin erzählte, ich sitze im Elend; wenn ich meine arme Frau am Fieber habe sterben sehen, ohne etwas für sie tun zu können, werde ich gleich Dantès' Vater verhungern, während Ferdinand und Danglars sich im Golde wälzen.«

»Wie das?«

»Weil ihnen alles geglückt ist, während ehrlichen Leuten alles schiefgeht.«

»Was ist aus Danglars geworden, der ja wohl der Schuldigste, der Anstifter, war?«

»Was aus dem geworden ist? Er hat Marseille verlassen, ist auf die Empfehlung des Herrn Morrel hin, der von seinem Verbrechen nichts wußte, bei einem spanischen Bankier als Kommis eingetreten, hat zur Zeit des spanischen Kriegs einen Teil der Lieferungen für die französische Armee übernommen und sich etwas Vermögen geschafft; mit diesem ersten Gelde hat er dann in Fonds spekuliert und sein Kapital verdreifacht und vervierfacht. Nach dem Tode seiner ersten Frau, der Tochter seines Bankiers, hat er dann eine Witwe, Frau von Nargonne, geheiratet, die Tochter des Herrn Servieux, eines Kammerherrn, der beim König sehr gut angeschrieben ist. Er ist Millionär geworden und nennt sich heute Baron Danglars, hat einen Palast in der Rue du Montblanc, zehn Pferde in seinen Ställen, sechs Lakaien in seinem Vorzimmer und ich weiß nicht wieviel Millionen in seiner Kasse.«

»Ah!« äußerte der Abbé mit sonderbarer Betonung. »Und ist er glücklich?«

»Hm, glücklich, wer kann das sagen? Glück oder Unglück sind das Geheimnis der vier Wände, die Ohren, aber keine Zunge haben; wenn man mit einem großen Vermögen glücklich ist, so ist Danglars glücklich.«

»Und Ferdinand?«

»Ferdinand, mit dem ist es wieder etwas anderes.«

»Aber wie hat ein armer katalonischer Fischer ohne Mittel und ohne Bildung reich werden können? Das übersteigt, offen gesagt, mein Begriffsvermögen.«

»Es begreift auch kein Mensch; es muß in seinem Leben irgendein sonderbares Geheimnis geben, das niemand kennt.«

»Aber auf welchen sichtbaren Stufen hat er es denn zu so großem Vermögen oder so hoher Stellung bringen können?«

»Er hat beides, Vermögen und Stellung.«

»Sie erzählen mir da Märchen.«

»Die Sache sieht allerdings so aus; aber hören Sie, und Sie werden es begreifen.

Ferdinand war einige Tage vor der Rückkehr stellungspflichtig geworden. Die Bourbonen ließen ihn in seinem Dorf, aber Napoleon kehrte zurück, es wurde eine außergewöhnliche Aushebung verfügt, und Ferdinand mußte mit. Auch ich wurde eingezogen, da ich aber älter war als Ferdinand und kurz vorher meine arme Frau geheiratet hatte, so wurde ich nur an die Küste geschickt.

Ferdinand kam zu den aktiven Truppen, marschierte mit seinem Regiment an die Grenze und nahm an der Schlacht von Ligny teil.

In der Nacht nach der Schlacht hatte er Postendienst beim General, der in geheimer Beziehung zu dem Feind stand und gerade in der Nacht zu den Engländern gehen wollte. Er schlug Ferdinand vor, ihn zu begleiten; Ferdinand willigte ein, verließ seinen Posten und folgte dem General.

Was ihn, wenn Napoleon auf dem Thron geblieben wäre, vor ein Kriegsgericht gebracht hätte, diente ihm bei den Bourbonen als Empfehlung. Er kehrte mit den Leutnantsepauletten nach Frankreich zurück, und da er von nun an stets die Protektion des sehr einflußreichen Generals genoß, war er bei Ausbruch des spanischen Kriegs Hauptmann, das heißt gerade damals, als Danglars seine ersten Spekulationen ausführte. Ferdinand war ein Spanier und wurde nach Madrid geschickt, um dort die

Stimmung seiner Landsleute zu erkunden; er fand dort Danglars wieder, einigte sich mit diesem, versprach seinem General eine Stütze unter den Royalisten der Hauptstadt und der Provinzen, empfing Versprechungen, verpflichtete sich seinerseits, führte sein Regiment auf nur ihm allein bekannten Wegen durch die von Royalisten besetzten Pässe, kurz, leistete in diesem kurzen Feldzug solche Dienste, daß er nach Einnahme des Trocadero zum Obersten ernannt wurde und das Offizierskreuz der Ehrenlegion mit dem Grafentitel empfing.«

»O Schicksal, Schicksal!« murmelte der Abbé.

»Ja, aber hören Sie, das ist noch nicht alles. Nach Beendigung des spanischen Kriegs waren die Aussichten Ferdinands, weiter Karriere zu machen, durch den langen Frieden, der allem Anschein nach Europa bevorstand, vermindert. Nur Griechenland hatte sich gegen die Türkei erhoben und begann seinen Unabhängigkeitskrieg; aller Augen waren nach Athen gerichtet, es war Mode, die Griechen zu beklagen und zu unterstützen. Ohne sie offen zu unterstützen, duldete die französische Regierung doch, daß französische Offiziere nach Griechenland gingen. Ferdinand erbat und erhielt die Erlaubnis, griechische Dienste anzunehmen, während er nichtsdestoweniger in der Armeeliste weitergeführt wurde.

Bald vernahm man, daß der Graf von Morcerf – das war sein Name – mit dem Grad eines Generalinstrukteurs in die Dienste Ali Paschas getreten sei. Ali Pascha fiel, wie Sie wissen; aber vor seinem Tod belohnte er die Dienste Ferdinands, indem er ihm eine bedeutende Summe vermachte.

Ferdinand kehrte nach Frankreich zurück, wo ihm sein Grad als Generalleutnant bestätigt wurde.«

»So daß er heute …«, fragte der Abbé.

»So daß er heute«, fuhr Caderousse fort, »einen prächtigen Palast in Paris, Rue du Helder Nr. 27, besitzt.«

Der Abbé öffnete den Mund, zögerte einen Augenblick und fragte dann, sich zusammennehmend:

»Und Mercedes? Es wurde mir versichert, daß sie verschwunden sei.«

»Verschwunden?« entgegnete Caderousse. »Ja, wie die Sonne verschwindet, um am andern Tag strahlender aufzugehen.«

»Hat sie denn auch ihr Glück gemacht?« fragte der Abbé mit ironischem Lächeln.

»Mercedes ist gegenwärtig eine der vornehmsten Damen von Paris«, antwortete Caderousse.

»Fahren Sie fort«, sagte der Abbé; »es ist mir, als ob ich den Bericht von einem Traum hörte. Aber ich habe selbst so außergewöhnliche Dinge gesehen, daß ich mich über nichts mehr wundere.«

»Mercedes war verzweifelt über den Schlag, der ihr Edmond nahm. Ich habe Ihnen von ihren Schritten bei Herrn von Villefort und ihren Bemühungen um Dantès' Vater erzählt. Mitten in ihrer Verzweiflung traf sie ein neuer Schmerz, die Abreise Ferdinands, dessen Verbrechen sie nicht kannte und den sie wie einen Bruder ansah.

Ferdinand ging fort, und sie blieb allein.

Ein Vierteljahr verfloß für sie in Tränen: keine Nachrichten von Edmond, keine von Ferdinand; nichts vor den Augen als einen Greis, der aus Verzweiflung starb.

Eines Abends, nachdem sie, wie das ihre Gewohnheit war, an der Straße von Marseille nach dem Dorf der Katalonier gesessen hatte, kehrte sie niedergeschlagener als je nach Hause zurück; weder ihr Geliebter noch ihr Freund kamen zurück, und sie hatte von keinem der beiden eine Nachricht.

Plötzlich glaubte sie einen bekannten Schritt zu hören, sie wandte sich um, die Tür ging auf, und sie sah Ferdinand in Leutnantsuniform.

Das war nicht die Hälfte von dem, was sie beweinte, aber es war ein Teil ihres vergangenen Lebens, der wieder zu ihr kam. Mercedes ergriff die Hände Ferdinands mit einem Entzücken, das dieser für Liebe hielt, das aber nur die Freude darüber war, nicht mehr allein zu sein auf der Welt und endlich nach langen Stunden einsamer Traurigkeit einen Freund wiederzusehen. Übrigens war ihr ja Ferdinand niemals widerwärtig gewesen, sie hatte ihn nur nicht geliebt; ein anderer nahm das ganze Herz

Mercedes' ein. Dieser andere war abwesend; war verschwunden, vielleicht tot. Bei diesem letzteren Gedanken brach Mercedes in Weinen aus und rang vor Schmerz die Hände; aber dieser Gedanke, den sie früher, wenn er ihr von einem andern eingegeben wurde, zurückstieß, kam ihr jetzt ganz von selbst. Zudem hatte der alte Dantès ihr fortwährend gesagt: ›Unser Edmond ist tot, denn sonst würde er zurückkehren.‹

Der Alte war gestorben, wie gesagt; wäre er am Leben geblieben, vielleicht wäre Mercedes nie die Frau eines andern geworden, denn er wäre dagewesen, um ihr ihre Untreue vorzuwerfen. Ferdinand begriff das. Als er den Tod des Alten erfuhr, kam er zurück. Diesmal war er Leutnant. Bei der ersten Reise hatte er kein Wort von Liebe gesagt; bei der zweiten erinnerte er sie daran, daß er sie liebte.

Mercedes bat um ein halbes Jahr, um Edmond zu erwarten und zu beweinen.«

»In der Tat«, fiel der Abbé mit bitterem Lächeln ein, »das macht im ganzen anderthalb Jahr. Was kann der angebetetste Liebhaber mehr erwarten?«

Dann murmelte er die Worte des englischen Dichters: »Frailty, thy name is woman!«

»Ein halbes Jahr darauf«, fuhr Caderousse fort, »fand die Hochzeit in der Église des Accoules statt.«

»Das war dieselbe Kirche, wo ihre Hochzeit mit Edmond stattfinden sollte«, sagte der Priester zu sich selbst, »es war also nur der Bräutigam gewechselt.«

»Mercedes verheiratete sich also«, fuhr Caderousse fort; »aber wenn sie auch in aller Augen ruhig erschien, so fiel sie doch in Ohnmacht beim Vorbeikommen an der ›Réserve‹, wo vor anderthalb Jahren ihre Verlobung mit demjenigen stattgefunden hatte, dessen Bild sie als das ihres Geliebten in ihrem Herzen gefunden haben würde, wenn sie in ihr Herz zu blicken gewagt hätte.

Ferdinand, der glücklich, aber nicht ruhig war – denn ich sah ihn zu jener Zeit, und er fürchtete fortwährend die Rückkehr Edmonds –, war darauf bedacht, sofort Marseille zu verlassen.

Acht Tage nach der Hochzeit reisten beide ab.«

»Und haben Sie Mercedes wiedergesehen?« fragte der Abbé.

»Ja, beim Ausbruch des spanischen Kriegs in Perpignan, wo Ferdinand sie zurückgelassen hatte; sie widmete sich damals der Erziehung ihres Sohnes.«

Der Abbé fuhr zusammen.

»Ihres Sohnes?« fragte er.

»Ja«, antwortete Caderousse, »des kleinen Albert.«

»Aber, um diesen Sohn zu erziehen«, bemerkte der Abbé, »hatte sie also selbst Erziehung genossen? Ich glaubte von Edmond gehört zu haben, daß sie die Tochter eines einfachen Fischers, ein schönes, aber ungebildetes Mädchen gewesen sei.«

»Oh«, entgegnete Caderousse, »hat er denn seine eigene Braut so schlecht gekannt? Mercedes hätte Königin werden können, wenn die Krone nur den schönsten und klügsten Häuptern zukäme. Ihr Vermögen nahm zu, und ihre Bildung nahm mit dem Vermögen zu; sie lernte Zeichnen, lernte Musik, lernte alles. Übrigens glaube ich, unter uns, daß sie das alles nur tat, um sich zu zerstreuen und das Verlangen ihres Herzens zu betäuben. Aber jetzt«, fuhr Caderousse fort, »wird wohl alles gut geworden sein; Vermögen und Ehren haben sie jedenfalls getröstet. Sie ist reich, ist Gräfin, und dennoch …«

Caderousse hielt inne.

»Dennoch was?« fragte der Abbé.

»Dennoch bin ich überzeugt, daß sie nicht glücklich ist«, sagte Caderousse.

»Weshalb glauben Sie das?«

»Nun, als es mir allzu schlecht ging, dachte ich, daß mir meine alten Freunde etwas helfen würden. Ich ging zu Danglars, der mich nicht einmal empfing, ging auch zu Ferdinand, der mir durch seinen Kammerdiener hundert Franken übergeben ließ.«

»Dann sahen Sie also keinen von beiden?«

»Nein; aber Frau von Morcerf hat mich gesehen.«

»Wie das?«

»Als ich fortging, fiel eine Börse zu meinen Füßen; sie enthielt fünfundzwanzig Louisdors. Ich sah schnell auf und erkannte Mercedes, die das Fenster schloß.«

»Und Herr von Villefort?« fragte der Abbé.

»Oh, der war mein Freund nicht gewesen, den kannte ich nicht, und von dem hatte ich nichts zu erwarten.«

»Aber wissen Sie nicht, was aus ihm geworden ist und welchen Anteil er an Edmonds Unglück gehabt hat?«

»Nein, ich weiß nur, daß er einige Zeit darauf, nachdem er ihn hatte verhaften lassen, Fräulein von Saint-Méran geheiratet und Marseille bald verlassen hat. Jedenfalls hat ihm das Glück auch gelächelt wie den anderen; er ist jedenfalls reich wie Danglars, angesehen wie Ferdinand. Ich allein bin, wie Sie sehen, arm, elend und von Gott vergessen geblieben.«

»Sie irren sich, lieber Freund«, sagte der Abbé; »es mag zuweilen scheinen, als ob Gott vergäße, wenn seine Gerechtigkeit ruht; aber es kommt immer ein Augenblick, da er sich erinnert, und hier ist der Beweis dafür.«

Mit diesen Worten zog der Abbé den Diamanten aus der Tasche und überreichte ihn Caderousse, indem er sagte:

»Da, lieber Freund, nehmen Sie den Diamanten, denn er gehört Ihnen.«

»Wie, mir allein?« rief Caderousse. »Herr, scherzen Sie nicht?«

»Dieser Diamant sollte unter seine Freunde verteilt werden; da Edmond nur einen einzigen Freund hatte, so wird die Teilung überflüssig. Nehmen Sie den Diamanten und verkaufen Sie ihn; ich wiederhole, er ist fünfzigtausend Franken wert, und die Summe wird hoffentlich hinreichen, um Sie aus dem Elend zu reißen.«

»O Herr«, sagte Caderousse, indem er scheu die eine Hand ausstreckte und sich mit der andern den Schweiß von der Stirn wischte, »o Herr, treiben Sie nicht mit dem Glück oder der Verzweiflung eines Menschen Scherz!«

»Ich weiß, was Glück und was Verzweiflung ist, und werde niemals mit diesen Gefühlen Scherz treiben. Nehmen Sie also, aber dafür …«

Caderousse, der schon den Diamanten berührte, zog die Hand zurück.

Der Abbé lächelte.

»Dafür aber«, fuhr er fort, »geben Sie mir die Börse, die Herr Morrel auf dem Kamin von Dantès' Vater zurückgelassen hat und die Sie, wie Sie gesagt haben, noch besitzen.«

Caderousse, dessen Erstaunen immer mehr zunahm, ging nach einem großen eisernen Schrank, öffnete ihn und gab dem Abbé eine lange, beschmutzte, rotseidene Börse mit zwei einstmals vergoldeten Ringen.

Der Abbé nahm sie und gab Caderousse dafür den Diamanten.

»Oh, Sie sind ein Mann Gottes!« rief Caderousse. »Denn wahrhaftig, niemand wußte, daß Edmond Ihnen diesen Diamanten gegeben hatte, und Sie hätten ihn behalten können.«

Nun, es scheint, daß du es jedenfalls so gemacht hättest! dachte der Abbé. Er stand auf und nahm Hut und Handschuhe.

»Alles, was Sie mir gesagt haben, ist doch wahr, und ich kann es in allen Punkten glauben?« fragte er.

»Hören Sie, Herr Abbé«, antwortete Caderousse; »da in der Ecke ist ein Christus aus geweihtem Holz und hier auf der Truhe das Evangelienbuch meiner Frau; öffnen Sie das Buch, und ich schwöre Ihnen bei dem Heil meiner Seele, bei meinem Glauben als Christ, daß ich Ihnen alles erzählt habe, wie es sich zugetragen hat und wie es der Engel der Menschen am Jüngsten Tag unserm Herrgott ins Ohr sagen wird!«

»Gut«, sagte der Abbé, den der Ton Caderousses überzeugt hatte, daß er die Wahrheit sprach. »Möge das Geld Ihnen Nutzen bringen. Leben Sie wohl, ich kehre wieder in meine Abgeschiedenheit zurück, fern von den Menschen, die einander so viel Böses tun.«

Und der Abbé, der sich nur mit Mühe den begeisterten Freudenbekundungen Caderousses zu entziehen vermochte, hob selbst die Eisenstange von der Tür, trat aus dem Hause, bestieg sein Pferd, grüßte noch einmal den Wirt, der nicht genug Worte zum Abschied finden konnte, und ritt auf demselben Wege, den er gekommen war, davon.

Als Caderousse sich umwandte, sah er hinter sich seine Frau, bleicher und zitternder als je.

»Ist das wirklich wahr, was ich gehört habe?« fragte sie.

»Was? Daß er uns den Diamanten für uns allein gegeben hat?« fragte Caderousse, fast närrisch vor Freude.

»Ja.«

»So wahr wie nur etwas, denn da ist er.«

Die Frau besah den Stein einen Augenblick, dann sagte sie mit dumpfer Stimme:

»Und wenn er falsch ist?«

Caderousse erblaßte und wankte.

»Falsch«, murmelte er, »falsch … Und weshalb hätte mir dieser Mann einen falschen Diamanten geben sollen?«

»Um dein Geheimnis zu bekommen, ohne etwas dafür zu zahlen, Dummkopf!«

Caderousse war einen Augenblick wie betäubt.

»Oh«, sagte er dann, indem er seinen Hut ergriff und aufsetzte, »das werden wir bald wissen.«

»Wie denn das?«

»In Beaucaire ist heute Messe; dort sind Juwelenhändler aus Paris, und denen will ich den Stein zeigen. Paß aufs Haus auf, Frau; in zwei Stunden bin ich wieder da.«

Und Caderousse stürzte aus dem Hause und lief in der entgegengesetzten Richtung zu der, die der Unbekannte eingeschlagen hatte, davon.

»Fünfzigtausend Franken!« murmelte die Wirtin. »Das ist Geld … Aber es ist kein Vermögen.«

Die Register der Gefangenen

Am nächsten Tag erschien beim Bürgermeister von Marseille ein etwa dreißig bis zweiunddreißig Jahre alter Herr in kornblumenblauem Frack, Nankinghosen und weißer Weste, der in Haltung und Sprache den Engländer verriet.

»Herr Bürgermeister«, sagte der Fremde, »ich bin der erste Kommis des Hauses Thomson und French in Rom. Wir stehen seit zehn Jahren mit dem hiesigen Hause Morrel und Sohn in

Verbindung; wir sind in dieser Verbindung mit etwa hunderttausend Franken engagiert, und nicht ohne Besorgnis, da es heißt, daß dieses Haus in bedrohter Lage ist. Ich bin nun wegen dieser Angelegenheit von Rom hierher gereist, um Sie um Auskunft über dieses Haus zu bitten.«

»Ich weiß in der Tat, mein Herr«, antwortete der Bürgermeister, »daß Herrn Morrel seit vier oder fünf Jahren das Unglück zu verfolgen scheint; er hat nacheinander vier oder fünf Schiffe verloren und ist durch drei oder vier Bankerotte in Mitleidenschaft gezogen worden, aber, obgleich ich selbst mit etwa zehntausend Franken sein Gläubiger bin, so kommt es mir doch nicht zu, irgendwelche Auskunft über den Stand seines Vermögens zu geben. Fragen Sie mich als Bürgermeister, was ich von Herrn Morrel denke, so antworte ich Ihnen, er ist ein bis zur Genauigkeit rechtschaffener Mann, der bis jetzt allen seinen Verpflichtungen mit größter Pünktlichkeit nachgekommen ist. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann, mein Herr; wollen Sie mehr erfahren, so wenden Sie sich an Herrn Boville, Inspektor der Gefängnisse, Rue de Noailles Nr. 15; dieser Herr hat, glaube ich, zweimal hunderttausend Franken im Hause Morrel stehen, und wenn wirklich etwas zu befürchten ist, so werden Sie ihn wahrscheinlich besser unterrichtet finden als mich, da seine Summe größer ist als die meinige.«

Der Engländer schien die Bedenken des Bürgermeisters zu würdigen, verabschiedete sich und begab sich nach der bezeichneten Straße.

Herr von Boville war in seinem Arbeitszimmer. Bei seinem Anblick machte der Engländer eine Bewegung der Überraschung, die anzudeuten schien, daß er sich dem Herrn, dem sein Besuch galt, nicht zum ersten Male gegenüber befinde. Herr von Boville schien so ganz von irgendeinem Gedanken eingenommen, so völlig verzweifelt zu sein, daß weder seine Gedanken noch seine Phantasie Muße hatten, in die Vergangenheit zurückzuschweifen.

Der Engländer richtete mit der seinen Landsleuten eigentümlichen Gelassenheit die gleiche Frage an ihn wie an den Bürgermeister.

»Oh«, rief Herr von Boville, »Ihre Befürchtungen sind nur allzusehr begründet, und Sie sehen einen Verzweifelten vor sich. Ich hatte zweimal hunderttausend Franken in dem Hause Morrel stehen; das Geld war die Mitgift meiner Tochter, die in vierzehn Tagen heiraten sollte. Hunderttausend sind Mitte dieses Monats fällig und hunderttausend Mitte nächsten Monats. Ich hatte Herrn Morrel meinen Wunsch mitgeteilt, daß die Zahlungen pünktlich stattfinden möchten, und vor kaum einer halben Stunde war er hier, um mir zu sagen, daß er außerstande sein würde, diese Zahlungen zu leisten, wenn nicht bis zum Fünfzehnten sein Schiff, der ›Pharao‹, einliefe.«

»Das sieht ja aber ganz nach einer Fristverlängerung aus«, sagte der Engländer.

»Sagen Sie lieber, es sieht nach einem Bankerott aus!« rief Herr von Boville verzweifelt.

Der Engländer schien einen Augenblick zu überlegen, dann sagte er: »Sie hegen also Besorgnisse wegen dieses Guthabens?«

»Ich betrachte es sogar für verloren.«

»Nun, ich kaufe es Ihnen ab.«

»Sie?«

»Ja, ich.«

»Aber jedenfalls mit riesigem Rabatt.«

»Nein, für zweimal hunderttausend Franken. Unser Haus«, fügte der Engländer lachend hinzu, »macht dergleichen Geschäfte nicht.«

»Und Sie zahlen?«

»Bar.«

Und der Engländer zog ein Paket Banknoten aus der Tasche, die das Doppelte der Summe ausmachen mochten, die Herr von Boville zu verlieren fürchtete.

Über das Gesicht des Herrn von Boville zog ein plötzlicher Freudenschimmer, doch beherrschte er sich und sagte:

»Mein Herr, ich muß Ihnen bemerken, daß Sie aller Wahrscheinlichkeit nach keine sechs Prozent von dieser Summe erhalten werden.«

»Das ist nicht meine Sache«, antwortete der Engländer, »son-

dern die Sache des Hauses Thomson und French, in dessen Namen ich handle. Vielleicht hat die Firma ein Interesse daran, den Zusammenbruch eines Konkurrenten zu beschleunigen. Aber was ich weiß, ist, daß ich bereit bin, Ihnen gegen die Übertragung der Schuld diese Summe auszuzahlen; nur beanspruche ich eine Maklergebühr.«

»Gewiß, mein Herr, das ist nicht mehr als billig«, rief Herr von Boville. »Die Provision beträgt gewöhnlich anderthalb. Wollen Sie zwei? Wollen Sie drei? Wollen Sie fünf? Wollen Sie noch mehr? Sprechen Sie.«

»Herr von Boville«, antwortete der Engländer lachend, »ich bin wie mein Haus und mache nicht dergleichen Geschäfte. Nein, meine Maklergebühr ist anderer Natur.«

»Sprechen Sie, mein Herr.«

»Sie sind Inspektor der Gefängnisse?«

»Seit mehr als vierzehn Jahren.«

»Sie führen die Register über die neu Angekommenen und die Entlassenen?«

»Gewiß.«

»Diesen Registern werden Notizen beigelegt, die sich auf die Gefangenen beziehen?«

»Jeder Gefangene hat seine Akten.«

»Nun gut, ich bin in Rom von einem armen Teufel von Abbé erzogen worden, der plötzlich verschwand. Später habe ich erfahren, daß er auf dem Château d'If gefangengehalten worden ist, und möchte etwas Näheres über seinen Tod wissen.«

»Wie hieß der Mann?«

»Es ist der Abbé Faria.«

»Oh, dessen erinnere ich mich ganz gut«, entgegnete Herr von Boville; »er war irrsinnig.«

»So hieß es.«

»Oh, er war's ganz entschieden.«

»Wohl möglich. Und welcher Art war sein Irrsinn?«

»Er behauptete, Kenntnis von einem ungeheuren Schatz zu haben, und bot der Regierung wahnsinnige Summen, wenn man ihn in Freiheit setzen wollte.«

»Der arme Teufel! Und er ist tot?«

»Ja, seit fünf oder sechs Monaten ungefähr; er starb im vergangenen Februar.«

»Sie haben ein sehr gutes Gedächtnis, daß Sie sich dessen so genau zu erinnern wissen.«

»Ich erinnere mich dieses Todesfalles, weil er von einem seltsamen Umstand begleitet war.«

»Darf man diesen Umstand erfahren?« fragte der Engländer mit einem Ausdruck von Neugier, den ein tiefer Beobachter mit Verwunderung auf seinem phlegmatischen Gesicht gesehen hätte.

»Gewiß; der Kerker des Abbés war ungefähr fünfundvierzig bis fünfzig Fuß von demjenigen eines ehemaligen bonapartistischen Agenten entfernt, eines Mannes, der das meiste zur Rückkehr des Usurpators im Jahre 1815 beigetragen hatte, eines sehr entschlossenen und höchst gefährlichen Menschen.«

»Wirklich?« meinte der Engländer.

»Ja«, antwortete Herr von Boville; »ich hatte selbst Gelegenheit, diesen Mann im Jahre 1816 oder 1817 zu sehen; man stieg nur in Begleitung von Wachmannschaften in sein Verlies hinunter. Dieser Mann hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich werde sein Gesicht nie vergessen.«

Der Engländer lächelte unmerklich.

»Sie sagten also, daß die beiden Kerker …«

»Fünfzig Fuß voneinander getrennt waren; dieser Edmond Dantès scheint sich aber …«

»Der gefährliche Mensch hieß also …«

»Edmond Dantès; jawohl. Dieser Edmond Dantès scheint sich Werkzeuge verschafft oder angefertigt zu haben, denn man fand einen Gang, durch den die beiden Gefangenen in Verbindung standen.«

»Dieser Gang war jedenfalls zum Zwecke einer Flucht hergestellt worden?«

»Gewiß; aber leider wurde der Abbé Faria von Starrsucht befallen und starb.«

»Ich verstehe; das mußte die Flucht vereiteln.«

»Für den Toten, ja«, antwortete Herr von Boville, »aber nicht für den Lebenden; im Gegenteil, dieser Dantès sah darin ein Mittel, seine Flucht zu beschleunigen; er glaubte jedenfalls, daß die auf dem Château d'If gestorbenen Gefangenen auf einem gewöhnlichen Kirchhof beerdigt würden. Er brachte den Toten in seine Zelle, nahm dessen Platz im Sack ein, in den man ihn eingenäht hatte, und erwartete die Beerdigung.«

»Ein gewagtes Mittel, das von Mut zeugte«, meinte der Engländer.

»Oh, ich sagte Ihnen ja, es war ein sehr gefährlicher Mensch; zum Glück hat er die Regierung selbst von der Sorge befreit, die ihr seine Existenz bereitete.«

»Wieso das?«

»Verstehen Sie nicht?«

»Nein.«

»Das Château d'If hat keinen Kirchhof; man wirft die Toten einfach ins Meer, nachdem man ihnen eine Kugel von sechsunddreißig Pfund an die Füße gebunden hat.«

»Nun?« fragte der Engländer, als wäre er schwer von Begriff.

»Man band ihm eine solche Kugel an die Füße und warf ihn ins Meer.«

»Wahrhaftig?« rief der Engländer.

»Ja«, fuhr der Inspektor fort. »Sie können sich die Überraschung des Flüchtlings ausmalen, als er sich von dem Felsen heruntergestürzt fühlte. Ich hätte in dem Augenblick sein Gesicht sehen mögen.«

»Das wäre schwierig gewesen.«

»Einerlei«, entgegnete Herr von Boville, den die Gewißheit, seine zweimal hunderttausend Franken wiederzubekommen, in gute Laune versetzte; »einerlei, ich kann mir's vorstellen.« Und er lachte laut.

»Ich kann mir's auch vorstellen«, sagte der Engländer und lachte gleichfalls.

»Der Flüchtling ist also ertrunken?« fragte der Engländer, der sich zuerst wieder faßte.

»Elendiglich.«

»So daß also der Gouverneur des Schlosses auf einen Schlag den Gefährlichen und den Irrsinnigen loswurde?«

»So war es.«

»Dann ist wohl eine Art Akte über dieses Ereignis aufgenommen worden?« fragte der Engländer.

»Jawohl, eine Totenakte. Die Verwandten des Dantès, wenn er solche hat, konnten ja ein Interesse daran haben, sich zu vergewissern, ob er gestorben sei oder lebe.«

»So daß sie jetzt beruhigt sein können, wenn sie von ihm zu erben haben. Er ist tot, sicher tot?«

»Nun freilich; und sie können das Attest bekommen, wenn sie wollen.«

»Gut denn«, sagte der Engländer. »Doch kommen wir auf unser Register zurück.«

»Richtig; diese Geschichte hatte uns davon abgebracht; verzeihen Sie.«

»Verzeihen, was? Die Geschichte? Ich habe sie sehr interessant gefunden.«

»Sie ist es auch wirklich. Sie möchten also Einsicht in das nehmen, was sich auf Ihren armen Abbé bezieht, der die Sanftmut selbst war?«

»Ich täte es sehr gern.«

»Treten Sie in mein Bureau, ich werde es Ihnen zeigen.«

Beide gingen in das Bureau des Herrn von Boville. Der Inspektor ließ den Engländer in seinem Lehnstuhl Platz nehmen und legte das Register des Château d'If vor ihn hin. Er ließ ihm Zeit, es zu durchblättern, während er selbst in einer Ecke sitzend seine Zeitung las.

Der Engländer fand leicht die auf den Abbé Faria bezügliche Akte; aber die Geschichte, die ihm Herr von Boville erzählt hatte, mußte ihn wohl lebhaft interessiert haben, denn, nachdem er diese Akte eingesehen hatte, blätterte er weiter, bis er an die Akten über Edmond Dantès kam. Er fand da alles an seinem Platze, die Anzeige, das Verhör, eine Eingabe Morrels und die Anmerkung des Herrn von Villefort. Er faltete sachte die Anzeige zusammen und steckte sie in die Tasche, dann las er das

Verhör und sah, daß der Name Noirtier nicht erwähnt war; schließlich las er die vom zehnten April 1815 datierte Eingabe Morrels, in der dieser nach dem Rate des Staatsanwalts in bester Absicht, da Napoleon damals regierte, die Dienste, die Dantès der kaiserlichen Sache geleistet hatte, übertrieben hatte, während Villefort alles bestätigt hatte. Nun begriff er alles. Dieses von Villefort aufbewahrte Gesuch an Napoleon war unter der zweiten Restauration eine schreckliche Waffe in den Händen des Staatsanwalts geworden. Er wunderte sich deshalb nicht mehr, als er folgende Notiz fand:

»Edmond Dantès: Wütender Bonapartist; hat tätigen Anteil an der Rückkehr Napoleons von der Insel Elba genommen. – In größter Abgeschlossenheit und strengster Überwachung zu halten.«

Unter diesen Zeilen stand in einer anderen Handschrift:

»In Anbetracht obiger Notiz nichts zu machen.«

Ein Vergleich der Handschrift der Notiz mit derjenigen der Beglaubigung unter der Eingabe Morrels gab ihm die Gewißheit, daß beide von derselben Hand herrührten, nämlich von der Villeforts.

Die letzte Zeile mußte von irgendeinem Inspektor eingetragen sein, der an Dantès' Lage ein vorübergehendes Interesse genommen, dem es aber die Notiz unmöglich gemacht hatte, diesem Interesse nachzugeben.

Wie gesagt, hatte sich der Inspektor, um den Schüler des Abbés Faria in seinen Nachforschungen nicht zu stören, abseits gesetzt und las die Zeitung.

Er sah also nicht, wie der Engländer die von Danglars in der ›Réserve‹ geschriebene Anzeige, die den Poststempel »Marseille, 27. Februar, 6 Uhr abends« trug, zusammenfaltete und in die Tasche steckte.

Wir müssen aber sagen, daß, selbst wenn er es gesehen hätte, er diesem Papiere zu geringe Wichtigkeit, seinen zweimal hunderttausend Franken aber viel zu große Wichtigkeit beilegte,

um sich dem Tun des Engländers, so ungehörig es war, zu widersetzen.

»Ich danke«, sagte dieser, indem er das Register laut zuschlug. »Ich habe, was ich brauche; jetzt ist es an mir, mein Versprechen zu halten. Stellen Sie mir eine einfache Übertragung Ihres Guthabens aus; bescheinigen Sie darin, daß Sie den Betrag desselben empfangen haben, und ich werde Ihnen die Summe aufzählen.«

Er machte Herrn von Boville am Schreibtisch Platz. Der Inspektor setzte sich ohne weiteres und stellte die gewünschte Übertragung aus, während der Engländer die Banknoten abzählte.

Das Haus Morrel

Wer vor Jahren Marseille verlassen hätte und jetzt zurückgekehrt wäre, hätte in dem Hause Morrel eine große Veränderung vorgefunden.

Statt jener Atmosphäre von Glück und Behagen, die ein blühendes Geschäftshaus sozusagen auszuströmen pflegt, wäre ihm auf den ersten Blick etwas Trauriges und Totes aufgefallen. In den Kontoren, die früher von zahlreichen Angestellten bevölkert waren, waren nur noch zwei zurückgeblieben. Der eine war ein junger Mann von dreiundzwanzig bis vierundzwanzig Jahren, namens Emanuel Raymond, der die Tochter des Herrn Morrel liebte und trotz der Einwände seiner Angehörigen dem Hause Morrel treu geblieben war; der andere war ein alter einäugiger Kassengehilfe namens Cocles – ein Spitzname, den ihm früher die jungen Leute gegeben hatten und der seinen eigentlichen Namen so vollständig ersetzt hatte, daß er sich nicht einmal umgewandt hätte, wenn man ihn heute mit diesem Namen gerufen hätte.

Cocles war im Dienste des Herrn Morrel geblieben, und es war in der Stellung des Braven eine sonderbare Veränderung vor sich gegangen; er war zugleich zum Range eines Kassierers emporgestiegen und zum Range eines Dienstboten herunter-

gerückt. Es war nichtsdestoweniger der nämliche Cocles, gut, geduldig und treu, aber unbeugsam im Punkte der Arithmetik, dem einzigen, in dem er der ganzen Welt, selbst Herrn Morrel, die Spitze geboten hätte.

Inmitten der allgemeinen Trauer, die sich über das Haus Morrel gelegt hatte, war Cocles übrigens der einzige, der ruhig geblieben war; diese Gelassenheit entsprang aber nicht einem Mangel an Gefühl, sondern im Gegenteil einer unerschütterlichen Überzeugung. Als die anderen Kommis und Angestellten des Hauses die Kontore und das Lager verlassen hatten, hatte Cocles sie gehen sehen, ohne sich von dem Grunde ihres Gehens Rechenschaft zu geben. Für ihn lief alles auf eine Zahlenfrage hinaus, und seit den zwanzig Jahren, die er im Hause war, hatte er stets die Zahlungen mit solcher Regelmäßigkeit erfolgen sehen, daß er nicht zugab, daß diese Pünktlichkeit aufhören und die Zahlungen eingestellt werden könnten. In der Tat war auch bis dahin nichts vorgekommen, was seine Überzeugung hätte erschüttern können. Der letzte Ultimo war pünktlich eingehalten worden; Cocles hatte einen von Herrn Morrel zu seinem Nachteil gemachten Irrtum von siebzig Centimen gefunden und dem Chef an demselben Tage den Betrag zurückgebracht, den Herr Morrel mit melancholischem Lächeln entgegengenommen und in seine fast leere Schublade hatte fallen lassen, indem er sagte:

»Schön, Cocles, Sie sind die Perle der Kassierer.«

Und Cocles hatte sich befriedigt zurückgezogen, denn ein Lob von Herrn Morrel, dieser Perle der ehrlichen Leute von Marseille, schmeichelte ihm mehr als eine Gratifikation von fünfzig Talern.

Aber seit diesem Monatsende hatte Herr Morrel schwere Stunden verbracht; um diesem Ultimo zu begegnen, hatte er alle seine Hilfsquellen in Anspruch genommen und in eigener Person eine Reise nach der Messe zu Beaucaire gemacht, um einige Juwelen seiner Frau und Tochter und einen Teil seines Silbergeschirrs zu verkaufen. Durch dieses Opfer war diesmal noch alles zur größten Ehre des Hauses Morrel abgegangen;

aber die Kasse war vollständig leer geworden. Kredit wurde ihm nicht mehr gewährt, da die Geschäftswelt, von dem umlaufenden Gerücht erschreckt, sich mit gewohnter Selbstsucht zurückzog, und um Herrn von Boville die am Fünfzehnten dieses Monats fälligen hunderttausend Franken und die am Fünfzehnten des nächsten Monats fälligen weiteren hunderttausend Franken zahlen zu können, besaß Herr Morrel tatsächlich nur die Hoffnung auf die Rückkehr des »Pharao«, dessen Abfahrt ein Schiff, das gleichzeitig die Anker gelichtet hatte und glücklich im Hafen angekommen war, gemeldet hatte.

Aber dieses Schiff, welches wie der »Pharao« von Kalkutta kam, war schon seit vierzehn Tagen zurück, während man vom »Pharao« noch keine Nachricht hatte.

So standen die Sachen, als der Abgesandte des Hauses Thomson und French in Rom, nachdem er am Tage vorher sein bedeutendes Geschäft mit Herrn von Boville abgemacht hatte, sich bei Herrn Morrel einfand.

Emanuel empfing ihn. Der junge Mann, den jedes neue Gesicht erschreckte, weil es einen neuen Gläubiger ankündigte, der in seiner Unruhe den Chef des Hauses sprechen wollte, wollte seinem Prinzipal das Unangenehme dieses Besuchs ersparen und fragte den Fremden nach seinem Begehr. Dieser aber erklärte, daß er Herrn Morrel selbst sprechen wollte. Emanuel rief seufzend Cocles; Cocles erschien, und der junge Mann befahl ihm, den Fremden zu Herrn Morrel zu führen.

Cocles ging vorauf, und der Fremde folgte.

Auf der Treppe trafen sie ein schönes junges Mädchen von fünfzehn bis sechzehn Jahren, das den Fremden voll Unruhe ansah.

Cocles bemerkte diesen Ausdruck des Gesichts nicht, der jedoch dem Fremden nicht entgangen zu sein schien.

»Herr Morrel ist in seinem Arbeitszimmer, nicht wahr, Fräulein Julie?« fragte der Kassierer.

»Ja, wenigstens glaube ich es«, antwortete das junge Mädchen zögernd. »Sehen Sie erst nach, Cocles, und wenn mein Vater da ist, so melden Sie den Herrn an.«

»Mich anzumelden wäre unnötig, mein Fräulein«, antwortete

der Engländer; »Herr Morrel kennt meinen Namen nicht. Dieser Brave hat nur zu sagen, daß ich der erste Kommis des Hauses Thomson und French in Rom bin, mit dem das Haus Ihres Vaters in Geschäftsverbindung steht.«

Das junge Mädchen erblaßte und setzte seinen Weg nach unten fort, während Cocles und der Fremde nach oben gingen.

Sie traten in das Kontor, wo Emanuel sich befand, und Cocles schloß mit einem in seinem Besitze befindlichen Schlüssel eine Tür des zweiten Stockwerks auf, führte den Fremden in ein Vorzimmer und öffnete eine zweite Tür, die er hinter sich schloß. Nach einem Augenblick kam er zurück und machte dem Abgesandten des Hauses Thomson und French ein Zeichen, daß er eintreten könnte.

Der Engländer fand Herrn Morrel an einem Tisch sitzend. Er starrte mit bleichem Gesicht auf die schrecklichen Reihen des Registers, wo seine Passiven eingetragen standen.

Als Herr Morrel den Fremden sah, schloß er das Register, erhob sich und schob einen Stuhl vor; nachdem der Fremde sich gesetzt hatte, setzte er sich auch wieder.

Vierzehn Jahre hatten den würdigen Kaufmann, der jetzt im fünfzigsten Lebensjahr stand, sehr verändert; sein Haar war gebleicht, seine Stirn war von sorgenvollen Falten durchfurcht, und sein einst so fester und sicherer Blick war scheu und unentschlossen geworden.

Der Engländer betrachtete ihn mit einem neugierigen Blick, in dem eine gewisse Teilnahme zu erkennen war.

»Sie haben mich zu sprechen gewünscht, mein Herr?« fragte Morrel, dessen Unbehagen bei dieser Prüfung zuzunehmen schien.

»Ja, Herr Morrel, Sie wissen, von welcher Seite ich komme, nicht wahr?«

»Von seiten des Hauses Thomson und French, wie mir wenigstens mein Kassierer sagte.«

»Jawohl. Das Haus Thomson und French hat im Laufe dieses und des nächsten Monats drei- bis viermal hunderttausend Franken in Frankreich zu zahlen, und da es Ihre strenge Pünkt-

lichkeit kennt, hat es alle Wechsel mit Ihrer Unterschrift, die es bekommen konnte, an sich gezogen und mich beauftragt, nach Maßgabe der Fälligkeitstermine die Beträge bei Ihnen zu erheben und dann zu verwenden.«

Morrel stieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, auf der der Schweiß stand.

»Also haben Sie von mir gezeichnete Wechsel?« fragte er.

»Jawohl, für eine ziemlich beträchtliche Summe.«

»Für welche Summe?« fragte Morrel mit einer Stimme, die er sich bemühte, sicher klingen zu lassen.

»Nun, hier ist zuerst«, erwiderte der Engländer, indem er ein Paket Papiere aus der Tasche zog, »eine Übertragung von zweimal hunderttausend Franken von seiten des Herrn von Boville, des Inspektors der Gefängnisse, an unser Haus. Erkennen Sie an, daß Sie Herrn von Boville diese Summe schulden?«

»Jawohl, es ist eine Anlage, die er vor bald fünf Jahren zu viereinhalb Prozent bei mir gemacht hat.«

»Und die rückzahlbar ist …«

»Zur Hälfte am Fünfzehnten dieses Monats, zur Hälfte am Fünfzehnten nächsten Monats.«

»Ganz recht; dann sind hier zweiunddreißigtausendfünfhundert Franken per Ende des laufenden Monats; es sind Wechsel von Ihnen, die an unsere Ordre begeben sind.«

»Ich erkenne dieselben an«, sagte Morrel, dem die Schamröte ins Gesicht stieg bei dem Gedanken, daß er zum ersten Male in seinem Leben sein Akzept vielleicht nicht einlösen könnte. »Ist das alles?«

»Nein, ich habe noch diese Wechsel per Ende des nächsten Monats, welche das Haus Pascal und das Haus Wild und Turner hier uns remittiert haben, fünfundfünfzigtausend Franken etwa, im ganzen zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken.«

Was der unglückliche Morrel bei dieser Aufzählung litt, ist unmöglich zu beschreiben.

»Zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken!« wiederholte er mechanisch.

»Jawohl«, antwortete der Engländer. »Nun aber«, fuhr er nach einem Augenblick des Schweigens fort, »will ich Ihnen nicht verheimlichen, Herr Morrel, daß, bei aller Anerkennung Ihrer tadellosen Rechtschaffenheit, in der Stadt das Gerücht geht, daß Sie außerstande seien, Ihren Verbindlichkeiten nachzukommen.«

Bei dieser fast rücksichtslosen Eröffnung wurde Morrel entsetzlich bleich.

»Mein Herr«, sagte er, »bis jetzt, und es sind mehr als vierundzwanzig Jahre her, seit ich das Geschäft von meinem Vater übernahm, der es selbst fünfunddreißig Jahre geführt hat, bis jetzt ist noch keine einzige Unterschrift von Morrel und Sohn an der Kasse präsentiert worden, ohne bezahlt worden zu sein.«

»Ja, ich weiß das«, antwortete der Engländer, »aber sprechen Sie offen als Ehrenmann zu Ehrenmann, werden Sie diese hier mit der gleichen Pünktlichkeit bezahlen?«

Morrel erbebte und betrachtete denjenigen, der so mit ihm sprach, mit größerer Sicherheit als bisher.

»Auf so freimütig gestellte Fragen«, sagte er, »gebührt auch eine freimütige Antwort. Ja, mein Herr, ich werde zahlen, wenn, wie ich hoffe, mein Schiff wohlbehalten anlangt, denn dessen Ankunft wird mir den Kredit wieder verschaffen, den eine Folge von Unglücksfällen, deren Opfer ich geworden bin, mir geraubt hat; wenn aber zum Unglück der ›Pharao‹, diese letzte Hilfsquelle, auf die ich rechne, mich im Stich lassen sollte …«

Die Tränen traten dem armen Reeder in die Augen.

»Nun«, fragte der Engländer, »wenn diese letzte Hilfsquelle Sie im Stiche ließe?«

»Wohlan denn«, fuhr Morrel fort, »es ist hart, es zu sagen … aber, bereits ans Unglück gewöhnt, muß ich mich an die Schande gewöhnen … Wohlan denn, ich glaube, daß ich dann genötigt sein würde, die Zahlungen einzustellen.«

»Haben Sie denn keine Freunde, die Ihnen in dieser Lage helfen können?«

Morrel lächelte traurig.

»Im Geschäftsleben, wissen Sie ja, gibt es keine Freunde.«

»Allerdings«, murmelte der Engländer. »Also haben Sie nur noch eine Hoffnung?«

»Eine einzige.«

»Die letzte?«

»Die letzte.«

»So daß, wenn diese Hoffnung Sie täuscht …«

»Ich verloren bin, vollständig verloren.«

»Als ich hierher kam, lief ein Schiff in den Hafen ein.«

»Ich weiß es; ein junger Mann, der mir in meinem Unglück treu geblieben ist, bringt einen Teil seiner Zeit auf einem Türmchen oben im Hause zu, in der Hoffnung, mir als erster eine gute Nachricht melden zu können. Von ihm habe ich die Ankunft des Schiffes erfahren; es ist die ›Gironde‹, die auch von Indien kommt, aber es ist nicht das meinige.«

»Vielleicht bringt es Ihnen Nachricht vom ›Pharao‹.«

»Ach, ich fürchte fast ebensosehr, etwas von meinem Dreimaster zu hören, als in der Ungewißheit zu bleiben.« Dann fügte er mit dumpfer Stimme hinzu: »Diese Verspätung ist nicht natürlich; der ›Pharao‹ ist am fünften Februar von Kalkutta abgefahren und müßte seit mehr als einem Monat hier sein.«

»Was ist das?« fragte der Engländer horchend, »was bedeutet dieser Lärm?«

»O mein Gott, mein Gott!« rief Morrel erbleichend. »Was gibt es nun wieder?«

In der Tat ließ sich auf der Treppe ein großer Lärm vernehmen, es wurde hin und her gegangen, man hörte selbst einen Schmerzensschrei. Morrel erhob sich, um die Tür zu öffnen, aber die Kräfte versagten ihm, und er fiel in seinen Stuhl zurück; er zitterte an allen Gliedern. Der Fremde sah ihn mit dem Ausdruck tiefen Mitleids an.

Der Lärm hatte aufgehört; es schien dem Fremden, daß man leise die Treppe heraufkam und die Tritte mehrerer Personen auf dem Flur haltmachten. Die erste Tür wurde aufgeschlossen, bald darauf öffnete sich die zweite, und bleich und mit tränenüberströmtem Gesicht trat das junge Mädchen ein.

Morrel erhob sich zitternd und stützte sich auf die Lehne sei-

nes Stuhls, denn er hätte sich nicht aufrecht zu halten vermocht. Seine Stimme wollte fragen, aber er hatte keine Stimme mehr.

»O lieber Vater«, sagte das junge Mädchen, die Hände faltend, »vergib deinem Kinde, daß es die Überbringerin einer Unglücksbotschaft ist!«

Morrel wurde entsetzlich blaß; Julie warf sich in seine Arme.

»O Vater, Mut, Mut!«

»Also ist der ›Pharao‹ untergegangen?« fragte Morrel mit erstickter Stimme.

Das junge Mädchen antwortete nicht, machte aber ein bejahendes Zeichen mit dem Kopf.

»Und die Mannschaft?« fragte Morrel.

»Gerettet«, antwortete das junge Mädchen, »von dem Schiffe, das soeben eingelaufen ist.«

Morrel hob mit einem Ausdruck von Ergebung und tiefster Dankbarkeit beide Hände zum Himmel auf.

»Ich danke dir, mein Gott«, sagte er; »wenigstens triffst du nur mich allein.«

So phlegmatisch der Engländer war, so feuchtete doch eine Träne seine Wimper.

»Kommt herein«, sagte Morrel, »kommt herein, denn ich vermute, daß ihr alle vor der Türe seid.«

In der Tat hatte er kaum diese Worte gesprochen, so trat seine Frau schluchzend ein, Emanuel folgte ihr; hinten im Vorzimmer sah man die rauhen Gesichter von sieben oder acht halbnackten Seeleuten. Beim Anblick dieser Männer erbebte der Engländer; er machte einen Schritt, wie um auf sie zuzugehen, beherrschte sich aber und zog sich im Gegenteil in den dunkelsten und entferntesten Winkel des Zimmers zurück.

Frau Morrel setzte sich in den Lehnstuhl und nahm eine der Hände ihres Gatten in die ihrigen, während Julie an die Brust ihres Vaters geschmiegt blieb. Emanuel war auf halbem Wege zwischen der Tür und der Familie Morrel stehengeblieben und schien als Bindeglied zwischen dieser und den Seeleuten an der Tür zu dienen.

»Wie ist es zugegangen?« fragte Morrel.

»Tritt näher, Penelon«, sagte der junge Mann, »und erzähle, was sich zugetragen hat.«

Ein alter, von der Sonne des Äquators gebräunter Matrose trat vor, die Überreste eines Hutes in den Händen drehend.

»Guten Tag, Herr Morrel«, sagte er, als ob er gestern Marseille verlassen hätte und von Aix oder Toulon gekommen wäre.

»Guten Tag, mein Freund«, antwortete der Reeder, der nicht umhinkonnte, unter Tränen zu lächeln. »Aber wo ist der Kapitän?«

»Was den Kapitän anlangt, Herr Morrel, so ist er krank in Palma zurückgeblieben; aber das wird, so Gott will, nichts auf sich haben, und Sie werden ihn in einigen Tagen so munter, wie Sie und ich sind, ankommen sehen.«

»Gut … jetzt sprich, Penelon«, sagte Herr Morrel.

Penelon brachte mit der Zunge seinen Priem von der rechten Wange in die linke, hielt die Hand vor den Mund, drehte sich um und spuckte einen langen schwärzlichen Strahl ins Vorzimmer, stellte den einen Fuß vor, wiegte sich in den Hüften und erzählte, wie der »Pharao« zwischen Kap Blanco und Kap Bojador vom Sturme überfallen worden und nach vergeblichem Kampfe untergegangen sei, nachdem die Mannschaft und der Kapitän sich in die Schaluppe gerettet hätten.

»Was uns betrifft«, fuhr er fort, »so haben wir drei Tage ohne Essen und Trinken verbracht, so daß wir schon davon sprachen, das Los zu ziehen, um zu sehen, wer die anderen ernähren sollte; da bemerkten wir die ›Gironde‹ und gaben ihr Signale; sie sah uns, kam auf uns zu, schickte uns ihre Schaluppe und nahm uns auf. So ist's zugegangen, Herr Morrel, auf Seemannswort, nicht wahr, ihr andern?«

Ein Gemurmel der Zustimmung ertönte.

»Gut, meine Freunde«, sagte Herr Morrel, »ihr seid brave Leute, und ich wußte im voraus, daß an dem Unglück, das mich trifft, nur mein Schicksal schuld ist. Es ist der Wille Gottes und nicht die Schuld der Menschen; verehren wir deshalb den Willen Gottes. Und nun, wieviel Löhnung bekommt ihr?«

»Oh, pah, sprechen wir nicht davon, Herr Morrel.«

»Im Gegenteil, sprechen wir davon«, sagte der Reeder mit traurigem Lächeln.

»Nun, wir bekommen für ein Vierteljahr …«, antwortete Penelon.

»Cocles, zahlen Sie jedem dieser Braven zweihundert Franken. Zu einer anderen Zeit, meine Freunde«, fuhr Morrel fort, »hätte ich hinzugefügt: Geben Sie jedem zweihundert Franken als Geschenk; aber die Zeiten sind unglücklich, meine Freunde, und das bißchen Geld, welches mir bleibt, gehört mir nicht mehr. Entschuldigt also und liebt mich darum nicht weniger.«

Penelon verzog aus Rührung das Gesicht, wandte sich nach seinen Kameraden um, wechselte einige Worte mit ihnen und kam zurück.

»Was das anlangt, Herr Morrel«, sagte er, indem er seinen Priem wieder umquartierte und wiederum ins Vorzimmer spuckte, »was das anlangt …«

»Was was anlangt?«

»Das Geld …«

»Nun?«

»Nun, Herr Morrel, die Kameraden meinen, daß sie für den Augenblick jeder an fünfzig Franken genug haben und mit dem Rest warten wollen.«

»Dank, liebe Freunde, Dank!« sagte Morrel gerührt; »ihr seid alle brave Herzen, aber nehmt, nehmt, und wenn ihr einen guten Dienst findet, so tretet ein, ihr seid frei.«

Dieser letzte Teil seiner Rede brachte eine mächtige Wirkung auf die Matrosen hervor. Sie sahen einander bestürzt an. Penelon, dem der Atem versagte, hätte beinahe seinen Priem verschluckt. Zum Glück fuhr er noch zur rechten Zeit mit der Hand nach dem Schlund.

»Wie, Herr Morrel«, sagte er mit erstickter Stimme, »wie, Sie schicken uns fort! Sie sind also nicht mehr mit uns zufrieden?«

»Nein, Kinder«, entgegnete der Reeder, »ich bin nicht unzufrieden mit euch, im Gegenteil. Ich schicke euch nicht fort,

aber, was wollt ihr, ich habe keine Schiffe mehr und brauche also keine Matrosen mehr.«

»Wie, Sie haben keine Schiffe mehr?« sagte Penelon. »Na, da lassen Sie andere bauen, wir werden warten.«

»Ich habe kein Geld mehr, um Schiffe bauen zu lassen, Penelon«, antwortete der Reeder traurig lächelnd, »ich kann also euer Anerbieten nicht annehmen, so herzlich es auch von euch gemeint ist.«

»Na, wenn Sie kein Geld haben, so brauchen Sie uns nicht zu bezahlen«, rief Penelon.

»Genug, genug, meine Freunde«, sagte Morrel, dem die Bewegung die Stimme nahm; »geht, ich bitte euch. Emanuel«, fügte er hinzu, »begleite sie und sieh zu, daß mein Wunsch ausgeführt wird.«

»Wenigstens dann auf Wiedersehen, nicht wahr, Herr Morrel?« sagte Penelon.

»Ja, meine Freunde, ich hoffe es wenigstens; jetzt geht.«

Und er machte Cocles ein Zeichen, worauf dieser vorausging. Die Seeleute folgten dem Kassierer, und Emanuel folgte den Seeleuten.

»Jetzt«, sagte der Reeder zu seiner Frau und Tochter, »laßt mich allein; ich habe mit dem Herrn zu sprechen.«

Er deutete mit den Augen auf den Beauftragten des Hauses Thomson und French, der während dieser ganzen Szene unbeweglich in seiner Ecke geblieben war. Die beiden Damen sahen den Fremden an, den sie vollständig vergessen hatten, und zogen sich zurück; aber das junge Mädchen warf ihm beim Gehen einen flehenden Blick zu, den er durch ein Lächeln beantwortete. Die beiden Männer blieben allein.

»Nun, mein Herr«, sagte Morrel, indem er wieder in seinen Stuhl sank, »Sie haben alles gesehen und gehört, so daß ich Ihnen nichts mehr mitzuteilen habe.«

»Ich habe gesehen, Herr Morrel«, antwortete der Engländer, »daß Ihnen ein neues, gleich den andern Schlägen unverdientes Unglück zugestoßen ist, und das läßt mich um so dringender den Wunsch empfinden, Ihnen nützlich zu sein.«

»O mein Herr!« sagte Morrel.

»Lassen Sie sehen«, fuhr der Fremde fort. »Ich bin einer Ihrer Hauptgläubiger, nicht wahr?«

»Ihre Forderungen sind wenigstens die zunächst fälligen.«

»Wünschen Sie eine Zahlungsfrist?«

»Eine solche könnte mir die Ehre und damit das Leben retten.«

»Wie lange Stundung wünschen Sie?«

Morrel zögerte. »Zwei Monate«, sagte er dann.

»Gut«, antwortete der Fremde, »ich gebe Ihnen drei.«

»Aber glauben Sie, daß das Haus Thomson und French …«

»Seien Sie unbesorgt, ich nehme alles auf mich. Wir haben heute den fünften Juni.«

»Jawohl.«

»Nun wohl, erneuern Sie mir alle diese Wechsel per fünften September, und am fünften September um elf Uhr vormittags« – die Stutzuhr zeigte in diesem Augenblick gerade elf Uhr – »werde ich mich bei Ihnen einfinden.«

»Ich werde Sie erwarten, und Sie werden Zahlung empfangen, oder ich werde tot sein.«

Diese letzten Worte wurden so leise gesprochen, daß der Fremde sie nicht hören konnte.

Die Wechsel wurden erneuert, die alten zerrissen, und der arme Reeder hatte nun wenigstens drei Monate vor sich, um seine letzten Mittel aufzubringen.

Der Engländer nahm seine Dankesäußerungen mit der gewohnten Ruhe entgegen und verabschiedete sich von Morrel, der ihn mit Segenswünschen bis an die Tür begleitete.

Auf der Treppe traf er Julie; das junge Mädchen tat, als ob sie nach unten ginge, in Wirklichkeit aber wartete sie auf ihn.

»O mein Herr!« sagte sie, die Hände faltend.

»Mein Fräulein«, sagte der Fremde, »Sie werden eines Tages einen Brief empfangen mit der Unterschrift: ›Sindbad der Seefahrer‹ … Tun Sie Punkt für Punkt, was dieser Brief sagen wird, so sonderbar es Ihnen auch erscheinen möge.«

»Jawohl«, antwortete Julie.

»Versprechen Sie es mir?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

»Gut. Leben Sie wohl, mein Fräulein. Bleiben Sie immer ein gutes und frommes Mädchen, wie Sie es sind, und ich habe gute Hoffnung, daß Sie Gott belohnen wird, indem er Ihnen Emanuel zum Gatten gibt.«

Julie stieß einen leichten Schrei aus, wurde über und über rot und hielt sich am Geländer, um nicht zu fallen.

Der Fremde setzte seinen Weg fort, indem er ihr ein Lebewohl zuwinkte.

Im Hofe traf er Penelon, der eine Rolle von hundert Franken in jeder Hand hielt und sich nicht entschließen zu können schien, sie mitzunehmen.

»Kommen Sie, mein Freund«, sagte er zu ihm, »ich habe mit Ihnen zu sprechen.«

Der fünfte September

Diese von dem Beauftragten des Hauses Thomson und French gerade in dem Augenblick, da Morrel es am wenigsten erwartete, gewährte Stundung erschien dem armen Reeder wie ein Zeichen, daß das Schicksal sich wieder zum Besseren wende.

Er erzählte noch an demselben Tage seiner Frau, seiner Tochter und Emanuel den Vorfall, und etwas Hoffnung kehrte in die Familie zurück. Leider aber hatte Morrel nicht nur mit dem Hause Thomson und French zu tun, das ihm ein solches Entgegenkommen bezeigt hatte. Bei seinen anderen Geschäftsfreunden fand er nicht das gleiche Wohlwollen; die von ihm unterschriebenen Wechsel wurden also mit größter Pünktlichkeit an der Kasse präsentiert und dank der Stundung prompt von Cocles bezahlt.

In den Geschäftskreisen der Stadt war man allgemein der Ansicht, daß sich Morrel bei den aufeinanderfolgenden Unglücksschlägen nicht halten könne; das Erstaunen war also groß, als man ihn am Monatsschlusse seine Verbindlichkeiten

mit gewohnter Pünktlichkeit erfüllen sah. Indessen kehrte das Vertrauen darum nicht wieder zurück, und man war einmütig der Überzeugung, daß die Zahlungseinstellung des unglücklichen Reeders am nächsten Monatsschluß stattfinden werde.

Der ganze Monat verging in unerhörten Anstrengungen von seiten Morrels, um alle seine Mittel zusammenzubringen. Früher war seine Unterschrift ohne Rücksicht auf kurze oder lange Sicht mit Vertrauen genommen und sogar gesucht worden. Morrel versuchte, einen Wechsel auf neunzig Tage unterzubringen, und fand alle Banken verschlossen. Zum Glück hatte er selbst einige Eingänge, auf die er rechnen konnte. Als der letzte Juli herankam, fand er sich deshalb wieder in der Lage, seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Was den Beauftragten des Hauses Thomson und French angeht, so war er am ersten oder zweiten Tage nach seinem Besuch bei Herrn Morrel verschwunden. Die Matrosen mußten wohl einen anderen Dienst gefunden haben, denn sie waren gleichfalls verschwunden.

Der Kapitän des »Pharao«, der von seinem Unwohlsein, das ihn in Palma zurückgehalten hatte, wiederhergestellt war, kam seinerseits zurück, zögerte aber, sich bei Herrn Morrel vorzustellen. Herr Morrel jedoch hatte seine Ankunft erfahren und ging selbst zu ihm. Der Reeder wußte durch den Bericht Penelons, wie mutig sich der Kapitän bei dem Unglück, das das Schiff betroffen hatte, benommen hatte, und er war es, der den Kapitän zu trösten versuchte. Er brachte ihm sein Gehalt, das der Kapitän nicht zu erheben gewagt hätte.

Als Herr Morrel die Treppe hinabstieg, begegnete er Penelon, der nach oben ging. Penelon hatte, wie es schien, sein Geld gut verwendet, denn er war ganz neu gekleidet. Als er seinen Reeder bemerkte, schien der Bootsmann sehr verlegen zu werden; er drückte sich ganz in die Ecke des Treppenabsatzes, und sein Kautabak wanderte abwechselnd von links nach rechts und von rechts nach links, wobei er die Augen aufriß und den ihm mit gewohnter Herzlichkeit von Herrn Morrel angebotenen Händedruck nur schüchtern erwiderte. Herr Morrel schrieb die Ver-

legenheit Penelons seiner feinen Ausstattung zu. Der Brave hatte sich jedenfalls schon für irgendein anderes Fahrzeug anmustern lassen und schämte sich nun, daß er um den »Pharao« nicht länger Trauer getragen hatte. Vielleicht kam er sogar, um dem Kapitän von seinem Glück Mitteilung zu machen und ihm Anerbietungen von seiten seines neuen Herrn zu überbringen.

»Brave Leute«, sagte Herr Morrel, indem er sich entfernte, »möge euer neuer Herr euch lieben, wie ich euch liebte, und glücklicher sein als ich!«

Der August verfloß unter fortwährend erneuten Versuchen Morrels, seinen alten Kredit wieder zu heben oder sich neuen zu eröffnen. Am zwanzigsten August wußte man in Marseille, daß er einen Platz in der Post genommen hatte, und sagte sich, daß er abgereist sei, um am Monatsschlusse bei der Erklärung der Zahlungsunfähigkeit nicht zugegen zu sein. Als aber der einunddreißigste August kam, öffnete sich gegen alles Erwarten die Kasse wie gewöhnlich, und Cocles zahlte alle präsentierten Wechsel mit derselben Ruhe und Pünktlichkeit wie früher. Man begriff die Sache nicht mehr und setzte mit der den Unglückspropheten eigentümlichen Hartnäckigkeit den Bankerott auf Ende September fest.

Am ersten September kam Morrel zurück; seine ganze Familie erwartete ihn in ängstlicher Spannung; diese Reise nach Paris war der letzte Versuch zur Rettung. Morrel hatte an Danglars gedacht, seinen ehemaligen Kommis und jetzigen Millionär, da dieser auf seine Empfehlung in die Dienste des spanischen Bankiers getreten war, bei dem er den Grund zu seinem gewaltigen Vermögen gelegt hatte. Heute besaß Danglars, wie es hieß, sechs bis acht Millionen und unbegrenzten Kredit. Er konnte, ohne einen Taler aus der Tasche zu ziehen, Morrel retten, er brauchte sich nur für ein Darlehen zu verbürgen. Morrel hatte seit langem an Danglars gedacht, aber dieses letzte Mittel so lange wie möglich verschoben. Und er hatte mit seinem Widerwillen recht gehabt, denn er kam zurück, nachdem er die Demütigung einer Abweisung erfahren hatte.

Morrel hatte bei seiner Rückkehr keine Klage und keinen

Vorwurf geäußert, er hatte weinend seine Frau und Tochter umarmt, Emanuel freundschaftlich die Hand gereicht und sich dann in sein Arbeitszimmer im zweiten Stock eingeschlossen und Cocles rufen lassen.

»Diesmal«, hatten die beiden Damen zu Emanuel gesagt, »sind wir verloren.«

Nach kurzer Beratung hatten sie dann beschlossen, daß Julie an ihren in Nîmes in Garnison stehenden Bruder schreiben sollte, daß er sofort nach Hause kommen möge. Die armen Frauen fühlten instinktmäßig, daß sie all ihrer Kraft bedürften, um den Schlag, der sie bedrohte, auszuhalten.

Zudem hatte Maximilian Morrel, obgleich er kaum vierundzwanzig Jahre alt war, großen Einfluß auf seinen Vater. Er war ein entschlossener und gerader junger Mann. In dem Augenblick, da es sich darum handelte, eine Laufbahn zu wählen, hatte der Vater ihm keine Zukunft aufdrängen wollen, sondern seine Neigung befragt, und Maximilian hatte sich für die militärische Laufbahn entschieden. Er hatte ausgezeichnete Studien gemacht, die polytechnische Schule besucht und sie vor einem Jahre als Unterleutnant verlassen. Bei der ersten Gelegenheit hatte er Aussicht, zum Leutnant befördert zu werden. Im Regiment galt Maximilian Morrel als der strenge Beobachter nicht nur aller Pflichten des Soldaten, sondern auch des Menschen, und man nannte ihn nur den Stoiker.

Diesen jungen Mann riefen Mutter und Schwester herbei, damit er ihnen in der ernsten Lage, die ihnen bevorstand, eine Stütze sei.

Über den Ernst dieser Lage hatten sie sich nicht getäuscht, denn einen Augenblick, nachdem Herr Morrel zusammen mit Cocles in sein Arbeitszimmer getreten war, sah Julie den letzteren bleich und zitternd wieder herauskommen. Sie wollte ihn fragen, aber er lief an ihr vorbei die Treppe hinunter und rief nur, die Arme zum Himmel erhebend:

»O Fräulein, Fräulein, welch schreckliches Unglück! Wer hätte das je gedacht!«

Einen Augenblick darauf sah Julie ihn mit einigen schweren

Büchern, einer Mappe und einem Beutel Geld wieder heraufkommen.

Morrel sah die Bücher durch und zählte das Geld.

Seine sämtlichen Mittel beliefen sich auf sechs- bis achttausend Franken, seine Eingänge bis zum Fünften auf vier- oder fünftausend, das machte an vierzehntausend Franken; der fällige Wechsel betrug zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken. Es war nicht einmal möglich, eine solche Abschlagszahlung anzubieten.

Als Morrel zu Tisch herunterkam, schien er jedoch ziemlich ruhig. Diese Ruhe erschreckte die beiden Frauen mehr, als es die tiefste Niedergeschlagenheit getan hätte.

Nach Tisch pflegte Morrel auszugehen und seinen Kaffee im Klubhause bei der Zeitung zu nehmen. Heute ging er nicht aus, sondern kehrte in sein Arbeitszimmer zurück.

Cocles schien vollständig die Fassung verloren zu haben; er saß einen großen Teil des Tages auf einer Steinbank im Hofe und ließ sich bei einer Wärme von dreißig Grad die Sonne auf den unbedeckten Schädel scheinen.

Emanuel versuchte die Frauen zu beruhigen, aber seinen Worten fehlte die Überzeugungskraft. Er war zu gut in die Geschäfte des Hauses eingeweiht, um nicht zu fühlen, daß eine große Katastrophe über der Familie schwebte.

Die Nacht kam, die beiden Frauen waren wach geblieben und hofften, daß Morrel, wenn er von seinem Arbeitszimmer herunterkam, bei ihnen eintreten würde; aber sie hörten ihn an ihrer Tür vorbeigehen. Er ging leise, jedenfalls um nicht gerufen zu werden, trat in sein Zimmer und schloß die Tür von innen.

Frau Morrel schickte ihre Tochter zu Bett; dann, eine halbe Stunde nachdem Julie sich zurückgezogen hatte, stand sie auf und schlich in den Korridor, um durch das Schlüsselloch zu sehen, was ihr Mann machte.

Im Korridor bemerkte sie einen Schatten, der sich zurückzog; es war Julie, die in ihrer Unruhe ihrer Mutter zuvorgekommen war. Julie ging auf ihre Mutter zu.

»Er schreibt«, sagte sie.

Die beiden Frauen hatten ihre Gedanken erraten, ohne miteinander zu sprechen.

Frau Morrel bückte sich zu dem Schlosse herab. Morrel schrieb, aber, was ihre Tochter nicht bemerkt hatte, bemerkte sie: er schrieb auf Stempelpapier.

Es kam ihr der schreckliche Gedanke, daß er sein Testament mache; sie zitterte an allen Gliedern, und dennoch hatte sie die Kraft, nichts zu sagen.

Am folgenden Tage schien Herr Morrel vollständig ruhig; er hielt sich wie gewöhnlich in seinem Arbeitszimmer auf, kam wie gewöhnlich zum Frühstück herunter, nur ließ er nach Tisch seine Tochter sich neben ihn setzen, nahm ihren Kopf in seine Arme und hielt das Kind lange an seiner Brust.

Die beiden nächsten Tage verstrichen. Am vierten September abends forderte Herr Morrel von seiner Tochter den Schlüssel zu seinem Arbeitszimmer, den sie besaß. Julie zitterte bei diesem Verlangen. Warum verlangte ihr Vater diesen Schlüssel, den sie stets gehabt hatte und den man ihr als Kind nur genommen hatte, um sie zu bestrafen? Sie sah ihren Vater an.

»Was habe ich denn Böses getan, Vater«, fragte sie, »daß du mir den Schlüssel nimmst?«

»Nichts, mein Kind«, antwortete der unglückliche Morrel, dem diese so einfache Frage die Tränen in die Augen trieb; »nichts, aber ich brauche ihn.«

Julie tat, als ob sie den Schlüssel suchte.

»Ich muß ihn in meinem Zimmer liegengelassen haben«, sagte sie. Dann ging sie hinaus; statt aber auf ihr Zimmer zu gehen, eilte sie nach unten, um Emanuel um Rat zu befragen.

»Geben Sie Ihrem Vater den Schlüssel nicht«, sagte dieser, »und verlassen Sie ihn, wenn es möglich ist, morgen früh nicht.«

Sie versuchte, Emanuel zu befragen; aber dieser wußte weiter nichts oder wollte weiter nichts sagen.

Während der ganzen Nacht vom vierten auf den fünften September lauschte Frau Morrel an der Wand; bis drei Uhr morgens hörte sie ihren Mann aufgeregt in seinem Zimmer auf und ab gehen. Erst um drei Uhr warf er sich aufs Bett.

Die beiden Frauen verbrachten die Nacht zusammen; seit gestern abend erwarteten sie Maximilian.

Um acht Uhr trat Herr Morrel in ihr Zimmer; er war ruhig, aber die Aufregung der Nacht war auf seinem bleichen und entstellten Gesicht zu erkennen. Sie wagten nicht, ihn zu fragen, ob er gut geschlafen habe.

Morrel war liebevoller gegen seine Frau und väterlicher gegen seine Tochter als je; er konnte das arme Kind nicht genug ansehen und küssen.

Julie dachte an den Rat Emanuels und wollte ihrem Vater folgen, als er ging; aber dieser schob sie mit Milde sanft zurück.

»Bleibe bei deiner Mutter«, sagte er.

Julie wollte dennoch mitgehen.

»Ich will es!« sagte er dann.

Es war das erste Mal, daß Morrel zu seiner Tochter sagte: »Ich will!« Aber er sagte es in einem Tone so väterlicher Milde, daß Julie keinen Schritt vorwärts zu tun wagte.

Sie blieb stumm und unbeweglich stehen. Einen Augenblick darauf öffnete sich die Tür wieder, sie fühlte, wie sie von zwei Armen umschlungen wurde und ein Mund sich auf ihre Stirn drückte. Sie sah auf und stieß einen Schrei der Freude aus.

»Maximilian, mein Bruder!« rief sie.

Bei diesem Rufe eilte Frau Morrel herbei und warf sich in die Arme ihres Sohnes.

»Liebe Mutter«, sagte der junge Mann, abwechselnd seine Mutter und seine Schwester ansehend; »was gibt es denn? Was ist vorgefallen? Euer Brief hat mich erschreckt, und ich eile herbei.«

»Julie«, wandte sich Frau Morrel an ihre Tochter, indem sie dem jungen Mann ein Zeichen machte, »geh zu Papa und sage ihm, daß Maximilian angekommen ist.«

Das junge Mädchen eilte aus dem Zimmer, aber auf der ersten Treppenstufe stieß sie auf einen Mann, der einen Brief in der Hand hielt.

»Sind Sie nicht Fräulein Julie Morrel?« fragte dieser Mann mit ausgesprochen italienischem Akzent.

»Ja«, antwortete Julie stammelnd; »aber was wollen Sie von mir? Ich kenne Sie nicht.«

»Lesen Sie diesen Brief«, sagte der Mann, indem er ihr einen Brief reichte.

Julie zögerte.

»Es handelt sich um das Wohl Ihres Vaters«, bemerkte der Bote.

Das junge Mädchen nahm schnell den Brief, öffnete ihn und las:

»Begeben Sie sich sofort nach dem Hause Allées de Meilhan Nr. 15, lassen Sie sich von der Pförtnerin den Schlüssel zu der Wohnung im fünften Stock geben, gehen Sie in diese Wohnung, nehmen Sie von der Ecke des Kamins eine gestrickte rotseidene Börse und bringen Sie dieselbe Ihrem Vater.

Es ist von Wichtigkeit, daß er sie vor elf Uhr erhält.

Sie haben versprochen, mir blind zu gehorchen; ich erinnere Sie an Ihr Versprechen.

Sindbad der Seefahrer.«

Das junge Mädchen stieß einen Freudenschrei aus und sah sich nach dem Manne um, der ihr den Brief übergeben hatte, um ihn zu befragen; aber der Mann war verschwunden.

Sie nahm dann den Brief wieder vor, um ihn nochmals zu lesen, und bemerkte, daß er eine Nachschrift hatte. Sie las:

»Es ist von Wichtigkeit, daß Sie diesen Gang persönlich und allein machen; kämen Sie in Begleitung oder käme ein anderer, so würde die Pförtnerin antworten, daß sie von nichts wisse.«

Diese Nachricht dämpfte die Freude des jungen Mädchens gewaltig. Hatte sie nichts zu fürchten, war dies nicht irgendeine Falle, die man ihr stellte?

Julie zögerte; sie beschloß, sich Rat zu holen. Aber infolge eines seltsamen Gefühls war es nicht ihre Mutter oder ihr Bruder, zu denen sie ihre Zuflucht nahm, sondern sie eilte zu Emanuel.

Sie erzählte ihm, was sich an dem Tage, da der Beauftragte des Hauses Thomson und French bei ihrem Vater gewesen war, ereignet hatte, berichtete die Szene auf der Treppe, wiederholte ihm das Versprechen, das sie gegeben hatte, und zeigte ihm den Brief.

»Sie müssen hingehen, Fräulein«, sagte Emanuel.

»Hingehen?« murmelte Julie.

»Ja, ich begleite Sie.«

»Haben Sie denn nicht gelesen, daß ich allein sein soll?« fragte Julie.

»Sie werden auch allein sein«, antwortete der junge Mann; »ich werde an der Ecke der Rue du Musée auf Sie warten, und wenn Sie so lange ausbleiben, daß ich unruhig werde, so komme ich nach, und ich sage Ihnen, wehe denjenigen, über die Sie sich beklagen sollten!«

»Sie meinen also, Emanuel«, fragte das junge Mädchen nochmals zögernd, »daß ich dieser Einladung folgen soll?«

»Ja; hat Ihnen der Bote nicht gesagt, daß es sich um das Wohl Ihres Vaters handle?«

»Aber welche Gefahr läuft er denn eigentlich, Emanuel?« fragte das Mädchen.

Emanuel zögerte einen Augenblick, aber der Wunsch, das junge Mädchen schnell zu bestimmen, trug den Sieg davon.

»Hören Sie«, sagte er, »Ihr Vater hat heute um elf Uhr fast dreimal hunderttausend Franken zu bezahlen.«

»Ja, das wissen wir.«

»Nun wohl, er hat keine fünfzehntausend in der Kasse«, fuhr Emanuel fort.

»Und was wird dann werden?«

»Wenn Ihr Vater nicht vor elf Uhr jemand gefunden hat, der ihm zu Hilfe kommt, so muß er sich um Mittag für bankerott erklären.«

»Oh, kommen Sie, kommen Sie!« rief das Mädchen, den jungen Mann mit sich ziehend.

Während dieser Zeit hatte Frau Morrel ihrem Sohne alles erzählt. Der junge Mann wußte wohl, daß infolge der geschäftlichen Schwierigkeiten seines Vaters die Ausgaben des Hauses sehr eingeschränkt waren, aber er wußte nicht, daß es so weit gekommen war. Er war wie vernichtet.

Plötzlich eilte er aus dem Zimmer und stieg rasch die Treppe hinauf, denn er glaubte seinen Vater in seinem Arbeitszimmer; aber er klopfte vergeblich.

Vor der Tür des Arbeitszimmers stehend, hörte er unten die Wohnungstür sich öffnen, er wandte sich um und sah seinen Vater. Herr Morrel war, anstatt sich sofort in sein Arbeitszimmer zu begeben, wieder nach seinem Schlafzimmer gegangen, aus dem er jetzt zurückkehrte.

Er stieß einen Ruf der Überraschung aus, als er Maximilian bemerkte, von dessen Ankunft er nichts wußte. Unbeweglich blieb er auf dem Platz stehen und preßte mit der linken Hand einen Gegenstand an sich, den er unter dem Rock verborgen hielt.

Maximilian eilte die Treppe hinab und warf sich seinem Vater an die Brust; plötzlich aber fuhr er zurück, ließ jedoch seine rechte Hand auf der Brust seines Vaters.

»Vater«, sagte er bleich wie der Tod, »warum hast du denn ein Paar Pistolen unter deinem Rock?«

»Oh, da haben wir's, was ich fürchtete!« sagte Morrel.

»Vater, Vater, um Gottes willen!« rief der junge Mann, »wozu diese Waffen?«

»Maximilian«, antwortete Morrel, seinen Sohn fest ansehend, »du bist ein Mann, und ein Mann von Ehre; ich werde es dir sagen.«

Und Morrel stieg sicheren Schrittes nach seinem Arbeitszimmer hinauf, während Maximilian ihm taumelnd folgte. Morrel öffnete die Tür und schloß sie hinter seinem Sohn, dann durchschritt er das Vorzimmer, trat an seinen Arbeitstisch, legte die Pistolen auf die Ecke des Tisches und zeigte seinem Sohn mit dem Finger ein offenes Geschäftsbuch. Dieses Geschäftsbuch enthielt eine genaue Darlegung der Situation.

Morrel hatte in einer halben Stunde zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken zu bezahlen und besaß im ganzen fünfzehntausendzweihundertsiebenundfünfzig Franken.

»Lies!« sagte Morrel.

Der junge Mann las und blieb einen Augenblick wie vernichtet. Morrel sagte kein Wort. Was hätte er auch der unerbittlichen Sprache dieser Ziffern noch hinzufügen sollen!

»Und du hast alles getan, um diesem Unglück vorzubeugen?«

»Jawohl«, antwortete Morrel.

»Du rechnest auf keinen Eingang mehr?«

»Auf keinen.«

»Du hast alle deine Mittel erschöpft?«

»Alle.«

»Und in einer halben Stunde ist unser Name entehrt!« sagte Maximilian finster.

»Das Blut wäscht die Schande ab«, entgegnete Morrel.

»Du hast recht, Vater, ich verstehe dich.« Dann die Hand nach den Pistolen ausstreckend: »Da ist eine für dich und eine für mich; ich danke dir.«

Morrel hielt ihm die Hand fest.

»Und deine Mutter … deine Schwester … wer ernährt die?«

Ein Schauer überlief den Körper des jungen Mannes. »Vater«, sagte er, »willst du mir sagen, daß ich leben bleiben soll?«

»Ja, ich sage es dir«, antwortete Morrel, »denn es ist deine Pflicht: du hast einen starken Geist, Maximilian … du bist kein gewöhnlicher Mensch; ich empfehle dir nichts und befehle dir nichts, ich sage dir nur: prüfe deine Lage, als ob du sie als Unbeteiligter ansähest, und urteile selbst.«

Der junge Mann sann einen Augenblick nach, dann erschien ein Ausdruck ruhiger Ergebung in seinen Augen; er nahm mit langsamer und trauriger Bewegung seine Epauletten ab.

»Gut«, sagte er, Morrel die Hand reichend, »stirb in Frieden, Vater, ich werde leben.«

Morrel machte eine Bewegung, wie um sich seinem Sohn zu Füßen zu stürzen; Maximilian zog ihn an sich, und diese beiden edlen Herzen schlugen einen Augenblick gegeneinander.

»Du weißt, daß ich keine Schuld trage?« fragte Morrel.

Maximilian lächelte. »Ich weiß, Vater, daß du der ehrenhafteste Mensch bist, den es gibt.«

»Gut, es bedarf keiner Worte; jetzt kehre zu deiner Mutter und deiner Schwester zurück.«

»Vater«, sagte der junge Mann, das Knie beugend, »deinen Segen!«

Morrel nahm den Kopf seines Sohnes in beide Hände, zog ihn an sich und küßte ihn mehrere Male.

»Ich segne dich«, sagte er, »in meinem Namen und im Namen dreier Generationen untadeliger Männer; höre also, was sie durch meinen Mund sagen: Den Bau, den das Unglück zerstört hat, kann die Vorsehung wieder aufrichten. Wenn sie mich eines solchen Todes sterben sehen, werden selbst die Unerbittlichsten Mitleid mit dir haben; dir wird man vielleicht den Aufschub gewähren, den man mir verweigert hat; dann sieh zu, daß das Wort der Schande nicht ausgesprochen wird; mach dich ans Werk, arbeite, junger Mann, kämpfe heiß und mutig; lebe mit deiner Mutter und Schwester auf das Notwendigste eingeschränkt, damit das Gut meiner Gläubiger sich mit jedem Tag vermehre und unter deinen Händen Frucht trage. Denke, daß es ein schöner, großer, feierlicher Tag sein wird, der Tag der Wiedergutmachung, da du hier in diesem Zimmer sagen wirst: Mein Vater ist gestorben, weil er das nicht vermochte, was ich heute tue; aber er ist ruhig in den Tod gegangen, weil er sterbend die Gewißheit hatte, daß ich es tun würde.«

»O Vater, Vater«, rief der junge Mann, »wenn du doch leben bleiben könntest!«

»Wenn ich leben bleibe, ist alles anders, das Interesse verwandelt sich in Zweifel, das Mitleid in Erbitterung; wenn ich leben bleibe, bin ich nur noch ein Mann, der sein Wort nicht gehalten hat, der seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen ist, nur noch ein Bankerottierer. Sterbe ich aber, Maximilian, bedenke das, so ist meine Leiche diejenige eines unglücklichen ehrlichen Mannes. Wenn ich leben bleibe, werden meine besten Freunde mein Haus meiden, sterbe ich, so wird ganz Marseille mir weinend das Geleite zur letzten Ruhestätte geben; wenn ich leben bleibe, so schämst du dich meines Namens; bin ich tot, so hebst du den Kopf und sagst: Ich bin der Sohn des Mannes, der in den Tod gegangen ist, weil er zum ersten Male sein Wort nicht zu halten vermochte.«

Der junge Mann stöhnte, aber er schien ergeben.

»Und jetzt«, sagte Morrel, »laß mich allein und suche Mutter und Schwester fernzuhalten.«

»Willst du Julie nicht noch einmal sehen?« fragte Maximilian.

Der junge Mann sah eine letzte schwache Hoffnung in dieser Begegnung; aber Herr Morrel schüttelte den Kopf.

»Ich habe sie heute morgen gesehen«, sagte er, »und ihr Lebewohl gesagt.«

»Hast du mir nicht etwas Besonderes ans Herz zu legen, Vater?« fragte Maximilian mit bewegter Stimme.

»Doch, mein Sohn, eine heilige Empfehlung.«

»Sprich, Vater.«

»Das Haus Thomson und French ist das einzige, welches, sei es aus Menschlichkeit oder Egoismus – es ist nicht meine Sache, in den Herzen der Menschen zu lesen –, Mitleid mit mir gehabt hat. Sein Beauftragter, der Mann, der sich in zehn Minuten einfinden wird, um den Betrag eines Wechsels von zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken zu erheben, hat mir eine Stundung von drei Monaten nicht gewährt, sondern geradezu angeboten. Zahle diesem Hause zuerst, mein Sohn, dieser Mann sei dir heilig.«

»Jawohl, Vater«, antwortete Maximilian.

»Und jetzt noch einmal: Lebe wohl!« sagte Morrel. »Geh, geh, ich habe das Bedürfnis, allein zu sein; du findest mein Testament im Schreibtisch in meinem Schlafzimmer.«

Der junge Mann blieb stehen. Er war keiner Bewegung fähig.

»Höre, Maximilian«, sagte sein Vater, »nimm an, ich sei Soldat wie du, ich hätte den Befehl erhalten, eine Schanze zu nehmen, und du wüßtest, daß ich dabei fallen müßte. Würdest du mir nicht sagen, was du mir eben sagtest: Geh, Vater, denn du würdest dich entehren, wenn du bliebest, und lieber Tod als Schande!«

»Ja, ja«, antwortete der junge Mann, »ja.« Dann preßte er Morrel krampfhaft in die Arme. »Leb wohl, Vater!« Und er stürzte aus dem Zimmer.

Als sein Sohn fort war, blieb Morrel einen Augenblick, die Augen auf die Tür geheftet, stehen, dann streckte er die Hand aus, fand einen Glockenzug und klingelte. Nach einem Augenblick erschien Cocles.

Es war nicht mehr derselbe Mensch, diese drei Tage hatten ihn gebrochen. Der Gedanke: das Haus Morrel wird seine Zah-

lungen einstellen, beugte ihn mehr zur Erde, als zwanzig Lebensjahre es getan hätten.

»Mein lieber Cocles«, sagte Morrel mit einem Tone, der unmöglich wiederzugeben wäre, »du bleibst im Vorzimmer. Wenn der Herr, der schon vor drei Monaten hier war, du weißt, der Beauftragte des Hauses Thomson und French, kommt, so meldest du ihn an.«

Cocles antwortete nichts, er machte ein Zeichen mit dem Kopfe, setzte sich ins Vorzimmer und wartete.

Morrel sank in seinen Stuhl zurück; seine Augen wandten sich nach der Uhr: es blieben ihm noch sieben Minuten; der Zeiger bewegte sich mit unglaublicher Schnelligkeit, er glaubte ihn vorwärts rücken zu sehen.

Was in diesem höchsten Augenblick in der Seele dieses Mannes vorging, der im Begriff stand, sich von allem zu trennen, was er auf der Welt liebte, und aus dem Leben zu scheiden, ist unmöglich zu schildern.

Der Zeiger bewegte sich immer weiter, die Pistolen lagen geladen vor ihm; er streckte die Hand aus, nahm eine derselben und nannte den Namen seiner Tochter.

Dann legte er die tödliche Waffe wieder hin, nahm eine Feder und schrieb einige Worte. Es war ihm, als ob er seiner geliebten Tochter nicht genügend Lebewohl gesagt habe.

Wieder sah er nach der Uhr, er zählte nicht mehr die Minuten, sondern die Sekunden.

Er nahm die Waffe wieder auf, sein Mund war halb geöffnet, die Augen starrten nach dem Zeiger. Er fuhr zusammen bei dem Geräusch, das er selbst machte, indem er den Hahn spannte.

In diesem Augenblick trat ihm der kalte Schweiß auf die Stirn, eine tödliche Qual beengte ihm das Herz.

Er hörte die Tür nach der Treppe in den Angeln kreischen, dann öffnete sich die Tür des Arbeitszimmers.

Die Uhr war im Begriff zu schlagen. Morrel wandte sich nicht um, er erwartete, aus Cocles' Mund die Worte zu hören: »Der Beauftragte des Hauses Thomson und French!« und hob die Waffe an den Mund …

Plötzlich hörte er einen Schrei, es war die Stimme seines Kindes. Er wandte sich um und sah Julie; die Pistole entsank seiner Hand.

»Vater!« rief das junge Mädchen außer Atem und fast überwältigt von Freude. »Gerettet! Du bist gerettet!«

Und sie warf sich in seine Arme, indem sie mit der Hand eine Börse von roter Seide hochhielt.

»Gerettet, Kind!« sagte Morrel. »Was willst du damit sagen?«

»Ja, gerettet, sieh, sieh!« rief das junge Mädchen.

Morrel nahm die Börse und erbebte, denn es kam ihm die unbestimmte Erinnerung, daß diese Börse ihm gehört hatte.

Er entnahm ihr erst den Wechsel über zweihundertsiebenundachtzigtausendfünfhundert Franken. Der Wechsel war quittiert.

Dann kam ein Diamant von Haselnußgröße zum Vorschein und ein Stückchen Pergament mit den Worten:

»Julies Mitgift!«

Morrel fuhr sich mit der Hand über die Stirn, er glaubte zu träumen. In diesem Augenblick schlug die Uhr elf; es war ihm, als ob jeder Schlag des Stahlhammers sein Herz traf.

»Laß sehen, Kind«, sagte er; »erkläre mir. Wo hast du diese Börse gefunden?«

»In einem Hause in den Allées de Meilhan Nummer 15, auf dem Kamin in einem armseligen Zimmerchen im fünften Stock.«

»Aber diese Börse gehört nicht dir«, rief Morrel.

Julie reichte ihrem Vater den Brief, den sie am Morgen erhalten hatte.

»Und du bist allein in diesem Hause gewesen?« fragte Morrel, nachdem er gelesen hatte.

»Emanuel hat mich begleitet, Vater. Er sollte mich an der Ecke der Rue du Musée erwarten, aber sonderbarerweise war er bei meiner Rückkehr nicht mehr da.«

»Herr Morrel!« rief eine Stimme auf der Treppe. »Herr Morrel!«

»Das ist seine Stimme«, sagte Julie.

Zu gleicher Zeit trat Emanuel ein, Freude und Bewegung auf dem Gesicht.

»Der ›Pharao‹!« rief er, »der ›Pharao‹!«

»Was? der ›Pharao‹! Sind Sie toll, Emanuel? Sie wissen doch, daß der ›Pharao‹ untergegangen ist.«

»Der ›Pharao‹! Herr Morrel, der ›Pharao‹ wird signalisiert; der ›Pharao‹ läuft in den Hafen ein.«

Morrel sank in seinen Stuhl zurück, die Kräfte ließen ihn im Stich; sein Verstand vermochte diese Aufeinanderfolge unglaublicher, unerhörter Ereignisse nicht zu fassen. Aber jetzt trat auch sein Sohn ein.

»Vater«, rief Maximilian, »was sagst du denn, daß der ›Pharao‹ verloren sei? Die Hafenwache zeigt ihn an, er fährt in den Hafen.«

»Wenn das wahr wäre, müßte man an ein Wunder glauben«, sagte Morrel. »Unmöglich, unmöglich!«

Was aber wirklich und nicht weniger unglaublich war, war diese Börse, die er in den Händen hielt, dieser quittierte Wechsel, dieser prächtige Diamant.

»O Herr Morrel«, sagte Cocles seinerseits, »was soll das heißen, der ›Pharao‹?«

»Kommt, meine Kinder«, sagte Morrel, indem er sich erhob, »laßt uns nachsehen, und Gott erbarme sich unser, wenn es eine falsche Nachricht ist.«

Sie gingen nach unten; auf der Treppe wartete Frau Morrel; die Arme hatte nicht gewagt, heraufzukommen.

Im nächsten Augenblick waren sie am Hafen, der voll von Menschen war. Die Menge öffnete sich vor Morrel.

»Der ›Pharao‹! der ›Pharao‹!« sagten alle diese Stimmen.

In der Tat, unerhörtes Wunder! Gegenüber dem Turm von Saint-Jean warf ein Schiff Anker und zog die Segel ein, und dieses Schiff trug in weißen Buchstaben die Aufschrift: »Pharao, Morrel und Sohn, Marseille«. Es glich aufs Haar dem anderen »Pharao«. Auf der Kommandobrücke erteilte der Kapitän, den Morrel neulich besucht hatte, seine Befehle, und Penelon machte Herrn Morrel Zeichen.

Es war kein Zweifel mehr möglich.

Als Morrel und sein Sohn sich unter dem Zujauchzen der ganzen Menge, die Zeuge dieses Wunders war, auf dem Hafen-

damme umarmten, murmelte ein Mann, dessen Gesicht halb von einem schwarzen Bart verdeckt war und der, von einem Schilderhäuschen gedeckt, diese Szene mit Rührung betrachtet hatte:

»Sei glücklich, edles Herz, sei gesegnet für alles Gute, das du getan hast und noch tun wirst! Möge meine Dankbarkeit wie dein Wohltun verborgen bleiben!«

Und mit einem Lächeln voll Freude und Glück verließ er sein Versteck, stieg, ohne daß er von den Leuten, die alle mit dem Ereignis des Tages beschäftigt waren, beachtet wurde, eine der kleinen zum Aussteigen benutzten Treppen hinunter und rief:

»Jacopo, Jacopo, Jacopo!«

Gleich darauf kam eine Schaluppe auf ihn zu, nahm ihn an Bord und brachte ihn zu einer reich getakelten Jacht, auf deren Deck er sich mit der Gewandtheit eines Seemanns hinaufschwang. Von da betrachtete er noch einmal Herrn Morrel, der, vor Freude weinend, mit allen Leuten herzliche Händedrücke austauschte und mit einem unbestimmten Blick dem unbekannten Wohltäter dankte, den er im Himmel zu suchen schien.

»Und jetzt«, sagte der Unbekannte, »ade, Güte, Menschlichkeit, Dankbarkeit! … Ade, alle guten Gefühle, die das Herz erwärmen! Ich habe mich an die Stelle der Vorsehung gesetzt, um die Guten zu belohnen … Trete der Gott der Rache mir jetzt seinen Platz ab, um die Bösen zu bestrafen!«

Bei diesen Worten gab er ein Zeichen, und als ob sie nur auf dieses Zeichen gewartet hätte, stieß die Jacht sofort ins Meer.

Sindbad der Seefahrer

Anfang des Jahres 1838 weilten in Florenz zwei junge Leute, die der vornehmsten Gesellschaft von Paris angehörten, der Vicomte Albert von Morcerf und der Baron Franz von Epinay. Sie hatten verabredet, den Karneval in Rom zu verleben, wo Franz, der sich seit etwa vier Jahren in Italien aufhielt, den Führer machen wollte.

Inzwischen reiste Albert nach Neapel, während Franz in Florenz blieb. Als Franz eine Zeitlang das Leben in der Stadt der Medici genossen hatte, fiel es ihm ein, nachdem er bereits Korsika gesehen, der Insel Elba einen Besuch abzustatten.

Eines Abends bestieg er im Hafen von Livorno eine Barchetta, legte sich, in seinen Mantel gehüllt, in den hinteren Teil des Bootes und rief den Seeleuten einfach die Worte zu: »Nach der Insel Elba!«

Die Barke verließ den Hafen und landete am folgenden Tage in Porto Ferrajo. Franz durchquerte die kaiserliche Insel, sah alles, was an Napoleon erinnerte, und schiffte sich nach Pianosa ein, wo ihn, wie man ihm versicherte, unzählige Rebhühner erwarteten.

Die Jagd war schlecht; Franz erlegte kaum einige magere Rebhühner und bestieg in ziemlich schlechter Laune wieder seine Barke.

»Oh, wenn Eure Exzellenz wollten«, sagte der Patron, »könnten Sie eine schöne Jagd haben!«

»Wo das?«

»Sehen Sie die Insel dort?« fuhr der Patron fort, indem er nach Süden auf eine kegelförmige Masse zeigte, die mitten aus dem Meere im schönsten Blau schimmernd emporragte.

»Nun, was ist das für eine Insel?« fragte Franz.

»Die Insel Monte Christo«, antwortete der Mann.

»Aber ich habe keine Erlaubnis, auf dieser Insel zu jagen.«

»Die brauchen Eure Exzellenz nicht, die Insel ist unbewohnt.«

»Ah wahrhaftig, eine unbewohnte Insel im Mittelländischen Meere, das ist eine Merkwürdigkeit.«

»Das ist leicht verständlich, Exzellenz; die Insel ist eine Felsenbank und besitzt vielleicht in ihrer ganzen Ausdehnung keinen einzigen Flecken Ackerboden.«

»Und wem gehört die Insel?«

»Sie gehört zu Toskana.«

»Was für Wild gibt's da?«

»Tausende von wilden Ziegen.«

»Die wohl die Felsen ablecken?« sagte Franz mit ungläubigem Lächeln.

»Nein«, antwortete der Patron; »aber die das Heidekraut und die Myrten abweiden, die in den Spalten wachsen.«

»Wo soll ich aber schlafen?«

»Auf dem Lande, in den Grotten, oder an Bord in Ihrem Mantel. Übrigens, wenn Eure Exzellenz wollen, fahren wir sofort nach der Jagd wieder ab. Sie wissen, daß wir nachts ebensogut segeln wie bei Tage und daß wir nötigenfalls unsere Ruder haben.«

Da Franz noch genügend Zeit blieb, um mit seinem Reisegefährten zusammenzutreffen, und die Wohnung in Rom bereits bestellt war, so nahm er, um sich für die erste Jagd zu entschädigen, den Vorschlag an.

Auf seine zustimmende Antwort wechselten die Matrosen leise einige Worte.

»Nun?« fragte er, »was gibt's Neues? Sollte irgendein Hindernis vorliegen?«

»Nein«, antwortete der Patron; »aber wir müssen Eurer Exzellenz sagen, daß die Insel in Kontumaz ist.«

»Was heißt das?«

»Das heißt, daß, da Monte Christo unbewohnt ist und manchmal Schmugglern und Piraten, die von Korsika, Sardinien oder Afrika kommen, als Hafen dient, wir zu einer sechstägigen Quarantäne gezwungen sein würden, wenn man nach unserer Rückkehr nach Livorno merkte, daß wir auf der Insel waren.«

»Teufel, das ändert die Sache! Sechs Tage! Das ist ein bißchen lange, Kinder.«

»Aber wer wird verraten, daß Seine Exzellenz auf Monte Christo gewesen sind?«

»Oh, ich nicht«, rief Franz.

»Wir auch nicht«, stimmten die Matrosen zu.

»Dann los nach Monte Christo!«

Sie waren nur noch fünfzehn Meilen von Monte Christo entfernt, als die Sonne hinter den Bergen Korsikas unterzugehen begann. Eine halbe Stunde darauf war es finstere Nacht. Zum Glück kannten die Seeleute den kleinsten Felsen im toskani-

schen Archipel; denn inmitten der Finsternis, welche die Barke einhüllte, wäre Franz nicht ohne Unruhe gewesen. Korsika war vollständig verschwunden, auch Monte Christo war unsichtbar geworden; aber die Matrosen schienen gleich den Luchsen im Finstern sehen zu können, und der Steuermann bekundete nicht das geringste Zögern.

Ungefähr eine Stunde nach Sonnenuntergang glaubte Franz auf eine Viertelmeile zur Linken eine dunkle Masse zu bemerken; aber es war unmöglich, zu unterscheiden, was es war, und da Franz fürchtete, die Heiterkeit der Matrosen zu erregen, wenn er einige Wolken für festes Land halten sollte, so schwieg er. Plötzlich aber erkannte er einen hellen Lichtschein.

»Was ist das für ein Licht?« fragte er.

»Pst!« antwortete der Patron, »das ist ein Feuer.«

»Sie sagten aber doch, daß die Insel unbewohnt sei.«

»Ich sagte auch, daß sie als Hafen für Schmuggler diene.«

»Und für Piraten!«

»Und für Piraten«, wiederholte der Patron, »und eben deshalb habe ich Befehl gegeben, an der Insel vorbeizufahren, denn, wie Sie sehen, ist das Feuer hinter uns.«

»Aber das Feuer scheint mir eher ein Grund zur Beruhigung zu sein«, fuhr Franz fort. »Leute, die gesehen zu werden fürchteten, hätten kein Feuer gemacht.«

»Oh, das will nichts sagen«, antwortete der Patron; »wenn Sie in der Dunkelheit die Lage der Insel beurteilen könnten, würden Sie sehen, daß das Feuer nur von der offenen See aus bemerkt werden kann.«

»Also fürchten Sie, daß es uns schlechte Gesellschaft ankündigt?«

»Davon muß man sich überzeugen«, entgegnete der Schiffer.

»Und wie wollen Sie sich davon überzeugen?«

»Sie werden sehen.« Nach diesen Worten hielt der Schiffer mit seinen Gefährten Rat. Das Schiff wechselte die Richtung, und nach einigen Augenblicken war das Feuer verschwunden.

Das Schiff näherte sich nun nach einem nochmaligen Richtungswechsel sichtlich der Insel und befand sich bald nur noch

etwa fünfzig Schritte von ihr entfernt. Der Schiffer zog das Segel ein, und die Barke lag ruhig im Wasser.

Dies alles war in größter Stille ausgeführt worden.

Franz seinerseits prüfte kaltblütig seine Waffen; er hatte zwei doppelläufige Gewehre und einen Karabiner, die er lud. Unterdessen hatte der Schiffer Jacke und Hemd abgeworfen und die Hose um die Hüften festgeschnallt; barfuß war er bereits vorher gewesen. Er legte einen Finger an die Lippen, um anzudeuten, daß man sich ruhig verhalten solle, ließ sich ins Meer hinab und schwamm so vorsichtig dem Ufer zu, daß es unmöglich war, das leiseste Geräusch zu vernehmen. Nur an einer schillernden Furche im Wasser konnte man seine Spur verfolgen.

Bald verschwand auch diese Furche; er hatte jedenfalls das Land erreicht.

Die auf der Barke Zurückgebliebenen blieben eine halbe Stunde unbeweglich; dann sahen sie nahe dem Ufer die schillernde Furche wieder erscheinen und auf die Barke zukommen. Gleich darauf war der Schiffer wieder bei ihnen.

»Nun?« fragten Franz und die vier Matrosen zu gleicher Zeit.

»Es sind spanische Schmuggler«, antwortete der Schiffer; »sie haben nur zwei korsische Banditen bei sich.«

»Was machen denn diese beiden korsischen Banditen bei spanischen Schmugglern?«

»Lieber Gott, Exzellenz«, antwortete der Schiffer, »man muß sich gegenseitig beistehen.«

»Und glauben Sie, daß uns diese Schmuggler und Banditen Gastfreundschaft gewähren werden?«

»Ohne Zweifel.«

»Wie viele sind es?«

»Vier, Exzellenz, und die beiden Banditen – macht sechs.«

»Nun, da sind wir, falls diese Herren unangenehm werden sollten, in gleicher Stärke. Also landen wir!«

»Jawohl, Exzellenz; aber Sie erlauben wohl, daß wir noch einige Vorsichtsmaßregeln treffen?«

»Mehr als das, mein Lieber, ich rate es Ihnen sogar.«

»Dann still!« befahl der Schiffer.

Alle schwiegen; Franz ließ den Schiffer nicht aus den Augen und sein Gewehr nicht aus der Hand. Die Schiffer hatten von neuem die Segel aufgezogen, und als sie wieder an einer Felsenecke vorbeikamen, sah Franz das Feuer und fünf bis sechs Personen, die im Kreise darum saßen. Die Barke vermied den Lichtkreis, bis sie der Stelle gerade gegenüber war; dann fuhr sie darauf zu, während der Patron ein Fischerlied anstimmte, in dessen Kehrreim seine Genossen im Chor einfielen.

Bei dem ersten Worte des Liedes hatten die Männer, die um das Feuer saßen, sich erhoben und waren an das Ufer getreten. Sie betrachteten die Barke genau und bemühten sich offenbar, sich über die Stärke und die Absichten der Ankommenden klar zu werden. Bald schienen sie sie genügend geprüft zu haben und begaben sich, mit Ausnahme eines einzigen, wieder zu dem Feuer zurück, an dem eine ganz junge Ziege briet.

Als das Fahrzeug etwa bis auf zwanzig Schritte ans Ufer herangekommen war, machte der am Ufer Zurückgebliebene mit seinem Karabiner mechanisch die Bewegung eines Postens, der eine Patrouille erwartet, und rief in sardinischer Volkssprache: »Wer da?«

Franz spannte kaltblütig seine beiden Hähne.

Der Patron wechselte mit dem Manne einige Worte, die der Reisende nicht verstand, die aber augenscheinlich ihn betrafen.

»Wollen Eure Exzellenz sich nennen oder unerkannt bleiben?« fragte der Schiffer.

»Mein Name muß ihnen unbekannt bleiben; sagen Sie ihnen, daß ich ein zum Vergnügen reisender Franzose bin«, antwortete Franz.

Als der Schiffer diese Antwort übermittelt hatte, gab der Posten einem der am Feuer sitzenden Männer einen Befehl, worauf der Mann sofort aufstand und in den Felsen verschwand.

Es entstand ein Stillschweigen; jeder schien mit seinen Angelegenheiten beschäftigt: Franz mit seiner Landung, die Matrosen mit ihren Segeln, die Schmuggler mit ihrer Ziege; aber inmitten dieser scheinbaren Unbekümmertheit beobachtete man sich gegenseitig.

Der Mann, der sich entfernt hatte, erschien plötzlich wieder von der entgegengesetzten Seite; er gab dem Posten ein Zeichen mit dem Kopfe, worauf dieser sich zur Barke wandte und den Ankömmlingen zurief:

»S'accomodi.«

Dieses italienische Wort bedeutet soviel wie: »Tut, als ob ihr zu Hause wäret.«

Die vier Matrosen ließen es sich nicht zweimal sagen; nach vier Ruderschlägen war die Barke am Ufer; der Patron sprang ans Land und wechselte wieder leise einige Worte mit dem Posten; seine Gefährten stiegen einer nach dem anderen aus, dann endlich kam die Reihe an Franz.

Er hatte eins seiner Gewehre übergehängt, der Patron hatte das andere, einer der Matrosen hielt seinen Karabiner. Sein Anzug hatte etwas von dem eines Künstlers und eines Stutzers, so daß er den Wirten keinen Argwohn und infolgedessen keine Unruhe einflößte.

Man legte die Barke am Ufer fest und tat einige Schritte, um einen bequemen Lagerplatz zu suchen, aber der Punkt, nach dem man sich wandte, sagte dem Schmuggler, der auf Posten stand, jedenfalls nicht zu, denn er rief dem Patron zu:

»Bitte, nicht dahin.«

Der Patron stammelte eine Entschuldigung und ging nach der entgegengesetzten Richtung, während zwei Matrosen ans Feuer traten und Fackeln anzündeten, um den Weg zu beleuchten. Man machte ungefähr dreißig Schritte und gelangte zu einem kleinen, ganz von Felsen umgebenen Platz; in den Felsen waren Sitze ausgehöhlt. In den Erdadern sproßten Kräuter und dicke Myrtensträucher. Franz untersuchte die Stelle mit einer Fackel und erkannte an einem Aschenhaufen, daß er nicht der erste war, der die Behaglichkeit dieses Platzes entdeckt hatte.

Nachdem er den Fuß ans Land gesetzt und die, wenn nicht freundschaftliche, so doch wenigstens gleichgültige Gesinnung seiner Wirte gesehen hatte, war seine Furcht geschwunden, und der Duft der im benachbarten Lager bratenden Ziege weckte seinen Appetit.

Er deutete das mit einigen Worten dem Patron an, der antwortete, daß es nichts Einfacheres gäbe, als ein Abendessen zu bereiten, wenn man, wie sie in ihrer Barke, Brot, Wein, sechs Rebhühner und ein gutes Feuer habe.

»Übrigens«, fügte er hinzu, »wenn Eure Exzellenz den Geruch des Ziegenbratens so verlockend finden, so kann ich unseren Nachbarn zwei von unseren Vögeln gegen eine Schnitte von ihrem Vierfüßler anbieten.«

»Tun Sie das, Gaetano«, sagte Franz.

Die Matrosen hatten unterdessen Heidekraut zusammengetragen, Myrten- und Grüneichenzweige daraufgelegt und ein tüchtiges Feuer angemacht. Franz, der noch immer den Duft des Bratens roch, erwartete mit Ungeduld die Rückkehr des Patrons, als dieser mit nachdenklicher Miene wieder erschien.

»Nun«, fragte Franz, »was Neues? Will man auf unser Anerbieten nicht eingehen?«

»Im Gegenteil«, antwortete Gaetano. »Der Führer, dem man gesagt hat, daß Sie ein junger Franzose seien, ladet Sie zum Abendessen ein.«

»Ein sehr höflicher Mann, dieser Führer, und ich sehe nicht ein, warum ich es abschlagen sollte, besonders, da ich ja meinen Teil zum Essen mitbringe.«

»Oh, das ist's nicht; er hat genug zu essen und mehr als das, aber er stellt für Ihren Eintritt bei ihm eine eigentümliche Bedingung.«

»Für meinen Eintritt bei ihm! Er hat sich also ein Haus bauen lassen?«

»Nein; aber er hat nichtsdestoweniger ein sehr behagliches Heim, wenigstens nach dem, was man sagt.«

»Sie kennen diesen Führer also?«

»Ich habe von ihm sprechen hören.«

»Gut oder schlecht?«

»Beides.«

»Teufel! Und was ist das für eine Bedingung?«

»Daß Sie sich die Augen verbinden lassen und die Binde nicht eher abnehmen, als bis er Sie dazu auffordert.«

Franz forschte in dem Blick des Patrons, um zu erfahren, was sich hinter diesem Vorschlag verbarg.

»Ja, ja«, antwortete dieser auf den Gedankengang des jungen Mannes, »ich weiß wohl, die Sache will überlegt sein.«

»Was würden Sie an meiner Stelle tun?« fragte Franz.

»Ich, der ich nichts zu verlieren habe, würde hingehen, schon aus bloßer Neugier.«

»Es ist also bei dem Führer etwas zu sehen?«

»Hören Sie«, antwortete Gaetano im Flüstertone, »ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man sagt …«

Er hielt inne und sah sich um, ob ihn auch niemand anders hörte.

»Was sagt man denn?«

»Daß dieser Führer eine unterirdische Wohnung hat, gegen die der Palazzo Pitti gar nichts ist.«

»Welche Phantasie!« meinte Franz, indem er sich wieder setzte.

»Oh, es ist keine bloße Phantasie«, fuhr der Patron fort, »sondern Wirklichkeit! Cama, der Lotse des ›Sankt Ferdinand‹, ist einmal drin gewesen und sagt, daß es ähnliche Schätze nur in Märchen gäbe.«

»Sie wollen mir also erzählen, daß ich bei diesem Führer in die Höhle Ali Babas hinuntersteigen würde?« sagte Franz.

»Ich wiederhole nur, was man mir gesagt hat, Exzellenz.«

»Dann raten Sie mir also anzunehmen?«

»Oh, das sage ich nicht. Eure Exzellenz werden nach eignem Ermessen handeln; ich möchte Ihnen unter solchen Verhältnissen keinen Rat geben.«

Franz überlegte einen Augenblick. Ein so reicher Mann konnte von ihm, der nur einige tausend Franken bei sich hatte, nichts wollen. Da er bei der ganzen Sache nichts weiter sah, als daß er zu einem vortrefflichen Abendbrot kam, so nahm er die Einladung an. Gaetano ging, um die Antwort zu überbringen.

Franz war jedoch vorsichtig, und da er über seinen geheimnisvollen Wirt möglichst viele Einzelheiten erfahren wollte, so wandte er sich an den Matrosen, der während des Zwie-

gesprächs die Rebhühner gerupft hatte, und fragte ihn, wie denn die Leute da hätten landen können, da er keine Fahrzeuge sehe.

»Darüber mache ich mir keine Sorgen«, antwortete der Matrose, »ich kenne das Fahrzeug, auf dem sie fahren.«

»Ist es ein hübsches Schiff?«

»Ich wünsche Eurer Exzellenz ein gleiches für eine Reise um die Welt.«

»Wie groß ist es denn?«

»Ungefähr hundert Tonnen; übrigens ein Vergnügungsfahrzeug, eine Jacht, wie's die Engländer nennen, aber gebaut, sage ich Ihnen, daß es das Meer bei jedem Wetter aushält.«

»Wo ist es denn gebaut?«

»Ich weiß nicht, glaube jedoch in Genua.«

»Und ein Führer von Schmugglern wagt es, sich eine für sein Geschäft bestimmte Jacht in Genua bauen zu lassen?« fragte Franz.

»Ich habe nicht gesagt, daß der Eigentümer der Jacht ein Schmuggler ist«, entgegnete der Matrose.

»Nein, aber Gaetano hat es, wie mir scheint, gesagt.«

»Gaetano hatte die Mannschaft von weitem gesehen, aber noch mit niemand gesprochen.«

»Wenn dieser Mann aber kein Führer von Schmugglern ist, was ist er denn?«

»Ein reicher, vornehmer Herr, der zu seinem Vergnügen reist.«

Nun, der Mann ist nur um so geheimnisvoller, da die Ansichten über ihn verschieden sind! dachte Franz.

»Wie heißt er denn?« fragte er weiter.

»Wenn man ihn fragt, antwortet er, er heiße Sindbad der Seefahrer; aber ich bezweifle, daß das sein wahrer Name ist.«

»Und wo wohnt dieser vornehme Herr?«

»Auf dem Meere.«

»Von welchem Lande ist er?«

»Ich weiß nicht.«

»Haben Sie ihn gesehen?«

»Zuweilen.«

»Was ist es für ein Mann?«

»Eure Exzellenz werden selbst urteilen.«

»Wo wird er mich denn empfangen?«

»Jedenfalls in dem unterirdischen Palaste, von dem Ihnen der Patron erzählt hat.«

»Seid ihr, wenn ihr hier gelandet seid und die Insel leer gefunden habt, nie neugierig gewesen und habt versucht, in dieses verzauberte Schloß einzudringen?«

»O doch, Exzellenz, mehr als einmal«, antwortete der Matrose; »aber alles Suchen war vergeblich. Wir haben die Felsen nach allen Richtungen hin durchstöbert, aber nicht den allerkleinsten Eingang gefunden. Übrigens heißt es, daß die Tür sich nicht mit einem Schlüssel, sondern nur auf ein Zauberwort öffnen läßt.«

»Da bin ich ja in ein Märchen von ›Tausendundeiner Nacht‹ geraten«, murmelte Franz.

»Seine Exzellenz erwartet Sie«, sagte hinter ihm eine Stimme, in der er die des Postens erkannte.

Der Neuangekommene war von zwei Männern von der Mannschaft der Jacht begleitet.

Statt jeder Antwort zog Franz sein Taschentuch aus der Tasche und reichte es dem Sprecher.

Ohne ein Wort zu sagen, verband man ihm die Augen mit einer Vorsicht, die bekundete, daß man fürchtete, er könne seine Neugier befriedigen wollen; dann sollte er schwören, daß er keinen Versuch machen wollte, die Binde abzunehmen.

Er schwor es. Beide Männer nahmen ihn nun jeder an einem Arm und führten ihn so, während der Posten voraufging. Nach etwa dreißig Schritten schloß er aus dem immer appetitlicheren Duft des Ziegenbratens, daß er an dem Lager vorbeikam; darauf ging es noch fünfzig Schritte weiter. Bald merkte er an der Luftveränderung, daß er in einen unterirdischen Raum eintrat; nach einigen Sekunden Wegs hörte er ein Knarren und merkte, daß die Luft sich wieder veränderte und lau und duftig wurde; endlich fühlte er einen dichten weichen Teppich unter seinen

Füßen. Seine Führer verließen ihn; es herrschte einen Augenblick Stille, dann sagte eine Stimme in gutem Französisch, aber mit ausländischem Akzent:

»Seien Sie willkommen bei mir! Sie können Ihr Tuch abnehmen.«

Franz nahm die Binde ab und sah sich einem Manne von achtunddreißig bis vierzig Jahren gegenüber, der ein tunesisches Kostüm trug, das heißt eine rote Mütze mit blauseidener Quaste, eine über und über mit Gold gestickte Jacke aus schwarzem Tuch, dunkelrote Pluderhosen, goldgestickte Gamaschen und gelbe Pantoffeln; ein prächtiger Kaschmirschal war um die Hüfte geschlungen, und ein kleiner, spitzer, krummer Dolch steckte in diesem Gürtel.

Trotz einer fast fahlen Blässe hatte der Mann ein auffallend schönes Gesicht; seine Augen waren lebhaft und scharf; die mit der Stirn fast eine gerade Linie bildende Nase zeigte den griechischen Typus in seiner ganzen Reinheit, und unter einem schwarzen Schnurrbart glänzten seine Zähne weiß wie Perlen.

Nur war diese Blässe seltsam; man hätte glauben können, einen Mann vor sich zu haben, der lange in einem Grabe eingeschlossen gewesen sei und die Farbe des Lebens nicht wieder habe annehmen können. Ohne groß zu sein, war er übrigens gut gewachsen und hatte, wie die Männer des Südens, kleine Hände und Füße.

Was aber Franz, der die Erzählung des Patrons für Phantasterei gehalten hatte, am meisten in Erstaunen setzte, war die Pracht der Einrichtung. Das ganze Gemach war mit scharlachroten türkischen Stoffen behangen, die mit Goldblumen durchwirkt waren. In einer Nische war eine Art Diwan, über dem eine Trophäe aus arabischen Waffen mit vergoldeten Scheiden und mit von Edelsteinen funkelnden Griffen angebracht war, von der Decke hing eine Lampe aus venetianischem Glase von erlesener Form und Farbe, und die Füße standen auf einem türkischen Teppich, in dem sie bis an die Knöchel versanken; Teppiche hingen vor der Tür, durch die Franz eingetreten war, und vor einer andern, die nach einem zweiten Gemach ging, das prächtig erleuchtet zu sein schien.

Der Wirt überließ Franz einen Augenblick ganz seiner Verwunderung, musterte ihn aber gleichfalls und ließ ihn nicht aus den Augen.

»Mein Herr«, sagte er endlich, »ich bitte tausendmal um Verzeihung wegen der Vorsichtsmaßregeln, denen man Sie unterworfen hat; aber da diese Insel meistens unbesucht ist, so fände ich jedenfalls, wenn das Geheimnis dieser Wohnung bekannt wäre, bei meiner Rückkehr mein Absteigequartier in ziemlich üblem Zustand, was mir sehr unangenehm wäre, nicht wegen des Verlustes, den es mir verursachen würde, sondern weil ich nicht die Sicherheit hätte, mich, wann ich will, von der übrigen Welt zu trennen. Jetzt werde ich mich bemühen, Sie diese kleine Unannehmlichkeit vergessen zu machen, indem ich Ihnen anbiete, was Sie gewiß nicht hier zu finden hofften, das heißt ein leidliches Abendessen und ein anständiges Bett.«

»Oh, mein verehrter Wirt«, antwortete Franz, »deshalb brauchen Sie sich nicht zu entschuldigen; man verbindet ja den Leuten, die verzauberte Schlösser betreten, stets die Augen, und ich habe mich wahrhaftig nicht zu beklagen, denn was Sie mir zeigen, ist ja eine Fortsetzung von ›Tausendundeiner Nacht‹.«

»Ach, ich sage Ihnen wie Lukullus: Wenn ich gewußt hätte, daß ich die Ehre Ihres Besuches haben würde, hätte ich mich darauf vorbereitet. Aber so wie meine Einsiedelei ist, stelle ich sie Ihnen zur Verfügung; so wie mein Abendbrot ist, biete ich es Ihnen an. Ali, ist für uns aufgetragen?«

Fast in demselben Augenblick hob sich der Türvorhang, und ein nubischer Neger, schwarz wie Ebenholz und mit einer einfachen weißen Tunika bekleidet, gab seinem Herrn ein Zeichen, daß er in das Speisezimmer eintreten könne.

»Jetzt«, sagte der Unbekannte zu Franz, »weiß ich nicht, ob Sie meiner Meinung sind, aber ich finde nichts so unbehaglich, als einige Stunden zusammen zu sein, ohne zu wissen, mit welchem Namen oder Titel man sich nennen soll. Verstehen Sie mich recht, ich achte die Gesetze der Gastfreundschaft zu sehr, um Sie nach Ihrem Namen oder Titel zu fragen; ich bitte nur, mir irgendeine Bezeichnung anzugeben, mit der ich Sie anre-

den kann. Was mich betrifft, so pflegt man mich Sindbad den Seefahrer zu nennen.«

»Und was mich betrifft«, entgegnete Franz, »so fehlt mir nur die berühmte Wunderlampe, um dem Aladin aus ›Tausendundeiner Nacht‹ zu gleichen; ich sehe deshalb für den Augenblick keinen Grund, weshalb Sie mich nicht Aladin nennen sollten. So kommen wir nicht aus dem Orient heraus, in den ich, wie ich zu glauben versucht bin, durch die Kraft irgendeines Geistes versetzt bin.«

»Nun wohl, Herr Aladin«, sprach der seltsame Gastgeber, »wollen Sie sich in das Speisezimmer bemühen; Ihr ergebenster Diener wird Ihnen den Weg zeigen.«

Bei diesen Worten hob Sindbad den Türvorhang und ging Franz voraus. Franz geriet von einem Erstaunen in das andere. Die Tafel war prächtig ausgestattet; nachdem er sich von dieser Hauptsache überzeugt hatte, sah er sich um. Das Speisezimmer war nicht weniger prachtvoll als das Gemach, das er soeben verlassen hatte, es bestand ganz aus Marmor mit antiken Basreliefs von größtem Wert, und an beiden Enden dieses länglichen Saales trugen zwei prachtvolle Statuen Körbe mit Pyramiden erlesener Früchte auf den Köpfen.

Das Essen bestand aus einem gebratenen, mit korsischen Amseln umlegten Fasan, einem Wildschweinschinken in Gelee, einem Stück Ziegenbraten, einem prächtigen Steinbutt und einem riesigen Krebs. Zwischen den großen Schüsseln standen kleine mit Zwischengerichten. Die Schüsseln waren von Silber, die Teller von japanischem Porzellan.

Franz rieb sich die Augen, um sich zu vergewissern, daß er nicht träume.

Ali allein bediente und machte seine Sache sehr gut. Franz machte seinem Wirt darüber ein Kompliment.

»Ja«, antwortete dieser, »der arme Teufel ist mir sehr ergeben und tut sein möglichstes. Er hat nicht vergessen, daß ich ihm das Leben gerettet habe, und da ihm, wie es scheint, viel an seinem Kopfe lag, so hat er mir für die Erhaltung desselben einige Dankbarkeit bewahrt.«

Ali trat an seinen Herrn heran und küßte ihm die Hand.

»Wäre es zu neugierig, Herr Sindbad«, sagte Franz, »zu fragen, unter welchen Umständen Sie diese schöne Tat vollbracht haben?«

»Lieber Gott, die Sache ist sehr einfach. Der gute Junge hatte sich in größerer Nähe bei dem Serail des Bey von Tunis umhergetrieben, als es einem Burschen seiner Farbe erlaubt ist, so daß der Bey ihm die Zunge, eine Hand und den Kopf abhacken lassen wollte, am ersten Tage die Zunge, am zweiten die Hand und am dritten den Kopf. Ich hatte mir immer einen stummen Diener gewünscht, wartete, bis ihm die Zunge abgeschnitten war, und machte dem Bey den Vorschlag, ihn mir für eine prachtvolle zweiläufige Flinte zu geben, die am Tage vorher das Verlangen Seiner Hoheit erregt zu haben schien. Er zögerte einen Augenblick, so sehr lag ihm daran, mit diesem armen Teufel ein Ende zu machen; aber ich legte der Flinte ein englisches Jagdmesser bei, mit dem ich den Jatagan Seiner Hoheit entzweigeschlagen hatte. Der Bey schenkte ihm denn auch Hand und Kopf, aber unter der Bedingung, daß er nie wieder den Fuß auf tunesischen Boden setze. Diese Bedingung war überflüssig, denn sobald der Ungläubige die Küste Afrikas nur von fern erblickt, verkriecht er sich in den untersten Schiffsraum und ist nicht wieder daraus hervorzubringen, als bis der dunkle Erdteil aus Sichtweite ist.«

Franz blieb einen Augenblick stumm und nachdenkend; er wußte nicht, was er von dem grausamen Humor, mit dem sein Wirt ihm dies erzählt hatte, denken sollte.

»Und wie der ehrenwerte Seemann, dessen Namen Sie angenommen haben, verbringen Sie Ihr Leben mit Reisen?« fragte er, die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet lenkend.

»Ja, infolge eines Gelübdes, das ich zu einer Zeit getan habe, da ich kaum daran dachte, es erfüllen zu können«, entgegnete der Unbekannte lächelnd. »Ich habe noch einige dergleichen abgelegt, die sich hoffentlich, wenn die Reihe an sie kommt, alle erfüllen werden.«

Obgleich Sindbad diese Worte mit der größten Ruhe gespro-

chen hatte, flammte in seinen Augen einen Augenblick lang eine seltsame Wildheit auf.

»Sie haben wohl viel gelitten?« fragte Franz.

Sindbad erbebte und sah ihn fest an.

»Woran sehen Sie das?« fragte er zurück.

»An allem«, erwiderte Franz, »an Ihrer Stimme, Ihrem Blick, Ihrer Blässe und selbst an dem Leben, das Sie führen.«

»Ich – ich führe das glücklichste Leben, das ich kenne, ein wahres Paschaleben; ich bin der König der Schöpfung. Gefällt es mir an einem Orte, so bleibe ich; langweile ich mich, so reise ich ab; ich bin frei wie ein Vogel und habe Flügel gleich einem solchen; die Leute, von denen ich umgeben bin, gehorchen mir auf den Wink. Von Zeit zu Zeit macht es mir Spaß, der Gerechtigkeit ein Schnippchen zu schlagen, indem ich ihr einen Banditen, den sie sucht, einen Verbrecher, den sie verfolgt, entreiße. Dann habe ich meine Justiz für mich, hohe und niedere, ohne Aufschub und ohne Berufung, die verurteilt oder freispricht und in die niemand sich einzumischen hat. Wenn Sie mein Leben gekostet hätten, möchten Sie kein anderes mehr führen und würden nie wieder in die Welt zurückkehren, falls Sie nicht irgendeinen großen Plan auszuführen hätten.«

»Eine Rache zum Beispiel«, warf Franz ein.

Der Unbekannte richtete auf den jungen Mann einen jener Blicke, die ins Innerste des Herzens und der Seele dringen.

»Und warum denn eine Rache?« fragte er.

»Weil Sie mir ganz so aussehen wie jemand, der, von der Gesellschaft verfolgt, eine schreckliche Rechnung mit ihr abzumachen hat«, antwortete Franz.

»Nun«, entgegnete Sindbad mit seinem seltsamen Lachen, das seine weißen und scharfen Zähne sehen ließ, »da haben Sie fehlgeschossen; wie Sie mich hier sehen, bin ich eine Art Menschenfreund und gehe vielleicht eines Tages nach Paris, um den großen Philanthropen Konkurrenz zu machen.«

»Und würden Sie dann diese Reise zum erstenmal machen?«

»Ja. Es kommt Ihnen vor, daß ich mir viel Zeit ließe, nicht wahr? Aber ich versichere Ihnen, es ist nicht meine Schuld,

wenn ich es so lange aufgeschoben habe; es kommt den einen oder andern Tag dazu.«

»Denken Sie diese Reise bald zu machen?«

»Ich weiß noch nicht, es hängt von Umständen ab.«

»Ich wünschte, zu der Zeit, wo Sie hingingen, dort zu sein, und möchte Ihnen die Gastfreundschaft, die Sie mir so freigebig auf Monte Christo erweisen, erwidern.«

»Ich würde Ihr Anerbieten mit großem Vergnügen annehmen«, antwortete der Wirt; »leider aber werde ich, wenn ich hingehe, vielleicht inkognito reisen.«

Indessen ging das Mahl weiter und schien nur für den Gast aufgetragen zu sein; denn der Unbekannte berührte kaum etwas von einigen der köstlichen Gerichte, denen Franz alle Ehre antat.

Endlich brachte Ali den Nachtisch. Er nahm die Körbe aus den Händen der Statuen und setzte sie auf den Tisch. Zwischen beide Körbe stellte er einen kleinen Becher aus vergoldetem Silber, der mit einem Deckel verschlossen war.

Der Respekt, mit dem Ali diesen Becher gebracht hatte, reizte die Neugier des jungen Mannes. Er hob den Deckel und sah eine Art grünlichen Teig, der ihm völlig unbekannt war. Er klappte den Deckel wieder zu und sah, wie sein Wirt über seine Enttäuschung lächelte.

»Sie vermögen nicht zu erraten«, sagte dieser, »welche Art Speise dieses Gefäß enthält, und das läßt Ihnen keine Ruhe, nicht wahr?«

»Ich gestehe es.«

»Nun, diese Art Konfekt ist nichts mehr und nichts weniger als die Ambrosia, die Hebe an der Tafel Jupiters kredenzte.«

»Aber diese Ambrosia hat jedenfalls, indem sie durch Menschenhände gegangen ist, ihren himmlischen Namen verloren, um einen menschlichen anzunehmen. Wie nennt man dieses Zeug, das übrigens keineswegs meinen Appetit erregt?«

»Sehen Sie, das ist es ja gerade, was unseren niedrigen Ursprung offenbart«, rief Sindbad; »so gehen wir oft am Glück vorüber, ohne es zu sehen, oder wenn wir es bemerkt und bese-

hen haben, ohne es zu erkennen. Sind Sie ein Mann, der auf das Nützliche bedacht ist, und ist das Geld Ihr Gott, so kosten Sie hiervon, und die Minen Perus und Golkondas werden Ihnen geöffnet sein. Sind Sie ein Mann von Phantasie, sind Sie Dichter, kosten Sie gleichfalls davon, und die Schranken des Möglichen werden verschwinden, die Gefilde des Unendlichen werden sich öffnen. Sie werden freien Herzens, freien Geistes in dem unbegrenzten Gebiete der Träume lustwandeln. Sind Sie ehrgeizig, kosten Sie hiervon, und in einer Stunde werden Sie König der Welt, der Schöpfung sein. Ist das nicht verführerisch, was ich Ihnen da anbiete? Sagen Sie, und ist es nicht eine leichte Sache, da man weiter nichts zu tun hat als dies? Sehen Sie!«

Bei diesen Worten nahm er den Deckel von dem Becher, füllte einen Teelöffel mit der gepriesenen Wunderspeise und verschluckte sie langsam, die Augen halb geschlossen, den Kopf zurückgebeugt.

Franz ließ ihm volle Zeit, sein Lieblingsgericht einzunehmen, dann fragte er:

»Aber was ist dies denn nun eigentlich für ein köstliches Gericht?«

»Haben Sie von dem Alten vom Berge gehört«, fragte sein Wirt zurück, »demselben, der Philipp August umbringen lassen wollte?«

»Gewiß.«

»Nun, Sie wissen, daß er über ein reiches Tal regierte, das das Gebirge beherrschte. In diesem Tal waren herrliche Gärten mit isolierten Pavillons. In diese Pavillons ließ er seine Auserwählten eintreten und sie von einem gewissen Kraut essen, das sie ins Paradies versetzte, mitten unter immerblühende Pflanzen, immerreife Früchte, immerjungfräuliche Frauen. Was diese glücklichen jungen Leute für Wirklichkeit hielten, war ein Traum, aber ein so süßer, so berauschender, so üppiger Traum, daß sie sich mit Leib und Seele dem verkauften, der ihnen den Traum verschafft hatte, und gehorsam seinen Befehlen, gleich denjenigen Gottes, bis ans Ende der Welt gingen, um das bezeichnete Opfer zu treffen, unter Martern sterbend, ohne zu

klagen, mit dem einzigen Gedanken, daß der Tod, den sie erlitten, nur ein Übergang zu jenem Leben der Wonne sei, von dem ihnen das heilige Kraut einen Vorgeschmack gegeben hatte.«

»Dann ist es Haschisch!« rief Franz. »Ja, das kenne ich, wenigstens dem Namen nach.«

»Sie haben den Namen genannt, Herr Aladin, es ist Haschisch, das beste und reinste Haschisch Alexandriens, Haschisch von Abugor, dem Einzigen, dem Manne, dem man einen Palast mit der Inschrift bauen müßte: Dem Fabrikanten des Glücks – die dankbare Welt.«

»Wissen Sie«, sagte Franz, »daß ich Lust habe, selbst über die Wahrheit oder über die Übertreibung Ihres Lobes zu urteilen?«

»Urteilen Sie selbst, mein Gast, urteilen Sie, aber belassen Sie es nicht bei diesem ersten Versuch; wie bei allem, muß man seine Sinne an einen neuen Eindruck gewöhnen. Es findet ein Kampf der Natur gegen diesen göttlichen Stoff statt, der Natur, die nicht für die Freude gemacht ist und sich an den Schmerz klammert. Die Natur muß in diesem Kampfe unterliegen, und dann herrscht der Traum, dann wird der Traum das Leben und das Leben der Traum, aber Sie möchten nicht mehr leben, sondern immer träumen. Wenn Sie dann Ihre Welt verlassen, um in diejenige der anderen zurückzukehren, so wird Ihnen sein, als ob Sie das Paradies mit der Erde, den Himmel mit der Hölle vertauschten. Kosten Sie von dem Haschisch, mein Gast, kosten Sie!«

Statt aller Antwort nahm Franz einen Teelöffel voll von dem Zauberteig und führte ihn zum Munde.

»Teufel!« sagte er, nachdem er diese Götterspeise verschluckt hatte, »ich weiß noch nicht, ob das Resultat so angenehm sein wird, wie Sie sagen, aber das Ding scheint mir nicht so etwas Besonderes zu sein, wie Sie behaupten.«

»Weil Ihr Gaumen noch nicht an die Köstlichkeit des Stoffes gewöhnt ist, den er zum ersten Male kostet. Sagen Sie, haben Sie bei der ersten Probe Austern, Tee, Porter, Trüffeln, alles, wofür Sie in der Folge geschwärmt haben, angenehm gefunden? Genau dasselbe ist mit dem Haschisch der Fall: essen Sie es nur

acht Tage hintereinander, und keine Speise der Welt wird Ihnen so köstlich schmecken wie die, die Ihnen heute vielleicht schal und ekelhaft erscheint. Übrigens wollen wir ins Nebenzimmer gehen, das heißt in Ihr Zimmer; Ali wird uns Kaffee und Pfeifen bringen.«

Beide erhoben sich, und während Sindbad seinem Diener einige Befehle erteilte, trat Franz in das Nebengemach.

Dieses war einfacher, wenn auch nicht weniger reich eingerichtet. Es war rund, und ringsherum zog sich ein großer Diwan. Aber Diwan, Wände, Decke und Fußboden waren ganz mit prächtigen Fellen bedeckt; da waren Löwenhäute, gestreifte Tiger, gefleckte Pantherfelle, weiße Eisbärenhäute, norwegische Fuchsfelle, und alle waren so verschwenderisch übereinandergeworfen, daß man hätte glauben können, auf dem dichtesten Rasen zu gehen und auf dem weichsten Seidenlager zu ruhen.

Beide streckten sich auf den Diwan aus; türkische Pfeifen standen im Bereiche ihrer Hände; sie waren vollständig vorbereitet, so daß sie nicht zweimal aus ein und derselben zu rauchen brauchten. Ali zündete die Pfeifen an und ging, den Kaffee zu holen.

Es entstand ein Augenblick des Schweigens; Sindbad überließ sich den Gedanken, die ihn fortwährend, selbst mitten in der Unterhaltung, zu beschäftigen schienen, und Franz gab sich jener stummen Träumerei hin, in die man fast immer beim Rauchen eines vorzüglichen Tabaks verfällt und die mit dem Rauche alle Sorgen fortzunehmen und dafür dem Raucher alle Träume der Seele zu geben scheint.

Ali brachte den Kaffee.

»Wie wünschen Sie ihn«, fragte der Unbekannte, »französisch oder türkisch, stark oder leicht, mit Zucker oder ohne? Wählen Sie nach Belieben, es ist von jeder Art welcher zubereitet.«

»Ich will ihn nach türkischer Art nehmen«, gab Franz zur Antwort.

»Da haben Sie recht«, sagte sein Wirt; »das beweist, daß Sie Anlage zum orientalischen Leben haben. Ah, die Orientalen! Sehen Sie, das sind die einzigen Menschen, die zu leben wissen.

Was mich betrifft«, fügte er mit jenem eigentümlichen Lächeln hinzu, das dem jungen Mann jedesmal auffiel, »so werde ich, wenn ich meine Geschäfte in Paris abgemacht habe, mein Leben im Orient beschließen, und wenn Sie mich dann finden wollen, müssen Sie mich in Kairo, Bagdad oder Ispahan suchen.«

»Nun, das wird mir ein Kinderspiel sein«, antwortete Franz, »denn ich glaube, mir wachsen Adlerflügel, und mit diesen Flügeln werde ich in vierundzwanzig Stunden die Reise um die Welt machen.«

»Aha! da wirkt das Haschisch; wohlan, öffnen Sie Ihre Flügel und erheben Sie sich in die überirdischen Regionen, fürchten Sie nichts, man wacht über Sie, und wenn Ihnen, wie dem Ikarus, die Flügel an der Sonne schmelzen, so sind wir da, um Sie aufzufangen.« Darauf sagte er auf arabisch einige Worte zu Ali, der ein Zeichen des Gehorsams machte und sich zurückzog, ohne sich jedoch zu entfernen.

Was Franz betraf, so ging eine seltsame Veränderung in ihm vor. Alle körperliche Müdigkeit, alle seelische Unruhe verschwanden wie in dem ersten Augenblick der Ruhe, in dem man den Schlummer nahen sieht. Sein Körper nahm eine nie gekannte Leichtigkeit an, sein Geist wurde wunderbar hell, seine Sinne schienen ihre Fähigkeiten zu verdoppeln. Auf azurnem Meere schwamm er dahin, unter dem Gesange der Matrosen; wie eine Oase sah er die Insel Monte Christo erscheinen, und wie die Barke sich der Insel immer mehr näherte, wurden die Gesänge harmonischer und bezaubernder. Endlich berührte das Fahrzeug das Ufer, aber ohne Erschütterung, wie Lippen die Lippen berühren, und er trat in die Grotte, ohne daß die reizende Musik aufhörte. Er stieg einige Stufen hinunter, atmete eine frische, duftige Luft und sah alles, was er vor seinem Schlummer gesehen hatte, von Sindbad, seinem phantastischen Wirte, bis auf Ali, den stummen Diener; dann schien alles zu verschweben, und er befand sich in dem Gemache mit den Statuen, das nur von einer jener antiken, bleichen Lampen erhellt war, die inmitten der Nacht über dem Schlummer oder der Wollust wachen.

Es waren dieselben Statuen mit üppigen Formen, starren Augen, geilem Lächeln, wundervollem Haar; es waren Phryne, Kleopatra, Messalina, diese drei großen Buhlerinnen; und da glitt mitten unter diese unkeuschen Schatten wie ein reiner Strahl, ein christlicher Engel inmitten des Olymps, eine keusche Gestalt, eine holde Vision, die ihre jungfräuliche Stirn unter all diesen marmornen Unreinheiten zu verschleiern schien. Dann war ihm, als ob diese drei Statuen ihre dreifache Liebe auf einen einzigen Mann vereinigt hätten, und dieser Mann war er; sie näherten sich dem Bett, wo er schlummerte, die Füße in ihren langen weißen Kleidern verloren, die Brust nackend, die Haare sich wie eine Woge auflösend, in einer jener Stellungen, denen die Götter unterlagen, aber die Heiligen widerstanden, mit einem jener unerbittlichen und brennenden Blicke, wie sie die Schlange auf den Vogel richtet, und es schien ihm, als gäbe er sich diesen Blicken hin, schmerzhaft wie eine Umschlingung, wollüstig wie ein Kuß.

Franz war es, als schlösse er die Augen, als ob er mit einem letzten Blick, den er um sich warf, die keusche Statue sähe, die sich ganz verhüllte; dann schlossen sich seine Augen für die wirklichen Dinge und öffneten sich seine Sinne den unmöglichen Eindrücken.

Nun war es eine Wollust ohne Stillstand, eine Liebe ohne Ruhe; alle diese steinernen Munde wurden lebendig, alle diese Brüste wurden warm, so daß dem jungen Mann, der zum erstenmal der Gewalt des Haschisch unterlag, diese Liebe fast ein Schmerz, diese Wollust fast eine Marter wurde, als er die Lippen dieser Statuen, geschmeidig und kalt wie die einer Natter, über seinen Mund streifen fühlte. Aber je mehr seine Arme diese unbekannte Liebe zurückzustoßen versuchten, desto mehr unterlagen seine Sinne dem Zauber dieses geheimnisvollen Traums, so daß er nach einem Kampf, der ihn seine Seele zu kosten schien, sich ohne Rückhalt hingab und schließlich keuchend zurücksank, erschöpft durch Wollust, unter den Küssen dieser Marmorweiber und der Bestrickung dieses unerhörten Traums.

Als Franz wieder zu sich kam, erschienen ihm die äußeren Gegenstände wie ein zweiter Teil seines Traums; er wähnte sich in einem Grab, in das kaum ein Sonnenstrahl hineindrang; als er die Hand ausstreckte, berührte er den Felsen. Er richtete sich auf: er befand sich auf einem weichen Lager trocknen, stark duftenden Heidekrauts.

Jede Vision war verschwunden; er tat einige Schritte nach dem Punkte, woher das Licht kam; er befand sich in einer Höhle und erblickte durch den Eingang den blauen Himmel und das azurne Meer. Luft und Wasser schimmerten im Strahle der Morgensonne; am Ufer saßen plaudernd und lachend die Matrosen, zehn Schritte davon schaukelte anmutig die am Anker liegende Barke. Er überließ sich dem göttlichen Zauber, der in der Natur liegt, besonders wenn man aus einem phantastischen Traum erwacht; allmählich ließ ihm das ruhige, reine, erhabene Leben draußen seinen Traum unwahrscheinlich erscheinen, und die Erinnerung begann in sein Gedächtnis zurückzukehren.

Er erinnerte sich seiner Ankunft auf der Insel, seiner Vorstellung bei einem Führer von Schmugglern, eines unterirdischen Palastes voll Glanz und Pracht, eines vortrefflichen Abendessens und eines Löffels voll Haschisch. Nun erschien es ihm angesichts des hellen Tages, als ob seitdem wenigstens ein Jahr vergangen sei. Hin und wieder sah seine Phantasie einen der Schatten, deren Blicke und Küsse ihn in der Nacht erregt hatten, unter den Matrosen sitzen, über die Felsen schreiten oder sich auf der Barke wiegen. Sonst aber war sein Kopf vollständig frei, sein Körper vollständig ausgeruht, ja, er empfand ein gewisses Wohlbehagen, und er genoß Luft und Sonne mehr als je.

Fröhlich ging er zu den Matrosen, die sich erhoben, sobald sie seiner ansichtig wurden. Der Patron trat auf ihn zu.

»Herr Sindbad hat uns beauftragt«, sagte er, »Exzellenz seine Grüße zu überbringen und sein Bedauern auszudrücken, daß er sich nicht von Ihnen hat verabschieden können; aber er hofft,

daß Sie ihn entschuldigen werden, da ihn ein dringendes Geschäft nach Malaga ruft.«

»Ei was, mein lieber Gaetano«, erwiderte Franz, »dies alles ist also wahr und wahrhaftig Wirklichkeit: es existiert ein Mann, der mich auf dieser Insel empfangen, mir königliche Gastfreundschaft erwiesen hat und während meines Schlafs abgereist ist?«

»Er existiert so gewiß, daß Sie dort seine kleine Jacht mit allen Segeln sich entfernen sehen können, und durch ihr Fernrohr werden Sie wahrscheinlich Ihren Wirt inmitten seiner Mannschaft erkennen.«

Dabei zeigte Gaetano nach einem kleinen Schiffe, das nach der Südspitze Korsikas segelte.

Franz richtete sein Fernrohr nach dem bezeichneten Punkte. Der Patron täuschte sich nicht; auf dem Hinterdeck des Schiffs stand der geheimnisvolle Fremde, das Gesicht ihm zugewandt, und hielt gleich ihm ein Fernrohr in der Hand; er trug genau das Kostüm, in dem er seinem Gast am gestrigen Abend erschienen war, und winkte zum Zeichen des Abschieds mit dem Taschentuch.

Franz erwiderte diesen Gruß in gleicher Weise.

»Was befehlen Exzellenz?« fragte der Patron.

»Zuerst, daß Sie mir eine Fackel anzünden.«

»Ah, ja, ich verstehe«, erwiderte der Schiffer, »um den Eingang in die verzauberten Gemächer zu suchen. Viel Vergnügen, Exzellenz, wenn Ihnen die Sache Spaß macht; Sie sollen die verlangte Fackel haben. Aber auch ich hatte denselben Gedanken wie Sie und habe mir drei- oder viermal das Vergnügen gemacht, schließlich aber darauf verzichtet. Giovanni«, fügte er hinzu, »zünde eine Fackel an und bringe sie Seiner Exzellenz!«

Giovanni gehorchte; Franz nahm die Fackel und trat, von Gaetano gefolgt, in die Höhle. Er erkannte die Stelle, an der er erwacht war; aber soviel er auch an den Wänden der Höhle umherleuchtete, sah er doch nichts als höchstens Rauchspuren, die darauf hindeuteten, daß andere schon vor ihm dieselbe vergebliche Nachforschung gehalten hatten.

Jedoch ließ er nicht einen Fußbreit an dieser Granitwand ununtersucht; in jeden Riß steckte er die Klinge seines Jagdmessers, auf jeden vorspringenden Punkt drückte er, in der Hoffnung, daß derselbe nachgäbe; aber alles war vergeblich, und er verlor zwei Stunden mit dieser Untersuchung. Dann gab er es auf.

Als Franz ans Ufer zurückkehrte, erschien die Jacht nur noch wie ein kleiner weißer Punkt am Horizont, und selbst mit dem Fernrohr war es unmöglich, etwas zu unterscheiden. Der Patron erinnerte ihn daran, daß er hergekommen sei, um Ziegen zu jagen, was er vollständig vergessen hatte. Er nahm sein Gewehr und begann die Insel zu durchstreifen wie jemand, der mehr eine Pflicht erfüllt als einem Vergnügen nachgeht, und nach einer Viertelstunde hatte er eine Ziege und zwei Lämmer erlegt. Aber diese Ziegen hatten, wenn sie auch wild und flink wie Gemsen waren, doch zu große Ähnlichkeit mit den Hausziegen, und Franz sah sie nicht für Wild an.

Ganz andere Gedanken beschäftigten seinen Geist. Seit gestern war er wahrhaftig der Held eines Märchens aus »Tausendundeiner Nacht«, und unwiderstehlich wurde er nach der Höhle zurückgezogen. Nachdem er den Patron beauftragt hatte, eine der Ziegen zu braten, begann er trotz der Erfolglosigkeit seiner ersten Untersuchung seine Nachforschung von neuem. Dieser zweite Besuch dauerte ziemlich lange, denn als er zurückkam, war die Ziege gebraten und das Frühstück fertig.

Franz setzte sich an die Stelle, wo er am vorigen Abend die Einladung seines geheimnisvollen Wirts erhalten hatte, und sah noch die kleine Jacht, die, einer sich auf dem Kamm einer Woge schaukelnden Möwe gleich, ihren Weg nach Korsika fortsetzte.

»Aber Sie haben mir doch gesagt, daß Herr Sindbad nach Malaga segle«, bemerkte er, zu Gaetano gewandt, »während mir scheint, daß er direkt auf Porto Vecchio losfährt.«

»Erinnern Sie sich nicht mehr«, entgegnete der Patron, »daß ich Ihnen sagte, unter seiner Mannschaft seien gegenwärtig zwei korsische Banditen?«

»Das ist wahr. Und die will er an der Küste absetzen?« fragte Franz.

»Ganz recht. Oh, das ist ein Mann, der weder Gott noch den Teufel fürchtet, wie es heißt«, rief Gaetano, »und der einen Umweg von fünfzig Meilen macht, um einem armen Kerl einen Dienst zu erweisen.«

»Aber diese Art Dienst könnte ihn mit den Behörden des Landes, wo er dergleichen Menschenfreundlichkeit übt, in Konflikt bringen«, meinte Franz.

»Na, was macht der sich aus den Behörden!« entgegnete Gaetano lachend; »keinen Pfifferling. Man braucht's nur zu versuchen, ihn zu verfolgen. Erstens ist seine Jacht kein Schiff, sondern ein Vogel, und dann braucht er nur an Land zu gehen, er wird überall Freunde finden.«

Aus diesem allen ging hervor, daß Franzens Wirt die Ehre hatte, mit den Schmugglern und Banditen sämtlicher Küsten des Mittelländischen Meeres in Beziehung zu stehen.

Da Franz nichts mehr auf Monte Christo zurückhielt und er die Hoffnung, das Geheimnis der Höhle zu entdecken, aufgegeben hatte, so beeilte er sich, zu frühstücken, und befahl der Mannschaft, ihre Barke bereitzuhalten.

Eine halbe Stunde darauf war er an Bord. Er warf einen letzten Blick auf die Jacht, die soeben im Golf von Porto Vecchio zu verschwinden begann, und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Als die Barke sich in Bewegung setzte, war die Jacht verschwunden, und mit ihr erlosch die letzte Wirklichkeit der vergangenen Nacht.

Die Barke steuerte den ganzen Tag und die ganze Nacht, und als sich am folgenden Morgen die Sonne erhob, war auch die Insel Monte Christo aus den Augen entschwunden. Als Franz seinen Fuß auf das Festland gesetzt hatte, vergaß er wenigstens für den Augenblick seine Erlebnisse. Er erledigte seine Angelegenheiten in Florenz und reiste nach Rom, wo er Albert traf.

Am nächsten Morgen suchte der Wirt des Hotels, in dem sie wohnten, die beiden Freunde auf.

»Sie haben die Kalesche auf acht Uhr bestellt?« fragte der Wirt.

»Ja.«

»Sie sind gesonnen, das Kolosseum zu besuchen?« stellte der Wirt eine weitere Frage.

»Ja.«

»Sie sagten zu Ihrem Kutscher, er soll zur Porta del Popolo hinausfahren, dann den Weg rings um die Mauern nehmen und durch die Porta San Giovanni zurückkehren?«

»Das waren meine Worte.«

»Diese Fahrt ist aber unmöglich oder mindestens sehr gefahrvoll.«

»Gefahrvoll – und warum?«

»Des berüchtigten Luigi Vampa wegen.«

»Mein lieber Herr Wirt, wer ist dieser berüchtigte Luigi Vampa?« fragte Albert. »Er kann wohl in Rom sehr verrufen sein, allein in Paris ist er ganz unbekannt.«

»Wie, Sie kennen ihn nicht?«

»Ich habe nicht die Ehre.«

»Nun, er ist ein Bandit, gegen den die Decesaris und Gasparones bloße Chorknaben sind. Ich habe ihn schon als Kind gekannt und weiß alle Einzelheiten aus seinem Leben.«

»Achtung, Franz!« rief Albert, »da haben wir also einen Banditen! Ich sage Ihnen aber, lieber Herr Wirt, daß ich kein Wort von dem glaube, was Sie uns darüber sagen werden. Aber setzen Sie sich immerhin und erzählen Sie uns, was Sie von ihm wissen.«

Der Wirt setzte sich, nachdem er jedem der beiden Herren eine respektvolle Verbeugung gemacht hatte, und begann zu erzählen.

Was der Wirt erzählte: Die Geschichte Luigi Vampas

Luigi Vampa war ein kleiner Hirtenjunge auf dem Gute des Grafen von San Felice, das zwischen Palestrina und dem Gabrisee liegt. Er war in Pampinara geboren und im Alter von fünf Jahren in den Dienst des Grafen getreten. Sein Vater, selbst ein Hirt zu Anagni, hatte eine kleine Herde und lebte

von der Wolle seiner Schafe und der Milch, die er in Rom verkaufte.

Der kleine Vampa hatte einen sonderbaren Charakter. Als er sieben Jahre alt war, war er eines Tages zu dem Pfarrer von Palestrina gekommen und hatte ihn gebeten, ihn lesen zu lehren.

Das war eine schwierige Sache, denn der junge Hirt konnte seine Herde nicht verlassen. Aber der gute Pfarrer ging alle Tage nach einem kleinen Flecken, der zu arm war, um einen Priester bezahlen zu können, und las dort die Messe.

Er forderte Luigi auf, sich um die Stunde seiner Rückkehr auf dem Wege einzufinden, und bot ihm an, ihm so Unterricht zu geben, wobei er ihn darauf aufmerksam machte, daß dieser Unterricht kurz sein werde und daß der Knabe ihn infolgedessen ausnützen müsse.

Das Kind nahm mit Freuden an.

Alle Tage führte Luigi seine Herde auf den Weg von Palestrina nach Borgo; alle Tage um neun Uhr morgens kam der Pfarrer vorüber; Priester und Kind setzten sich an den Abhang eines Grabens, und der kleine Hirt bekam seinen Unterricht in dem Brevier des Pfarrers.

Nach einem Vierteljahr konnte er lesen.

Das war nicht alles; jetzt mußte er schreiben lernen.

Der Priester ließ von einem Schreiblehrer in Rom drei Alphabete anfertigen und lehrte seinen Schüler, diese Buchstaben mit einer Eisenspitze auf einem Stück Schiefer nachzumachen.

Nach Verlauf von drei Monaten konnte er schreiben.

Erstaunt über diese Fähigkeiten, machte ihm der Pfarrer mehrere Hefte, ein Paket Federn und ein Federmesser zum Geschenk.

Dies war ein neues Studium, aber ein Studium, das gegenüber dem ersten nichts besagen wollte. Acht Tage darauf handhabte er die Feder, wie er den Griffel handhabte.

Der Pfarrer erzählte diese Geschichte dem Grafen von San Felice, der den kleinen Hirten zu sich bestellte und sich von ihm etwas vorlesen und vorschreiben ließ. Darauf befahl er seinem Verwalter, den Burschen mit der Dienerschaft essen zu lassen und dem Kleinen zwei Piaster monatlich zu geben.

Von diesem Gelde kaufte sich Luigi einige Bücher und Bleistifte.

Er besaß eine wunderbare Nachahmungsgabe und zeichnete auf Schieferstücken seine Schafe sowie Bäume und Häuser. Dann begann er mit dem Federmesser Holz zu schnitzen und ihm alle möglichen Formen zu geben.

Ein Mädchen von sechs oder sieben Jahren, das heißt etwas jünger als Vampa, hütete die Schafe auf einem benachbarten Gutshof; sie war Waise, in Valmontone geboren, und hieß Teresa.

Die beiden Kinder trafen sich, setzten sich zusammen, ließen ihre Herden zusammen weiden, plauderten, lachten und spielten. Des Abends trennten sie die Schafe des Grafen von San Felice wieder von denen des Barons von Cervetri und schieden voneinander, um jedes nach seinem Hof zurückzukehren. So trafen sie sich jeden Tag.

Vampa wurde zwölf Jahre alt und die kleine Teresa elf.

Bei all seiner künstlerischen Begabung, die Luigi pflegte, soweit es ihm in der Einsamkeit möglich war, war er wechselnd im Wesen. Manchmal traurig, manchmal hitzig, manchmal launenhaft und zornig, aber immer ein Spötter. Keiner der jungen Burschen von Pampinara, Palestrina oder Valmontone hatte irgendwelchen Einfluß über ihn gewinnen oder sein Kamerad werden können. Sein eigenwilliges Temperament, das immer geneigt war, zu fordern, ohne sich je zu einem Zugeständnis zu verstehen, machte es jedem unmöglich, ein Gefühl der Sympathie oder Freundschaft für ihn zu hegen.

Teresa allein beherrschte mit einem Worte, einem Blicke, einer Geste diesen Charakter, der sich unter der Hand eines weiblichen Wesens beugte und unter der eines Mannes, mochte er sein, wer er wollte, bis zum Brechen starr gewesen wäre.

Teresa war im Gegenteil lebhaft, munter und lustig, aber bis zum Übermaß kokett.

Die beiden Piaster, die der Verwalter des Grafen von San Felice Luigi gab, und das Geld für die kleinen Schnitzwerke, die er an die Spielwarenhändler in Rom verkaufte, gingen in Perlenohrringen, Glashalsbändern und goldenen Nadeln drauf.

Dank dieser Verschwendung ihres jungen Freunds war Teresa auch das schönste und am besten gekleidete Landmädchen in der Umgegend Roms.

So wuchsen die beiden Kinder zusammen heran.

In ihrer Unterhaltung, ihren Wünschen und Träumen sah sich Vampa stets als Schiffskapitän, General oder Gouverneur einer Provinz; Teresa sah sich reich, in schöne Gewänder gekleidet und von Bedienten in Livree gefolgt.

Eines Tages sagte der junge Hirt dem Verwalter des Grafen, daß er einen Wolf aus dem Sabinergebirge habe herauskommen und seine Herde umschleichen sehen. Der Verwalter gab ihm ein Gewehr: das hatte Vampa bezweckt.

Von diesem Augenblick an beschäftigte sich Vampa während seiner ganzen freien Zeit mit Schießübungen; er kaufte Pulver und Kugeln, und alles wurde für ihn zum Ziel: der schmächtige graue Stamm des an den Abhängen des Sabinergebirges wachsenden Ölbaums, der Fuchs, der abends seinen Bau verläßt, um seine nächtliche Jagd zu beginnen, und der Adler, der in den Lüften schwebt. Bald wurde er so geschickt, daß Teresa die Furcht, die sie zuerst bei dem Knall empfunden hatte, überwand und es ihr Vergnügen machte, zu sehen, wie ihr junger Gefährte die Kugel so sicher dahinbrachte, wo er sie hinhaben wollte, als ob er sie mit der Hand eingetrieben hätte.

Eines Abends kam in Wirklichkeit ein Wolf aus einem Fichtengehölz, in dessen Nähe sich die beiden gewöhnlich aufzuhalten pflegten; der Wolf hatte noch keine zehn Schritte ins Freie getan, als ihn die tödliche Kugel traf. Stolz lud Vampa den toten Wolf auf die Schultern und brachte ihn nach dem Gutshof.

Durch alles dies hatte sich Luigi einen gewissen Ruf erworben. Man sprach in der Gegend von dem jungen Hirten wie von dem gewandtesten, stärksten und tapfersten Contadino auf zehn Meilen in der Runde; und obgleich Teresa ihrerseits für eines der hübschesten Mädchen des Sabinerlands galt, so ließ es sich doch niemand einfallen, ihr ein Wort von Liebe zu sagen, denn man wußte, daß sie von Vampa geliebt wurde.

Und dennoch hatten die beiden jungen Leute sich nie gesagt,

daß sie sich liebten. Sie waren beide nebeneinander aufgewachsen wie zwei Bäume, die ihre Wurzeln in der Erde, ihre Zweige über dem Boden und den Duft ihrer Blüten hoch oben in der Luft vermischen; nur war es ihnen ein Bedürfnis, beisammen zu sein, und sie begriffen eher den Tod als eine Trennung für einen einzigen Tag.

Teresa war sechzehn und Vampa siebzehn.

Um diese Zeit begann man viel von einer Räuberbande zu sprechen, die sich in den Lepinibergen zu bilden im Begriff war. Das Räuberwesen ist in der Umgegend Roms nie ganz ausgerottet worden. Es fehlt manchmal an Führern, aber wenn sich ein Führer findet, ist es selten, daß ihm eine Bande fehlt.

Der berühmte Cucumetto, der in den Abruzzen gehetzt und aus dem Königreich Neapel, wo er einen richtigen Krieg ausgehalten hatte, vertrieben worden war, war es, der sich damit beschäftigte, eine Bande zusammenzubringen. Er folgte dem Beispiel Decesaris' und Gasparones, die er bald zu übertreffen hoffte. Mehrere junge Leute aus Palestrina, Frascati und Pampinara verschwanden. Man beunruhigte sich zuerst ihretwegen, bald aber erfuhr man, daß sie zu der Bande Cucumettos gegangen waren.

Nach Verlauf von einiger Zeit wurde Cucumetto der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Man erzählte von diesem Räuberhauptmann Streiche von außerordentlicher Kühnheit und empörender Roheit.

Eines Tages entführte er ein junges Mädchen: es war die Tochter des Landmessers von Frosinone. Die Räuber haben in diesen Dingen ihre bestimmten Gesetze: ein Mädchen gehört zuerst dem Entführer, dann losen die anderen, und die Unglückliche dient der Lust der ganzen Bande, bis die Banditen von ihr ablassen oder bis sie stirbt.

Wenn die Eltern reich genug sind, um sie loszukaufen, wird ein Bote geschickt, um über das Lösegeld zu verhandeln; der Kopf der Gefangenen bürgt für die Sicherheit des Abgesandten. Wenn das Lösegeld verweigert wird, so gehört die Gefangene der Bande.

Das junge Mädchen hatte seinen Geliebten in der Bande Cucumettos; er hieß Carlini.

Als sie den jungen Mann erkannte, streckte sie die Arme nach ihm aus und glaubte sich gerettet. Aber der arme Carlini fühlte sein Herz brechen; denn er ahnte, was seiner Geliebten bevorstand.

Indessen, da er der Günstling Cucumettos war und ihm einmal sogar das Leben gerettet hatte, so hoffte er, daß Cucumetto Mitleid mit ihm haben werde.

Er nahm also den Hauptmann beiseite, während das Mädchen, am Stamme einer großen Fichte sitzend, die sich inmitten einer Lichtung im Walde erhob, sich aus der malerischen Kopfbedeckung, wie sie die römischen Landmädchen tragen, einen Schleier gemacht hatte und ihr Gesicht vor den lüsternen Blicken der Banditen verbarg.

Dort erzählte er ihm alles, seine Liebschaft mit der Gefangenen, ihre Treueschwüre und wie er sich mit ihr, seit sie in der Gegend waren, jede Nacht in einer Ruine getroffen.

Carlini beschwor seinen Hauptmann, zu seinen Gunsten eine Ausnahme zu machen und Rita zu schonen. Er stellte ihm vor, daß ihr Vater reich sei und ein gutes Lösegeld zahlen werde. Cucumetto schien den Bitten seines Freundes nachzugeben und beauftragte ihn, einen Hirten zu suchen, den man zu dem Vater Ritas nach Frosinone schicken könne.

Carlini trat fröhlich an das junge Mädchen heran, sagte ihr, daß sie gerettet sei, und veranlaßte sie, an ihren Vater einen Brief zu schreiben. Sie berichtete darin, was ihr zugestoßen war, und teilte mit, daß ihr Lösegeld auf dreihundert Piaster festgesetzt sei.

Man gab dem Vater eine Frist von zwölf Stunden, das heißt bis zum andern Morgen um neun Uhr.

Als der Brief geschrieben war, eilte Carlini sofort damit in die Ebene, um einen Boten zu suchen.

Er fand einen jungen Hirten, der seine Herde in die Hürde trieb. Die Hirten sind die Boten der Räuber, da sie zwischen Stadt und Gebirge, zwischen dem wilden und dem geordneten Leben stehen.

Der junge Hirte machte sich sofort auf den Weg. Er hatte versprochen, noch vor Ablauf einer Stunde in Frosinone zu sein.

Carlini kehrte zurück, um seiner Geliebten diese gute Nachricht mitzuteilen.

Er fand die Bande in der Lichtung, wo die Räuber die Vorräte verzehrten, die sie von den Landleuten als Tribut erhoben; unter dieser lustigen Versammlung suchte er Cucumetto und Rita vergebens.

Er fragte, wo sie wären; die Banditen antworteten mit einem schallenden Gelächter. Ein kalter Schweiß trat auf Carlinis Stirn, und er fühlte, wie sein Herz sich in Todesangst zusammenkrampfte.

Er wiederholte seine Frage. Einer der Räuber füllte sein Glas mit Orvietowein und reichte es ihm, indem er sagte:

»Auf das Wohl des tapferen Cucumetto und der schönen Rita!«

In diesem Augenblick glaubte Carlini den Schrei einer Frau zu hören. Er nahm das Glas, schlug es auf dem Gesicht des Räubers entzwei und stürzte in die Richtung, woher der Schrei gekommen war.

Nach hundert Schritten fand er hinter einem Dickicht Rita ohnmächtig in den Armen Cucumettos.

Die beiden Banditen sahen sich einen Augenblick an.

Rita lag zwischen den beiden.

Der Mond beschien die Szene.

»Nun«, sagte Cucumetto, »hast du den Auftrag, der dir erteilt war, ausgeführt?«

»Jawohl, Hauptmann«, antwortete Carlini, »und morgen vor neun Uhr wird der Vater Ritas mit dem Gelde hier sein.«

»Sehr gut. Inzwischen werden wir eine fröhliche Nacht feiern. Dieses Mädchen ist reizend, und du hast wahrhaftig einen guten Geschmack, Carlini. Da ich kein Egoist bin, so wollen wir zu den Kameraden zurückkehren und darum losen, wem sie jetzt gehören soll.«

»Du bist also entschlossen, sie dem allgemeinen Gesetz zu überlassen?« fragte Carlini.

»Und warum sollte zu ihren Gunsten eine Ausnahme gemacht werden?«

»Ich hatte geglaubt, daß du auf meine Bitte …«

»Und was bist du mehr als die andern?«

»Das ist richtig.«

»Aber sei unbesorgt«, fuhr Cucumetto lachend fort, »etwas früher oder später kommt die Reihe auch an dich.«

Carlini preßte die Zähne zusammen, als ob er sie zerbrechen wollte.

»Nun«, sagte Cucumetto, indem er einen Schritt nach dem Platz zu tat, wo die Bande lagerte, »kommst du?«

»Ich folge dir …«

Cucumetto entfernte sich, ohne Carlini aus dem Auge zu verlieren, denn er fürchtete jedenfalls, daß er von hinten auf ihn schießen würde. Aber nichts an dem Räuber deutete eine feindliche Absicht an.

Er stand mit gekreuzten Armen neben der noch immer ohnmächtigen Rita.

Einen Augenblick hatte Cucumetto den Gedanken, daß der junge Mann sie aufnehmen und mit ihr fliehen würde. Aber ihm lag jetzt wenig daran, er hatte von Rita gehabt, was er wollte; und was das Geld betraf, so waren dreihundert Piaster, unter die Bande verteilt, so wenig, daß er sich nicht viel daraus machte.

Er setzte also seinen Weg nach der Lichtung hin fort; aber zu seinem großen Erstaunen kam Carlini fast ebenso früh dort an wie er selbst.

»Losen, losen!« schrien sämtliche Räuber, als sie den Hauptmann bemerkten.

Die Augen aller dieser Männer glänzten vor Trunkenheit und Lüsternheit, während die Flammen einen roten Schein über sie warfen, der sie wie Teufel erscheinen ließ.

Was sie verlangten, war ihr Recht; der Hauptmann gab denn auch mit dem Kopfe ein Zeichen, daß er ihrem Verlangen willfahre. Man warf sämtliche Namen in einen Hut, denjenigen Carlinis so gut wie die der anderen, und der jüngste der Bande zog aus dem Hut einen Zettel.

Dieser Zettel trug den Namen Diavolaccio.

Das war derselbe, der Carlini aufgefordert hatte, auf das Wohl des Hauptmanns zu trinken, und dem Carlini das Glas ins Gesicht geschlagen hatte.

Aus einer großen Wunde, die von der Schläfe bis zum Munde klaffte, floß ihm das Blut.

Diavolaccio schlug, als er sich so vom Glück begünstigt sah, ein lautes Gelächter an.

»Hauptmann«, sagte er, »vor einigen Augenblicken hat Carlini nicht auf dein Wohl trinken wollen, fordere ihn jetzt auf, auf meins zu trinken; vielleicht folgt er dir eher als mir.«

Jeder war auf einen Ausbruch seitens Carlinis gefaßt; aber zum großen Erstaunen aller nahm er ein Glas in die eine Hand, eine Flasche in die andere und füllte das Glas.

»Dein Wohl, Diavolaccio«, sagte er mit vollkommen ruhiger Stimme und trank das Glas aus, ohne daß seine Hand zitterte.

Dann setzte er sich ans Feuer.

»Meinen Teil vom Abendessen!« sagte er, »der Weg, den ich gemacht habe, hat mich hungrig gemacht.«

Carlini aß und trank, als ob nichts vorgefallen wäre.

Die Banditen sahen ihn mit Erstaunen an, da sie diese Gelassenheit nicht begriffen. Da hörten sie hinter sich einen schweren Schritt. Sie wandten sich um und bemerkten Diavolaccio, der das junge Mädchen in den Armen hielt. Ihr Kopf hing hintenüber, und ihr langes Haar schleifte auf der Erde.

Als sie dem Lichtkreise näher kamen, bemerkte man die Blässe des jungen Mädchens und die Blässe des Banditen. Diese Erscheinung hatte etwas so Seltsames und Feierliches, daß alle sich erhoben; nur Carlini blieb sitzen und fuhr fort zu essen und zu trinken, als ob nichts um ihn her vorginge. Diavolaccio kam unter tiefstem Schweigen heran und legte Rita zu Füßen des Hauptmanns auf die Erde.

Da konnte jeder die Ursache der Blässe des Mädchens und des Banditen erkennen.

Ein Messer steckte dem Mädchen bis zum Heft in der Brust. Aller Augen wandten sich nach Carlini; die Scheide an seinem Gürtel war leer.

»Ah, ah!« sagte der Hauptmann, »jetzt verstehe ich, warum Carlini zurückblieb.«

»Nun«, sagte Carlini, indem er seinerseits aufstand und mit der Hand an dem Kolben einer seiner Pistolen an die Leiche herantrat, »ist noch einer da, der mir das Mädchen streitig macht?«

»Nein«, antwortete der Hauptmann, »sie ist dein!«

Da nahm Carlini sie auf und trug sie aus dem Lichtkreise, den die Flamme verbreitete.

Cucumetto stellte wie gewöhnlich Wachen aus, und die Räuber legten sich, in ihre Mäntel gehüllt, um das Feuer zum Schlafen nieder.

Um Mitternacht gab die Wache das Warnungszeichen, und in einem Augenblick waren der Hauptmann und seine Genossen auf den Füßen. Es war der Vater Ritas, der selbst kam, um das Lösegeld für seine Tochter zu bringen.

»Da«, sagte er zu Cucumetto, indem er ihm einen Beutel mit Geld reichte, »da sind dreihundert Pistolen, gib mir mein Kind wieder.«

Aber der Hauptmann nahm das Geld nicht. Er machte ihm ein Zeichen, ihm zu folgen. Der Greis gehorchte; beide traten unter die Bäume, durch deren Zweige die Mondstrahlen flossen. Endlich blieb Cucumetto stehen, streckte die Hand aus und zeigte dem Greise zwei Personen unter einem Baume.

»Da«, sagte er, »fordere deine Tochter von Carlini, der wird dir Rechenschaft über sie geben.«

Und er kehrte zu seinen Genossen zurück.

Carlini hob den Kopf. Der Greis sah die beiden Personen jetzt deutlicher.

Eine Frau lag auf der Erde; ihr Kopf ruhte auf den Knien eines Mannes, der über sie gebeugt dasaß. Indem der Mann aufsah, war das Gesicht der Frau, die er an die Brust gedrückt hielt, frei geworden.

Der Greis erkannte seine Tochter, und Carlini erkannte den Greis.

»Ich erwartete dich«, sagte der Bandit zum Vater Ritas.

»Elender!« sagte der Greis, »was hast du getan?«

»Cucumetto hatte deine Tochter vergewaltigt«, sagte der Bandit, »und da ich sie liebte, habe ich sie getötet; denn nach ihm sollte sie der ganzen Bande als Spielzeug dienen.«

Der Greis sagte kein Wort, nur wurde er bleich wie ein Gespenst.

»Jetzt«, sagte Carlini, »wenn ich unrecht getan habe, so räche sie.«

Und er riß dem Mädchen das Messer aus der Brust, erhob sich und bot mit der einen Hand dem Alten die Waffe an, während er mit der andern seine Jacke aufriß und seine Brust entblößte.

»Du hast wohl getan«, sagte der Alte mit dumpfer Stimme. »Umarme mich, mein Sohn.«

Carlini warf sich schluchzend in die Arme des Vaters seiner Geliebten. Es waren die ersten Tränen, die dieser Räuber vergoß.

»Jetzt hilf mir meine Tochter begraben«, sagte der Alte zu Carlini.

Carlini holte zwei Spaten, und der Vater und der Geliebte begannen am Fuße einer Eiche, deren dichte Zweige das Grab des jungen Mädchens bedecken sollten, ein Loch zu graben.

Als das Grab fertig war, küßte sie erst der Vater, dann der Geliebte; dann faßte der eine sie bei den Füßen, der andere unter den Schultern, und so legten sie sie in die Grube.

Dann knieten sie auf beiden Seiten nieder und sprachen die Totengebete.

Als sie fertig waren, warfen sie Erde auf den Leichnam, bis die Grube zugedeckt war.

Nun reichte der Alte Carlini die Hand.

»Ich danke dir, mein Sohn«, sagte er; »jetzt laß mich allein.«

»Aber …«, wandte dieser ein.

»Verlaß mich, ich befehle es dir.«

Carlini gehorchte, kehrte zu der Bande zurück, wickelte sich in seinen Mantel und schien bald ebenso fest zu schlafen wie die andern.

Am Abend vorher war bestimmt worden, daß das Lager gewechselt werden sollte.

Eine Stunde vor Tagesanbruch weckte Cucumetto seine Genossen und gab den Befehl, aufzubrechen.

Aber Carlini wollte den Wald nicht verlassen, ohne zu wissen, was aus dem Vater Ritas geworden sei.

Er ging nach dem Ort, wo er ihn verlassen hatte.

Er fand den Greis an einem der Äste der Eiche hängend, die das Grab seiner Tochter beschattete.

Da schwor er über dem Leichnam des einen und dem Grabe der andern, beide zu rächen.

Aber er konnte seinen Schwur nicht halten; denn Carlini wurde zwei Tage darauf in einem Kampfe mit den römischen Carabinieri getötet.

Nur wunderte man sich, daß er, während er dem Feind die Stirn geboten hatte, eine Kugel zwischen die Schultern erhalten hatte.

Die Sache wurde aber bald klar, als einer der Banditen die andern darauf aufmerksam machte, daß Cucumetto sich zehn Schritte hinter Carlini befunden habe, als dieser gefallen war.

Am Morgen des Aufbruchs aus dem Wald von Frosinone war er in der Dunkelheit Carlini nachgegangen, hatte seinen Schwur gehört und war ihm als vorsichtiger Mann zuvorgekommen.

Man erzählte über diesen schrecklichen Banditenführer noch zehn andere Geschichten, die nicht weniger interessant waren als diese.

So zitterte von Fondi bis Perusa alles bei dem bloßen Namen Cucumettos.

Über diese Geschichten hatten sich Luigi und Teresa oft unterhalten.

Eines Tages, als sie beieinander saßen, hörten sie auf einmal zwei oder drei Schüsse; dann kam plötzlich ein Mann aus dem Gehölz, in dessen Nähe sie ihre Herden zu weiden pflegten, und eilte auf sie zu.

Auf Rufweite angekommen, schrie er:

»Ich werde verfolgt! Könnt ihr mich verstecken?«

Die beiden jungen Leute erkannten wohl, daß dieser Flüchtling ein Bandit sein mußte; aber es besteht zwischen dem römischen Landmann und dem Banditen eine angeborene Sympathie, so daß ersterer immer bereit ist, letzterem einen Dienst zu erweisen.

Vampa eilte also, ohne etwas zu sagen, an den Stein, der den Eingang zu einer Grotte verbarg, die nur den beiden Kindern bekannt war, schob den Stein beiseite und ließ den Flüchtling in die Grotte; dann stieß er den Stein zurück und nahm wieder an der Seite Teresas Platz.

Fast in demselben Augenblick erschienen vier berittene Gendarmen am Rande des Gehölzes; drei schienen auf der Verfolgung des Flüchtlings begriffen zu sein, der vierte zog einen gefangenen Banditen am Halse mit sich.

Die drei Gendarmen sahen sich um, bemerkten die beiden, galoppierten auf sie zu und fragten sie aus.

Die beiden hatten nichts gesehen.

»Das ist ärgerlich«, sagte der Führer, »denn der, den wir suchen, ist der Hauptmann.«

»Cucumetto?« riefen Luigi und Teresa aus.

»Jawohl«, antwortete der Gendarm; »und da ein Preis von tausend römischen Talern auf seinen Kopf gesetzt ist, hättet ihr fünfhundert bekommen, wenn ihr uns bei seiner Ergreifung behilflich gewesen wäret.«

Vampa und Teresa sahen sich an. Der Führer der Gendarmen hegte einen Augenblick Hoffnung.

»Ja, das ist ärgerlich«, sagte Vampa, »aber wir haben ihn nicht gesehen.«

Die Gendarmen suchten nun in verschiedenen Richtungen die Gegend ab, aber vergeblich.

Darauf verschwanden sie einer nach dem andern.

Nun zog Vampa den Stein fort, und Cucumetto kam aus der Grotte heraus.

Er hatte durch die Spalten der Granittür die beiden mit den Gendarmen sprechen sehen und sofort erraten, um was es sich handelte; doch er hatte auf den Gesichtern Luigis und Teresas den unerschütterlichen Entschluß gelesen, ihn nicht auszuliefern. Jetzt zog er eine goldgefüllte Börse aus der Tasche und bot sie ihnen an.

Vampa richtete stolz den Kopf auf; aber Teresas Augen glänzten, als sie an den Schmuck und die schönen Kleider dachte, die sie sich mit dem Geld kaufen könnte.

Cucumetto war ein sehr kluger Teufel; er hatte die Gestalt eines Banditen statt derjenigen einer Schlange angenommen; er bemerkte diesen Blick und erkannte in Teresa eine würdige Tochter Evas. Er ging in den Wald zurück, wobei er sich mehrmals umdrehte, anscheinend um seinen Rettern zuzuwinken.

Mehrere Tage verflossen, ohne daß man Cucumetto wiedersah oder von ihm sprechen hörte.

Die Zeit des Karnevals nahte. Der Graf von San Felice kündigte einen großen Maskenball an, zu dem die vornehmste Gesellschaft Roms eingeladen wurde.

Teresa hatte große Lust, sich den Ball anzusehen. Luigi bat seinen Beschützer, den Verwalter, für sie und sich um die Erlaubnis, unter der Dienerschaft des Hauses versteckt dem Ball beiwohnen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde ihm gewährt.

Diesen Ball gab der Graf hauptsächlich für seine angebetete Tochter Carmela.

Carmela war genau in dem Alter und von der Größe Teresas, und Teresa war wenigstens ebenso schön wie Carmela.

Am Abend des Balles zog Teresa ihr schönstes Kleid an und schmückte sich mit ihren kostbarsten Nadeln und glänzendsten Glasperlen. Sie trug das Kostüm der Frauen von Frascati.

Luigi trug den malerischen Anzug, den der römische Bauer an Festtagen anlegt.

Beide mischten sich, wie man ihnen erlaubt hatte, unter die Dienerschaft und die Bauern.

Das Fest war prachtvoll. Das Schloß war glänzend erleuchtet, und Tausende von farbigen Laternen hingen an den Bäumen des Gartens.

Bald ergoß sich auch die Gesellschaft aus dem Hause auf die Terrassen und von den Terrassen in die Alleen.

An jedem Kreuzweg befand sich ein Orchester und Tische mit Erfrischungen; die Spaziergänger machten halt, es bildeten sich Quadrillen, und man tanzte, wo es einem gerade gefiel.

Carmela trug das Kostüm der Frauen von Sonino. Zwei ihrer Gefährtinnen waren die eine als Frau aus Nettuno, die andere als Frau aus Riccia gekleidet. Vier junge Leute aus den reichsten

und vornehmsten Familien Roms begleiteten sie mit jener italienischen Freiheit, die ihresgleichen in keinem andern Land der Welt hat; sie trugen die Kostüme von Albano, Velletri, Civita Castellana und Sora.

Es versteht sich von selbst, daß diese Kostüme, sowohl die der Herren wie die der Damen, von Gold und Edelsteinen funkelten.

Carmela kam auf den Gedanken, eine gleichförmige Quadrille zu machen, nur fehlte dazu eine Tänzerin.

Carmela sah sich um: keine der eingeladenen Damen trug ein passendes Kostüm.

Der Graf von San Felice zeigte ihr Teresa, die mitten unter den Landmädchen auf Luigis Arm gestützt dastand.

»Erlaubst du, Papa?« fragte Carmela.

»Gewiß«, antwortete der Graf, »wir sind ja im Karneval!«

Carmela neigte sich zu einem jungen Manne, der sie begleitete, und sagte ihm einige Worte, wobei sie mit dem Finger auf das junge Mädchen zeigte.

Der junge Mann ging auf Teresa zu, um sie aufzufordern, an der Quadrille Carmelas teilzunehmen.

Teresa fühlte es wie eine Flamme über ihr Gesicht gehen. Sie befragte Luigi mit dem Blick: es war unmöglich, der Aufforderung nicht zu folgen.

Luigi ließ langsam den Arm Teresas aus dem seinigen, und Teresa entfernte sich, von ihrem eleganten Kavalier geführt, um, am ganzen Leibe zitternd, ihren Platz in der aristokratischen Quadrille einzunehmen.

Luigi fühlte ein unbekanntes Gefühl in sich aufsteigen: es war wie ein dumpfer Schmerz, der ihm zuerst am Herzen fraß und von da durch seine Adern floß und sich seines ganzen Körpers bemächtigte.

Er folgte mit den Augen den geringsten Bewegungen Teresas und ihres Kavaliers; wenn ihre Hände sich berührten, so fühlte er, wie ein Schwindel ihn überkam, seine Adern klopften heftig, und es war, als ob ihm eine Glocke in den Ohren läutete.

Wenn sie zusammen sprachen, wobei Teresa schüchtern und

mit gesenkten Augen zuhörte, schien es Luigi, der in den feurigen Augen des schönen jungen Mannes las, daß er ihr Schmeicheleien sagte, als ob die Erde sich unter ihm drehte und alle Stimmen der Hölle ihm Mordgedanken zuraunten.

Da er fürchtete, sich von seinem Wahnsinn hinreißen zu lassen, umklammerte er mit der einen Hand die Hagebuche, an der er stand, und drückte mit der andern den Dolch mit dem geschnitzten Griff, der in seinem Gürtel steckte und den er, ohne es zu bemerken, zuweilen fast ganz aus der Scheide zog.

Luigi war eifersüchtig! Er fühlte, daß Teresa, gefallsüchtig und eitel, wie sie war, sich von ihm abwenden könnte.

Ihr schöner Kavalier führte sie mit vielen Komplimenten wieder an den Platz zurück, woher er sie geholt hatte und wo Luigi auf sie wartete.

Zwei- oder dreimal hatte das junge Mädchen während des Tanzes einen Blick auf ihn geworfen, und jedesmal hatte sie ihn bleich und finster gesehen. Einmal hatte sogar die Klinge seines halb aus der Scheide gezogenen Messers ihre Augen wie ein unheimlicher Blitz geblendet. Fast zitternd nahm sie den Arm ihres Liebhabers wieder.

Die Quadrille hatte den größten Erfolg gehabt, und es war augenscheinlich, daß die Rede davon war, sie zu wiederholen; Carmela allein widersetzte sich dem; aber der Graf von San Felice bat seine Tochter so zärtlich, daß sie schließlich einwilligte.

Sofort trat einer der Kavaliere hervor, um Teresa aufzufordern, ohne die der Tanz unmöglich war; aber das junge Mädchen war bereits verschwunden.

In der Tat hatte Luigi sich außerstande gefühlt, noch einmal dasselbe durchzumachen, und halb mit Überredung, halb mit Gewalt hatte er Teresa nach einem andern Punkt des Gartens gezogen.

Als die Kälte der Nacht die Eingeladenen aus den Gärten vertrieben hatte und sie im Innern des Schlosses, wo das Fest weiterging, verschwunden waren, führte er Teresa fort. Als sie ihr Haus betreten wollte, fragte er:

»Teresa, woran dachtest du, als du der jungen Gräfin von San Felice gegenüber tanztest?« fragte Luigi.

»Ich dachte«, antwortete das junge Mädchen, »daß ich mein halbes Leben dafür hingeben würde, wenn ich ein solches Kostüm, wie sie anhatte, haben könnte.«

»Und was sagte dein Tänzer zu dir?«

»Er sagte, daß es nur an mir läge, es zu bekommen, und daß ich nur ein Wort zu sagen brauchte.«

»Er hatte recht. Wünschest du es so sehr, wie du sagst?«

»Ja.«

»Gut, du sollst es haben!«

In der nämlichen Nacht geschah, ohne Zweifel durch die Unvorsichtigkeit eines Bedienten, der vergessen hatte, die Lichter auszulöschen, ein großes Unglück; die Villa San Felice geriet gerade in demjenigen Teil, wo sich die Gemächer der schönen Carmela befanden, in Brand.

Als Carmela mitten in der Nacht durch den Schein der Flammen erwachte, sprang sie aus dem Bett, warf ihren Schlafrock über und versuchte, durch die Tür zu entfliehen; aber der Korridor, den sie passieren mußte, war schon Beute der Flammen.

Darauf rannte sie in ihr Zimmer zurück und rief laut um Hilfe, als plötzlich ihr Fenster, das zwanzig Fuß über dem Boden lag, sich öffnete; ein junger Bauer schwang sich in ihr Zimmer, nahm sie in die Arme und trug sie mit übermenschlicher Kraft und Gewandtheit nach dem Rasen, wo sie ohnmächtig wurde.

Als sie wieder zu sich kam, stand ihr Vater vor ihr. Die ganze Dienerschaft umgab sie, um ihr Hilfe zu bringen. Ein ganzer Flügel der Villa war niedergebrannt; aber was lag daran, da Carmela wohl und munter war.

Man suchte überall ihren Befreier, aber ihr Befreier erschien nicht wieder; man fragte überall, aber niemand hatte ihn gesehen. Was Carmela betraf, so war sie in solcher Angst gewesen, daß sie ihn nicht erkannt hatte.

Am folgenden Tag um die gewohnte Stunde fanden sich die beiden jungen Leute wieder am Waldrand ein.

Luigi war zuerst angekommen. Er ging dem jungen Mädchen mit großer Fröhlichkeit entgegen und schien die Szene vom Abend vorher vollständig vergessen zu haben.

Teresa war sichtlich nachdenklich; als sie aber Luigi so gut gelaunt sah, nahm sie auch ihrerseits eine fröhliche Miene an.

Luigi nahm Teresas Arm in den seinigen und führte sie bis zu dem Eingang der Grotte. Dort machte er halt.

»Teresa«, sagte Luigi, »hast du nicht gestern abend gesagt, daß du alles in der Welt dafür geben würdest, um ein Kostüm wie die Tochter des Grafen zu haben?«

»Ja«, antwortete Teresa mit Erstaunen, »aber ich war albern, einen solchen Wunsch zu äußern.«

»Und ich habe dir geantwortet: Gut, du sollst es haben.«

»Ja«, entgegnete das junge Mädchen, dessen Erstaunen mit jedem Worte Luigis wuchs; »aber du hast das jedenfalls gesagt, um mir Vergnügen zu machen.«

»Ich habe dir niemals etwas versprochen, was ich dir nicht auch gegeben hätte. Teresa«, sagte Luigi stolz, »geh in die Höhle und kleide dich an.«

Bei diesen Worten zog er den Stein fort und zeigte Teresa das Innere der Grotte. Zwei Kerzen brannten zu beiden Seiten eines prächtigen Spiegels; auf dem Tisch, den Luigi selbst einmal angefertigt hatte, lagen das Perlenhalsband und die Diamantnadeln, die die junge Gräfin gestern getragen hatte; auf einem Stuhl daneben war der Rest des Kostüms ausgebreitet.

Teresa stieß einen Freudenschrei aus, und ohne zu fragen, woher dieses Kostüm kam, ohne sich die Zeit zu nehmen, Luigi zu danken, stürzte sie in die in ein Ankleidegemach verwandelte Grotte.

Luigi stieß hinter ihr den Stein zurück, denn er hatte auf dem Kamm eines kleinen Hügels einen Reiter bemerkt, der einen Augenblick wie des Weges ungewiß anhielt. Sein Bild hob sich scharf von dem blauen Himmel ab

Als der Fremde Luigi bemerkte, setzte er sein Pferd in Galopp und kam auf ihn zu.

Luigi hatte sich nicht getäuscht; der Fremde, der von Palestrina nach Tivoli reiten wollte, war im Zweifel über die Richtung.

Luigi zeigte ihm den Weg; da sich der Weg aber eine Viertel-

meile weiter in drei Pfade teilte und der Reisende sich von neuem verirren konnte, bat dieser Luigi, ihm als Führer zu dienen.

Luigi legte seinen Mantel auf die Erde, warf seinen Karabiner über die Schulter und marschierte mit dem schnellen Schritt des Bergbewohners, dem ein Pferd kaum folgen kann, vor dem Reisenden her.

Nach zehn Minuten waren sie an dem von Luigi bezeichneten Kreuzweg.

Hier angekommen, streckte er mit majestätischer Geste die Hand nach dem Wege aus, den der Reisende einschlagen mußte, und sagte:

»Da ist Ihr Weg, Exzellenz, Sie können sich jetzt nicht mehr irren.«

»Und da ist dein Lohn«, sagte der Reisende, indem er dem jungen Hirten einige Geldstücke anbot.

»Danke«, antwortete Luigi, indem er seine Hand schnell zurückzog; »ich erweise gern einen Dienst, aber ich verkaufe ihn nicht.«

»Aber«, sagte der Reisende, der übrigens an diesen Unterschied zwischen Habgier und Unterwürfigkeit des Städters und dem Stolz des Landmanns gewöhnt zu sein schien, »wenn du einen Lohn ausschlägst, so nimmst du doch wenigstens ein kleines Geschenk an.«

»O ja, das ist etwas anderes.«

»Nun«, sagte der Reisende, »nimm diese beiden venezianischen Zechinen und gib sie deiner Braut, damit sie sich davon ein Paar Ohrringe machen lasse.«

»Und Sie, nehmen Sie diesen Dolch«, sagte der junge Hirt, »Sie finden von Albano bis Civita Castellana keinen, dessen Griff besser geschnitzt wäre.«

»Ich nehme an«, sagte der Reisende; »dann bin ich aber in deiner Schuld, denn dieser Dolch ist mehr wert als zwei Zechinen.«

»Für einen Händler vielleicht; aber für mich, der ich ihn selber geschnitzt habe, ist er kaum einen Piaster wert.«

»Wie heißt du?« fragte der Reisende.

»Luigi Vampa«, antwortete der Hirt mit derselben Miene, als wenn er gesagt hätte: Alexander, König von Mazedonien. »Und Sie?«

»Ich«, entgegnete der Reisende, »ich heiße Sindbad der Seefahrer.«

Vampa steckte verächtlich die beiden Zechinen in die Tasche und ging langsam auf dem Weg zurück, den er gekommen war. Zwei- oder dreihundert Schritte von der Grotte entfernt, glaubte er einen Schrei zu hören. Er blieb stehen und horchte, von welcher Seite der Schrei gekommen war.

Nach einer Sekunde hörte er deutlich seinen Namen. Der Ruf kam aus der Richtung der Grotte.

Er sprang auf wie eine Gemse, lud im Laufen sein Gewehr und erreichte in weniger als zehn Sekunden den Gipfel des kleinen Hügels, der demjenigen, wo er den Reisenden bemerkt hatte, gegenüberlag.

Dort vernahm er deutlich die Rufe: »Hilfe! Hilfe!«

Er blickte um sich, und da gewahrte er einen Mann, der Teresa dem Walde zu schleppte.

Vampa maß den Zwischenraum, der ihn von den beiden trennte; der Mann hatte wenigstens zweihundert Schritte Vorsprung vor ihm; es bestand keine Aussicht, ihn zu erreichen, ehe er den Wald gewonnen hatte.

Der junge Hirt blieb stehen, als ob seine Füße Wurzeln geschlagen hätten. Er legte den Kolben seines Gewehrs an die Schulter, hob langsam den Lauf in der Richtung des Entführers, folgte ihm eine Sekunde und gab Feuer.

Der Entführer hielt inne; seine Knie knickten ein, und er schlug zu Boden, indem er Teresa in seinem Sturz mitriß.

Aber Teresa erhob sich sofort wieder; der Mann blieb liegen und wälzte sich in den Zuckungen des Todeskampfs.

Vampa eilte sofort auf Teresa zu, denn zehn Schritte von dem Sterbenden hatten ihr die Beine versagt und sie war in die Knie gefallen.

Ihn überfiel die entsetzliche Furcht, daß die Kugel, die seinen Feind niedergeworfen hatte, auch seine Braut verwundet haben

könnte. Glücklicherweise war dem nicht so, der Schrecken allein hatte Teresa die Kräfte geraubt.

Als Luigi sich überzeugt hatte, daß sie unverletzt war, wandte er sich zu dem Verwundeten. Dieser hatte soeben den Geist aufgegeben; seine Fäuste waren geschlossen, der Mund vom Schmerz verzogen und die Haare unter dem Schweiß der Todesqual gesträubt. Die Augen waren offengeblieben.

Vampa trat an die Leiche heran und erkannte Cucumetto. Er betrachtete ihn einen Augenblick, ohne daß sich auf seinem Gesicht die geringste Bewegung zeigte.

Dann wandte sich Vampa zu seiner Geliebten.

»Ah, ah!« sagte er, »schön, du bist angekleidet; jetzt ist an mir die Reihe, Toilette zu machen.«

In der Tat war Teresa vom Kopf bis zu den Füßen in das Kostüm der Tochter des Grafen von San Felice gekleidet. Vampa nahm die Leiche Cucumettos auf die Arme und trug sie in die Grotte, während Teresa draußen blieb.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kam Vampa wieder aus der Grotte. Sein Kostüm war in seiner Art nicht weniger elegant als das Teresas.

Er trug eine Jacke von granatfarbenem Samt mit ziselierten goldnen Knöpfen, eine ganz mit Stickerei bedeckte seidene Weste, eine römische Schärpe um den Hals, einen ganz mit Gold und roter und grüner Seide gesteppten Patronengürtel, kurze Beinkleider aus himmelblauem Samt, die unterhalb des Knies durch Diamantschnallen zusammengehalten wurden, damhirschlederne, mit Arabesken verzierte Gamaschen und einen Hut, von dem Bänder in allen Farben herabhingen. Zwei Uhren hingen an seinem Gürtel, und ein prachtvoller Dolch steckte in dem Patronengurt.

»Bist du jetzt bereit«, sagte er zu Teresa, »mein Geschick, wie es auch sei, mit mir zu teilen?«

»O ja!« rief das junge Mädchen voll Begeisterung.

»Mir überall zu folgen, wohin ich auch gehe?« fragte Vampa weiter.

»Bis ans Ende der Welt.«

»Dann nimm meinen Arm und laß uns gehen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Das junge Mädchen legte ihren Arm in den ihres Geliebten, ohne auch nur zu fragen, wohin er sie führe; denn in diesem Augenblick erschien er ihr schön, stolz und mächtig wie ein Gott.

Beide schritten auf den Wald zu, dessen Rand sie nach einigen Minuten erreicht hatten.

Vampa kannte alle Pfade des Gebirges; er ging daher im Walde vorwärts, ohne einen Augenblick zu zögern, obgleich durchaus kein gebahnter Weg zu erkennen war; aber er erkannte den Weg, dem er folgen mußte, an den Bäumen und Büschen.

So gingen sie etwa anderthalb Stunden.

Plötzlich schien sich zehn Schritte von ihnen ein Mann von einem Baume, hinter dem er verborgen gewesen war, abzulösen.

Er schlug auf Vampa an und rief:

»Wer bist du?«

»Ich bin Luigi Vampa, der Hirt des Hofs San Felice.«

»Was willst du?«

»Ich will mit deinen Gefährten sprechen, die auf der Lichtung von Rocca Bianca sind.«

»Dann folge mir«, sagte die Wache, »oder vielmehr, da du weißt, wo es ist, so geh voran.«

Sie erreichten den Gipfel und befanden sich in demselben Augenblick zwanzig Räubern gegenüber.

»Hier ist ein junger Mann, der euch sucht und mit euch zu sprechen wünscht«, sagte die Wache.

»Was will er uns sagen?« fragte einer der Räuber, der in Abwesenheit des Hauptmanns diesen vertrat.

»Ich will sagen, daß es mich langweilt, das Gewerbe eines Hirten auszuüben«, antwortete Vampa.

»Ah, ich verstehe«, sagte der Bandit, »und du kommst, um uns zu bitten, dich in unsere Reihen aufzunehmen?«

»Ja, nur komme ich, um etwas anderes zu verlangen, als euer Kamerad zu werden.«

»Und was willst du von uns verlangen?« fragten die Banditen voll Verwunderung.

»Ich komme, um euch zu bitten, euer Hauptmann zu werden«, sagte der junge Mann.

Die Banditen brachen in ein Gelächter aus.

»Was hast du denn getan, um auf diese Ehre Anspruch zu erheben?« fragte der stellvertretende Räuberhauptmann.

»Ich habe euren Hauptmann Cucumetto getötet und trage seine Kleider, wie ihr seht«, sagte Luigi, »und ich habe das Schloß San Felice in Brand gesteckt, um meiner Braut ein Hochzeitskleid zu geben.«

Eine Stunde darauf war Luigi Vampa an Stelle Cucumettos zum Hauptmann gewählt.

Der Wirt war mit seiner Erzählung zu Ende. Da schlug es neun, die Tür ging auf, und der Kutscher trat ein.

»Exzellenzen«, sagte er, »der Wagen steht bereit.«

»Gut«, sagte Franz, »also nach dem Kolosseum.«

»Durch die Porta del Popolo oder durch die Straßen?«

»Durch die Straßen, zum Teufel! Durch die Straßen!« rief Franz.

»Ach, mein Lieber«, sagte Albert, der gleichfalls aufstand und seine dritte Zigarre anzündete, »ich habe Sie wirklich für mutiger gehalten.«

Die beiden jungen Männer stiegen die Treppe hinab und sprangen in den Wagen.

Der Graf von Monte Christo

Franz und Albert besichtigten das Kolosseum bei Nacht. Aber Franz kannte alle Einzelheiten des Gebäudes bereits, und sie hatten noch keine hundert Schritte unter den inneren Bogengängen gemacht, als er Albert seinen Führern überließ, die ihm mit zwei Fackeln den Weg wiesen, und sich im Schatten einer Säule gegenüber einem Ausschnitt niedersetzte, der ihn den Granitriesen in seiner ganzen majestätischen Größe überschauen ließ.

Franz mochte etwa eine Viertelstunde so dagesessen haben, als sich plötzlich ein Mensch zeigte, der mehr und mehr aus dem Schatten hervortrat. Er stieg die Treppe empor, deren Ende, Franz gegenüber, vom Mond beschienen war, während sich die unteren Stufen in der Dunkelheit verloren.

Es konnte ein Reisender sein, der wie Franz eine einsame Betrachtung dem nichtssagenden Geschwätz der Führer vorzog, und folglich hatte sein Erscheinen nichts Befremdendes; allein an dem Zaudern, mit dem er die letzten Stufen erstieg, an der Art und Weise, wie er, auf der Höhe angelangt, horchend stillstand, zeigte es sich, daß er in einer besonderen Absicht hierherkam und auf jemand wartete. Franz verbarg sich hinter der Säule, soweit es möglich war.

Der Mann, dessen Auftreten die Aufmerksamkeit Franzens auf sich gezogen hatte, stand in einem Halbdunkel, das diesen aber doch nicht hinderte, seine Tracht zu unterscheiden. Er war in einen großen braunen Mantel gehüllt, der, um die linke Schulter geschlagen, den Unterteil des Gesichts verhüllte, während sein Hut mit der breiten Krempe den oberen Teil bedeckte. Man konnte sehen, daß er schwarze Hosen und Lackstiefel trug. Dieser Mann gehörte augenscheinlich, wenn nicht dem hohen Adel, doch wenigstens der besten Gesellschaft an.

Er stand schon ungefähr zehn Minuten lang da und gab sichtlich Zeichen von Ungeduld, als sich von der oberen Terrasse ein leichtes Geräusch vernehmen ließ. Im nächsten Augenblick zeigte sich ein Mann am Ende der Öffnung, schickte seinen durchdringenden Blick in die Finsternis und bemerkte den Mann im Mantel; er faßte mehrere Lianen und hängende Efeuranken zusammen, ließ sich daran hinabgleiten, und als er noch drei oder vier Fuß vom Boden entfernt war, sprang er leicht zur Erde. Er war wie ein Bewohner des jenseits des Tibers gelegenen Stadtteils gekleidet.

»Entschuldigen Sie, Exzellenz«, sprach er im römischen Dialekt, »daß ich Sie warten ließ; allein ich komme nur um einige Minuten zu spät, es schlug soeben zehn Uhr.«

»Ihr kamt nicht zu spät, sondern ich zu früh«, antwortete der

Fremde in reinstem Toskanisch; »macht Euch also keine Umstände; und hättet Ihr mich auch warten lassen, so würde ich wohl begriffen haben, daß Euch irgend etwas abhält, das nicht in Eurer Macht steht.«

»Und Eure Exzellenz hätten recht gehabt; ich komme von der Engelsburg, wo ich die größte Mühe von der Welt hatte, bis ich mit Beppo sprechen konnte.«

»Wer ist dieser Beppo?«

»Beppo ist ein Wärter im Gefängnis, dem ich ein kleines Einkommen zufließen lasse, um zu erfahren, was im Innern der Burg vorgeht.«

»Ach, ich sehe, mein Lieber, daß ihr ein vorsichtiger Mann seid.«

»Was wollen Sie, man weiß nicht, was geschehen kann; vielleicht gerate ich auch einmal ins Garn, wie dieser arme Peppino, und brauche dann eine Ratte, daß sie einige Knoten meines Netzes zernage.«

»Kurz, was habt Ihr erfahren?«

»Es werden am Dienstag um zwei Uhr zwei Hinrichtungen stattfinden, wie es in Rom bei Eröffnung großer Feste üblich ist; einer der Abgeurteilten wird erschlagen – es ist ein Nichtswürdiger, der einen Priester tötete, welcher ihn erzog, und verdient kein Mitleid –, der andere wird geköpft, und das ist der arme Peppino.«

»Was wollt Ihr, mein Lieber? Ihr flößt nicht allein der päpstlichen Regierung, sondern auch den Nachbarstaaten einen solchen Schrecken ein, daß man nicht umhinkann, einen von euch zur Abschreckung hinzurichten.«

»Aber Peppino gehört nicht einmal zu meiner Bande, er ist ein armer Hirt, der kein anderes Verbrechen begangen hat, als daß er uns Lebensmittel zuführte. Ich bin zu allem entschlossen, um die Hinrichtung des armen Teufels zu verhindern, der in der Klemme ist, weil er mir gedient hat; fürwahr, ich würde mich für feig halten, wenn ich nichts für den braven Burschen täte.«

»Und was wollt Ihr tun?«

»Ich stelle an zwanzig Mann rings um das Schafott auf, und in dem Augenblick, wo man ihn bringt, gebe ich ein Zeichen, worauf wir uns mit dem Dolch in der Hand auf die Begleiter werfen und ihn entführen.«

»Das kommt mir sehr gewagt vor, und ich glaube fast, mein Plan ist besser als Eurer.«

»Was ist das für ein Plan, Exzellenz?«

»Ich gebe jemand zehntausend Piaster, und dieser bewirkt es, daß die Hinrichtung des Peppino auf das kommende Jahr verschoben wird; dann gebe ich im Verlaufe dieses Jahres andere tausend Piaster einem andern, den ich ebenfalls kenne, und dieser macht, daß er aus dem Kerker entschlüpfen kann.«

»Sind Sie gewiß, daß es gelingen wird?«

»Pardieu!« rief in französischer Sprache der Mann im Mantel.

»Wenn es Ihnen gelungen ist, wie werden wir es erfahren?«

»Das ist sehr einfach. Ich habe die drei letzten Fenster im Palazzo Rospoli gemietet; habe ich den Aufschub erwirkt, so werden die zwei Fenster an der Ecke mit gelbem Damast, das mittlere aber mit weißem Damast mit einem roten Kreuz behängt sein.«

»Schön; und durch wen werden Sie die Begnadigung bewerkstelligen lassen?«

»Schickt mir einen von Euren Leuten, als Büßer verkleidet, und ich werde sie ihm geben. Dank seinem Büßerkleide wird er bis zum Fuß des Schafotts gelangen, wo er die Bulle dem Vorsteher der Brüderschaft einhändigt, der sie dann dem Scharfrichter übergibt. Inzwischen laßt Peppino Nachricht zukommen, daß er nicht aus Angst stirbt oder verrückt wird, sonst hätten wir uns für ihn in unnütze Kosten gestürzt.«

»Sie wissen, Exzellenz«, sagte der andere, »ich bin Ihnen ergeben.«

»Ich hoffe es wenigstens.«

»Wohl, wenn Sie Peppino retten, so können Sie nicht bloß auf Ergebenheit, sondern auch auf Gehorsam rechnen.«

»Beachtet wohl, was Ihr da sagt, mein Lieber! Ich werde Euch eines Tages daran erinnern, denn vielleicht bedarf ich Eurer einmal.«

»Gott befohlen, Exzellenz! ich rechne auf Sie, rechnen Sie auf mich.«

Nach diesen Worten entfernte sich der Trasteveriner über die Treppe, während der Unbekannte das Gesicht noch tiefer in den Mantel hüllte, zwei Schritte an Franz vorüberging und über die äußeren Stufen in die Arena hinabstieg.

Zehn Minuten später fuhren Franz und Albert wieder ins Hotel zurück. Albert sprach viel, aber Franz war tief in Gedanken. Er hatte in dem Fremden im Mantel seinen Wirt von der Insel Monte Christo, Sindbad den Seefahrer, wiedererkannt.

Franz und Albert hatten sich vergeblich bemüht, einen Wagen für den Karneval zu bekommen, da alle Wagen in Rom bereits vermietet waren. Am Tage nach ihrem nächtlichen Besuch im Kolosseum erschien plötzlich der Wirt bei ihnen.

»Was gibt's?« fragte Franz.

»Sie wissen«, sagte der Wirt, »daß der Graf von Monte Christo auf demselben Flur mit Ihnen wohnt?«

»Ich glaube wohl«, entgegnete Albert, »denn ihm haben wir es zu danken, daß wir untergebracht sind wie zwei Studenten von der Straße Saint-Nicolas-du-Chardonnet.«

»Nun, er weiß von der Verlegenheit, in der Sie sich befinden, und bietet Ihnen zwei Plätze in seinem Wagen und zwei Plätze an seinen Fenstern im Palazzo Rospoli an.«

Albert und Franz blickten einander an.

»Was für ein Mann ist dieser Graf von Monte Christo?« fragte Franz den Wirt.

»Ein sehr großer, vornehmer Herr aus Sizilien oder Malta, ich weiß es nicht genau, doch edel wie ein Borghese und reich wie eine Goldgrube.«

»Ich bin der Ansicht«, sagte Franz, »daß, wenn dieser Mann wirklich von so vornehmer Lebensart ist, wie unser Wirt versichert, er uns seine Einladung auf eine andre Weise hätte zukommen lassen; er würde uns geschrieben haben oder …«

In diesem Augenblick wurde an die Tür geklopft.

»Herein!« rief Franz.

Ein Bedienter in einer tadellosen Livree erschien auf der Türschwelle und sagte:

»Von seiten des Grafen Monte Christo für den Herrn Franz d'Epinay und den Herrn Albert von Morcerf!«

Er übergab dem Wirt zwei Karten, die dieser den jungen Leuten reichte.

»Der Graf von Monte Christo«, fuhr der Bediente fort, »bittet die Herren um Erlaubnis, sich bei Ihnen morgen früh als Nachbar vorstellen zu dürfen, und er gibt sich die Ehre, die Herren fragen zu lassen, um welche Stunde er Sie sehen könnte?«

»Meldet dem Grafen«, sprach Franz, »daß wir uns die Ehre geben werden, dem Herrn Grafen einen Besuch zu machen.«

Der Bediente ging fort.

»Sie haben entschieden recht, Pastrini«, sagte Albert zum Wirt, »Ihr Graf von Monte Christo ist ein Mann, der weiß, was sich gehört.«

»Sie nehmen also seine Einladung an?« fragte der Wirt.

»Gewiß«, entgegnete Albert. »Die zwei Plätze im Palazzo Rospoli sind zu verführerisch«, sagte Franz.

Dieses Anerbieten von zwei Plätzen an einem Fenster im Palazzo Rospoli hatte Franz an die Unterredung erinnert, die er in den Ruinen des Kolosseums zwischen dem Unbekannten und dem Trasteveriner belauscht hatte.

Franz brachte einen Teil der Nacht damit zu, daß er von den beiden Erscheinungen träumte und den kommenden Tag ersehnte. Der folgende Tag mußte alles aufhellen. Er erwachte vor acht Uhr, während Albert noch schlief. Franz ließ den Wirt rufen, der auch mit seiner gewohnten Bereitwilligkeit erschien.

»Pastrini«, sagte er, »soll nicht heute eine Hinrichtung stattfinden?«

»Ja, Exzellenz.«

»Ich möchte die Zahl der Verurteilten wissen, ihre Namen und ihre Hinrichtungsart.«

»Das fügt sich ganz vortrefflich, Exzellenz, man brachte mir soeben die Tavoletta.«

»Was heißt das: Tavoletta?«

»Die Tavolette sind Täfelchen von Holz, die man am Tage vor der Hinrichtung an allen Straßenecken aufhängt und auf denen die Namen der Verurteilten, die Ursache ihrer Verurteilung und die Art ihrer Hinrichtung angegeben sind. Diese Anzeige hat zum Zweck, die Gläubigen aufzufordern, zu Gott zu beten, daß er den Schuldigen eine aufrichtige Reue schenken wolle.«

Er ging hinaus, nahm die Tavoletta, die im Gang aufgehängt worden war, herab und reichte sie Franz.

Franz las: »Es wird hiermit jedermann kundgetan, daß Dienstag, am zweiundzwanzigsten Februar, am ersten Tag des Karnevals, durch den Richterspruch des Tribunals der Rota auf der Piazza del Popolo hingerichtet werden: Andrea Rondolo als schuldig des Meuchelmords an dem höchstachtbaren und hochehrwürdigen Don Cesare Torlini, Kanonikus der Kirche San Giovanni di Laterano, und Peppino, genannt Rocca Priori, überführt des Einverständnisses mit dem verabscheuungswürdigen Banditen Luigi Vampa und den Leuten seiner Bande. Der erste wird erschlagen, der zweite enthauptet. Die barmherzigen Christenseelen werden aufgefordert, für diese zwei unglücklichen Verurteilten Gott um eine aufrichtige Reue zu bitten.«

Das war ganz dasselbe, was Franz zwei Tage vorher in den Ruinen des Kolosseums gehört hatte, und nichts war geändert. Aller Wahrscheinlichkeit nach war also der Trasteveriner niemand anders als der Bandit Luigi Vampa und der Mann im Mantel Sindbad der Seefahrer.

Um neun Uhr begaben sich Franz und Albert in die Gemächer des Grafen von Monte Christo, um ihm den versprochenen Besuch abzustatten. Der Bediente des Grafen forderte sie zum Sitzen auf und ging, sie dem Grafen zu melden. Nach wenigen Augenblicken hob sich der Vorhang der Tür, und der Graf trat ein.

Albert ging ihm zuerst entgegen, doch Franz blieb wie angewurzelt an seinem Platz.

Der Eintretende war kein anderer als der Mann im Mantel vom Kolosseum, der geheimnisvolle Wirt auf Monte Christo.

»Meine Herren«, sprach der Graf von Monte Christo, als er eintrat, »ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich Sie mir zuvorkommen ließ; allein ich hätte gefürchtet, aufdringlich zu sein, wenn ich Ihnen früher meinen Besuch machte. Außerdem ließen Sie mir melden, daß Sie kommen würden, und ich hielt mich zu Ihrem Empfang bereit.«

»Herr Graf«, entgegnete Albert, »Franz und ich sind Ihnen tausend Dank schuldig; Sie ziehen uns aus einer wahrhaft großen Verlegenheit, denn wir waren schon im Begriff, die phantastischsten Fuhrwerke zu ersinnen, als uns Ihre liebenswürdige Einladung zukam.«

»Mein Gott«, sagte der Graf, indem er die beiden jungen Herren einlud, auf einem Diwan Platz zu nehmen, »daran ist der blöde Pastrini schuld, wenn ich Sie so lange in der Bedrängnis ließ; er sagte mir keine Silbe von Ihrer Verlegenheit, während ich, da ich hier ganz allein bin, nur eine Gelegenheit ersehnte, mit meinen Nachbarn bekannt zu werden.«

Die beiden jungen Männer verneigten sich. Franz vermochte kein Wort hervorzubringen, auch hatte er noch keinen Entschluß gefaßt, und da der Graf durch nichts merken ließ, daß er ihn wiedererkennen oder von ihm wiedererkannt werden wollte, so wußte er nicht, ob er mit irgendeiner Äußerung eine Anspielung auf die Vergangenheit machen oder es der Zukunft anheimstellen sollte, ihm neue Beweise in die Hand zu geben.

Die drei Herren frühstückten zusammen. Sie sprachen von der bevorstehenden Hinrichtung, und der Graf forderte die beiden Freunde auf, mit ihm zu kommen und sich die Hinrichtung anzusehen. Die beiden jungen Männer nahmen an. Nach dem Frühstück entfernte sich der Graf, um seinem Bedienten Bescheid zu sagen. Nach einem Augenblick kam er wieder zurück.

»Hier bin ich, meine Herren«, sprach er, »und gehöre nun ganz Ihnen; die Aufträge sind besorgt; der Wagen fährt nach der Piazza del Popolo, und wir wollen, wenn es ihnen beliebt, über den Korso gehen. Nehmen Sie doch einige von diesen Zigarren, Herr von Morcerf«, fügte er hinzu, indem er einen seltsamen

Nachdruck auf diesen Namen legte, den er zum ersten Male aussprach.

»Oh, mit großen Freuden«, rief Albert, »denn die Zigarren, die man sonst hier in Italien bekommt, sind noch viel schlechter als die der Regie. Wenn Sie nach Paris kommen, werde ich mich revanchieren.«

»Ich sage nicht nein, denn ich habe die Absicht, gelegentlich einmal nach Paris zu reisen, und werde dann, da Sie es mir erlauben, an Ihre Tür klopfen. Nun, meine Herren, wir haben keine Zeit zu verlieren, es ist halb ein Uhr; gehen wir.«

Alle drei gingen die Treppe hinab. Als sie an den Palazzo Rospoli gekommen waren, richtete Franz seine Blicke auf die Fenster.

»Welche sind Ihre Fenster?« fragte er den Grafen in unbefangenem Ton.

»Die drei letzten«, antwortete der Graf.

Franz wandte seine Augen rasch nach diesen drei Fenstern; die zwei Seitenfenster waren mit gelben Damastvorhängen behängt, das mittlere mit weißem Damast mit einem roten Kreuz. Der Mann im Mantel hatte dem Trasteveriner Wort gehalten; es war nun außer Zweifel, der Mann im Mantel war der Graf. Die Herren stiegen in den zweiten Stock des Palazzo und nahmen ihre Plätze ein.

Franz richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf das Schauspiel, das die Piazza del Popolo darbot, und auf das furchtbare Werkzeug, das in dieser Stunde den Hauptschmuck ausmachte. Es war das erstemal, daß Franz eine Guillotine sah.

Zwei Männer, die auf einem Brett saßen, worauf der Delinquent gelegt wird, nahmen das Frühstück ein und aßen, soviel Franz sehen konnte, Brot und Würste; der eine von ihnen hob das Brett auf, nahm eine Flasche Wein hervor, trank daraus und reichte die Flasche seinem Kameraden; diese zwei Männer waren die Gehilfen des Henkers. Bei ihrem bloßen Anblick schon fühlte Franz, wie ihm der Schweiß auf die Stirn trat.

Die Verurteilten, die den Abend zuvor aus der Carceri Nuove in die kleine Kirche Santa Maria del Popolo geführt worden

waren, hatten jeder unter dem Beistand zweier Priester die Nacht in einer eng vergitterten Kapelle zugebracht, vor der Wachen aufgestellt waren. Eine doppelte Reihe von Karabinieri erstreckte sich von der Kirchentür bis zum Schafott und um dasselbe herum. Der ganze Platz war von Männern und Frauen dicht besetzt. Viele Frauen hielten ihre Kinder auf den Schultern.

Auf einmal öffnete sich die Kirchentür. Eine Brüderschaft von Büßenden, jeder von ihnen in einen grauen Sack gehüllt, der bloß an den Augen Löcher hatte, kam zuerst. Sie hielten brennende Kerzen in den Händen, und voraus ging das Oberhaupt der Brüderschaft. Hinter den Büßenden ging ein Mann von hohem Wuchs; er hatte nichts als eine Leinwandhose an, an deren linker Seite ein großes Messer in einer Scheide hing; auf der rechten Schulter trug er eine schwere eiserne Keule. Dieser Mann war der Henker. Hinter dem Henker gingen erst Peppino, dann Andrea, in der Reihenfolge, in der sie hingerichtet werden sollten. Jeder wurde von zwei Geistlichen begleitet. Keinem von beiden waren die Augen verbunden. Peppino ging festen Schrittes; er wußte ohne Zweifel schon, was für ihn vorbereitet war. Andrea wurde an jeder Seite von einem Geistlichen gestützt. Beide küßten von Zeit zu Zeit das Kruzifix, das ihnen der Beichtiger darreichte.

Franz fühlte, wie ihm bei diesem Anblick die Beine zu wanken begannen; er schaute Albert an. Dieser war weiß wie sein Hemd und warf seine Zigarre, obwohl sie erst zur Hälfte geraucht war, weit von sich. Der Graf allein schien unbewegt zu sein. Ja, es schien sogar, als ob eine leichte Röte die fahle Blässe seiner Wangen färbte. Seine Nase weitete sich wie die eines wilden Tieres, wenn es Blut wittert, und seine geteilten Lippen ließen seine Zähne sehen, die weiß, klein und spitzig waren, wie die eines Schakals. Nichtsdestoweniger lag in seinem Gesicht ein Ausdruck von lächelnder Sanftmut, den Franz noch nie an ihm bemerkt hatte; zumal seine schwarzen Augen milde und verschleiert blickten.

In dem Augenblick, als Peppino am Fuße der Guillotine angelangt war, kam ein Büßender, der sich verspätet zu haben schien,

durchdrang die Reihen der Soldaten, ohne daß sie ihm Widerstand leisteten, ging zu dem Oberhaupt der Brüderschaft und überreichte ihm ein vierfach zusammengelegtes Papier. Peppinos glühender Blick verlor keinen dieser Vorgänge; das Oberhaupt der Brüderschaft entfaltete das Papier, las es und hob seine Hand empor, worauf er mit lauter, vernehmlicher Stimme sprach: »Der Herr sei gebenedeiet und hochgelobt Seine Heiligkeit! Das Leben eines der Verurteilten ist begnadigt!«

»Gnade!« rief das Volk mit einem Schrei. »Gnade!«

Bei dem Wort »Gnade« fuhr Andrea auf und richtete den Kopf empor. »Gnade – für wen?« rief er.

Peppino blieb unbeweglich, stumm und keuchend.

»Dem Peppino, genannt Rocca Priori, ist die Todesstrafe erlassen«, sprach das Oberhaupt der Brüderschaft. Er überreichte das Papier dem Hauptmann der Karabinieri, der es las und wieder zurückgab.

»Gnade für Peppino!« schrie Andrea, völlig aus dem Zustand der Erstarrung gerissen, in die er versunken zu sein schien. »Warum Gnade für ihn und nicht für mich? Wir sollten zusammen sterben, man hat es mir versprochen, er würde vor mir sterben; man hat nicht das Recht, mich allein sterben zu lassen; ich will nicht allein sterben, ich will nicht!«

Er riß sich von den beiden Geistlichen los, krümmte sich, heulte, brüllte und machte wahnsinnige Anstrengungen, die Stricke, mit denen ihm die Hände gefesselt waren, zu zerreißen. Der Scharfrichter gab seinen Gehilfen ein Zeichen, sie sprangen vom Schafott herab und bemächtigten sich des Verbrechers.

Die beiden Henkersknechte trugen Andrea auf das Schafott; das ganze Volk erklärte sich gegen ihn, und zwanzigtausend Stimmen schrien auf einmal: »Zum Tode mit ihm, zum Tode!« Franz warf sich zurück, allein der Graf faßte ihn am Arme und hielt ihn am Fenster fest.

Die Henkersknechte zwangen den Verbrecher trotz seines Sträubens, Beißens und Kreischens, sich auf die Knie niederzulassen; unterdessen stellte sich der Henker an seine Seite und erhob die Keule. Die beiden Gehilfen zogen sich auf einen Wink

zurück. Der Verurteilte wollte sich wieder aufrichten, doch ehe er dazu noch Zeit hatte, fiel die Keule auf seine linke Schläfe; man vernahm einen dumpfen Schlag, und der Unglückliche stürzte wie ein Stier mit dem Angesicht zu Boden; dann wälzte er sich auf den Rücken; der Henker ließ die Keule fallen, zog sein Messer aus dem Gürtel, öffnete ihm mit einem Stich die Gurgel, stellte sich auf seinen Bauch und trat ihn mit Füßen. Bei jedem Tritt spritzte aus dem Halse des Verurteilten ein Blutstrahl hervor.

Jetzt konnte es Franz nicht mehr ertragen; er stürzte zurück und sank halb ohnmächtig auf einen Lehnstuhl.

Albert blieb mit geschlossenen Augen stehen und klammerte sich an die Fenstervorhänge.

Der Graf stand aufrecht und triumphierend wie der böse Engel.

Als Franz wieder zu sich kam, sah er Albert, der eben ein Glas Wasser trank, und den Grafen, der bereits in seinem Bajazzokostüm steckte. Er richtete seine Blicke auf die Piazza; alles war verschwunden, die Guillotine, die Henker, die Todesopfer; man sah nur noch das lärmende, wogende, lustige Volk; die Glocke von Monte Citorio, die nur bei dem Tode des Papstes und bei der Eröffnung des Karnevals erschallt, ließ sich in lauten Schwingungen vernehmen.

»Was ist aus Peppino geworden?« fragte Franz den Grafen.

»Peppino ist ein verständiger Bursche, ohne die mindeste Eitelkeit; er war, wider die Gewohnheit der Menschen, die wütend werden, wenn man sich nicht mit ihnen beschäftigt, entzückt, als er sah, daß die allgemeine Aufmerksamkeit auf seinen Kameraden gerichtet war. Infolgedessen benützte er den Augenblick, schlüpfte unter das Menschengewühl und verschwand, ohne selbst den würdigen Priestern zu danken, die ihn begleitet hatten. Der Mensch ist entschieden ein sehr undankbares und höchst selbstsüchtiges Tier. – Aber kleiden Sie sich an, sehen Sie, Herr von Morcerf gibt Ihnen das Beispiel.«

Franz fuhr in seinen Anzug, den ihm der Graf vorbereitet hatte, und nahm seine Maske, die nicht bleicher war als sein

Gesicht. Als die Toilette beendet war, ging man hinab. Der Wagen wartete am Tor und war voll von Konfetti und Blumensträußen. Man schloß sich dem Zug der andern Wagen an.

Es ist schwer, sich einen Begriff von der vollkommenen Verwandlung zu machen, die vor sich gegangen war. Statt der düstern Todesszene bot die Piazza del Popolo den Anblick einer tollen und rauschenden Orgie. Eine Fülle von Masken ergoß sich, brach von allen Seiten hervor, schlüpfte aus allen Türen, stieg von allen Fenstern herab; die Wagen rollten von allen Straßenecken heran, voll von Pierrots, Harlekinen, Dominos, Marquis, Trasteverinern, Hanswursten, Kavalieren und Bauern; alles das schrie und gestikulierte, warf mit Mehl, gefüllten Eiern, Konfetti und Sträußen, griff mit Worten und Wurfgeschossen Freunde, Fremde, Bekannte und Unbekannte an, ohne daß einer etwas andres tat als lachen.

Der Graf verließ die Freunde bald, nachdem er ihnen seinen Wagen zur Verfügung gestellt hatte. Franz dankte dem Grafen für sein höfliches Anerbieten. Albert kokettierte in diesem Augenblick mit einem Wagen voll römischer Bäuerinnen, den er mit Blumensträußen überschüttete. Zu seinem Leidwesen setzte sich der Wagenzug in Bewegung, und während er gegen die Piazza del Popolo fuhr, rollte jener Wagen, der seine Teilnahme erweckt hatte, zurück gegen den venetianischen Palast.

»Ah, mein Lieber«, sagte Albert, »sehen Sie den Wagen nicht, der dort dahinfährt, voll von römischen Bäuerinnen?«

»Nein.«

»Oh, ich bin überzeugt, das sind reizende Frauen.«

»Welches Unglück, daß sie maskiert sind, mein lieber Albert«, sagte Franz; »das hätte ein hübsches Liebesabenteuer für Sie geben können.«

Der ganze übrige Tag verging ohne ein andres Abenteuer als die wiederholte zwei- oder dreimalige Begegnung der Kalesche mit den römischen Bäuerinnen; und bei einem solchen Zusammentreffen machte sich Alberts Maske los, mag es nun aus Zufall oder absichtlich geschehen sein. Bei dieser Gelegenheit warf er den ganzen Überrest der Blumensträuße in die Kalesche

hinüber. Eine dieser schönen Frauen, die Albert unter dem lockenden Kostüm vermutete, wurde ohne Zweifel von dieser zarten Aufmerksamkeit gerührt, denn als der Wagen der zwei Freunde nochmals vorüberfuhr, warf sie ein Veilchenbukett hinein. Albert stürzte sich auf diesen Strauß.

»Sehen Sie«, sprach Franz zu ihm, »das ist ein Anfang zu einem Abenteuer.«

Am nächsten Tage konnte Albert das Gesicht seiner schönen Unbekannten sehen, da sie einen Augenblick lang ihre Maske in die Höhe hob. Sie war reizend. Er warf ihr, in einem großen Strauß versteckt, ein Briefchen in den Wagen und erhielt auf dieselbe Art eine Antwort von ihr. Triumphierend zeigte er sie Franz.

Franz nahm das Billett und las:

»Dienstag abend um sieben Uhr steigen Sie vor der Via dei Pontefici aus Ihrem Wagen und folgen Sie der römischen Bäuerin, die Ihnen Ihr Moccoletto entreißen wird. Wenn Sie bei der ersten Stufe der Kirche San Giacomo anlangen, befestigen Sie, um von ihr erkannt zu werden, ein rosa Band an den Schultern Ihres Bajazzokleides.

Bis dahin werden Sie mich nicht mehr sehen.
Standhaftigkeit und Verschwiegenheit!«

Als Franz diese Zeilen gelesen hatte, sprach Albert zu ihm:

»Lieber Freund, was halten Sie von der Sache?«

»Ich denke«, sprach dieser, »die Sache bekommt so ganz den Charakter eines angenehmen Abenteuers.«

»Das ist auch meine Meinung«, sagte Albert, »und ich werde Dienstag abend zur Stelle sein.«

Der Dienstag, der letzte und ausgelassenste Tag des Karnevals, kam heran. Gegen Abend traten die Moccoli-Verkäufer auf den Schauplatz. Die Moccoli oder Moccoletti sind Kerzen von verschiedener Größe. Man zündet sie an, und nun kommt es darauf an: erstens, sein eigenes Moccoletto brennend zu erhalten, und zweitens, das Moccoletto anderer auszulöschen.

Die Nacht kam rasch, und schon begannen zwei oder drei Sterne am Firmamente zu flimmern. Das war gleichsam ein

Signal. Nach zehn Minuten brannten fünfzigtausend Lichter vom venetianischen Palast herab bis zur Piazza del Popolo, und von der Piazza del Popolo wieder hinauf bis zum venetianischen Palast.

Das tolle Umherlaufen mit den Lichtern dauerte ungefähr zwei Stunden; der Korso war so licht wie am hellen Tage, man konnte die Züge der Zuschauer noch im dritten und vierten Stockwerk unterscheiden. Albert zog alle fünf Minuten seine Uhr hervor; endlich zeigte sie die siebente Stunde. Die beiden Freunde befanden sich gerade auf der Höhe der Via dei Pontefici.

Albert sprang aus dem Wagen, sein Moccoletto in der Hand, und eilte auf die Stufen der Kirche San Giacomo zu. Franz folgte Albert mit den Augen und sah, wie er die erste Stufe betrat. Fast im selben Augenblick streckte eine Maske im Kostüm einer römischen Bäuerin den Arm aus und entriß ihm das Moccoletto.

Auf einmal ertönte die Glocke, die das Zeichen zum Beschlusse des Karnevals gibt, und in demselben Augenblick erloschen wie durch einen Zauber alle Moccoletti. Man hätte glauben können, ein einziger mächtiger Windstoß habe alle ausgeblasen. Franz befand sich in der tiefsten Dunkelheit.

Zu gleicher Zeit hörte alles Geschrei auf, als habe der mächtige Windhauch zugleich die Lichter und das Geräusch mit sich fortgetragen. Man hörte nur noch das Gerassel der Wagen, die die Masken nach Hause fuhren; nur hier und da sah man noch die Lichter hinter den Fenstern flimmern.

Der Karneval war zu Ende.

Als Franz spät am Abend aus einer Gesellschaft in sein Hotel zurückkehrte, sprach ihn auf der Straße vor dem Hotel ein Mann an.

»Nicht wahr, Eure Exzellenz wohnen im Hotel Pastrini?«

»Ja.«

»Und Eure Exzellenz sind der Reisegefährte des Grafen von Morcerf?«

»Ja.«

»Wie nennen sich Eure Exzellenz?«

»Baron Franz d'Epinay.«

»So ist dieser Brief an Eure Exzellenz gerichtet.«

»Ist eine Antwort zu geben?« fragte Franz, indem er den Brief aus seinen Händen nahm.

»Ja, wenigstens erhofft sie Ihr Freund.«

»Kommt mit mir herauf. Ich werde sie Euch geben.«

»Ich warte lieber hier«, sagte der Bote lachend.

»Warum das?«

»Eure Exzellenz werden die Sache begreifen, wenn Sie den Brief gelesen haben werden.«

»Also werde ich Euch hier finden?«

»Ganz gewiß.«

Franz ging rasch auf sein Zimmer und las den Brief. Er lautete:

»Lieber Freund! Sobald Sie Gegenwärtiges erhalten, sind Sie so gütig, aus meinem Portefeuille, das Sie in der viereckigen Schublade des Schreibtisches finden werden, den Wechselbrief herauszunehmen; fügen Sie den Ihrigen bei, wenn er nicht hinreichend ist. Eilen sie zu Torlonia, erheben Sie dort im Augenblick viertausend Piaster und übergeben Sie dieselben dem Boten. Es ist dringend, daß ich die Summe unverweilt bekomme. Ich schreibe nichts weiter und rechne auf Sie, wie Sie auf mich rechnen könnten.

P. S. I believe now to Italian banditti.

(Ich glaube jetzt an italienische Banditen.)

Ihr Freund
Albert von Morcerf.«

Unter diesen Zeilen waren von einer fremden Hand einige italienische Worte geschrieben:

»Se alle sei della mattina le quattro mila piastre non sono nelle mie mani, alle sette il conte Alberto avrà cessato di vivere.

(Wenn um sechs Uhr morgens die viertausend Piaster nicht in meinen Händen sind, so hat um sieben Uhr Graf Albert aufgehört zu leben.)

Luigi Vampa.«

Diese zweite Unterschrift machte Franz alles klar, und er begriff, warum sich der Bote sträubte, zu ihm hinaufzukommen;

die Gasse dünkte ihm sicherer als das Zimmer Franzens. Albert war in die Hände des berüchtigten Räuberhauptmanns gefallen.

Es war keine Zeit zu verlieren; er lief zum Schreibtisch, öffnete ihn, fand in der bezeichneten Schublade das Portefeuille und darin den Wechselbrief; er lautete im ganzen auf sechstausend Piaster; doch hatte Albert von diesen sechstausend Piastern bereits dreitausend verbraucht. Franz besaß keinen Kreditbrief; da er in Florenz wohnte und bloß für sieben oder acht Tage nach Rom gegangen war, so hatte er einhundert Louisdors mit sich genommen, und von diesen hatte er höchstens noch fünfzig übrig. Es fehlten also noch siebenhundert oder achthundert Piaster an der verlangten Summe. Franz konnte in einem solchen Fall auf die Gefälligkeit der Herren Torlonia rechnen. Auf einmal kam ihm ein Gedanke. Er begab sich nach den Gemächern des Grafen und ließ sich bei ihm melden. Der Graf trat ihm entgegen.

»Hm, was für ein guter Wind führt Sie in dieser Stunde zu mir?« fragte er. »Sollten Sie mit mir soupieren wollen? Das wäre schön von Ihnen.«

»Nein, ich komme, um mit Ihnen über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen«, sagte Franz.

Er übergab ihm Alberts Brief und sprach: »Lesen Sie!«

Der Graf las den Brief.

»Was sagen Sie dazu?« fragte Franz.

»Haben Sie die geforderte Summe?«

»Ja, nur fehlen noch achthundert Piaster.«

Der Graf trat zu einem Schreibtisch, schloß ihn auf, zog eine Schublade voll Gold hervor und sagte zu Franz: »Ich hoffe, Sie werden sich an niemand anders als an mich wenden.«

»Ist es denn nötig, an Luigi Vampa das Geld zu schicken?« fragte der junge Mann, indem er den Grafen fest ansah.

»Urteilen Sie selbst«, rief dieser, »die Nachschrift ist sehr bestimmt.«

»Wenn wir zusammen Luigi Vampa aufsuchen wollten, so würde er sich sicher nicht weigern, Albert freizulassen.«

»Wir? Welchen Einfluß sollte ich denn nach Ihrer Meinung auf diesen Banditen haben?«

»Haben Sie ihm nicht jüngst einen Dienst geleistet?«

»Welchen?«

»Haben Sie nicht Peppino das Leben gerettet?«

»Ah, ah!« rief der Graf, »wer hat Ihnen das gesagt?«

»Was liegt daran, ich weiß es.«

Der Graf verstummte einen Augenblick und runzelte die Stirn.

»Und wenn ich Vampa aufsuchte, würden Sie mich begleiten?«

»Falls Ihnen meine Gesellschaft nicht lästig fiele.«

»Gut, es sei! Das Wetter ist schön, eine Promenade in die Campagna von Rom kann uns nur wohltun. Wo ist der Mensch, der dieses Briefchen brachte?«

»Auf der Straße.«

Der Graf trat an das Fenster, das auf die Gasse ging, und pfiff auf eine bestimmte Weise. Der Mann im Mantel entfernte sich von der Mauer und ging vorwärts in die Mitte der Gasse.

»Salite!« sprach der Graf in einem Ton, als hätte er seinem Diener einen Befehl gegeben.

Nach fünf Sekunden war der Bote an der Tür des Zimmers.

»Du bist es, Peppino!« sprach der Graf. »Wie ist Graf Albert in die Hände des Luigi geraten?«

»Exzellenz, der Wagen des Franzosen fuhr mehrere Male an der Kalesche vorüber, in der Teresa war.«

»Die Geliebte des Hauptmanns?«

»Ja; der Franzose warf ihr Liebesblicke zu, Teresa erwiderte sie aus Spaß. Der Franzose warf Sträuße in den Wagen, sie warf ihm welche zurück. Alles das geschah, wohlverstanden, mit Einwilligung des Hauptmanns, der in demselben Wagen saß.«

»Wie«, rief Franz, »Luigi Vampa war in dem Wagen der römischen Bäuerinnen?«

»Er war es, der sie als Kutscher verkleidet führte«, antwortete Peppino.

»Und dann?« fragte der Graf.

»Dann nahm der Franzose die Maske ab; Teresa tat dasselbe, stets mit Einwilligung des Hauptmanns. Der Franzose bat um ein Stelldichein, Teresa gewährte es ihm; nur war es anstatt Teresa Beppo, der sich an den Stufen der Kirche San Giacomo eingefunden hatte.«

»Wie«, fiel Franz abermals ein, »die Bäuerin, die ihm das Moccoletto entrissen hat?«

»Das war ein junger Bursche von fünfzehn Jahren«, antwortete Peppino; »aber es gereicht Ihrem Freund nicht zur Schande, daß er sich so fangen ließ; Beppo hat schon viele andere gefangen.«

»Und Beppo führte ihn vor die Stadt hinaus?« fragte der Graf.

»Ja, ein Wagen wartete am Ausgang der Via Macello, Beppo stieg ein und forderte den Franzosen auf, ihm zu folgen; er ließ es sich nicht zweimal sagen. Er bot Beppo recht artig die Hand und nahm neben ihm Platz; dann eröffnete ihm Beppo, daß er ihn nach einer Villa führe, die eine Meile von Rom entfernt liegt. Der Franzose beteuerte Beppo, er wolle bis ans Ende der Welt folgen. Der Kutscher fuhr durch die Via di Ripetta, gelangte zur Porta di San Paolo, und als der Franzose nach zweihundert Schritten in der Campagna etwas zu kühn wurde, meiner Treu, da setzte ihm Beppo ein Paar Pistolen an die Kehle; der Kutscher hielt die Pferde sogleich an, kehrte sich auf seinem Sitz um und machte es ebenso. Zu gleicher Zeit sprangen vier unsrer Kameraden, die am Ufer des Almo verborgen lagen, an die Kutschenschläge. Der Franzose setzte sich zur Wehr und hat auch Beppo ein wenig gewürgt, wie ich sagen hörte; allein es ließ sich gegen fünf bewaffnete Männer nichts ausrichten, er mußte sich ergeben; man ließ ihn aus dem Wagen steigen, folgte dem Ufer des kleinen Baches und führte ihn zu Teresa und Luigi, die seiner schon in den Katakomben von San Sebastiano harrten.«

Der Graf wandte sich zu Franz und sagte: »Sind Sie noch immer entschlossen, mich zu begleiten?«

»Mehr als jemals.«

»Gut, kommen Sie.«

Der Graf bestellte seinen Wagen, und beide gingen. Peppino folgte ihnen.

Eine kurze Strecke vor dem Zirkus Caracalla hielt der Wagen still; Peppino öffnete den Schlag, und der Graf stieg mit Franz aus.

»In zehn Minuten«, sprach der Graf zu seinem Gefährten, »haben wir unser Ziel erreicht.«

Hierauf nahm er Peppino beiseite und gab ihm leise einen Auftrag; Peppino nahm eine Fackel aus dem Koffer des Wagens und ging fort. Es verstrichen wieder fünf Minuten, während Franz den Hirten auf einem schmalen Fußsteig mitten unter den Hügelreihen sich entfernen und in dem hohen, rötlichen Grase verschwinden sah.

»Nun, gehen wir ihm nach«, sagte der Graf.

Franz und der Graf begaben sich auf den Fußpfad, auf dem sie nach hundert Schritten in ein enges Tal gelangten. Bald darauf sah man zwei Männer, die im Schatten plauderten.

Einer von diesen Männern war Peppino, der andere ein Bandit, der auf Wache stand. Franz und der Graf näherten sich, der Bandit grüßte.

»Exzellenz«, sprach Peppino, zum Grafen gewandt, »wenn Sie mir folgen wollen, zwei Schritte von hier ist der Eingang in die Katakomben.«

»Gut«, sagte der Graf, »geh voran.«

Hinter einem dichten Gebüsch und mitten unter Felsen zeigte sich eine Öffnung, durch die ein Mensch nur mühselig gelangen konnte. Peppino schlüpfte zuerst durch das Loch, zündete seine Fackel an und wandte sich um, um zu sehen, ob man ihm folge.

Der Graf arbeitete sich zuerst durch das Loch, und Franz kroch ihm nach. Sie waren in einem Gang, der leicht abschüssig war und sich vergrößerte, je weiter man vorwärtsschritt; nichtsdestoweniger mußten Franz und der Graf sich noch immer bücken und konnten nur mit Mühe nebeneinander gehen. So machten sie ungefähr fünfzig Schritte, dann wurden sie durch den Zuruf: »Wer da?« angehalten. Zu gleicher Zeit sahen sie in

der Dunkelheit an einem Gewehrlauf den Widerschein von ihrer eigenen Fackel blinken.

»Gut Freund!« rief Peppino, und sie gingen weiter. Sie kamen an eine Treppe von zwanzig Stufen. Franz und der Graf stiegen diese Treppe hinab und befanden sich in einer Art viereckigen Friedhofs. Von da liefen fünf Gänge aus wie die Strahlen eines Sterns, und die ausgehöhlten Wände mit den übereinanderliegenden Nischen, die die Gestalt von Särgen hatten, zeigten, daß man die Katakomben betreten hatte. In einer dieser Höhlungen, deren Ausdehnung sich nicht bestimmen ließ, bemerkte man einen Widerschein von Lichtstrahlen. Der Graf legte die Hand auf die Schulter Franzens und sprach zu ihm:

»Wollen Sie ein Ruhelager von Banditen sehen?«

»Ja«, entgegnete Franz.

»Gut, kommen Sie mit mir; Peppino, lösch deine Fackel aus.«

Peppino gehorchte; Franz und der Graf befanden sich in der tiefsten Finsternis; nur etwa fünfzig Schritte vor ihnen tanzten längs den Wänden einige rötliche Lichtstreifen. Sie schritten stillschweigend vorwärts, wobei der Graf Franz führte, als besäße er die besondere Gabe, im Finstern zu sehen. Übrigens unterschied Franz selbst immer leichter seinen Weg, je mehr sie sich jenem Widerschein näherten, der ihnen als Führer gedient hatte.

Drei Säulengänge, von denen der mittlere die Stelle der Tür vertrat, gewährten ihnen Durchlaß. Diese Säulengänge öffneten sich an der einen Seite nach dem Korridor, wo sich der Graf und Franz befanden, und an der andern nach einem großen, viereckigen Gemach, das ganz von Nischen umgeben war. Mitten in diesem Gemach erhoben sich vier Steine, die einst als Altäre gedient hatten, wie das Kreuz auf ihnen zeigte. Eine einzige Lampe, die auf einem Säulenstrunk stand, beleuchtete mit flimmerndem Schein die seltsame Szene, die sich den Augen der beiden Besucher darbot.

Ein Mann saß mit dem Ellbogen auf die Säule gestützt und las, seinen Rücken gegen den Säulengang, von wo aus ihn die Ankömmlinge betrachteten. Es war Luigi Vampa, der Haupt-

mann der Räuberbande. Rings um ihn gewahrte man an zwanzig Banditen, die teils in ihre Mäntel gehüllt auf dem Boden lagen, teils an einer Art Steinbank lehnten, die rings um das Gemach lief. Jeder hatte seinen Karabiner im Bereich der Hand. Im Hintergrund ging schweigend und kaum sichtbar, wie ein Schatten, eine Wache vor einer Öffnung auf und ab.

Der Graf schritt auf Vampa zu, während Franz zurückblieb. Vampa fuhr empor und zog eine Pistole aus dem Gürtel. Im Augenblick waren alle Banditen auf den Beinen, und zwanzig Gewehrläufe richteten sich gegen den Grafen.

Dieser blieb vollkommen ruhig, ohne daß sich ein Muskel in seinem Gesicht bewegte, und sprach: »Nun, mein lieber Vampa, mir scheint, Ihr macht große Umstände, um einen Freund zu empfangen.«

»Die Waffen nieder!« rief der Hauptmann, während er mit der einen Hand ein gebieterisches Zeichen machte und mit der andern ehrfurchtsvoll seinen Hut abnahm.

Hierauf wandte er sich gegen die seltsame Person, die diese ganze Szene beherrschte, und sprach zu ihr:

»Vergebung, Herr Graf! Allein ich war so wenig der Ehre Ihres Besuchs gewärtig, daß ich Sie gar nicht erkannt habe.«

»Ihr scheint in allen Dingen ein kurzes Gedächtnis zu haben, Vampa«, sagte der Graf, »denn Ihr vergeßt nicht bloß das Gesicht der Menschen, sondern auch die Verpflichtungen, die Ihr auf Euch genommen habt.«

»Welche Verpflichtungen sollte ich vergessen haben, Herr Graf?« fragte der Bandit.

»Sind wir nicht übereingekommen«, sprach der Graf, »daß Euch nicht allein meine Person, sondern auch die meiner Freunde heilig sein soll?«

»Und wie habe ich diesen Vertrag gebrochen, Exzellenz?«

»Ihr habt diesen Abend den Vicomte Albert von Morcerf entführt und hierhergebracht; nun seht«, fuhr der Graf in einem Tone fort, der Franz beben machte, »dieser junge Mann ist einer meiner Freunde, dieser junge Mann wohnte in demselben Hotel wie ich, dieser junge Mann hat tagelang in meinem eigenen

Wagen den Korso mitgemacht! Nichtsdestoweniger, ich wiederhole es, habt Ihr ihn entführt, habt ihn hierher geschleppt und«, fügte er hinzu, indem er den Brief aus der Tasche zog, »auf ihn, wie auf den ersten besten, ein Lösegeld gesetzt.«

»Warum habt ihr mir das nicht gesagt, ihr Gesellen?« rief der Hauptmann, gegen seine Leute gewendet, die vor seinem Blick zurückbebten. »Warum ließt ihr mich Gefahr laufen, mein Wort gegen einen Mann zu brechen, der das Leben von uns allen in seinen Händen hat? Beim Himmel, wenn ich glaubte, daß einer von euch wußte, der junge Mann sei ein Freund Seiner Exzellenz, ich würde ihm mit eigner Hand eine Kugel ins Gehirn jagen.«

Der Graf wandte sich zu Franz und sagte: »Sehen Sie wohl, ich habe es Ihnen ja gesagt, daß hier ein Irrtum vorlag.«

»Sind Sie nicht allein?« fragte Vampa unruhig.

»Ich bin mit dem Herrn gekommen, an den dieser Brief gerichtet ist und dem ich beweisen wollte, daß Luigi Vampa ein Mann von Wort sei. Kommen Sie, Exzellenz«, sprach er zu Franz, »hier ist Luigi Vampa, der Ihnen selbst sagen wird, daß er wegen des begangenen Irrtums in Verzweiflung ist.«

Franz trat hervor; der Hauptmann ging ihm einige Schritte entgegen und sagte: »Seien Sie willkommen unter uns, Exzellenz! Sie haben gehört, was der Herr Graf gesprochen und ich ihm geantwortet habe; ich füge noch hinzu, ich möchte nicht um die viertausend Piaster, die ich als Lösegeld für Ihren Freund festgesetzt habe, daß dergleichen geschehen wäre.«

»Allein, wo ist denn der Gefangene?« fragte Franz, »ich sehe ihn nicht.«

»Der Gefangene ist dort«, sagte Vampa, indem er mit der Hand nach der Vertiefung zeigte, vor welcher die Wache auf und ab ging, »ich will es ihm selbst mitteilen, daß er frei ist.«

Der Hauptmann schritt nach der bezeichneten Stelle, und Franz und der Graf folgten ihm.

»Was macht der Gefangene?« fragte Vampa die Wache.

»Ich weiß es nicht, Hauptmann; seit einer Stunde schon höre ich nicht mehr, daß er sich rührt.«

»Exzellenzen, kommen Sie!« sagte Vampa.

Der Graf und Franz stiegen sieben bis acht Stufen hinab; der Hauptmann schritt ihnen voran, schob einen Riegel zurück und klopfte an eine Tür. Die Tür öffnete sich, und beim Schimmer einer Lampe sah man Albert im tiefsten Schlaf in einer Ecke liegen.

»Seht«, sagte der Graf, auf seine eigentümliche Weise lächelnd, »nicht übel für einen Mann, der um sieben Uhr morgens erschossen werden soll.«

Vampa betrachtete den schlummernden Albert mit einer gewissen Bewunderung; man sah, daß er gegen einen solchen Beweis von Mut nicht unempfindlich war.

»Sie haben recht, Herr Graf«, sprach er, »dieser Mann muß einer Ihrer Freunde sein.«

Dann näherte er sich Albert und berührte ihn an der Schulter. »Exzellenz«, sprach er, »beliebt es Ihnen, aufzustehen?«

Albert streckte die Hände aus, rieb sich das Gesicht und öffnete die Augen. »Ah, ah!« sprach er dann, »Ihr seid es, Hauptmann? Bei Gott! Ihr hättet mich noch schlafen lassen sollen; ich hatte einen herrlichen Traum; ich träumte, daß ich bei Torlonia mit der Gräfin G… einen Galopp tanze.«

Er zog seine Uhr, die er behalten hatte.

»Halb zwei Uhr morgens! – Aber zum Teufel, warum habt Ihr mich um diese Stunde aufgeweckt?«

»Um Ihnen zu sagen, daß Sie frei sind, Exzellenz!«

»Mein Lösegeld ist also bezahlt worden?« fragte Albert.

»Nein, Exzellenz!«

»Wieso bin ich dann frei?«

»Jemand, dem ich nichts abschlagen kann, ist hierhergekommen, um Ihre Freilassung zu fordern.«

»Hierher?«

»Ja, hierher!«

»Ha, bei Gott, dieser Jemand ist sehr liebenswürdig!« Albert blickte umher und bemerkte Franz. »Wie, Sie sind es, mein lieber Franz?« sagte er. »Sie trieben die Aufopferung so weit?«

»Nicht ich«, entgegnete Franz, »sondern unser Nachbar, der Graf von Monte Christo.«

»Ah, bei Gott, Herr Graf!« rief Albert entzückt, indem er seine Krawatte und seine Manschetten ordnete. »Sie sind wahrhaftig ein Mann, dem wir viel verdanken, und ich hoffe, Sie werden mich als Ihren ewigen Schuldner betrachten, erstens wegen des Wagens und dann wegen dieser Angelegenheit.« Er reichte dem Grafen die Hand. Der Graf schauderte, als er dem jungen Mann seine Rechte reichte, er reichte sie ihm aber dennoch.

»Herr Luigi«, wandte sich Albert an den Hauptmann, »bedarf es noch einer besonderen Förmlichkeit, um von Eurer Exzellenz Abschied zu nehmen?«

»Keiner, mein Herr!« erwiderte der Bandit. »Sie sind frei wie die Luft.«

Vampa stieg die Treppe hinauf und durchschritt den großen, viereckigen Saal, während Franz, Albert und der Graf ihm folgten. Alle Banditen standen mit dem Hute in der Hand.

Bald waren die drei Herren wieder im Freien. Sie trafen den Wagen, wo sie ihn verlassen hatten. Der Graf sprach ein Wort zu dem Kutscher, und die Pferde sprengten von dannen.

Als Albert am folgenden Morgen aufstand, machte er sogleich Franz den Vorschlag, dem Grafen einen Besuch abzustatten. Beide gingen in den Salon des Grafen; fünf Minuten darauf erschien der Graf.

»Oh, Herr Graf«, sprach Albert, ihm entgegentretend, »erlauben Sie mir, daß ich Ihnen heute morgen wiederhole, was ich gestern unvollkommen ausgedrückt habe; ich werde es nie vergessen, in welcher Lage Sie mir geholfen haben, und mich stets daran erinnern, daß ich Ihnen das Leben zu verdanken habe, oder wenigstens beinahe. Ich komme deshalb, um Sie zu fragen: ob ich Ihnen nicht durch mich, durch meine Freunde und Bekannten in irgendeiner Weise nützlich sein könnte. Mein Vater, Graf von Morcerf, der von spanischer Abstammung ist, nimmt eine hohe Stellung in Frankreich und Spanien ein; ich stelle mich nun mit allen denen, die mich lieben, zu Ihrer Verfügung.«

»Gut«, entgegnete der Graf, »ich gestehe Ihnen, Herr von Morcerf, ich erwartete Ihr Anerbieten und nehme es von

ganzem Herzen an. Ich hatte bereits beschlossen, Sie um einen großen Dienst zu ersuchen.«

»Der wäre?«

»Ich war noch nie in Paris, kenne Paris nicht.«

»Wirklich?« rief Albert, »Sie konnten bis jetzt leben, ohne Paris gesehen zu haben? Das ist unglaublich.«

»Und doch ist es so. Allein, ich fühle wie Sie, daß ich nicht länger dieser Hauptstadt der gebildeten Welt fernbleiben kann. Vielleicht hätte ich diese Reise bereits gemacht, wäre ich mit jemand bekannt gewesen, der mich in diese Welt einführte, wo ich keine Verbindung habe. Machen Sie sich also anheischig, mein lieber Herr von Morcerf«, sagte der Graf mit einem eigentümlichen Lächeln, »wenn ich nach Frankreich gehe, mir die Pforten dieser Welt zu öffnen, wo ich ebenso fremd sein werde wie ein Hurone oder Chinese?«

»Oh, was das anbelangt, Herr Graf, gewiß und von ganzem Herzen«, antwortete Albert, »um so lieber (mein teurer Franz, lachen Sie nicht über mich), da mich ein Brief nach Paris beruft, den ich heute morgen erhielt und worin die Rede von meiner Verbindung mit einem sehr angesehenen Hause ist, das die besten Beziehungen in der Gesellschaft von Paris hat.«

»Eine Verbindung durch Heirat?« fragte Franz lächelnd.

»Oh, mein Gott, ja. Wenn Sie also nach Paris zurückkommen, werden Sie mich als gesetzten Mann, vielleicht als Familienvater finden. Das wird zu meiner natürlichen Ernsthaftigkeit gut passen, nicht wahr? In jedem Fall, Herr Graf, wiederhole ich Ihnen, ich und die Meinigen stehen Ihnen mit Leib und Seele zur Verfügung.«

»Ich nehme es an«, entgegnete der Graf, »denn ich versichere Ihnen, daß es mir nur an einer solchen Gelegenheit fehlte, um Pläne auszuführen, die ich schon lange gehegt habe.«

Franz zweifelte keinen Augenblick daran, daß diese Pläne dieselben seien, von denen sich der Graf schon in der Grotte von Monte Christo ein Wort entschlüpfen ließ, und er betrachtete den Grafen, während er diese Worte sprach, um auf seinem Gesicht irgendeine Enthüllung über diese Pläne, die ihn nach

Paris führten, wahrzunehmen; es war jedoch sehr schwierig, in die Seele dieses Mannes zu blicken, zumal wenn er sie mit einem Lächeln verhüllte.

Albert, der entzückt darüber war, einen Mann wie Monte Christo in die Gesellschaft einführen zu dürfen, versetzte:

»Hoffentlich ist Ihr Vorhaben nicht nur so ein luftiger Plan, wie man viele auf Reisen macht und die der erste Windstoß davonträgt?«

»Nein, auf Ehre!« sagte der Graf, »ich will nach Paris – ich muß dahin gehen.«

»Und wann?«

»Doch wann sind Sie selber dort?«

»Ich? In vierzehn Tagen oder drei Wochen spätestens, solange ich zur Rückreise brauche.«

»Gut«, sagte der Graf, »ich gebe Ihnen drei Monate.«

»Und in drei Monaten«, rief Albert entzückt, »werden Sie an meine Tür klopfen?«

»Wollen Sie eine Verabredung, genau auf den Tag und die Stunde?« fragte der Graf. »Ich bemerke Ihnen, daß ich von einer verzweifelten Pünktlichkeit bin.«

Er streckte die Hand nach dem Kalender aus, der neben dem Spiegel hing.

»Wir haben heute den einundzwanzigsten Februar«, fuhr er fort und zog seine Uhr, »es ist halb elf Uhr vormittags. Wollen Sie mich am einundzwanzigsten Mai um halb elf Uhr vormittags erwarten?«

»Gut«, entgegnete Albert, »das Frühstück wird bereitstehen.«

»Sie wohnen?«

»In der Rue du Helder Nummer 27.«

»Sie wohnen für sich allein?«

»Ich wohne im Hause meines Vaters, jedoch in einem abgesonderten Hofgebäude.«

»Gut.«

Der Graf schrieb in sein Notizbuch: »Rue du Helder, Nummer 27, am einundzwanzigsten Mai um halb elf Uhr vormittags.« Dann steckte er das Notizbuch in die Tasche und sagte:

»Nun seien Sie unbesorgt, der Zeiger Ihrer Uhr wird nicht pünktlicher sein als ich.«

Am folgenden Tag trennten sich die beiden jungen Männer; Albert von Morcerf, um nach Paris zurückzukehren, Franz d'Epinay, um auf vierzehn Tage nach Venedig zu gehen.

Ehe aber Albert in den Reisewagen stieg, übergab er dem Kellner in dem Hotel, aus Besorgnis, sein Gast möchte sich nicht einfinden, eine Karte an den Grafen von Monte Christo, auf die er unter die Worte: »Vicomte Albert de Morcerf« mit Bleistift geschrieben hatte:

»Am einundzwanzigsten Mai, um halb elf Uhr vormittags, Rue du Helder 27.«

In Paris

Es war ein Viertel vor zehn Uhr morgens. Ein Kammerdiener trat in das Zimmer des Vicomte Albert von Morcerf in der Rue du Helder in Paris. Dieser Kammerdiener war ein kleiner Groom von fünfzehn Jahren namens John, der nur englisch sprach und die ganze Dienerschaft des jungen Mannes bildete. Selbstverständlich standen dem Vicomte an gewöhnlichen Tagen der Koch des Hauses und bei feierlichen Gelegenheiten der Jäger des Grafen zur Verfügung.

Der Kammerdiener, der sich mit Vornamen Germain nannte und das volle Vertrauen seines jungen Herrn genoß, hielt einen Pack Zeitungen in der Hand, die er auf einen Tisch legte, und mehrere Briefe, die er seinem Herrn übergab.

Albert warf einen zerstreuten Blick auf die Briefe, wählte zwei mit feiner Handschrift und parfümierten Umschlägen aus, öffnete sie und las sie aufmerksam.

»Wie sind diese Briefe gekommen?« fragte er.

»Der eine ist mit der Post gekommen, den andern hat der Kammerdiener der Frau von Danglars gebracht.«

»Laß Frau von Danglars sagen, daß ich den Platz in ihrer Loge

annehme … Warte doch … im Laufe des Tages gehst du dann bei Rosa vorbei und sagst ihr, daß ich ihrer Einladung folgen und nach der Oper mit ihr soupieren werde; bringe ihr sechs Flaschen Wein und ein Fäßchen Ostender Austern … die Austern holst du von Borel und sagst dabei, daß sie für mich sind.«

»Um welche Zeit wünschen der gnädige Herr, daß aufgetragen wird?«

»Wie spät ist es?«

»Ein Viertel vor zehn.«

»Gut, halb elf soll alles bereit sein, pünktlich. Debray muß vielleicht ins Ministerium … und zudem«, fügte Albert hinzu, indem er in seinem Notizbuch nachsah, »ist es die Zeit, die ich dem Grafen in Rom bestimmt habe, am einundzwanzigsten Mai um halb elf Uhr vormittags; wenn ich auch nicht stark auf sein Versprechen baue, so will ich doch pünktlich sein. Übrigens, weißt du, ob die Frau Gräfin aufgestanden ist?«

»Wenn der Herr Vicomte es wünschen, werde ich mich erkundigen.«

»Ja … bitte sie um einen ihrer Likörständer und sage ihr, daß ich um drei Uhr bei ihr vorsprechen werde und um die Erlaubnis bitte, ihr jemand vorzustellen.«

Der Diener ging. Albert warf sich auf den Diwan, blätterte in einigen Zeitungen und murmelte nach einem langen Gähnen:

»Diese Zeitungen werden wirklich immer langweiliger.«

In diesem Augenblick hielt ein Wagen vor der Tür, und gleich darauf meldete der Diener Herrn Lucien Debray. Ein großer, blonder junger Mann mit blasser Gesichtsfarbe, grauen selbstbewußten Augen und dünnen kalten Lippen, der ein Augenglas ins rechte Auge geklemmt hatte, trat mit einer Miene ein, als ob er sich zu einer Amtshandlung begäbe. Dieser Herr Debray war Privatsekretär des Ministers des Innern.

»Herr Beauchamp!« meldete der Kammerdiener nach einiger Zeit.

Der gleich darauf eintretende junge Mann war Journalist. Die jungen Leute plauderten einige Zeit.

»Sagen Sie, Albert, frühstücken wir oder dinieren wir?« fragte Beauchamp.

»Wir frühstücken nur; ich erwarte nur noch zwei Personen, und wir werden zu Tisch gehen, sobald sie angekommen sind.«

»Was für Personen erwarten Sie?« fragte Beauchamp.

»Einen Edelmann und einen Diplomaten«, entgegnete Albert.

»Oh, dann können wir noch zwei gute Stunden warten. Ich muß nach der Kammer und werde zum Dessert wiederkommen. Ich werde in der Kammer ein Kotelett essen.«

»Tun Sie das nicht, Beauchamp, wir frühstücken punkt halb elf Uhr. Inzwischen machen Sie es wie Debray, kosten Sie meinen Xeres.«

»Nun, sei's, ich bleibe. Ich muß mich heute morgen durchaus zerstreuen.«

»Da geht's Ihnen wie Debray; ich dächte jedoch, wenn der Minister traurig ist, müßte die Opposition heiter sein.«

»Ah, sehen Sie, lieber Freund, Sie wissen eben nicht, was mir droht. Ich muß heute morgen eine Rede des Herrn Danglars in der Deputiertenkammer und heute abend bei seiner Frau die Tragödie eines Pairs von Frankreich anhören. Der Teufel hole die konstitutionelle Regierung! Da wir, wie es heißt, die Wahl hatten, warum haben wir da diese gewählt?«

»Machen Sie doch die Reden Danglars' nicht schlecht«, sagte Debray; »er stimmt für Sie, er macht Opposition.«

»Mein Lieber«, bemerkte Albert zu Beauchamp, »man sieht, daß die spanischen Angelegenheiten geordnet sind. Sie sind heute morgen von einer empörenden Bitterkeit. Bedenken Sie doch, daß die Pariser Chronik von einer Heirat zwischen mir und Fräulein Eugenie Danglars spricht; ich kann Sie also nicht schlecht von der Beredsamkeit eines Mannes sprechen lassen, der mir eines Tages sagen wird: Herr Vicomte, Sie wissen, daß ich meiner Tochter zwei Millionen mitgebe.«

»Gehen Sie doch!« erwiderte Beauchamp; »diese Heirat wird niemals stattfinden. Der König hat ihn zum Baron machen können, er kann ihn zum Pair machen, aber niemals zum Edelmann, und der Graf von Morcerf ist zu sehr Aristokrat, um für zwei

erbärmliche Millionen in eine Mesalliance zu willigen. Der Vicomte von Morcerf kann nur eine Marquise heiraten.«

»Zwei Millionen! das ist doch allerhand«, entgegnete Morcerf.

»Lassen Sie ihn reden, Morcerf«, warf Debray gleichgültig ein, »und heiraten Sie. Sie heiraten die Aufschrift auf einem Geldbeutel, nicht wahr? Nun, was liegt daran! Es ist jedenfalls besser, wenn auf dieser Aufschrift ein Wappen weniger und eine Null mehr ist.«

»Meiner Treu, ich glaube, Sie haben recht, Lucien«, antwortete Albert zerstreut.

»Gewiß, zudem ist jeder Millionär adelig, wie ein Bastard, das heißt, er kann es sein.«

»Pst! Sagen Sie so etwas nicht, Debray«, rief Beauchamp lachend, »denn da ist Château-Renaud, der Ihnen, um Sie von Ihrer Manie, Paradoxe zu behaupten, zu heilen, den Degen des Renaud von Montauban, seines Ahnen, durch den Leib rennen würde.«

»Herr von Château-Renaud! Herr Maximilian Morrel!« meldete der Diener.

»Dann sind wir vollzählig und können frühstücken«, sagte Beauchamp; »denn Sie erwarten doch nur noch zwei Personen, Albert?«

»Morrel!« murmelte Albert überrascht; »Morrel! Was ist das?«

Aber ehe er ausgesprochen hatte, hatte ihn Herr von Château-Renaud, ein schöner junger Edelmann von dreißig Jahren, bei der Hand genommen und sagte zu ihm:

»Erlauben Sie mir, mein Lieber, Ihnen den Hauptmann der Spahis, Herrn Maximilian Morrel, meinen Freund und Retter dazu, vorzustellen. Übrigens präsentiert sich der Mann sehr gut ganz allein. Begrüßen Sie meinen Helden, Vicomte.«

Dabei trat er zur Seite, um einem hochgewachsenen jungen Mann mit breiter Stirn, durchdringendem Auge und schwarzem Schnurrbart den Weg freizugeben. Es war der Sohn des Reeders Morrel. Eine reiche, halb französische, halb orientalische Uniform brachte seine breite, mit dem Kreuz der Ehrenlegion

geschmückte Brust und seinen prächtigen Wuchs zur Geltung. Der junge Offizier verneigte sich.

»Mein Herr«, sagte Albert liebenswürdig, »Herr Baron von Château-Renaud wußte im voraus, daß er mir ein großes Vergnügen machen würde, indem er mir Ihre Bekanntschaft verschaffte; Sie sind einer seiner Freunde, seien Sie der unsrige.«

»Sehr gut«, warf Château-Renaud ein, »und wünschen Sie, mein lieber Vicomte, daß er, wenn es sich so treffen sollte, für Sie tue, was er für mich getan hat.«

»Und was hat er getan?« fragte Albert.

»Oh«, sagte Morrel, »das ist nicht der Rede wert, der Herr übertreibt.«

»Wie!« rief Château-Renaud, »nicht der Rede wert! Das Leben ist nicht der Rede wert! Wirklich, das ist denn doch zu philosophisch, mein lieber Herr Morrel … Mag sein, für Sie, der Sie sich alle Tage der Gefahr aussetzen, aber für mich, der ich es einmal zufällig riskiere …«

»Und bei welcher Gelegenheit hat Ihnen der Herr Hauptmann Morrel das Leben gerettet?« fragte Beauchamp.

»Beauchamp, Freund, Sie wissen doch, daß ich vor Hunger sterbe, fangen Sie also nicht mit Geschichten an«, rief Debray.

»Ich habe auch nichts dagegen, daß wir zu Tisch gehen«, rief Beauchamp. »Château-Renaud wird es uns bei Tisch erzählen.«

»Meine Herren«, sagte Morcerf, »es ist erst ein Viertel nach zehn, und wir erwarten noch einen Gast.«

»Ah! das ist wahr, einen Diplomaten«, meinte Debray.

»Diplomat oder etwas anderes, ich weiß nur, daß ich ihn mit einer Botschaft beauftragt habe, die er so gut zu Ende geführt hat, daß, wenn ich König gewesen wäre, ich ihn sofort zum Ritter aller meiner Orden gemacht hätte.«

»Nun, da man noch nicht zu Tisch geht«, sagte Debray, »so schenken Sie sich ein Glas Xeres ein, wie wir es getan haben, und erzählen Sie uns die Geschichte Ihrer Lebensrettung, Baron.«

»Sie wissen alle, daß ich auf den Gedanken gekommen war, nach Afrika zu gehen.«

»Ein Weg, den Ihre Ahnen Ihnen vorgezeichnet haben«, bemerkte Morcerf liebenswürdig.

»Ja, aber ich bezweifle, daß der Baron das Ziel hatte, das Grab des Erlösers zu befreien.«

»Da haben Sie recht, Beauchamp«, antwortete der junge Aristokrat; »es geschah einfach, um meine neuen Pistolen, die ich geschenkt bekommen hatte, an den Arabern zu probieren. Ich schiffte mich nach Oran ein, von Oran erreichte ich Constantine und kam gerade an, als die Belagerung aufgehoben wurde. Ich trat mit den andern den Rückzug an. Während achtundvierzig Stunden ertrug ich am Tage den Regen, in der Nacht den Schnee ziemlich gut; am dritten Morgen starb mein Pferd vor Kälte. Dem armen Araber, der an Decken und den Stallofen gewöhnt war, kam es durchaus nicht arabisch vor, als er zehn Grad Kälte in Arabien traf!«

»Deshalb wollen Sie mir meinen Engländer abkaufen«, warf Debray ein; »Sie glauben, daß er die Kälte besser verträgt.«

»Sie irren sich, denn ich habe das Gelübde getan, nicht wieder nach Afrika zurückzukehren.«

»Sie haben also große Angst gehabt?« fragte Beauchamp.

»Wahrhaftig, ja, ich gestehe es«, antwortete Château-Renaud, »und ich hatte allen Grund. Mein Pferd war also hin; ich machte meinen Rückzug zu Fuß; sechs Araber kamen angaloppiert, um mir den Kopf abzuschlagen; zwei schoß ich mit dem Gewehr herunter, zwei mit meiner Pistole, aber es blieben noch zwei übrig, und ich war entwaffnet. Der eine erfaßte mich bei den Haaren – deshalb trage ich sie jetzt kurz, man weiß nicht, was passieren kann –, der andere legte mir seinen Jatagan um den Hals, und ich fühlte schon das kalte Eisen, als der Herr hier den einen mit einem Pistolenschuß tötete und dem andern, der mir eben den Hals abschneiden wollte, den Kopf spaltete. Der Herr hatte sich vorgenommen, an dem Tage einen Menschen zu retten; der Zufall wollte, daß ich es war. Wenn ich einmal reich bin, lasse ich mir eine Statue des Zufalls anfertigen.«

»Ja«, sagte Morrel lächelnd, »es war am fünften September, einem Tage, an dem vor Jahren mein Vater auf wunderbare

Weise gerettet wurde; soweit es in meiner Macht steht, feiere ich diesen Tag jedes Jahr …«

»Mit einer Heldentat, nicht wahr?« unterbrach ihn Château-Renaud. »Kurz, ich war der Auserkorene; aber das ist nicht alles. Nachdem er mich vor dem Eisen gerettet hatte, rettete er mich vor der Kälte, indem er mir nicht die Hälfte seines Mantels gab, wie der heilige Martin, sondern den ganzen; dann vor dem Hunger, indem er, raten Sie was, mit mir teilte!«

»Eine Pastete von Felix?« fragte Beauchamp.

»Nein, sein Pferd, von dem wir jeder mit großem Appetit ein Stück verzehrten; das war hart.«

»Das Pferd?« fragte Morcerf lachend.

»Nein, das Opfer«, antwortete Château-Renaud. »Fragen Sie Debray, ob er seinen Engländer für einen Fremden opfern würde.«

»Für einen Fremden, nein«, sagte Debray, »aber für einen Freund vielleicht.«

»Ich erriet, daß Sie mein Freund sein würden, Herr Baron«, sagte Morrel; »übrigens habe ich Ihnen schon gesagt, daß ich an jenem Tag dem Schicksal einen Dank schuldig war.«

»Die Geschichte, auf die Herr Morrel anspielt, ist wunderbar«, fuhr Château-Renaud fort, »und er wird sie Ihnen eines Tages erzählen, wenn Sie besser mit ihm bekannt sein werden; für heute wollen wir den Magen versorgen und nicht das Gedächtnis. Wann frühstücken Sie, Albert?«

»Um halb elf.«

»Pünktlich?« fragte Debray, seine Uhr ziehend.

»Oh, Sie werden mir wohl fünf Minuten Gnadenfrist geben«, sagte Morcerf, »denn ich erwarte auch einen Retter.«

»Und woher kommt der?« fragte Debray.

»Davon habe ich allerdings keine Ahnung«, antwortete Albert. »Als ich ihn vor drei Monaten eingeladen habe, war er in Rom; aber wer kann sagen, welchen Weg er seitdem zurückgelegt hat!«

»Und halten Sie ihn für fähig, pünktlich zu sein?« fragte Debray.

»Ich halte ihn zu allem fähig«, antwortete Morcerf.

»Geben Sie acht, es sind mit den fünf Gnadenminuten nur noch zehn Minuten!«

»Gut, ich werde sie benutzen, Ihnen ein Wort über unsern Gast zu sagen. Ich war letzten Karneval in Rom.«

»Das wissen wir«, bemerkte Beauchamp.

»Ja, aber was Sie nicht wissen, ist, daß ich von Räubern entführt worden bin, die mich in die Katakomben des heiligen Sebastian verschleppten.«

»Ich kenne den Ort«, warf Château-Renaud ein, »ich habe mir dort beinahe das Fieber geholt.«

»Und ich habe es wirklich gehabt«, fuhr Morcerf fort. »Man hatte mir angekündigt, daß ich Gefangener sei und mich nur gegen ein Lösegeld von viertausend römischen Talern loskaufen könne. Leider hatte ich nur noch fünfzehnhundert; ich war am Ende meiner Reise, und mein Kredit war erschöpft. Ich schrieb an Franz, daß, wenn er nicht um sechs Uhr morgens mit den viertausend Talern ankäme, ich zehn Minuten nach sechs zu den Heiligen und Märtyrern eingehen würde, unter deren Knochen ich mich befand. Und Herr Luigi Vampa, das ist der Name meines Räuberhauptmanns, hätte Wort gehalten, das können Sie mir glauben.«

»Aber Franz kam mit den viertausend Talern?« fragte Château-Renaud.

»Nein, er kam einfach mit dem Gast, den ich Ihnen vorzustellen hoffe.«

»Ah! das ist also ein Herkules oder Perseus?«

»Nein, es ist ein Mann etwa von meiner Größe.«

»Bis an die Zähne bewaffnet?«

» Er hatte nicht einmal eine Nadel bei sich.«

»Aber er handelte um Ihr Lösegeld?«

»Er sagte dem Hauptmann zwei Worte ins Ohr, und ich war frei.«

»Man entschuldigte sich sogar bei ihm, daß man Sie festgenommen hatte«, warf Beauchamp ein.

»Gewiß, das tat man auch«, antwortete Morcerf.

»Ah, Ihr Mann war also Ariost?«

»Nein, es war einfach der Graf von Monte Christo.«

»Es gibt keine Grafen von Monte Christo«, bemerkte Debray.

»Ich glaube nicht«, sagte Château-Renaud, der den europäischen Adel an den Fingerspitzen herzählen konnte. »Wer kennt irgendwo einen Grafen von Monte Christo?«

»Ich glaube, daß ich Ihnen aus der Verlegenheit helfen kann, meine Herren«, sagte Maximilian. »Monte Christo ist eine kleine Insel, von der ich die Seeleute meines Vaters habe sprechen hören, ein Sandkorn im Mittelländischen Meere.«

»Das stimmt vollständig«, antwortete Albert, »und Herr und König dieses Sandkorns ist derjenige, von dem ich spreche; er wird seinen Grafentitel irgendwo in Toskana gekauft haben.«

»Ihr Graf ist also reich?«

»Das will ich meinen!«

»Aber das muß man doch sehen können!«

»Da täuschen Sie sich, Debray.«

»Ich verstehe Sie nicht mehr.«

»Haben Sie ›Tausendundeine Nacht‹ gelesen?«

»Welche Frage!«

»Nun wohl, wissen Sie, ob die Leute, die da auftreten, reich oder arm sind, ob ihre Getreidekörner nicht Rubinen oder Diamanten sind? Sie sehen aus wie elende Fischer, nicht wahr? Man behandelt sie als solche, und plötzlich öffnen sie einem irgendeine geheimnisvolle Höhle, wo man einen Schatz findet, mit dem man ganz Indien kaufen könnte.«

»Nun, und?«

»Nun, mein Graf von Monte Christo ist einer dieser Fischer. Er nennt sich Sindbad der Seefahrer und besitzt eine Höhle voll Gold.«

»Haben Sie die Höhle gesehen, Morcerf?« fragte Beauchamp.

»Nein, ich nicht, aber Franz. Doch kein Wort davon in seiner Gegenwart. Franz ist mit verbundenen Augen hineingegangen und von Stummen und Frauen bedient worden, neben denen, wie es scheint, Kleopatra nur eine Dirne war. Bloß im Punkte der Frauen ist er noch nicht ganz sicher, da sie erst aufgetreten

sind, nachdem er Haschisch gegessen hatte, so daß es möglich ist, daß er einfach eine Quadrille von Statuen für Weiber angesehen hat.«

Die jungen Leute sahen Morcerf mit einem Blick an, als ob sie sagen wollten: Na, na, mein Lieber, werden Sie verrückt, oder ziehen Sie uns auf?

»In der Tat«, sagte Morrel nachdenklich, »ich habe einen alten Seemann namens Penelon etwas Ähnliches erzählen hören.«

»Ah! ein Glück, daß Herr Morrel mir zu Hilfe kommt!« rief Albert. »Nicht wahr, es sagt Ihnen nicht zu, daß er so einen Knäuel in mein Labyrinth wirft?«

»Sie dürfen es uns nicht übelnehmen, lieber Freund«, bemerkte Debray, »aber Sie erzählen uns da so unwahrscheinliche Dinge …«

»Warum ist es unwahrscheinlich, daß mein Graf von Monte Christo existiert?«

»Nun, alle Welt existiert, da ist kein Wunder dabei!«

»Alle Welt existiert allerdings, aber nicht in solchen Verhältnissen. Alle Welt hat keine schwarzen Sklaven, keine fürstlichen Galerien, keine Pferde zu sechstausend Franken das Stück.«

In diesem Augenblick schlug es halb elf. Die Schläge der Uhr waren noch nicht verklungen, als die Tür sich öffnete und Germain meldete:

»Seine Exzellenz der Graf von Monte Christo!«

Alle Hörer zuckten unwillkürlich zusammen; Albert selbst konnte sich einer plötzlichen Unruhe nicht erwehren. Man hatte weder einen Wagen auf der Straße noch Schritte im Vorzimmer gehört; selbst die Tür hatte sich geräuschlos geöffnet.

Der Graf erschien auf der Schwelle; er war mit der größten Einfachheit gekleidet, aber der anspruchsvollste Stutzer hätte an seinem Anzug nichts auszusetzen gefunden, alles war vom feinsten Geschmack, alles, Kleider, Hut und Wäsche, war aus den elegantesten Geschäften der Hauptstadt.

Er schien kaum fünfunddreißig Jahre alt zu sein.

Der Graf schritt lächelnd bis in die Mitte des Salons, wo ihm Albert entgegenkam und ihm die Hand bot.

»Die Pünktlichkeit«, sagte Monte Christo, »ist die Höflichkeit der Könige, aber trotz des besten Willens nicht immer die der Reisenden. Doch ich hoffe, mein lieber Vicomte, daß Sie in Anbetracht meines guten Willens die paar Sekunden, die ich zu spät gekommen bin, entschuldigen. Eine Reise von fünfhundert Meilen läuft nicht ganz ohne Unannehmlichkeiten ab, besonders in Frankreich, wo es verboten ist, die Postillione zu prügeln.«

»Herr Graf«, antwortete Albert, »ich war gerade dabei, einigen Freunden Ihren mir gütigst versprochenen Besuch anzukündigen, und ich habe die Ehre, sie Ihnen hier vorzustellen. Es sind der Herr Baron von Château-Renaud; Herr Lucien Debray, Privatsekretär des Ministers des Innern; Herr Beauchamp, Journalist, der Schrecken der Regierung, von dem Sie aber trotz seiner Berühmtheit in Italien vielleicht nie haben sprechen hören, da seine Zeitung dort nicht gelesen wird; endlich Herr Maximilian Morrel, Hauptmann der Spahis.«

Bei diesem Namen tat der Graf, der sich bei Nennung der anderen Namen höflich, aber kühl verbeugt hatte, unwillkürlich einen Schritt vorwärts, und ein leichter Anflug von Röte erschien auf seinen blassen Wangen.

»Der Herr trägt die Uniform der neuen französischen Sieger«, sagte er; »das ist eine schöne Uniform.«

Man hätte nicht zu sagen vermocht, was für ein Gefühl es war, das der Stimme des Grafen einen so tiefen Klang gab und sein Auge wie gegen seinen Willen leuchten machte.

»Sie haben unsre Afrikaner nie gesehen?« fragte Albert.

»Nie«, erwiderte der Graf, der seiner wieder vollständig Herr geworden war.

»Nun, unter dieser Uniform schlägt eines der tapfersten und edelsten Herzen der Armee.«

»Oh, Herr Graf!« unterbrach ihn Morrel.

»Lassen Sie mich sprechen, Herr Hauptmann … Wir haben soeben«, fuhr Albert fort, »von dem Herrn eine so edle Tat gehört, daß ich, obgleich ich ihn heute zum ersten Male gesehn habe, von ihm die Gunst erbitte, ihn als meinen Freund vorzustellen.«

Man konnte bei diesen Worten wiederum den sonderbar starren Blick, die flüchtige Röte und das leichte Zittern der Augenlider bemerken, die bei Monte Christo die Zeichen einer inneren Bewegung waren.

»Ah, der Herr ist ein edles Herz«, sagte der Graf, »um so besser!«

Dieser Ausruf, der mehr auf die eigenen Gedanken des Grafen als auf das, was Albert gesagt hatte, antwortete, überraschte alle und besonders Morrel, der Monte Christo mit Erstaunen betrachtete. Aber der Graf hatte einen so freundlichen Ton in der Stimme gehabt, daß man ihm nicht böse sein konnte.

»Warum sollte er daran zweifeln?« sagte Beauchamp zu Château-Renaud.

»Wirklich«, antwortete dieser, der mit seiner Welterfahrung und der Schärfe seines aristokratischen Blickes alles durchdrungen hatte, was bei Monte Christo zu durchdringen war, »wirklich, Albert hat uns nicht getäuscht, dieser Graf ist tatsächlich eine eigenartige Persönlichkeit. Was sagen Sie dazu, Morrel?«

»Wahrhaftig«, gab dieser zur Antwort, »er hat einen freien Blick und eine sehr sympathische Stimme, so daß er mir gefällt, trotz der sonderbaren Bemerkung, die er über mich gemacht hat.«

»Meine Herren«, sagte Albert, »Germain kündet mir an, daß aufgetragen ist. Mein lieber Graf, erlauben Sie mir, Ihnen den Weg zu zeigen.«

Man ging schweigend ins Speisezimmer; alle nahmen dort Platz.

»Meine Herren«, sagte der Graf, während er sich setzte, »gestatten Sie mir ein Geständnis, das meine Entschuldigung sein wird für alle Unschicklichkeiten, die ich begehen kann: Ich bin ein Fremder, bin zum ersten Male in Paris; das französische Leben ist mir vollständig unbekannt, und ich habe bis jetzt nur das orientalische Leben geführt, das den guten Pariser Traditionen am meisten entgegengesetzt ist. Ich bitte Sie also, mich zu entschuldigen, wenn Sie in mir etwas allzu Türkisches, allzu

Neapolitanisches oder Arabisches finden. Dies vorausgeschickt, meine Herren, lassen Sie uns frühstücken.«

»Wie er das alles sagt!« murmelte Beauchamp. »Es ist entschieden ein vornehmer Herr!«

Die Vorstellung

Die Unterhaltung beim Frühstück war sehr lebhaft gewesen. Albert hatte von seinem Abenteuer mit dem Räuber Luigi Vampa gesprochen, und der Graf hatte darauf berichtet, wie er mit Vampa bekannt geworden war. Er hatte ihn schon einmal gesehen, als Vampa noch ein Hirt war. Später hatte Vampa versucht, Hand an den Grafen zu legen, den er vielleicht nicht erkannt hatte. Aber der Graf hatte ihn mit zwölf von seinen Leuten gefangen, ihn jedoch wieder freigelassen.

Einmal erwähnte der Graf im weiteren Verlauf der Unterhaltung, daß er einen Kreditbrief von Thomson und French in Rom habe. Bei diesen Worten war Maximilian Morrel zusammengefahren und hatte darauf den Grafen gebeten, ihm bei der Aufklärung einer Angelegenheit behilflich zu sein. Thomson und French hatten der Firma Morrel einmal einen Dienst erwiesen, sie leugneten aber in der Folge stets ab, etwas von dieser Sache zu wissen.

Jetzt hatten die Gäste die Wohnung des Vicomte verlassen, und Albert befand sich mit Monte Christo allein.

»Herr Graf«, sagte er zu ihm, »erlauben Sie mir, mein Amt als Cicerone damit zu beginnen, daß ich Ihnen meine Junggesellenwohnung zeige. An die italienischen Paläste gewöhnt, werden Sie sich freilich darüber wundern, mit wie wenig Raum ein junger Mann, von dem es heißt, daß er nicht am schlechtesten untergebracht ist, hier in Paris auskommen kann.«

Monte Christo kannte bereits das Speisezimmer und den Salon im Erdgeschoß. Albert führte ihn zuerst in sein Atelier, wo er sich am liebsten aufhielt. Hier pflegte sich Albert zuwei-

len ein wenig mit Malen zu beschäftigen. Der Graf wußte alle darin befindlichen Gegenstände zu würdigen; Morcerf hatte geglaubt, der Erklärer zu sein, und nun war er es im Gegenteil, der unter der Leitung seines Gastes einen Kursus in Archäologie und Naturgeschichte durchmachte.

Man stieg dann in den ersten Stock hinauf, und Albert führte seinen Gast in den Salon, der mit Werken moderner Maler geschmückt war. Wenn er aber erwartet hatte, diesmal wenigstens dem fremden Reisenden etwas Neues zu zeigen, so hörte er zu seinem großen Erstaunen diesen sofort die Namen jedes Meisters nennen, obgleich die Werke häufig nur die Anfangsbuchstaben trugen. Es war leicht zu sehen, daß ihm nicht allein jeder dieser Namen bekannt war, sondern daß er auch jedes dieser Talente gewürdigt und studiert hatte.

Von dem Salon ging man in das Schlafzimmer. Dieses war ein Muster von Eleganz und erlesenem Geschmack; hier befand sich nur ein einziges Bildnis in mattgoldenem Rahmen. Es war dasjenige einer jungen Frau von fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Jahren, mit brauner Gesichtsfarbe und feurigen Augen. Sie trug das malerische Kostüm der katalonischen Fischerinnen, ein rot und schwarzes Mieder und goldene Nadeln im Haar; ihr Blick war auf das Meer gerichtet, und ihre schlanke Gestalt hob sich von dem Blau des Wassers und des Himmels ab

Dieses Bildnis zog sofort die Blicke des Grafen von Monte Christo auf sich, denn er machte schnell drei Schritte in das Zimmer und blieb plötzlich davor stehen.

Es war dämmrig im Zimmer, sonst hätte Albert sehen können, wie die Wangen des Grafen eine fahle Blässe überzog und seine Brust und Schultern nervös zitterten.

Es entstand ein Schweigen, währenddessen Monte Christo die Augen unverwandt auf das Bild geheftet hielt.

»Sie haben da eine schöne Mätresse, Vicomte«, sagte er nach einem Augenblick mit vollständig ruhiger Stimme, »und dieses Kostüm, jedenfalls ein Ballanzug, steht ihr wirklich zum Entzücken.«

»Herr Graf«, antwortete Albert, »das ist ein Irrtum, den ich nicht verzeihen würde, wenn Sie außer diesem Bildnis noch ein andres gesehn hätten. Sie kennen meine Mutter nicht; sie ist es, die das Bild darstellt, sie hat sich vor sechs oder acht Jahren so malen lassen. Dieses Kostüm ist anscheinend ein Phantasiekostüm, und die Ähnlichkeit ist so groß, daß ich meine Mutter noch zu sehen glaube, wie sie im Jahre 1830 war. Meine Mutter ließ dieses Bild während der Abwesenheit meines Vaters malen und glaubte jedenfalls, ihm bei seiner Rückkehr eine angenehme Überraschung zu bereiten; aber seltsamerweise mißfiel es meinem Vater, und der Wert des Gemäldes, das, wie Sie sehn, ein Werk von Leopold Robert ist, konnte ihm die Antipathie, die er dagegen gefaßt hatte, nicht überwinden helfen. Unter uns gesagt, Herr von Morcerf ist einer der fleißigsten Pairs in der Kammer und ein berühmter General, aber nur ein sehr mittelmäßiger Kunstkenner. Anders meine Mutter, die eine sehr gute Malerin ist; und da sie ein solches Werk zu sehr schätzte, um sich ganz davon zu trennen, so hat sie es mir gegeben, damit es bei mir weniger der Gefahr ausgesetzt wäre, Herrn von Morcerf zu mißfallen, dessen Bild ich Ihnen gleichfalls zeigen werde. Verzeihen Sie, daß ich so von Haus- und Familienangelegenheiten spreche; da ich mir aber die Ehre geben werde, Sie zu dem Grafen zu führen, so sage ich Ihnen dies, damit Sie nicht etwa das Bildnis rühmen. Zudem hat es einen unglücklichen Einfluß; denn es kommt selten vor, daß meine Mutter zu mir kommt, ohne es zu betrachten, und noch seltener, daß sie es betrachtet, ohne zu weinen. Die Meinungsverschiedenheit, die die Erscheinung dieses Bildes im Hause herbeigeführt hat, ist übrigens die einzige, die sich zwischen dem Grafen und der Gräfin erhoben hat; denn, obgleich sie seit mehr als zwanzig Jahren verheiratet sind, sind sie noch einig wie am ersten Tag.«

Monte Christo warf einen schnellen Blick auf Albert, als ob er erforschen wollte, ob hinter diesen Worten eine Absicht steckte; aber es war augenscheinlich, daß der junge Mann ganz harmlos gesprochen hatte.

»Jetzt«, sagte Albert, »haben Sie alle meine Reichtümer

gesehn, Herr Graf, erlauben Sie mir, sie Ihnen anzubieten, so unwürdig sie auch sind; betrachten Sie sich hier als zu Hause, und um es Ihnen noch behaglicher zu machen, begleiten Sie mich nun zu Herrn von Morcerf, dem ich von Rom aus den Dienst, den Sie mir geleistet haben, berichtet und dem ich den Besuch, den Sie mir versprochen hatten, angekündigt habe; und ich darf versichern, der Graf und die Gräfin warten mit Ungeduld auf die Gelegenheit, Ihnen zu danken. Sie sind etwas blasiert in allem, ich weiß es, Herr Graf, und Familienszenen machen auf Sindbad den Seefahrer keinen großen Eindruck. Sie haben so viele andre Szenen gesehn! Aber nehmen Sie, was ich Ihnen anbiete, an, als eine Einführung in das Pariser Leben, ein Leben der Höflichkeiten, der Besuche und Vorstellungen.«

Monte Christo verneigte sich, ohne zu antworten. Albert rief seinen Diener und befahl ihm, Herrn und Frau Morcerf von dem bevorstehenden Besuch des Grafen von Monte Christo zu benachrichtigen. Dann folgte er mit dem Grafen.

Als Monte Christo in das Vorzimmer des Grafen kam, sah er über der nach dem Salon führenden Tür ein Wappenschild, das durch seine reiche Einfassung und seine Harmonie mit der Ornamentik des Zimmers anzeigte, welche Wichtigkeit der Hausherr ihm beilegte.

Monte Christo blieb vor diesem Schild stehen und betrachtete es aufmerksam.

»Das ist jedenfalls Ihr Familienwappen?« fragte er. »Ich als Zufallsgraf toskanischen Fabrikats bin in heraldischen Dingen sehr unwissend; ich hätte es auch ohne den vornehmen Herrn getan, wenn man mir nicht wiederholt hätte, daß es eine absolute Notwendigkeit sei, wenn man viel reise. Man muß doch etwas auf seinem Wagenschlag haben, und wäre es nur, damit die Zollbeamten einen nicht visitieren. Entschuldigen Sie also, daß ich eine solche Frage stelle.«

»Sie ist durchaus nicht indiskret«, antwortete Morcerf mit der Einfachheit der Überzeugung, »und Sie haben richtig geraten; es sind die Wappen meines Vaters und meiner Mutter. Mütterlicherseits bin ich ein Spanier, aber das Haus Morcerf ist fran-

zösisch und, wie ich gehört habe, sogar eines der ältesten Südfrankreichs.«

»Ja«, entgegnete Monte Christo, »das zeigen die Vögel im Wappen. Fast alle bewaffneten Pilger, die auszogen, um das Grab des Erlösers zu erobern, nahmen entweder Kreuze als Zeichen der heiligen Mission oder Zugvögel als Symbole der langen Reise, die sie vorhatten, in ihr Wappen. Einer Ihrer Ahnen väterlicherseits wird einen der Kreuzzüge mitgemacht haben, und nehmen wir nur an, daß er sich an dem des heiligen Ludwig beteiligte, so führt uns das schon ins dreizehnte Jahrhundert zurück, was schon allerhand heißen will. Übrigens sind Ihre Wappen wirklich sehr schön, sie sprechen die Phantasie an. Sie sind zugleich provenzalischer und spanischer Abkunft, und das erklärt, wenn das Bild, das Sie mir gezeigt haben, ähnlich ist, die schöne braune Farbe auf dem Gesicht der edlen Katalonierin, die ich so sehr bewundert habe.«

Morcerf dankte mit einem Lächeln und öffnete die Tür. An der am meisten in die Augen fallenden Stelle des Salons, den sie betraten, hing das Porträt eines Mannes von fünfunddreißig Jahren in Generalsuniform, mit dem Bande der Kommandeure der Ehrenlegion um den Hals, dem Stern der Großoffiziere des Ordens des Erlösers und dem Großkreuze Karls III.

Monte Christo prüfte das Bildnis mit derselben Aufmerksamkeit wie das andere, als eine Seitentür sich öffnete und der Graf von Morcerf selbst erschien.

Es war ein Mann, der wie ein Fünfziger aussah, aber in Wirklichkeit jünger sein mochte, und dessen schwarzer Schnurrbart und schwarze Augenbrauen in seltsamem Gegensatz zu dem nach militärischer Art bürstenförmig geschnittenen, fast weißen Haupthaar standen. Er trug bürgerliche Kleidung; ein Band im Knopfloch ließ an den verschiedenen Einfassungen die verschiedenen Orden, die er besaß, erkennen. Er trat mit vornehmer Haltung ein, schien sich aber dabei gleichzeitig zu beeilen, den Fremden freundlich zu empfangen. Monte Christo sah ihn auf sich zukommen, ohne einen Schritt zu tun; seine Füße schienen so fest am Boden zu wurzeln wie seine Augen auf dem Gesicht des Grafen Morcerf.

»Vater«, sagte der junge Mann, »ich habe die Ehre, Ihnen den Herrn Grafen von Monte Christo vorzustellen, den edlen Freund, dem ich das Glück hatte, unter den schwierigen Verhältnissen, die Sie kennen, zu begegnen.«

»Sie sind uns willkommen«, sagte der Graf von Morcerf, indem er Monte Christo mit einem Lächeln begrüßte; »Sie haben unserm Hause, dem sie den einzigen Erben erhielten, einen Dienst geleistet, der Ihnen auf unsere ewige Dankbarkeit Anspruch gibt.«

Bei diesen Worten bot der Graf von Morcerf seinem Gast einen Lehnstuhl an, während er selbst gegenüber dem Fenster Platz nahm. Monte Christo setzte sich so, daß er im Schatten der großen Samtvorhänge blieb. So konnte er ungestört das Gesicht des Grafen betrachten. In den müden Zügen und den Runzeln dieses Gesichts konnte er eine ganze Geschichte von geheimen Schmerzen und Sorgen lesen.

»Die Frau Gräfin«, sagte Morcerf, »war bei ihrer Toilette, als der Vicomte sie von Ihrem Besuch benachrichtigte; sie wird herunterkommen und in zehn Minuten im Salon sein.«

»Es ist eine große Ehre für mich«, entgegnete Monte Christo, »sogleich bei meiner Ankunft in Paris mit einem Mann bekannt zu werden, dessen Verdienst seinem Ruf gleichkommt und den das so ungerechte Glück ausnahmsweise mit Recht begünstigt. Aber hat es Ihnen nicht noch einen Marschallstab anzubieten?«

»Oh«, antwortete Morcerf, etwas errötend, »ich habe den Dienst quittiert. Unter der Restauration zum Pair ernannt, machte ich den ersten Feldzug mit und diente unter dem Marschall Bourmont; ich konnte also auf ein höheres Kommando Anspruch machen, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn die ältere Linie auf dem Throne geblieben wäre! Aber die Julirevolution war, wie es scheint, glorreich genug, um es sich erlauben zu können, undankbar zu sein; sie war es für jeden Dienst, der nicht in der Kaiserzeit geleistet worden war; ich verlangte also meine Entlassung, denn wenn man sich die Epauletten auf dem Schlachtfeld verdient hat, kann man sich auf dem glatten Boden des Salons nicht zurechtfinden. Ich legte den

Degen ab, stürzte mich in die Politik, ich widme mich der Industrie, studiere die praktischen Gewerbe. Während meiner zwanzigjährigen Dienstzeit hatte ich wohl das Verlangen danach, aber keine Zeit dazu.«

»Das sind die Lebensanschauungen, die die Überlegenheit Ihrer Nation über die andern Länder aufrechterhalten, Herr Graf«, erwiderte Monte Christo; »als Edelmann und Sproß eines vornehmen Hauses, im Besitze eines schönen Vermögens, haben Sie sich die ersten Grade als einfacher Soldat verdienen wollen, das ist sehr selten; dann, nachdem Sie General, Pair von Frankreich, Kommandeur der Ehrenlegion geworden sind, beginnen Sie eine zweite Lehrzeit, ohne andere Aussicht, ohne anderen Lohn als denjenigen, Ihren Mitmenschen eines Tages nützlich zu sein … Oh, mein Herr, das ist wahrhaftig schön, ja, ich will noch mehr sagen, das ist erhaben.«

»Ach«, fuhr der Fremde fort, jedenfalls um die unmerkliche Wolke verschwinden zu machen, die diese Worte auf Morcerfs Stirn gelockt hatten, »so machen wir es in Italien nicht; wir wachsen auf, wie wir geschaffen sind, und behalten dasselbe Laub, dieselbe Gestalt und oft dieselbe Nutzlosigkeit unser ganzes Leben lang.«

»Aber für einen Mann von Ihrem Verdienst«, antwortete der Graf von Morcerf, »ist Italien kein Vaterland, und Frankreich streckt Ihnen die Hand entgegen; folgen Sie seinem Ruf, Frankreich wird vielleicht nicht gegen jeden undankbar sein; es behandelt seine Kinder schlecht, nimmt aber die Fremden gewöhnlich mit offenen Armen auf.«

»Ei, Vater«, warf Albert lächelnd ein, »man sieht, daß Sie den Grafen von Monte Christo nicht kennen. Er sucht seine Befriedigung außerhalb dieser Welt; er strebt nicht nach Ehren und nimmt davon nur, was auf einen Paß geht.«

»Das ist die treffendste Bemerkung über mich, die ich je gehört habe«, antwortete der Fremde.

»Der Herr Graf ist der Herr seiner Zukunft gewesen«, sagte der Graf von Morcerf mit einem Seufzer, »und er hat den mit Blumen bestreuten Weg gewählt.«

»Ganz recht, Herr Graf«, entgegnete Monte Christo mit einem sonderbaren Lächeln.

»Wenn ich nicht fürchtete, Sie zu ermüden, Herr Graf«, sagte der General, der augenscheinlich von der Art und Weise Monte Christos entzückt war, »so hätte ich Sie mit in die Kammer genommen; es ist heute eine interessante Sitzung für jeden, der unsere modernen Senatoren nicht kennt.«

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Herr Graf, wenn Sie dieses Anerbieten ein andermal erneuern wollten; aber heute hat man mir mit der Hoffnung geschmeichelt, der Frau Gräfin vorgestellt zu werden, und ich werde warten.«

»Ah, da ist meine Mutter!« rief der Vicomte.

In der Tat sah Monte Christo, als er sich rasch umwandte, Frau von Morcerf auf der Schwelle der Tür, die derjenigen, durch die ihr Gatte eingetreten war, gegenüberlag. Unbeweglich und bleich, ließ sie, als Monte Christo sie anblickte, ihren Arm sinken, den sie auf das vergoldete Gesims gestützt hatte; sie war bereits vor einigen Sekunden eingetreten und hatte die letzten Worte des Gastes gehört.

Dieser erhob sich und verneigte sich tief vor der Gräfin, die ihn ihrerseits stumm und förmlich begrüßte.

»Mein Gott, was haben Sie?« fragte der Graf. »Ist es Ihnen vielleicht zu warm im Salon?«

»Sind Sie nicht wohl, Mutter?« rief der Vicomte und ging rasch auf Mercedes zu.

Sie dankte beiden mit einem Lächeln.

»Nein«, sagte sie, »aber ich war gerührt, als ich zum ersten Male denjenigen sah, ohne dessen Dazwischenkunft wir jetzt in Tränen und Trauer sein würden. Mein Herr«, fuhr die Gräfin fort, indem sie mit der Majestät einer Königin vortrat, »ich verdanke Ihnen das Leben meines Sohnes, und für diese Wohltat segne ich Sie.«

Der Graf verneigte sich wiederum, aber tiefer als das erstemal; er war noch bleicher als Mercedes.

»Gnädige Frau«, sagte er, »der Herr Graf und Sie belohnen mich gar zu großmütig für eine einfache Tat. Einen Menschen

zu retten, einem Vater Schmerzen zu ersparen und das Gefühl einer Mutter zu schonen, heißt nicht ein gutes Werk tun, es ist einfach ein Akt der Menschlichkeit.«

Auf diese freundlich und höflich gesprochenen Worte antwortete Frau von Morcerf mit tiefer Betonung:

»Es ist ein großes Glück für meinen Sohn, Sie zum Freund zu haben, und ich danke Gott, der es so gefügt hat.«

Und Mercedes hob die schönen Augen, in denen zwei Tränen zitterten, voll unendlicher Dankbarkeit zum Himmel.

Herr von Morcerf trat an sie heran.

»Ich habe«, sagte er, »mich bei dem Herrn Grafen bereits entschuldigt, daß ich genötigt bin, ihn zu verlassen; wiederholen Sie ihm, bitte, die Entschuldigung. Die Sitzung hat um zwei begonnen, es ist drei, und ich muß sprechen.«

»Gehen Sie nur, ich werde mich bemühen, unserm Gast Ihre Abwesenheit vergessen zu machen«, sagte die Gräfin mit demselben warmen Ton. »Werden Sie, Herr Graf«, fuhr sie zu Monte Christo gewandt fort, »uns die Güte erweisen, den Nachmittag bei uns zu verbringen?«

»Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar für Ihr Anerbieten, gnädige Frau, aber ich bin heute morgen vor Ihrer Tür aus meinem Reisewagen gestiegen. Ich weiß nicht, wie ich in Paris untergebracht bin, weiß kaum, wo ich es bin.«

»Versprechen Sie uns dann wenigstens, daß wir ein andermal das Vergnügen haben werden?« fragte die Gräfin.

Monte Christo verneigte sich, ohne zu antworten, aber die Verneigung konnte als Einwilligung gelten.

»Dann will ich Sie nicht zurückhalten, Herr Graf«, sagte die Gräfin, »denn meine Dankbarkeit soll nicht indiskret oder lästig werden.«

»Mein lieber Graf«, wandte sich Albert an den Gast, »wenn Sie gestatten, werde ich Ihnen hier in Paris Ihren mir in Rom erwiesenen Dienst erwidern und Ihnen meinen Wagen zur Verfügung stellen, bis Sie Zeit gehabt haben, sich einzurichten.«

»Ich danke Ihnen bestens für Ihr freundliches Anerbieten, Vicomte«, antwortete Monte Christo; »aber ich denke, daß

mein Verwalter Bertuccio die vier Stunden, die ich ihm gelassen habe, entsprechend angewendet hat und ich ein fertiges Gespann vor der Tür finden werde.«

Albert war an diese Art des Grafen gewöhnt; er wußte, daß er wie Nero auf der Suche nach dem Unmöglichen war, und wunderte sich über nichts; nur wollte er selbst sehen, wie seine Befehle ausgeführt wurden, und begleitete ihn deshalb bis an die Haustür.

Monte Christo hatte sich nicht getäuscht; als er im Vorzimmer des Grafen erschienen war, hatte sein Lakai schnell den Säulengang verlassen, so daß der Reisende bei Ankunft auf der Freitreppe in der Tat seinen Wagen wartend fand.

Es war ein Wagen aus der berühmtesten Wagenfabrik und ein Gespann, für das, wie alle Pariser Lebemänner wußten, der Besitzer noch gestern achtzehntausend Franken ausgeschlagen hatte.

»Ich bitte Sie nicht, mich bis zu meiner Wohnung zu begleiten«, sagte der Graf; »ich könnte Ihnen nur ein in der Eile eingerichtetes Haus zeigen. Gewähren Sie mir einen Tag und erlauben Sie mir dann, Sie einzuladen. Ich bin dann sicherer, daß ich nicht gegen die Gesetze der Gastfreundschaft verstoßen werde.«

»Wenn Sie um einen Tag Frist bitten, Herr Graf, so habe ich keine Sorge; Sie werden mir nicht bloß ein Haus, sondern einen Palast zeigen. Wahrhaftig, Sie haben irgendeinen Genius zu Ihrer Verfügung.«

»Meiner Treu, lassen Sie das die Leute glauben«, entgegnete Monte Christo, indem er den Fuß auf das mit Samt ausgeschlagene Trittbrett seiner prächtigen Equipage setzte; »das wird mir bei den Damen von Vorteil sein.«

Damit nahm er im Wagen Platz, dessen Schlag sich hinter ihm schloß, aber nicht so schnell, daß der Graf nicht eine unmerkliche Bewegung an dem Vorhang des Salons bemerkt hätte, in dem Frau von Morcerf zurückgeblieben war.

Als Albert seine Mutter wieder aufsuchte, fand er sie im Boudoir in einem großen Lehnstuhl; das Zimmer war in Dämmerung getaucht, und nur die Vergoldungen traten hier und da glänzend hervor. Albert konnte das Gesicht der Gräfin nicht sehen, das in

einer Wolke von Gaze verloren war, die sie um ihren Kopf gehüllt hatte; aber ihre Stimme kam ihm verändert vor; er unterschied auch unter den Düften der Rosen und Heliotropen des Blumentisches den herben und scharfen Geruch von Essigsalzen.

»Sind Sie leidend, Mutter?« fragte er. »Ist Ihnen in meiner Abwesenheit schlecht geworden?«

»Mir? Nein, Albert; aber die Rosen und Pomeranzenblüten strömen einen so starken Duft aus …«

»Dann müssen sie in Ihr Vorzimmer geschafft werden«, sagte Morcerf, nach dem Klingelzug greifend. »Sie sind wirklich unpäßlich; schon als Sie eintraten, waren Sie sehr blaß.«

»Ich war blaß, sagst du, Albert?«

»Ihr Gesicht hatte eine Blässe, die Ihnen vortrefflich steht, aber Vater und ich waren deshalb doch erschrocken.«

»Hat dein Vater mit dir darüber gesprochen?« fragte Mercedes rasch.

»Nein, aber er hat ja zu Ihnen selbst diese Bemerkung gemacht.«

»Ich erinnere mich nicht«, antwortete die Gräfin.

Ein Diener trat ein.

»Bringen Sie diese Blumen ins Vorzimmer oder ins Toilettenzimmer«, sagte der Vicomte.

Der Diener gehorchte. Beide schwiegen, bis die Blumen fortgeschafft waren.

»Was ist Monte Christo eigentlich für ein Name?« fragte die Gräfin, als der Diener die letzte Vase fortgenommen hatte. »Ist es ein Familienname, der Name einer Besitzung oder ein einfacher Titel?«

»Ich glaube, ein bloßer Titel, Mutter. Der Graf hat eine Insel im toskanischen Archipel gekauft und nach dem, was er heute morgen selbst sagte, eine Ordenspfründe gegründet. Übrigens macht er durchaus keine Ansprüche auf den Adel und nennt sich einen Zufallsgrafen, obgleich man in Rom allgemein dafür hält, daß er ein sehr vornehmer Herr ist.«

»Sein Benehmen ist tadellos«, sagte die Gräfin, »wenigstens soweit ich ihn in den paar Augenblicken habe beurteilen können.«

Die Gräfin sann einen Augenblick nach, dann sagte sie:

»Lieber Albert, du hast den Grafen von Monte Christo bei sich zu Hause gesehen – verstehe, es ist die Frage einer Mutter, die ich an dich richte; du hast Scharfblick und mehr Takt, als man in deinem Alter gewöhnlich besitzt –, glaubst du, daß der Graf das ist, was er zu sein scheint?«

»Und was scheint er zu sein?«

»Du hast es eben selbst gesagt, ein vornehmer Herr.«

»Ich muß gestehen, ich habe noch keine feste Meinung über ihn; ich halte ihn für einen Malteser.«

»Ich frage nicht nach seiner Herkunft, sondern nach seiner Person.«

»Ah, das ist etwas anderes; ich habe so viel Seltsames von ihm gesehen, daß er mir vorkommt wie eine jener vom Unglück gezeichneten Heldengestalten Byrons, Manfred, Lara oder Werner, wie ein Sproß aus einer alten Familie, der sein väterliches Erbe verloren hat und sich durch die Kraft eines abenteuerlichen Geistes, der ihn über die Gesetze der Gesellschaft erhoben hat, ein neues Vermögen geschaffen hat.«

»Wie sagst du?«

»Ich sage, daß Monte Christo eine Insel mitten im Mittelländischen Meer ist, ohne Bewohner und Besatzung, ein Zufluchtsort für Schmuggler und Seeräuber aller Nationen. Wer weiß, ob diese würdigen Geschäftsleute ihrem Herrn nicht eine Steuer zahlen?«

»Das ist möglich«, meinte die Gräfin träumerisch.

»Doch einerlei«, nahm der junge Mann wieder das Wort, »Schmuggler oder nicht, Sie werden zugeben, Mutter, daß der Graf von Monte Christo ein außergewöhnlicher Mann ist, der in den Pariser Salons den größten Erfolg haben wird; hat er doch heute morgen schon sogar Château-Renaud verblüfft.«

»Wie alt mag er wohl sein?« fragte Mercedes, die dieser Frage augenscheinlich große Bedeutung beilegte.

»Er ist fünf- bis sechsunddreißig.«

»So jung! Das ist unmöglich«, sagte Mercedes.

»Es ist jedoch die Wahrheit. Er hat mir drei- oder viermal und

gewiß ohne bestimmte Absicht gesagt: Zu jener Zeit war ich fünf Jahre, zu jener zehn, zu einer andern zwölf. Da meine Neugier mich auf diese Einzelheiten achten ließ, so habe ich die Angaben verglichen, und sie haben immer gestimmt. Dieser seltsame Mann ist also fünfunddreißig Jahre alt, davon bin ich überzeugt. Zudem bedenken Sie, wie lebhaft sein Auge, wie schwarz sein Haar ist und daß seine Stirn, so bleich sie ist, noch keine Falte hat.«

Die Gräfin ließ unter einer Flut allzu bitterer Gedanken den Kopf sinken.

»Und dieser Mann hat Freundschaft für dich gefaßt, Albert?« fragte sie mit einem Schauder.

»Ich glaube es.«

»Und du … liebst du ihn auch?«

»Er gefällt mir, obwohl Franz von Epinay von ihm sagt, er sei aus der andern Welt zurückgekehrt.«

Die Gräfin machte eine Bewegung des Schreckens.

»Albert«, sagte sie mit bewegter Stimme, »ich habe dir immer geraten, bei neuen Bekanntschaften vorsichtig zu sein. Jetzt bist du ein Mann und könntest mir meinerseits Ratschläge geben; doch wiederhole ich dir: sei vorsichtig, Albert.«

»Damit der Rat mir nützen könnte, liebe Mutter, müßte ich doch zuerst wissen, weshalb ich mißtrauisch sein sollte. Der Graf spielt nie; er trinkt nur Wasser mit einem Tropfen spanischen Weins; er hat sich als so reich hingestellt, daß man ihm ins Gesicht lachen müßte, wenn er Geld von mir leihen wollte. Was soll ich denn eigentlich von ihm befürchten?«

»Du hast recht«, sagte die Gräfin, »und meine Besorgnisse sind töricht, besonders da der Mann dir das Leben gerettet hat. Sage doch, Albert, hat dein Vater ihn gut aufgenommen? Wir sind dem Grafen mehr als bloße Höflichkeit schuldig. Der Vater ist manchmal beschäftigt, hat den Kopf voll von seinen Angelegenheiten, und es wäre ja möglich, daß er, ohne es zu wollen …«

»Der Vater war tadellos liebenswürdig«, unterbrach Albert sie; »ich will noch mehr sagen: er schien von einigen Komplimenten, die der Graf so geschickt und glücklich anzubringen wußte, als

ob er ihn schon dreißig Jahre kannte, unendlich geschmeichelt zu sein. Jede dieser kleinen Redensarten«, fuhr Albert lachend fort, »hat dem Vater schmeicheln müssen, so daß sie sich als die besten Freunde getrennt haben und Vater ihn sogar mit in die Kammer nehmen wollte, damit er seine Rede anhörte.«

Die Gräfin antwortete nicht; sie war in eine so tiefe Träumerei versunken, daß ihre Augen sich allmählich geschlossen hatten. Der junge Mann stand vor ihr und betrachtete sie liebevoll. Als er sah, daß sie die Augen ganz geschlossen hatte, horchte er noch einen Augenblick auf ihren Atem, und da er sie eingeschlummert glaubte, entfernte er sich vorsichtig auf den Fußspitzen.

»Dieser Teufelskerl!« sagte er kopfschüttelnd, »ich hatte es ihm in Italien vorhergesagt, daß er Sensation machen würde; ich messe seine Wirkung an einem unfehlbaren Thermometer: Meine Mutter hat ihn bemerkt, er muß also sehr bemerkenswert sein.«

Er ging nach seinen Ställen hinunter, nicht ohne einen geheimen Ärger darüber, daß der Graf von Monte Christo ein Gespann bekommen hatte, das seine Rotbraunen in den Augen der Kenner auf den zweiten Rang drückte.

»Ganz sicher«, sagte er, »die Menschen sind nicht gleich; ich muß meinen Vater bitten, diesen Gedanken in der Pairskammer zu entwickeln.«

Bertuccio

Während dieser Zeit war der Graf in seiner Wohnung angelangt; er hatte sechs Minuten zu dem Wege gebraucht. Diese sechs Minuten hatten genügt, daß er von zwanzig jungen Leuten gesehen wurde, die den Preis des Gespannes, das sie selbst nicht hatten kaufen können, kannten und ihre Pferde in Galopp gesetzt hatten, um den großen Herrn zu sehen, der sich Pferde, von denen jedes zehntausend Franken kostete, leisten konnte.

Das Haus, das Monte Christo als Stadtwohnung dienen sollte und von seinem Beauftragten Ali ausgewählt worden war, lag an

den Champs-Elysées, zwischen Hof und Garten; eine dichte Anpflanzung in der Mitte des Hofes verdeckte einen Teil der Fassade; um diese Anpflanzung zogen sich rechts und links vom Torweg aus zwei Wege, die nach einem Doppelperron führten, auf dessen Stufen mit Blumen gefüllte Porzellanvasen standen. Dieses in einem großen Raum abgesonderte Haus hatte außer dem Haupteingang noch einen solchen nach der Rue de Ponthieu zu.

Ehe der Kutscher noch den Hausmeister angerufen hatte, drehte sich das massive Tor in seinen Angeln; man hatte den Grafen kommen sehen, und er wurde mit Blitzesschnelle bedient.

Der Wagen hielt links vom Perron; zwei Männer erschienen an der Haustür; der eine war Ali, der seinen Herrn freudig anlachte und sich durch einen Blick Monte Christos belohnt fand. Der andere neigte sich demütig und bot dem Grafen den Arm, um ihm beim Aussteigen behilflich zu sein.

»Danke, Herr Bertuccio«, sagte der Graf, indem er leicht aus dem Wagen sprang. »Und der Notar?«

»Er ist in dem kleinen Salon, Exzellenz«, antwortete Bertuccio.

»Und die Visitenkarten, die Sie anfertigen lassen sollten, sobald Sie die Nummer des Hauses hätten?«

»Die sind fertig, Herr Graf. Die erste Karte ist sofort, wie Sie befohlen haben, bei dem Abgeordneten Baron Danglars, Rue de la Chaussée-d'Antin Nr. 7, abgegeben worden; die andern befinden sich auf dem Kamin im Schlafzimmer Eurer Exzellenz.«

»Schön. Wie spät ist es?«

»Vier Uhr.«

Monte Christo gab Handschuhe, Hut und Stock demselben Lakaien, der im Hause des Grafen von Morcerf den Wagen gerufen hatte, und ging dann, von Bertuccio, der ihm voranging, geführt, nach dem kleinen Salon.

»Erbärmliche Statuen das, hier im Vorzimmer«, sagte Monte Christo; »ich hoffe, daß sie weggenommen werden.«

Bertuccio verneigte sich.

Wie der Verwalter gesagt hatte, wartete der Notar in dem kleinen Salon.

»Sie sind der Notar, der beauftragt ist, das Landhaus zu verkaufen, das ich erwerben möchte?« fragte Monte Christo.

»Jawohl, Herr Graf«, antwortete der Notar.

»Ist der Kontrakt bereit?«

»Hier ist er.«

»Gut. Und wo liegt das Haus, das ich kaufe?« fragte Monte Christo nachlässig, halb an Bertuccio, halb an den Notar gewandt.

Bertuccio machte eine Bewegung, die besagte: Ich weiß es nicht. Der Notar sah Monte Christo erstaunt an.

»Wie«, sagte er, »der Herr Graf wissen nicht, wo das Haus liegt, das Sie kaufen?«

»Nein«, antwortete der Graf.

»Der Herr Graf kennen es nicht?«

»Wie, zum Kuckuck, sollte ich es denn kennen? Ich komme heute morgen von Cadiz an, bin nie in Paris gewesen; es ist sogar das erstemal, daß ich den Fuß nach Frankreich setze.«

»Dann ist es etwas anderes«, erwiderte der Notar. »Das Haus, das der Herr Graf kaufen, liegt in Auteuil.«

Bei diesen Worten erblaßte Bertuccio sichtlich.

»Und wo liegt Auteuil?« fragte Monte Christo.

»Zwei Schritte von hier«, entgegnete der Notar, »etwas hinter Passy; reizende Lage, mitten im Bois de Boulogne.«

»So nahe!« bemerkte Monte Christo. »Das ist ja doch nicht auf dem Lande. Weshalb zum Teufel haben Sie mir ein Haus vor dem Tore von Paris ausgesucht, Bertuccio?«

»Ich!« rief Bertuccio mit eigentümlichem Eifer, »nein, mich haben der Herr Graf nicht mit der Wahl dieses Hauses beauftragt.«

»Ah, richtig«, sagte Monte Christo; »ich erinnere mich jetzt, ich habe die Annonce in der Zeitung gelesen und mich durch die lügenhafte Bezeichnung ›Landhaus‹ verführen lassen.«

»Es ist noch Zeit«, fiel Bertuccio lebhaft ein; »und wenn Eure Exzellenz mich beauftragen wollen, mich anderswo umzusehen, so werde ich das Beste finden, sei es in Enghien, Fontenay-aux-Roses oder Bellevue.«

»Nein, da ich dieses einmal habe, werde ich es behalten«, entgegnete Monte Christo nachlässig.

»Und Sie haben recht«, fiel der Notar, der sein Honorar zu verlieren fürchtete, lebhaft ein; »es ist eine reizende Besitzung: reines Quellwasser, dichtes Gehölz, bequeme Wohnung, wenn sie auch seit langem unbenutzt war; ganz abgesehen von dem Mobiliar, das, so alt es ist, seinen Wert hat, besonders heute, wo das Altertümliche so gesucht ist. Sie teilen gewiß den Geschmack der Zeit.«

»Es ist also etwas Anständiges?«

»Oh, mehr als das, es ist etwas Prächtiges!«

»Dann in Teufels Namen! Lassen wir uns die günstige Gelegenheit nicht entgehen«, erwiderte Monte Christo. »Bitte den Kontrakt, Herr Notar.«

Und er unterzeichnete schnell, nachdem er einen Blick auf die Stelle des Kontrakts geworfen hatte, wo die Lage des Hauses und die Eigentümer desselben bezeichnet waren.

»Bertuccio«, sagte er, »geben Sie dem Herrn fünfundfünfzigtausend Franken.«

Der Verwalter ging mit unsicherem Schritt und kehrte mit einem Päckchen Banknoten zurück, das der Notar durchzählte.

»Sind nun alle Formalitäten erfüllt?« fragte der Graf.

»Jawohl, Herr Graf.«

»Haben Sie die Schlüssel?«

»Sie sind in den Händen des Hausmeisters, der das Haus bewacht; hier ist aber der Befehl an ihn, Ihnen Ihr neues Besitztum zu übergeben.«

»Schön.«

Und Monte Christo machte dem Notar ein Zeichen mit dem Kopfe, das besagte: Ich brauche Sie nicht mehr, gehen Sie.

»Aber«, bemerkte der Notar, »der Herr Graf haben sich geirrt; es macht alles in allem nur fünfzigtausend Franken.«

»Und Ihre Gebühren?«

»Sind in dieser Summe enthalten, Herr Graf.«

»Aber Sie haben doch den Weg von Auteuil hierher gemacht?«

»Ja, allerdings.«

»Nun, da müssen Sie doch für Ihre Bemühungen entschädigt werden«, sagte der Graf, und er verabschiedete den Notar mit einer Handbewegung.

Der Notar zog sich zurück, indem er sich bis zur Erde verbeugte; es war das erstemal, daß er einen solchen Klienten fand.

»Geleiten Sie den Herrn«, sagte der Graf zu Bertuccio.

Der Verwalter ging hinter dem Notar her. Kaum war der Graf allein, so zog er eine verschlossene Brieftasche hervor und öffnete sie mit einem kleinen Schlüssel, den er stets am Hals trug. Er blätterte einen Augenblick, verglich dann einige Notizen mit dem auf dem Tisch liegenden Kontrakt und murmelte:

»Auteuil, Rue de la Fontaine Nr. 28, das stimmt. Nun, in einer Stunde werde ich alles wissen.«

»Bertuccio!« rief er, indem er mit einem kleinen Hammer an eine Glocke schlug, die einen scharfen Klang gab. »Bertuccio!«

Der Verwalter erschien auf der Schwelle.

»Bertuccio«, sagte der Graf, »haben Sie mir nicht früher gesagt, daß Sie in Frankreich gereist seien?«

»In gewissen Teilen Frankreichs ja, Exzellenz.«

»Sie kennen jedenfalls die Umgegend von Paris?«

»Nein, Exzellenz, nein«, erwiderte der Verwalter mit einem nervösen Zittern, das Monte Christo, der sich auf die Äußerung der Gemütsbewegungen verstand, mit Recht einer lebhaften Unruhe zuschrieb.

»Das ist schade, denn ich will mir noch heute abend mein neues Besitztum ansehen, und Sie hätten, wenn Sie mich begleiteten, mir jedenfalls nützliche Auskunft geben können.«

»Nach Auteuil?« rief Bertuccio, dessen braune Gesichtsfarbe fast fahl wurde. »Ich, nach Auteuil?«

»Nun, was ist denn dabei Erstaunliches, daß Sie nach Auteuil gehen? Wenn ich dort wohne, müssen Sie schon dahin, da Sie zu meinem Hause gehören.«

Bertuccio senkte vor dem gebietenden Blick seines Herrn den Kopf und blieb bewegungslos, ohne zu antworten.

»Nun, was ist Ihnen denn? Soll ich zum zweiten Male nach dem Wagen klingeln?«

Bertuccio war mit einem Satz aus dem kleinen Salon im Vorzimmer und rief mit heiserer Stimme:

»Die Pferde Seiner Exzellenz!«

Monte Christo schrieb einige Briefe, als er den letzten zusiegelte, erschien der Verwalter wieder.

»Der Wagen Seiner Exzellenz steht vor der Tür«, meldete er.

»Gut, nehmen Sie Ihre Handschuhe und Ihren Hut«, sagte Monte Christo.

»Soll ich mit dem Herrn Grafen fahren?« rief Bertuccio.

»Allerdings; ich muß Ihnen doch meine Anweisungen geben, da ich das Haus zu bewohnen gedenke.«

Es wäre ohne Beispiel gewesen, wenn einem Befehl des Grafen widersprochen worden wäre; der Verwalter folgte seinem Herrn, der in den Wagen stieg und ihn aufforderte, gleichfalls einzusteigen. Der Verwalter setzte sich ehrerbietig auf den Vordersitz.

Das Haus in Auteuil

Monte Christo hatte beim Herabsteigen von der Freitreppe bemerkt, daß Bertuccio sich nach korsischer Weise mit dem Daumen bekreuzigt und beim Platznehmen im Wagen leise ein kurzes Gebet gesprochen hatte.

Sie erreichten Auteuil in zwanzig Minuten. Die Erregung des Verwalters hatte immer mehr zugenommen; beim Einfahren in das Dorf begann er, in die Wagenecke gedrückt, mit fieberhafter Erregung die Häuser, an denen sie vorbeifuhren, zu mustern.

»Lassen Sie Rue de la Fontaine Nr. 28 haltmachen«, sagte der Graf, indem er seinen scharfen Blick unerbittlich auf den Verwalter gerichtet hielt.

Bertuccio begann der Schweiß von der Stirn zu tropfen, aber er gehorchte und rief, sich aus dem Wagen beugend, dem Kutscher zu: »Rue de la Fontaine Nr. 28.«

Das Haus lag am Ende des Dorfes. Während der Fahrt war es dunkel geworden, eine schwarze Gewitterwolke war heraufgezogen. Der Wagen hielt, und der Lakai sprang herab und öffnete.

»Nun, Sie steigen nicht aus, Herr Bertuccio?« sagte der Graf.

»Sie wollen also im Wagen bleiben? An was, zum Teufel, denken Sie denn heute abend?«

Bertuccio stürzte aus dem Wagenschlag und bot dem Grafen seine Schulter, die dieser diesmal als Stütze benutzte, während er langsam die drei Tritte hinunterstieg.

»Klopfen Sie«, sagte der Graf, »und melden Sie mich an.«

Bertuccio klopfte, die Tür ging auf, und der Hausmeister erschien.

»Was gibt's?« fragte er

»Ihr neuer Herr ist da«, antwortete der Lakai und reichte dem Hausmeister die von dem Notar ausgestellte Bescheinigung

»Das Haus ist also verkauft?« fragte der Hausmeister, »und der Herr will es bewohnen?«

»Ja, mein Freund«, sagte der Graf, »und ich werde zusehen, daß Sie es nicht zu bedauern haben, daß Ihr bisheriger Herr den Besitz aufgibt.«

»Oh, zu bedauern habe ich da nichts, denn wir haben ihn nur sehr selten gesehen«, antwortete der Hausmeister; »er ist seit mehr als fünf Jahren nicht hier gewesen und hat wahrhaftig gut daran getan, ein Haus zu verkaufen, das ihm durchaus nichts einbrachte.«

»Wie hieß Ihr früherer Herr?« fragte Monte Christo.

»Der Marquis von Saint-Méran. Er hat jedenfalls nicht das wiederbekommen, was das Haus ihn gekostet hat.«

»Der Marquis von Saint-Méran!« wiederholte Monte Christo.

»Der Name kommt mir nicht unbekannt vor; Marquis von Saint-Méran …«

Er schien in seiner Erinnerung zu suchen.

»Ein alter Edelmann«, fuhr der Hausmeister fort, »ein treuer Diener der Bourbonen; er hatte eine einzige Tochter, die Herrn von Villefort geheiratet hat, der Staatsanwalt in Nîmes und später in Versailles war.«

Monte Christo warf einen Blick auf Bertuccio, der weißer war als die Mauer, an die er sich stützte, um nicht umzufallen.

»Ist diese Tochter nicht gestorben?« fragte Monte Christo. »Es ist mir, als hätte ich so etwas gehört.«

»Ja, vor einundzwanzig Jahren, und seitdem haben wir den armen lieben Marquis keine dreimal gesehen.«

»Ich danke Ihnen; geben Sie mir Licht«, sagte Monte Christo.

»Soll ich den Herrn begleiten?«

»Nein, das ist nicht nötig; Bertuccio wird mir leuchten.«

Monte Christo begleitete diese Worte mit zwei Goldstücken, die einen Ausbruch von Dankesbezeigungen hervorriefen.

»Ach, gnädiger Herr«, sagte der Hausmeister, nachdem er vergeblich umhergesucht hatte; »ich habe keine Kerzen hier.«

»Nehmen Sie eine der Wagenlaternen, Bertuccio, und zeigen Sie mir die Zimmer!« sagte der Graf.

Der Verwalter gehorchte, aber an dem Zittern seiner Hand war zu erkennen, was ihn dieser Gehorsam kostete. Sie gingen durch ein ziemlich geräumiges Erdgeschoß und den ersten Stock, der aus einem Salon, einem Badezimmer und zwei Schlafzimmern bestand. Von einem dieser Schlafzimmer gelangte man an eine Wendeltreppe, die nach dem Garten ging.

»Sieh, da ist eine Nebentreppe«, sagte der Graf, »das ist sehr bequem. Leuchten Sie mir, Bertuccio; gehen Sie voran, wir wollen sehen, wohin die Treppe führt.«

»Sie geht nach dem Garten«, antwortete Bertuccio.

»Woher wissen Sie denn das?«

»Ich meine, sie muß dahin gehen.«

»Nun wohl, wir wollen uns davon überzeugen.«

Bertuccio stieß einen Seufzer aus und ging voran. Die Treppe führte in der Tat nach dem Garten. An der Außentür machte der Verwalter halt.

»Nun, weiter, Herr Bertuccio!« sagte der Graf. Aber der Angeredete war wie vernichtet; seine erschreckten Augen suchten umher wie nach den Spuren einer schrecklichen Vergangenheit, und er schien mit seinen zusammengekrampften Händen entsetzliche Erinnerungen zurückstoßen zu wollen.

»Nun!« mahnte der Graf.

»Nein, nein!« rief Bertuccio. »Nein, ich gehe nicht weiter, es ist unmöglich!«

»Was heißt das?« fragte der Graf.

»Aber Sie sehen doch, Herr Graf«, rief der Verwalter, »daß das nicht natürlich ist, daß Sie gerade in Auteuil ein Haus kaufen müssen und daß dieses Haus gerade die Nummer 28 der Rue de la Fontaine sein muß! Ach, warum habe ich Ihnen nicht gleich alles gesagt! Sie hätten sicherlich nicht verlangt, daß ich mitkäme. Ich hoffte, daß das Haus des Herrn Grafen ein anderes wäre als dieses. Als ob es nicht außer dem Hause des Mordes noch andere in Auteuil gäbe!«

»Oho«, rief Monte Christo, plötzlich stehenbleibend, »welch häßliches Wort haben Sie da ausgesprochen. Teufel von Mann, Sie! Eingefleischter Korse! Immer Geheimnisse oder Aberglauben! Los, nehmen Sie die Laterne, wir wollen den Garten ansehen; ich hoffe, daß Sie an meiner Seite keine Furcht haben.«

Bertuccio nahm die Laterne wieder auf. Als die Tür sich öffnete, sah man einen bleichen Himmel, an dem der Mond vergeblich gegen ein Meer dahinjagender finsterer Wolken anzukämpfen suchte. Der Verwalter wollte sich nach links wenden.

»Nein, Bertuccio«, sagte Monte Christo, »wozu den Wegen folgen? Hier ist ein schöner Rasen; wir wollen geradeaus gehen.«

Bertuccio wischte sich den Schweiß von der Stirn, aber er gehorchte; doch wandte er sich nach links. Monte Christo dagegen ging nach rechts; vor einer dichten Baumpflanzung angekommen, blieb er stehen. Der Verwalter konnte nicht mehr an sich halten.

»Gehen Sie fort, gnädiger Herr!« rief er, »gehen Sie fort, ich beschwöre Sie, Sie sind gerade an der Stelle.«

»An welcher Stelle?«

»An der Stelle, wo er gefallen ist.«

»Mein lieber Herr Bertuccio«, sagte Monte Christo lachend, »kommen Sie, bitte, wieder zu sich; wir sind hier nicht in Sartene oder Corte, sondern in einem englischen Garten, der allerdings schlecht gepflegt ist, den man aber deshalb nicht zu verleumden braucht.«

»Bleiben Sie nicht da stehen, gnädiger Herr, bleiben Sie nicht da stehen, ich beschwöre Sie!«

»Ich glaube, Sie werden toll, Meister Bertuccio«, sagte der

Graf kühl; »wenn das der Fall ist, so sagen Sie's mir vorher, damit ich Sie in eine Irrenanstalt bringen lassen kann, ehe ein Unglück passiert.«

»Ach, Exzellenz«, sagte Bertuccio, indem er den Kopf schüttelte und in einer Haltung die Hände faltete, die den Grafen hätte lachen machen, wenn seine Gedanken nicht von einem höheren Interesse in Anspruch genommen gewesen wären und ihn nicht auf jede Äußerung dieses erschreckten Gewissens hätten aufmerksam achten lassen; »ach, Exzellenz, das Unglück ist geschehen!«

»Herr Bertuccio«, sagte der Graf, »ich muß Ihnen bemerken, daß Sie sich bei Ihrem Gestikulieren die Arme verrenken und die Augen rollen wie ein Besessener, aus dem der Teufel nicht weichen will; nun aber habe ich fast immer bemerkt, daß der hartnäckigste Teufel ein Geheimnis ist. Ich wußte, daß Sie ein Korse sind und immer über irgendeiner alten Vendettageschichte brüten, und habe Ihnen das in Italien nachgesehen, weil dort dergleichen Dinge Mode sind; aber in Frankreich findet man in der Regel den Mord nicht nach seinem Geschmack; es gibt hier Gendarmen, die sich damit beschäftigen, Richter, die ihn verdammen, und Schafotte, die ihn rächen.«

Bertuccio rang die Hände, und da er dabei die Laterne nicht losließ, so beleuchtete sie sein entstelltes Gesicht. Monte Christo betrachtete ihn, dann sagte er in einem Ton, der den Verwalter von neuem erschauern ließ:

»Der Abbé Busoni hat mich also belogen, als er nach seiner Reise in Frankreich im Jahre 1829 Sie zu mir schickte mit einem Empfehlungsbrief, in dem er mir Ihre guten Eigenschaften rühmte. Nun, ich werde an den Abbé schreiben, werde ihn für seinen Schützling verantwortlich machen und jedenfalls erfahren, was es mit dieser Mordgeschichte auf sich hat. Nur sage ich Ihnen, Herr Bertuccio, daß, wenn ich in einem Lande lebe, ich mich seinen Gesetzen anzupassen pflege und daß ich keine Lust habe, Ihretwegen mit der französischen Justiz in Konflikt zu kommen.«

»Oh, tun Sie das nicht, Exzellenz, ich habe Ihnen treu

gedient, nicht wahr?« rief Bertuccio voll Verzweiflung. »Ich bin immer ein ehrlicher Mensch gewesen und habe sogar soviel wie möglich Gutes getan.«

»Das bestreite ich nicht«, fuhr der Graf fort, »aber warum zum Teufel sind Sie so aufgeregt? Das ist ein schlechtes Zeichen. Ein reines Gewissen bringt nicht solche Blässe auf die Wangen, solches Fieber in die Hände eines Mannes …«

»Aber, Herr Graf«, erwiderte Bertuccio zögernd, »haben Sie mir nicht selbst gesagt, daß der Herr Abbé Busoni, der meine Beichte in dem Gefängnis zu Nîmes gehört hat, Ihnen, als er mich zu Ihnen schickte, mitgeteilt hat, daß ich mir einen schweren Vorwurf zu machen hätte?«

»Ja, aber da er mir sagte, daß Sie ein vorzüglicher Verwalter seien, habe ich geglaubt, Sie hätten nur gestohlen.«

»Oh, Herr Graf!« sagte Bertuccio mit Geringschätzung.

»Oder daß Sie als Korse nicht dem Verlangen hätten widerstehen können, eine Haut zu machen, wie man bei Ihnen sagt.«

»Nun denn, ja, gnädiger Herr, ja, mein guter Herr, es ist so!« rief Bertuccio, indem er dem Grafen zu Füßen fiel. »Ja, es war eine Rache, ich schwöre es, eine einfache Rache.«

»Ich verstehe; was ich aber nicht verstehe, ist, daß gerade dieses Haus Sie so außer Fassung bringt.«

»Aber, gnädiger Herr, ist das nicht ganz natürlich, da die Rache in diesem Hause vollführt worden ist?«

»Wie, in meinem Hause?«

»Oh, gnädiger Herr, damals gehörte es Ihnen noch nicht!« antwortete Bertuccio naiv.

»Aber wem gehörte es denn? Dem Marquis von Saint-Méran, hat, glaube ich, der Hausmeister gesagt. Was zum Kuckuck hatten Sie sich denn an dem Marquis zu rächen?«

»Oh, der war's nicht, es war ein anderer.«

»Das ist ein seltsames Zusammentreffen«, sagte Monte Christo, scheinbar seinen eigenen Betrachtungen nachhängend, »daß Sie sich so zufällig auf einmal in einem Hause befinden, wo sich eine Szene zugetragen hat, die Ihnen so schreckliche Gewissensbisse verursacht.«

»Gnädiger Herr«, entgegnete der Verwalter, »es ist das Schicksal, das alles so gefügt hat, das glaube ich fest. Zuerst kaufen Sie gerade ein Haus in Auteuil, dieses Haus ist das, wo ich einen Mord begangen habe; Sie gehen in den Garten, gerade auf der Treppe, die er heruntergekommen ist; Sie bleiben gerade an der Stelle stehen, wo er den Stoß empfangen hat; zwei Schritte von hier, unter dieser Platane war die Grube, wo er das Kind vergraben hatte. Dies alles ist kein Zufall, nein, es ist die Vorsehung.«

»Gut, Herr Korse, nehmen wir an, es sei die Vorsehung; ich nehme immer an, was man will; man muß übrigens auf die Wahnideen Kranker eingehen. Lassen Sie also sehen, nehmen Sie sich zusammen und erzählen Sie mir die Geschichte.«

»Ich habe sie nur ein einziges Mal erzählt, und zwar dem Abbé Busoni. Dergleichen«, fügte Bertuccio, den Kopf schüttelnd, hinzu, »läßt sich nur unter dem Beichtgeheimnis sagen.«

»Dann, mein lieber Bertuccio«, sagte der Graf, »nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie wieder zu Ihrem Beichtvater schicke, mit dem Sie von Ihren Geheimnissen plaudern können. Aber ich fürchte mich vor einem Bewohner, den solche Einbildungen erschrecken; ich liebe es nicht, daß meine Leute abends nicht in den Garten gehen mögen. Und dann muß ich gestehen, liegt mir sehr wenig an einem Besuch eines Polizeikommissars. Ich wußte wohl, daß Sie ein Korse und ein Schmuggler sind, aber ich sehe, daß Sie noch mit andern Hunden gehetzt sind. Wir sind miteinander fertig, Herr Bertuccio!«

»O gnädiger Herr, gnädiger Herr!« rief der Verwalter, von dieser Drohung erschreckt. »Oh, wenn es nur davon abhängt, daß ich in Ihrem Dienst bleibe, so werde ich sprechen, werde alles sagen; und wenn ich Sie verlasse, gut, so geschieht es nur, um aufs Schafott zu gehen.«

»Dann ist es etwas anderes«, sagte Monte Christo; »aber wenn Sie lügen wollen, bedenken Sie wohl, so wäre es besser, Sie sagten gar nichts.«

»Nein, gnädiger Herr, ich schwöre es Ihnen beim Heile meiner Seele, daß ich Ihnen alles sagen werde, denn der Abbé Busoni selbst hat nur einen Teil meines Geheimnisses erfahren. Aber ich

bitte Sie, entfernen Sie sich zuerst von dieser Platane; sehen Sie, wie Sie so dastehen, in dem Mantel, der Ihre Gestalt verhüllt, die mit derjenigen des Herrn von Villefort Ähnlichkeit hat …«

»Wie? Es handelt sich um Herrn von Villefort?«

»Eure Exzellenz kennen ihn?«

»Den früheren Staatsanwalt in Nîmes?«

»Ja.«

»Der die Tochter des Marquis von Saint-Méran geheiratet hat?«

»Ja.«

»Und der den Ruf des ehrlichsten, strengsten und pflichttreuesten Beamten hatte?«

»Gnädiger Herr«, rief Bertuccio, »dieser Mann mit dem fleckenlosen Ruf …«

»Nun?«

»War ein Schuft.«

»Pah!« sagte Monte Christo, »unmöglich!«

»Es ist aber so, wie ich sage.«

»So, und Sie haben den Beweis dafür?«

»Ich hatte ihn wenigstens.«

»Und Sie haben ihn verloren?«

»Ja, aber wenn man ordentlich sucht, kann man ihn wiederfinden.«

»Ah! Erzählen Sie, Bertuccio«, sagte der Graf; »denn die Sache fängt an mich zu interessieren.«

Und der Graf setzte sich, indem er eine Arie aus »Lucia« vor sich hin summte, auf eine Bank, während Bertuccio ihm folgte und sich seine Erinnerungen zurückrief.

Bertuccio blieb vor ihm stehen.

Die Vendetta

»Womit wünschen der Herr Graf, daß ich anfange?« fragte Bertuccio.

»Ei, womit Sie wollen«, antwortete Monte Christo, »da ich absolut nichts weiß.«

»Ich glaubte indessen, daß der Herr Abbé Busoni Eurer Exzellenz gesagt hätte …«

»Er hat mir allerdings einige Einzelheiten gesagt, aber das ist schon sieben oder acht Jahre her, und ich habe alles vergessen.«

»Dann kann ich also, ohne zu fürchten, Eure Exzellenz zu langweilen …«

»Los, Herr Bertuccio, los, Sie vertreten mir heute abend die Zeitung.«

»Die Geschichte geht bis 1815 zurück.«

»Ah, ah«, sagte Monte Christo, »das ist nicht gestern.«

»Nein, gnädiger Herr, und doch sind mir die geringsten Einzelheiten noch so gegenwärtig, als wenn es gestern gewesen wäre. Ich hatte einen älteren Bruder, der im Dienste des Kaisers stand und in einem nur aus Korsen bestehenden Regiment Leutnant geworden war. Dieser Bruder war mein einziger Freund; wir waren Waisen, ich seit meinem fünften, er seit seinem achtzehnten Jahre; er hatte mich erzogen, als ob ich sein Sohn gewesen wäre. Im Jahre 1814, unter den Bourbonen, hatte er sich verheiratet; der Kaiser kam von der Insel Elba zurück, mein Bruder nahm sofort wieder Dienste und ging, bei Waterloo leicht verwundet, mit der Armee hinter die Loire zurück. Eines Tages empfingen wir einen Brief – wir wohnten in dem Dörfchen Rogliano am äußersten Ende von Kap Corse –, dieser Brief kam von meinem Bruder, der uns anzeigte, daß die Armee entlassen sei und daß er über Châteauroux, Clermont-Ferrand, Le Puy und Nîmes zurückkehre; wenn ich etwas Geld hätte, so bat er mich, es ihm nach Nîmes zu einem Wirt, mit dem ich Geschäfte hatte, zu schicken.«

»Geschäfte als Schmuggler«, warf Monte Christo ein.

»Lieber Gott, Herr Graf, man muß leben.«

»Gewiß; fahren Sie fort!«

»Ich liebte meinen Bruder zärtlich und wollte ihm das Geld selbst bringen. Ich besaß etwa tausend Franken; die Hälfte davon ließ ich Assunta, so hieß meine Schwägerin, zurück, mit den andern fünfhundert machte ich mich auf den Weg nach Nîmes. Die Sache war leicht, ich fuhr in meiner Barke und hatte

eine Ladung auf dem Meer aufzunehmen; alles kam meinem Plan zustatten.

Aber nachdem ich geladen hatte, wurde der Wind ungünstig, so daß wir vier oder fünf Tage nicht in die Rhône einlaufen konnten. Endlich gelang es uns; wir kamen bis Arles; ich ließ die Barke zwischen Bellegarde und Beaucaire und machte mich auf den Weg nach Nîmes.

Nun war das gerade die Zeit, wo die berüchtigten Metzeleien im Süden stattfanden. Beim Betreten von Nîmes watete man buchstäblich im Blute; bei jedem Schritt traf man auf Leichen; die in Banden organisierten Mörder töteten alles, was Bonapartist war, plünderten und sengten.

Beim Anblick dieses Blutbades ergriff mich ein Zittern, nicht meinetwegen; ich, ein einfacher korsischer Schiffer, hatte nichts zu fürchten; im Gegenteil, jene Zeit war eine gute Zeit für uns Schmuggler, aber ich fürchtete für meinen Bruder, einen Soldaten des Kaisers, der mit seiner Uniform und seinen Epauletten von der Loirearmee zurückkam.

Ich eilte zu dem Wirtshaus. Meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht; mein Bruder war am Tage vorher in Nîmes angekommen und an der Tür desjenigen, um dessen Gastfreundschaft er nachsuchen wollte, ermordet worden.

Ich tat, was ich konnte, um seine Mörder ausfindig zu machen; aber niemand wagte, mir ihre Namen zu sagen, so sehr waren sie gefürchtet. Da dachte ich an die französische Justiz, von der man mir so viel erzählt hatte, die nichts fürchtet, und begab mich zum Staatsanwalt.«

»Und dieser Staatsanwalt nannte sich Villefort?« fragte Monte Christo nachlässig.

»Ja, Exzellenz; er kam von Marseille, wo er Zweiter Staatsanwalt gewesen war. Sein Eifer hatte ihm Beförderung eingebracht. Er war, wie es hieß, einer der ersten, die der Regierung die Abfahrt Napoleons von der Insel Elba gemeldet hatten.«

»Sie gingen also zu ihm«, sagte Monte Christo, »und weiter?«

›Herr Staatsanwalt«, sagte ich zu ihm, ›mein Bruder ist gestern in den Straßen von Nîmes ermordet worden, ich weiß

nicht von wem, aber es ist Ihre Pflicht, das in Erfahrung zu bringen. Sie sind hier der Chef der Justiz, und es ist Sache der Justiz, die zu rächen, die sie nicht hat schützen können.‹

›Und was war Ihr Bruder?« fragte der Staatsanwalt.

›Leutnant im korsischen Bataillon.‹

›Also ein Soldat des Usurpators?‹

›Ein Soldat der französischen Armee.‹

›Nun‹, antwortete er, ›er hat das Schwert gezogen und ist durch das Schwert umgekommen.‹

›Sie irren sich, er ist durch den Dolch umgekommen.‹

›Was soll ich tun?« antwortete der Beamte.

›Das habe ich Ihnen gesagt: Sie sollen ihn rächen.‹

›Und an wem?‹

›An seinen Mördern.‹

›Kenne ich sie denn?‹

›Lassen Sie sie suchen.‹

›Wozu? Ihr Bruder wird in Streit geraten und im Zweikampf gefallen sein. Alle diese alten Soldaten begehen Ausschreitungen, die sie sich unter dem Kaiserreich straflos leisten konnten, jetzt aber übel für sie ausfallen; unsere Leute hier im Süden lieben weder die Soldaten noch die Ausschreitungen.‹

›Herr Staatsanwalt‹, antwortete ich, ›ich bitte Sie nicht meinetwegen. Ich werde weinen oder mich rächen; aber mein armer Bruder hat eine Frau. Wenn mir nun auch ein Unglück zustieße, würde sie verhungern, denn sie lebte allein von der Arbeit meines Bruders. Erwirken Sie für sie eine kleine Pension von der Regierung.‹

›Jede Revolution kostet Opfer‹, erwiderte Herr von Villefort; ›Ihr Bruder ist ein solches Opfer geworden, das ist ein Unglück, und die Regierung schuldet darum Ihrer Familie nichts. Wenn wir alle die Racheakte abzuurteilen hätten, die Parteigänger des Usurpators gegen diejenigen des Königs ausgeübt haben, als sie an der Macht waren, so würde Ihr Bruder vielleicht heute zum Tode verurteilt sein. Was geschehen ist, ist etwas ganz Natürliches, denn es entspricht dem Gesetz der Wiedervergeltung.‹

›Wie können Sie als Beamter so sprechen!‹ rief ich.

›Alle Korsen sind Narren, wahrhaftig‹, entgegnete Herr von Villefort, ›und sie glauben noch, daß ihr Landsmann Kaiser sei. Sie irren sich in der Zeit, mein Lieber; Sie hätten mir das vor zwei Monaten sagen müssen; heute ist es zu spät; gehen Sie also, und wenn Sie nicht gehen, werde ich Sie hinausführen lassen.‹

Ich sah ihn einen Augenblick an, ob sich durch eine nochmalige Bitte etwas erhoffen ließe. Dieser Mann war von Stein. Ich trat vor ihn hin.

›Wohlan‹, sagte ich halblaut, ›da Sie die Korsen kennen, so müssen Sie wissen, wie sie ihr Wort halten. Sie finden, daß man wohl daran getan hat, meinen Bruder, der Bonapartist war, zu töten, weil Sie Royalist sind; gut, ich bin Bonapartist und ich erkläre Ihnen, daß ich Sie töten werde. Von diesem Augenblick ab kündige ich Ihnen die Vendetta an. Also hüten Sie sich; denn das erstemal, wo wir uns wieder von Angesicht zu Angesicht gegenüber befinden, ist Ihre letzte Stunde gekommen.‹

Und ehe er sich von seiner Überraschung erholt hatte, öffnete ich die Tür und entfloh.«

»Ha, ha!« sagte Monte Christo. »Sie mit Ihrem ehrlichen Gesicht machen solche Sachen, Herr Bertuccio, und noch dazu mit einem Staatsanwalt! Pfui! Wußte er denn wenigstens, was das Wort Vendetta bedeutet?«

»Er wußte es so gut, daß er von diesem Augenblick an nicht mehr allein ausging, sich in seinem Hause verschloß und mich überall suchen ließ. Zum Glück war ich so gut versteckt, daß er mich nicht finden konnte. Da ergriff ihn die Furcht; er zitterte davor, noch länger in Nîmes zu bleiben, bat um Versetzung, und da er in der Tat ein einflußreicher Mann war, wurde er nach Versailles versetzt; aber Sie wissen, für einen Korsen, der geschworen hat, sich an seinem Feinde zu rächen, gibt es keine Entfernung, und so gut sein Wagen auch geführt wurde, war er mir nie um mehr als einen halben Tag voraus, obgleich ich ihm zu Fuß folgte.

Die Hauptsache war nicht, ihn zu töten, dazu hätte sich hundertmal Gelegenheit geboten, sondern ihn zu töten, ohne ent-

deckt und vor allem ohne festgenommen zu werden; denn von nun an gehörte ich mir nicht mehr allein, sondern ich hatte meine Schwägerin zu schützen und zu ernähren. Drei Monate lang beobachtete ich Herrn von Villefort; er tat keinen Schritt aus dem Hause, ohne daß ich ihm folgte. Endlich entdeckte ich, daß er insgeheim nach Auteuil ging; ich folgte ihm und sah ihn hier in dieses Haus eintreten, nur ließ er Pferd und Wagen im Gasthaus und trat nicht wie jedermann durch die Haustür von der Straße aus ein, sondern durch die kleine Pforte, die Sie dort sehen.«

Monte Christo bekundete durch eine Kopfbewegung, daß er in der Dunkelheit in der Tat den bezeichneten Eingang unterscheide.

»Ich blieb nun in Auteuil und zog Erkundigungen ein; hier mußte ich augenscheinlich meine Falle stellen.

Das Haus gehörte, wie Ihnen der Hausmeister gesagt hat, Herrn von Saint-Méran, dem Schwiegervater Villeforts. Herr von Saint-Méran wohnte in Marseille, folglich war ihm das Haus unnütz; man sagte auch, daß er es kürzlich an eine junge Witwe vermietet habe, die man nur unter dem Namen der Baronin kannte.

In der Tat sah ich eines Abends, als ich über die Mauer spähte, eine junge Frau allein im Garten spazierengehen, wo sie von keinem fremden Hause aus beobachtet werden konnte; sie blickte oft nach der kleinen Pforte, und ich verstand, daß sie an diesem Abend Herrn von Villefort erwartete. Als sie so nahe bei mir war, daß ich trotz der Dunkelheit ihre Züge unterscheiden konnte, sah ich eine schöne junge Frau von achtzehn bis neunzehn Jahren, groß und blond. Da sie im einfachen Hauskleid war, konnte ich bemerken, daß sie schwanger war und daß ihre Schwangerschaft schon ziemlich weit fortgeschritten war.

Einige Augenblicke darauf wurde die kleine Pforte geöffnet, ein Mann trat ein; die junge Frau eilte auf ihn zu; sie umarmten sich, küßten sich zärtlich und begaben sich zusammen nach dem Hause.

Dieser Mann war Herr von Villefort. Ich überlegte, daß, wenn

er fortginge, besonders wenn er in der Nacht ginge, er allein den Garten seiner ganzen Länge nach durchschreiten müßte.«

»Und haben Sie nachher den Namen dieser Frau erfahren?« fragte der Graf.

»Nein, Exzellenz«, antwortete Bertuccio; »Sie werden sehen, daß ich keine Zeit dazu hatte.«

»Fahren Sie fort!«

»An diesem Abend«, erzählte Bertuccio weiter, »hätte ich vielleicht den Staatsanwalt töten können, aber ich kannte den Garten noch nicht genügend in allen seinen Einzelheiten. Ich fürchtete, ihn nicht auf der Stelle zu töten und daß, wenn jemand auf sein Rufen herbeieilte, ich nicht fliehen könnte. Ich verschob die Tat auf das nächste Stelldichein und mietete mir, damit mir nichts entginge, ein kleines Zimmer, das nach der Straße ging, die an der Mauer entlanglief.

Drei Tage darauf sah ich gegen sieben Uhr abends einen berittenen Diener das Haus verlassen und im Galopp nach Sèvres zu davonjagen; ich vermutete, daß er sich nach Versailles begab. Ich täuschte mich nicht; nach drei Stunden kehrte der Mann, ganz mit Staub bedeckt, zurück.

Zehn Minuten später kam ein andrer Mann, der in einen Mantel gehüllt war, und öffnete die Pforte, die sich hinter ihm schloß.

Ich ging schnell nach unten. Obgleich ich das Gesicht Villeforts nicht gesehen hatte, erkannte ich ihn dennoch an dem Klopfen meines Herzens; ich stieg auf einen Prellstein an der Ecke der Mauer, von wo ich das erstemal in den Garten gesehen hatte. Diesmal begnügte ich mich nicht mit dem bloßen Beobachten; ich zog mein Messer aus der Tasche, versicherte mich, daß die Spitze gut gewetzt war, und sprang über die Mauer.

Meine erste Sorge war, nach der Pforte zu eilen; er hatte den Schlüssel stecken lassen und nur zweimal umgedreht. Nichts verhinderte also meine Flucht nach dieser Seite. Ich begann die Örtlichkeit zu studieren. Der Garten bildete ein langes Viereck; ein Rasenplatz lag in der Mitte, an den Ecken standen dichte Baumgruppen.

Um sich von dem Hause nach der Pforte zu begeben oder

von der Pforte nach dem Hause, mußte Herr von Villefort an der einen dieser Baumgruppen vorbei.

Es war Ende September; der Wind wehte, der blasse Mond, der jeden Augenblick durch dahinjagende große Wolken verschleiert wurde, ließ die nach dem Hause führenden Wege hell hervortreten, vermochte aber nicht die Dunkelheit der Baumgruppen zu durchdringen, in denen ein Mensch sich versteckt halten konnte, ohne befürchten zu müssen, gesehen zu werden.

Ich verbarg mich in der Baumgruppe, an der Villefort vorbeikommen mußte; kaum befand ich mich dort, als ich mitten in dem Brausen des Windes, der die Bäume über mir beugte, etwas wie Stöhnen zu unterscheiden glaubte. Aber Sie wissen, oder vielmehr, Sie wissen es nicht, Herr Graf, daß einer, der den Augenblick eines Mordes erwartet, immer dumpfe Schreie in der Luft zu hören glaubt. Zwei Stunden verstrichen, während deren ich mehrere Male dasselbe Stöhnen zu vernehmen glaubte. Es schlug Mitternacht.

Der letzte Schlag hallte noch klagend nach, als ich einen schwachen Lichtschimmer hinter den Fenstern der Treppe bemerkte, die wir eben herabgestiegen sind. Die Tür öffnete sich, und der Mann im Mantel erschien.

Der schreckliche Augenblick war gekommen; ich hatte mich seit so langer Zeit auf ihn vorbereitet, daß ich vollkommen gefaßt blieb; ich zog mein Messer, öffnete es und hielt mich bereit.

Der Mann im Mantel kam gerade auf mich zu; aber ich glaubte zu bemerken, daß er eine Waffe in der rechten Hand hielt, und bekam Furcht, nicht vor einem Kampf, sondern vor einem Mißerfolg. Erst als er bis auf einige Schritte an mich herangekommen war, sah ich, daß das, was ich für eine Waffe gehalten hatte, nichts andres als ein Spaten war.

Ich hatte noch nicht zu erraten vermocht, zu welchem Zweck Herr von Villefort einen Spaten bei sich trug, als er am Rande der Baumgruppe stehenblieb, einen Blick umherwarf und daran ging, ein Loch in die Erde zu graben. Da bemerkte ich, daß sich etwas in seinem Mantel befand, den er, um nicht in seinen Bewegungen gehindert zu werden, auf den Rasen gelegt hatte.

Ich wurde neugierig und wollte sehen, was Villefort da vorhatte; unbeweglich mit angehaltenem Atem wartete ich.

Da kam mir ein Gedanke, den ich bestätigt fand, als ich sah, daß der Staatsanwalt einen kleinen, zwei Fuß langen und sechs bis acht Zoll breiten Kasten aus dem Mantel zog.

Er vergrub den Kasten in dem Erdloch, warf es wieder zu und trat dann die frische Erde fest, um jede Spur der nächtlichen Arbeit verschwinden zu lassen. Da stürzte ich auf ihn zu und stieß ihm mein Messer in die Brust, indem ich sagte:

›Ich bin Giovanni Bertuccio! Deinen Tod für meinen Bruder, deinen Schatz für seine Witwe; du siehst, daß meine Rache vollständiger ist, als ich hoffte.‹

Ich weiß nicht, ob er diese Worte gehört hat, glaube es auch nicht, denn er fiel, ohne einen Schrei auszustoßen. Ich fühlte, wie sein Blut mir auf die Hand und ins Gesicht spritzte; aber ich war trunken vor Freude; das Blut erfrischte mich, anstatt auf der Haut zu brennen. In einer Sekunde hatte ich mit dem Spaten den Kasten wieder ausgegraben; dann machte ich das Loch wieder zu, warf den Spaten über die Mauer und eilte nach der Pforte, die ich doppelt hinter mir abschloß und deren Schlüssel ich mitnahm.

Ich lief bis zum Flusse, setzte mich auf die Böschung, und ich sprengte, begierig zu wissen, was der Kasten enthielt, den Deckel mit meinem Messer.

In eine Windel von feinem Batist war ein neugeborenes Kind eingewickelt; das rote Gesicht und die violetten Händchen deuteten darauf hin, daß es durch ein um seinen Hals geschlungenes Band erdrosselt worden sein mußte; da es aber noch nicht kalt war, zögerte ich, es ins Wasser zu werfen.

Nach einem Augenblick glaubte ich wahrzunehmen, daß das Herz leicht schlüge; ich löste ihm die Schnur vom Halse, und da ich Krankenpfleger im Hospital zu Bastia gewesen war, so tat ich, was ein Arzt in einem solchen Fall tut, das heißt, ich blies ihm Luft in die Lunge. Nach einer Viertelstunde, während der ich ihm unausgesetzt Luft einblies, begann das Kind zu atmen, und der kleinen Brust entfuhr ein Schrei.

Auch ich stieß einen Schrei, aber einen Freudenschrei aus.

Gott verflucht mich also nicht, sagte ich mir, da er es so fügt, daß ich für das Leben, das ich dem einen genommen habe, einem andern menschlichen Wesen das Leben wiedergebe!«

»Und was machten Sie mit diesem Kind?« fragte Monte Christo. »Es mußte für einen auf der Flucht Befindlichen ein ziemlich lästiges Gepäck sein.«

»Ich hatte auch nicht einen Augenblick den Gedanken, es zu behalten. Aber ich wußte, daß es in Paris ein Hospiz gab, wo man solche armen Geschöpfe aufnimmt. Beim Passieren der Barriere erklärte ich, das Kind unterwegs gefunden zu haben, und erkundigte mich. Das Vorhandensein des Kastens ließ an meine Worte glauben; die batistenen Windeln deuteten darauf hin, daß das Kind reichen Eltern angehörte; das Blut, mit dem ich bedeckt war, konnte ebensogut von dem Kinde herrühren wie von sonst jemand. Man ließ mich ungehindert gehen und bezeichnete mir das Hospiz, das sich ganz am Ende der Rue d'Enfer befand. Nachdem ich die Vorsicht gebraucht hatte, die Windel entzweizuschneiden, so daß einer der beiden Buchstaben, mit denen sie gekennzeichnet war, an dem Stück blieb, das das Kind umhüllte, während ich das Stück mit dem andern Buchstaben behielt, setzte ich den Kasten mit dem Kind in den Turm, zog die Glocke und lief eilends davon. Vierzehn Tage darauf war ich wieder in Rogliano und sagte zu Assunta:

›Tröste dich, Schwägerin, Israel ist tot, aber ich habe ihn gerächt.‹

Sie fragte mich, was diese Worte bedeuten sollten, und ich erzählte ihr alles, was sich ereignet hatte.

›Giovanni‹, sagte Assunta zu mir, ›du hättest das Kind mitbringen sollen; wir hätten Elternstelle an ihm vertreten, hätten es Benedetto genannt, und Gott hätte uns wegen dieser guten Tat gesegnet.‹

Statt aller Antwort gab ich ihr die Hälfte der Windel, die ich behalten hatte, um das Kind dereinst, wenn es uns besser gehen würde, zurückzuverlangen.«

»Mit welchen Buchstaben war diese Windel gezeichnet?« fragte Monte Christo.

»Mit einem H und einem N mit darübergestickter Baronskrone.«

»Wo haben Sie denn Ihre heraldischen Studien gemacht, Herr Bertuccio?«

»In Ihrem Dienste, Herr Graf, wo man alles lernt.«

»Fahren Sie fort, ich bin neugierig, zweierlei zu erfahren.«

»Was denn, gnädiger Herr?«

»Was aus dem kleinen Jungen geworden ist. Haben Sie nicht gesagt, daß es ein kleiner Junge war, Herr Bertuccio?«

»Nein, Exzellenz; ich erinnere mich nicht, davon gesprochen zu haben.«

»Ah, ich glaubte, es gehört zu haben; dann werde ich mich getäuscht haben.«

»Nein, Sie haben sich nicht getäuscht, denn es war in der Tat ein kleiner Junge; aber Exzellenz wünschten zweierlei zu wissen. Was ist das Zweite?«

»Das Zweite wäre das Verbrechen, dessen Sie angeklagt waren, als Sie einen Beichtvater verlangten und der Abbé Busoni Sie darauf in dem Gefängnis von Nîmes besuchte.«

»Vielleicht wird Ihnen die Erzählung zu lang vorkommen, Exzellenz.«

»Was schadet's? Es ist kaum zehn Uhr; Sie wissen, daß ich nicht schlafe, und ich nehme an, daß auch Sie keine große Lust dazu haben.«

Bertuccio verneigte sich und nahm seine Erzählung wieder auf, von der hier nur das für die nachfolgenden Ereignisse Wichtige kurz wiedergegeben werden soll.

Seine Unternehmungen als Schmuggler glückten ihm, so daß er sie allmählich ausdehnte und seine Ersparnisse wuchsen. Als er eines Tages von einer sechswöchigen Fahrt zurückkehrte, hatte Assunta das Kind von Paris geholt, das man ihr, da sie die Hälfte der Windel vorgezeigt und Tag und Stunde der Einlieferung angegeben hatte, ohne weitere Schwierigkeiten überlassen hatte. Es war ein reizender Junge mit blauen Augen, milchweißer Haut und rotblonden Haaren. Der Knabe, den sie Benedetto nannten, wurde von Assunta wie ein Prinz behandelt, offenbarte

aber bald einen boshaften Charakter und machte durch seine schlechten Streiche und seinen Widerwillen gegen jede Arbeit seinen Pflegeeltern viele Sorgen. Der Gedanke, daß er den Vater des Knaben getötet hatte, machte es Bertuccio unmöglich, ihn gebührend zu züchtigen. Bertuccio beschloß deshalb, ihn auch gegen seinen Willen als Sekretär auf einem Schiffe unterzubringen. Dieser Plan kam aber nicht zur Ausführung. Eines Nachts, als Bertuccio mit seiner Barke voll geschmuggelter Waren am Ufer der Rhône lag, wurde die Barke von Steuerbeamten und Gendarmen umzingelt; Bertuccio gelang es, durch eine Falltür in der Barke zu entkommen; er schwamm unter dem Wasser hin und erreichte glücklich das Ufer.

Er befand sich zwischen Beaucaire und Arles und eilte nach einem an der Landstraße liegenden Wirtshaus, dessen Besitzer mit den Schmugglern im Einverständnis war.

»Und wie nannte sich dieser Mann?« fragte der Graf, der an dem Bericht Interesse zu nehmen begann.

»Er hieß Gaspard Caderousse; ein strammer Kerl von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, der uns schon mehrfach unter schwierigen Umständen Beweise seiner Geistesgegenwart und seines Mutes gegeben hatte.«

»Und das war im Jahre …?« fragte Monte Christo.

»1829, Herr Graf.«

»In welchem Monat?«

»Im Juni.«

»Zu Anfang oder Ende?«

»Es war am dritten abends.«

»Ah«, bemerkte Monte Christo, »am dritten Juni 1829 … Gut, fahren Sie fort.«

»Ich wollte Caderousse um Unterschlupf bitten; da wir aber nie durch die Straßentür eintraten, so sprang ich auch diesmal über die Hecke und schlich dem Hause zu. In der Besorgnis, daß Caderousse irgendeinen Reisenden haben könnte, begab ich mich nach einem Hängeboden, auf dem ich schon häufig die Nacht so gut wie im besten Bett zugebracht hatte. Dieser Hängeboden war von dem Gastzimmer im Erdgeschoß nur

durch eine Bretterwand getrennt, in der Löcher angebracht waren, damit wir den günstigsten Augenblick erspähen konnten, um zu erkennen zu geben, daß wir da wären. Ich gedachte, falls Caderousse allein wäre, ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen, etwas zu genießen und unter dem Schutz des drohenden Gewitters wieder ans Ufer zu gehen und zu sehen, was aus meiner Barke und der Mannschaft geworden sei. Gerade als ich mich auf den Hängeboden schlich, trat Caderousse mit einem Unbekannten ins Gastzimmer.

Der Mann war einer jener Markthändler, die nach Beaucaire zur Messe kommen, um Juwelen zu verkaufen, und die während der vierwöchigen Dauer der Messe manchmal für hundert- bis hundertfünfzigtausend Franken Geschäfte machen.

Caderousse trat rasch zuerst ein. Da er sah, daß das Gastzimmer wie gewöhnlich leer und nur von seinem Hunde bewacht war, rief er seine Frau.

›He, Frau! Der würdige Geistliche hat uns nicht getäuscht; der Diamant war echt.‹

Ein Ausruf der Freude ließ sich vernehmen, und die Treppe krachte unter einem unbeholfenen Gang.

›Was sagst du?‹ fragte die Frau, bleicher als der Tod.

›Ich sage, daß der Diamant echt ist und daß der Herr hier, einer der ersten Pariser Juwelenhändler, bereit ist, uns fünfzigtausend Franken dafür zu geben. Nur will er, um sicher zu sein, daß der Diamant uns auch wirklich gehört, daß auch du ihm erzählst, auf welche Weise wir dazu gekommen sind. Inzwischen setzen Sie sich und nehmen Sie eine Erfrischung.‹

Der Juwelier musterte aufmerksam das Innere des Wirtshauses und die augenscheinliche Armut derjenigen, die ihm einen Diamanten verkaufen wollten. ›Erzählen Sie‹, sagte er.

›Ach Gott‹, sagte die Frau, ›es ist ein Segen des Himmels, auf den wir nicht gefaßt waren. Denken Sie sich, daß mein Mann im Jahre 1814 oder 15 mit einem Seemann namens Edmond Dantès befreundet war. Dieser Arme, den Caderousse vollständig vergessen hatte, hat ihn nicht vergessen, denn er hat ihm bei seinem Tode den Diamanten, den Sie gesehen haben, vermacht.‹

›Aber wie war der zu dem Diamanten gekommen? Hatte er ihn schon, ehe er ins Gefängnis kam?‹

›Nein‹, antwortete die Frau, ›aber er scheint in dem Gefängnis die Bekanntschaft eines sehr reichen Engländers gemacht zu haben, und da sein Zellengenosse krank wurde und Dantès ihn wie einen Bruder gepflegt hat, so hat der Engländer, als er freikam, dem armen Dantès diesen Diamanten geschenkt, den Dantès, als er im Gefängnis starb, uns vermacht hat und den uns der würdige Abbé, der heute morgen hier war, in seinem Auftrag gebracht hat.‹

›Das ist genau dieselbe Geschichte‹, murmelte der Juwelier, ›und sie kann ja schließlich wahr sein, so unwahrscheinlich sie einem auch im ersten Augenblick vorkommt. Es bliebe also nur noch übrig, daß wir uns über den Preis einigten.‹

›Wie? Ich glaubte, Sie wollten den Preis zahlen, den ich gefordert habe.‹

›Das heißt, ich habe vierzigtausend Franken dafür geboten‹, antwortete der Juwelier.

›Vierzigtausend!‹ rief die Frau. ›Dafür geben wir ihn nicht her. Der Abbé hat uns gesagt, er wäre fünfzigtausend wert, und das noch ohne die Fassung.‹

›Wie hieß denn der Abbé?‹ fragte der Juwelier.

›Abbé Busoni‹, antwortete die Frau.

›Also ein Fremder!‹

›Es war wohl ein Italiener aus der Gegend von Mantua.‹

›Zeigen Sie mir den Diamanten, ich will ihn nochmals ansehen‹, sagte der Juwelier. ›Man beurteilt die Steine beim ersten Anblick oft falsch.‹

Caderousse zog ein kleines schwarzes Etui aus der Tasche, öffnete es und reichte es dem Juwelier. Beim Anblick des Diamanten, der die Größe einer Haselnuß hatte, funkelten die Augen der Frau vor Gier. Der Juwelier nahm den Ring, zog eine Stahlzange und eine kleine kupferne Waage aus der Tasche, löste den Stein aus der Goldfassung und wog ihn sorgfältig.

›Ich will fünfundvierzigtausend Franken geben‹, sagte er, ›aber keinen Sou mehr. Da dies übrigens der Wert des Diamanten ist, so habe ich gerade diese Summe mitgebracht.‹

›Oh, das hat nichts auf sich‹, meinte Caderousse, ›ich gehe mit Ihnen nach Beaucaire zurück, um die andern fünftausend Franken zu holen.‹

›Nein‹, antwortete der Juwelier, indem er den Ring und den Diamanten zurückgab; ›nein, er ist nicht mehr wert, und es tut mir auch leid, daß ich Ihnen soviel geboten habe, da in dem Stein ein Fehler ist, den ich vorher nicht gesehen hatte; aber einerlei, mein Wort soll gelten; ich habe fünfundvierzigtausend Franken gesagt und bleibe dabei.‹

›Fügen Sie wenigstens den Diamanten wieder in den Ring‹, sagte die Frau.

›Das ist nicht mehr als billig‹, erwiderte der Juwelier und setzte den Diamanten wieder ein.

›Gut‹, meinte Caderousse, indem er das Etui wieder in die Tasche steckte, ›da verkaufe ich ihn an jemand anders.‹

›Ein anderer wird aber nicht so willig sein wie ich‹, entgegnete der Juwelier, ›und wird sich nicht mit der Auskunft, die Sie mir gegeben haben, begnügen. Es ist sonderbar, daß ein Mann wie Sie einen Diamanten im Werte von fünfzigtausend Franken besitzt; er wird Anzeige davon machen, der Abbé Busoni muß herbeigeschafft werden, und Abbés, die Diamanten im Werte von zweitausend Louisdors verschenken, sind selten. Das Gericht wird den Stein an sich nehmen, man wird Sie einsperren, und wenn Sie für unschuldig befunden und nach drei oder vier Monaten in Freiheit gesetzt werden, gibt man Ihnen einen falschen Stein, der drei Franken wert ist, statt eines Diamanten von fünfzig- oder vielleicht sogar fünfundfünfzigtausend Franken, bei dessen Kauf man aber, wie Sie zugeben werden, ein gewisses Risiko läuft.‹

Caderousse und seine Frau befragten sich mit den Blicken.

›Nein‹, sagte Caderousse, ›wir sind nicht so reich, um fünftausend Franken verlieren zu können.‹

›Wie Sie wollen, mein Lieber‹, antwortete der Juwelier, ›ich hatte jedoch, wie Sie sehen, schönes Geld mitgebracht.‹

Und er zog aus der einen Tasche eine Handvoll Goldstücke, die er vor den geblendeten Augen des Wirtes glänzen ließ, und aus der andern ein Paket Banknoten.

In der Seele Caderousses ging jedenfalls ein schwerer Kampf vor.

Er wandte sich an seine Frau.

›Was meinst du dazu?‹ fragte er sie leise.

›Gib ihn ihm‹, antwortete diese. ›Wenn er ohne den Diamanten nach Beaucaire zurückkehrt, zeigt er uns an, und wer weiß, ob wir den Abbé Busoni wieder auftreiben können.‹

›Schön denn‹, sagte Caderousse, ›nehmen Sie den Diamanten für fünfundvierzigtausend Franken; meine Frau wünscht aber eine goldene Kette und ich ein Paar silberne Schnallen.‹

Der Juwelier zog eine Schachtel aus der Tasche, in der sich mehrere der verlangten Sachen befanden.

›Da‹, sagte er, ›ich bin nicht knickrig, suchen Sie sich etwas aus.‹

Die Frau wählte eine goldne Kette, die fünf Louisdors wert sein mochte, und der Mann ein Paar Schnallen, die vielleicht fünfzehn Franken kosteten.

›Ich hoffe, daß Sie zufrieden sind‹, sagte der Juwelier.

›Der Abbé hat gesagt, er sei fünfzigtausend Franken wert‹, murmelte Caderousse.

›Na, hören Sie‹, sagte der Juwelier, indem er ihm den Diamanten aus der Hand zog. ›Welch schrecklicher Mensch! Ich zahle ihm fünfundvierzigtausend Franken aus, zweitausendfünfhundert Livres Rente, das heißt ein Vermögen, wie ich es mir wünschte, und er ist noch nicht zufrieden.‹

›Und die fünfundvierzigtausend Franken‹, fragte Caderousse mit heiserer Stimme; ›lassen Sie sehen, wo sind sie?‹

›Da sind sie‹, antwortete der Juwelier und zählte fünfzehntausend Franken in Gold und dreißigtausend in Banknoten auf den Tisch.

›Warten Sie, ich will die Lampe anstecken‹, sagte die Frau; ›es ist nicht mehr hell, und wir könnten uns irren.‹

In der Tat war während dieser Unterhaltung die Nacht gekommen und mit ihr das Gewitter, das seit einer halben Stunde gedroht hatte. Man hörte den Donner dumpf in der Ferne grollen; aber alle drei schienen sich nicht darum zu kümmern, der Dämon des Gewinns beherrschte sie zu sehr.

Ich selbst hatte ein sonderbares Gefühl bei dem Anblick all

dieses Goldes und der Banknoten. Mir war's, als ob ich träumte, und wie im Traume fühlte ich mich an den Platz gefesselt.

Caderousse zählte das Gold und die Scheine mehrere Male und gab sie dann seiner Frau, die sie auch mehrere Male zählte. Während dieser Zeit ließ der Juwelier den Diamanten im Licht der Lampe funkeln, und der Stein warf Blitze, die diejenigen, die als Vorläufer des Gewitters die Fenster erhellten, vergessen ließen.

›Nun, stimmt es?‹ fragte der Juwelier.

›Ja‹, antwortete Caderousse. ›Gib mir die Brieftasche und suche einen Beutel, Frau.‹

Die Frau holte aus einem Schrank eine alte lederne Brieftasche; Caderousse nahm einige fettige Briefe heraus und legte die Scheine dafür hinein. Dann brachte die Frau einen Beutel, der zwei oder drei Taler, wahrscheinlich das ganze Vermögen des armseligen Haushalts, enthielt.

›So‹, sagte Caderousse, ›wenn Sie uns auch vielleicht um zehntausend Franken über die Ohren gehauen haben, wollen Sie mit uns Abendbrot essen?‹

›Ich danke‹, antwortete der Juwelier, ›es ist spät, und ich muß nach Beaucaire zurück; meine Frau würde sonst unruhig sein.‹ Er zog seine Uhr. ›Zum Teufel!‹ rief er. ›Bald neun Uhr! Da werde ich nicht vor Mitternacht nach Hause kommen. Lebt wohl, Kinder; sollten sich zufällig bei Ihnen nochmals solche Abbés einstellen, so denken Sie an mich.‹

›In acht Tagen werden Sie nicht mehr in Beaucaire sein, da die Messe in der nächsten Woche zu Ende geht‹, bemerkte Caderousse.

›Nein, aber das macht nichts; schreiben Sie mir nach Paris, an Herrn Joannes im Palais-Royal, Galerie de Pierre Nr. 45; ich werde bloß Ihretwegen die Reise machen, wenn es die Mühe wert ist.‹

Ein Donnerschlag ertönte, begleitet von einem grelleuchtenden Blitz.

›Oh, oh!‹ sagte Caderousse. ›Wollen Sie bei diesem Wetter fort?‹

›Ich fürchte mich nicht vor dem Gewitter‹, antwortete der Juwelier.

›Und auch nicht vor Räubern?‹ fragte die Frau. ›Die Landstraße ist während der Messe unsicher.‹

›Oh, für die habe ich hier etwas‹, erwiderte Joannes und zog ein Paar kleine geladene Pistolen aus der Tasche. ›Das sind Hunde, die zu gleicher Zeit bellen und beißen. Die sind für die beiden ersten, Vater Caderousse, die nach Ihrem Diamanten Verlangen haben sollten.‹

Caderousse und Frau wechselten einen finstern Blick; sie schienen gleichzeitig einen schrecklichen Gedanken zu haben.

›Dann glückliche Reise!‹ sagte Caderousse.

›Danke schön!‹ entgegnete der Juwelier.

Er nahm seinen Stock und ging. In dem Augenblick, da er die Tür öffnete, fuhr ein Windstoß ins Zimmer, daß die Lampe fast erlosch.

›Oh‹, sagte er, ›das wird ein hübsches Wetter werden, und darin zwei Meilen über Land machen!‹

›Bleiben Sie‹, sagte Caderousse, ›Sie können hier schlafen.‹

›Ja, bleiben Sie doch‹, stimmte die Frau mit zitternder Stimme zu, ›wir werden gut für Sie sorgen.‹

‹Nein, ich muß nach Beaucaire. Lebt wohl!‹

Caderousse ging langsam bis an die Schwelle.

›Man kann weder Himmel noch Erde unterscheiden‹, sagte der Juwelier, schon außerhalb des Hauses. ›Muß ich mich rechts oder links halten?‹

›Rechts‹, antwortete Caderousse; ›Sie können nicht fehlgehen, die Straße ist an beiden Seiten mit Bäumen eingefaßt.‹

›Gut, ich hab sie schon‹, sagte die Stimme des Juweliers schon aus der Ferne.

›Schließ doch die Tür!‹ sagte die Frau. ›Ich sitze nicht gern bei offnen Türen, wenn es donnert.‹

›Und wenn man Geld im Hause hat, nicht wahr?‹ entgegnete Caderousse, indem er die Tür doppelt zuschloß.

Er kehrte ins Zimmer zurück, holte den Beutel und die Brieftasche aus dem Schranke, und beide begannen zum dritten Male ihr Gold und ihre Banknoten zu zählen.

Ich habe nie einen solchen Ausdruck von Habgier gesehen

wie auf diesen Gesichtern, die von der flackernden Lampe beleuchtet wurden. Besonders die Frau war entsetzlich anzusehen; das fiebrige Zittern, das sie gewöhnlich hatte, war stärker geworden; ihr bleiches Gesicht war erdfahl, ihre hohlen Augen flammten.

›Warum hast du ihm denn angeboten, hier zu schlafen?‹ fragte sie mit dumpfer Stimme.

›Nun eben‹, antwortete Caderousse bebend, ›weil … damit er nicht die Mühe hätte, nach Beaucaire zurückzugehen.‹

›Ah!‹ entgegnete die Frau mit einem nicht wiederzugebenden Ausdruck. ›Ich glaubte aus einem andern Grund.‹

›Frau! Frau!‹ rief Caderousse. ›Warum hast du solche Gedanken und warum behältst du sie nicht für dich?‹

›Einerlei‹, sagte die Frau nach einem Augenblick des Schweigens, ›du bist kein Mann.‹

›Wieso?‹ fragte Caderousse.

›Wenn du ein Mann wärst, wäre er nicht von hier fortgekommen.‹

›Weib!‹

›Oder er käme nicht nach Beaucaire.‹

›Weib!‹

›Die Landstraße macht einen Bogen, und er muß auf der Landstraße bleiben; aber es gibt einen kürzern Weg am Kanal entlang.‹

›Frau, du beleidigst den lieben Gott. Da, höre …‹

In der Tat hörte man einen furchtbaren Donnerschlag, während zugleich ein bläulicher Blitz den ganzen Raum erhellte.

›Jesus!‹ rief die Frau, sich bekreuzigend.

In demselben Augenblick wurde an die Tür geklopft. Caderousse und seine Frau fuhren zusammen und sahen sich erschrocken an.

›Wer ist da?‹ rief Caderousse, indem er aufstand, das auf dem Tisch liegende Gold und die Scheine auf einen Haufen zusammenraffte und mit den Händen zudeckte.

›Ich‹, sagte eine Stimme.

›Wer sind Sie?‹

›Ei, zum Kuckuck, Joannes, der Juwelier.‹

›Nun, was sagtest du denn?‹ flüsterte die Frau mit einem schrecklichen Lächeln, ›daß ich den lieben Gott beleidigte …! Da schickt ihn der liebe Gott wieder zu uns.‹

Caderousse sank bleich und keuchend auf seinen Stuhl zurück. Die Frau aber stand auf, ging festen Schritts an die Tür und öffnete.

›Kommen Sie nur herein, lieber Joannes‹, sagte sie.

›Wahrhaftig‹, rief der Juwelier, der von Wasser tropfte, ›der Teufel scheint nicht zu wollen, daß ich heute abend wieder nach Beaucaire komme. Mein lieber Herr Caderousse, Sie haben mir Gastfreundschaft angeboten; ich nehme sie an und komme zurück, um bei Ihnen zu schlafen.‹

Caderousse stammelte einige Worte, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

Die Frau drehte hinter dem Juwelier den Schlüssel zweimal um.

Der Blutregen

Der Juwelier warf beim Eintreten einen forschenden Blick um sich, aber nichts schien einen Argwohn zu erwecken oder zu bestätigen.

Caderousse hielt noch immer beide Hände auf das Geld. Die Frau lächelte dem Gaste freundlich zu.

›Aha‹, sagte der Juwelier. ›Sie scheinen Angst gehabt zu haben, daß Sie sich verzählt haben könnten.‹

›Das nicht‹, antwortete Caderousse, ›aber der Besitz ist so unerwartet gekommen, daß wir nicht daran glauben können und uns einbilden, wir hätten geträumt, wenn wir den Beweis nicht vor Augen haben.‹

Der Juwelier lächelte.

›Haben Sie Reisende im Hause?‹

›Nein‹, antwortete Caderousse, ›wir geben keine Betten; wir sind zu dicht bei der Stadt, und niemand kehrt hier ein.‹

›Dann falle ich Ihnen aber wohl sehr lästig?‹

›Sie uns lästig fallen, mein lieber Herr!‹ entgegnete freundlich die Wirtin. ›Durchaus nicht!‹

›Wo bringen Sie mich denn unter?‹

›In dem Zimmer oben.‹

›Ist das aber nicht Ihr Zimmer?‹

›Oh, das schadet nichts, wir haben im Zimmer nebenan ein zweites Bett.‹

Caderousse sah seine Frau voll Erstaunen an.

Der Juwelier trällerte ein Liedchen, indem er sich den Rücken am Feuer wärmte, das die Wirtin für den Gast angezündet hatte.

Die Frau legte an dem einen Ende des Tischs eine Serviette auf und brachte die mageren Überreste einer Mahlzeit und dazu einige frische Eier.

Caderousse hatte die Scheine wieder in die Brieftasche gelegt, das Gold in den Beutel getan und alles wieder nach dem Schrank gebracht. Er ging finster und nachdenklich im Zimmer auf und ab und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Juwelier, der sich von allen Seiten am Feuer trocknen ließ.

›So‹, sagte die Wirtin, indem sie eine Flasche Wein auf den Tisch stellte, ›wenn Sie essen wollen, es ist fertig.‹

›Und Sie?‹ fragte Joannes.

›Ich esse nicht zu Abend‹, antwortete Caderousse.

›Wir haben erst sehr spät zu Mittag gegessen‹, beeilte sich die Wirtin hinzuzusetzen.

›Dann soll ich also allein essen?‹ fragte der Juwelier.

›Wir werden Sie bedienen‹, antwortete die Wirtin.

Von Zeit zu Zeit warf Caderousse einen schnellen Blick auf sie. Das Gewitter tobte weiter.

›Hören Sie, hören Sie?‹ sagte die Wirtin. ›Sie haben recht daran getan, zurückzukommen.‹

›Wenn sich das Unwetter aber während des Essens legt, werde ich mich wieder auf den Weg machen‹, antwortete der Juwelier.

›Es ist der Mistral‹, warf Caderousse kopfschüttelnd ein, ›der dauert mindestens bis morgen.‹ Er seufzte.

Der Juwelier begann zu essen, und Caderousses Frau machte

dabei die aufmerksame Wirtin; sie, die sonst so unfreundlich und übellaunig war, war auf einmal die Aufmerksamkeit und Höflichkeit selbst. Caderousse sagte kein Wort, er ging fortwährend auf und ab und schien seinen Gast nur mit Widerstreben anzusehen.

Als der Juwelier gegessen hatte, ging Caderousse an die Tür und öffnete sie.

›Ich glaube, das Wetter gibt sich‹, sagte er.

In diesem Augenblick aber machte ein furchtbarer Donnerschlag das Haus erbeben, ein Windstoß fegte den Regen ins Zimmer und blies die Lampe aus.

Caderousse schloß die Tür wieder, und seine Frau zündete an dem erlöschenden Feuer eine Kerze an.

›Da‹, sagte sie zu dem Juwelier, ›Sie müssen müde sein; ich habe das Bett frisch bezogen. Gehen Sie hinauf und schlafen Sie wohl!‹

Joannes blieb noch einen Augenblick, um sich zu vergewissern, daß das Unwetter sich nicht legte; da der Donner und Regen nur stärker wurden, so sagte er seinen Wirten gute Nacht und ging nach oben.

Ich hörte jede Treppenstufe unter seinen Füßen knarren. Die Wirtin sah ihm mit gierigen Augen nach, Caderousse dagegen wandte ihm den Rücken zu und blickte nicht einmal nach seiner Seite hin.

Alle diese Einzelheiten, die mir später wieder eingefallen sind, fielen mir damals nicht weiter auf; was da vorging, war ja ganz natürlich, wenn mir auch die Geschichte mit dem Diamanten unwahrscheinlich vorkam.

Da mich die Müdigkeit überwältigte, beschloß ich, einige Stunden zu schlafen und mich mitten in der Nacht zu entfernen. In dem Zimmer über mir hörte ich den Juwelier seine Vorbereitungen zum Schlafengehen treffen und bald darauf das Bett unter ihm knarren.

Ich warf noch einen Blick in die Küche. Caderousse saß mit dem Rücken zu mir auf einer Bank an einem langen Tisch und hielt den Kopf in beiden Händen. Seine Frau sah ihren Mann

eine Zeitlang an, zuckte die Achseln und setzte sich ihm gegenüber.

In diesem Augenblick ergriff die erlöschende Flamme noch einen Rest trockenen Holzes; der trübe Raum lag in etwas hellerem Licht. Die Frau sah ihren Mann an, und da dieser in derselben Stellung verharrte, streckte sie ihre knöcherne Hand nach ihm aus und berührte ihn an der Stirn.

Caderousse erbebte. Mir war's, als ob die Frau die Lippen bewegte; sei es nun aber, daß sie flüsterte oder daß mich der Schlaf schon halb umfangen hielt, genug, ich hörte nichts. Endlich schlossen sich meine Augen, und ich schlief ein.

Ich lag im tiefsten Schlaf, als ich durch einen Pistolenschuß, dem ein furchtbarer Schrei folgte, geweckt wurde. Einige taumelnde Tritte ertönten auf dem Fußboden des Zimmers oben, und eine leblose Masse stürzte auf die Treppe gerade über meinem Haupte. Ich war noch nicht völlig zu mir gekommen; ich hörte ein Stöhnen, dann erstickte Schreie, wie sie einen Kampf begleiten.

Ein letzter Schrei, der länger dauerte als die andern und in ein Ächzen ausklang, machte mich vollständig munter. Ich stützte mich auf einen Arm, öffnete die Augen, die in der Finsternis nichts sahen, und faßte nach der Stirn, da mir war, als ob es mir durch die Bretter der Treppe warm auf den Kopf rieselte.

Dem schrecklichen Lärm war die tiefste Stille gefolgt. Ich hörte die Tritte eines Mannes über meinem Kopf; die Treppe knarrte; der Mann ging nach unten, trat an den Kamin und zündete eine Kerze an.

Dieser Mann war Caderousse; sein Gesicht war bleich und sein Hemd ganz mit Blut bedeckt. Als er die Kerze angezündet hatte, ging er schnell wieder nach oben.

Einen Augenblick darauf kam er wieder herunter. Er hatte das Etui in der Hand, überzeugte sich, daß der Diamant darin war, und wickelte es darauf in sein rotes Taschentuch, das er um den Hals band.

Darauf lief er an den Schrank, nahm seine Banknoten und sein Gold, steckte alles in seine Taschen, ergriff noch einige

Hemden und lief durch die Tür davon. Da wurde mir alles klar; ich machte mir Vorwürfe, als ob ich der eigentlich Schuldige war. Es war mir, als ob ich noch Stöhnen hörte. Ich stemmte meine Schultern gegen eins der schlecht befestigten Bretter, es gab nach, und ich befand mich im Hause.

Ich ergriff das Licht und lief nach der Treppe; ein Körper lag quer über die Treppe, es war die Leiche der Wirtin. Der Pistolenschuß hatte ihr gegolten; sie war durch den Hals geschossen; das Blut lief ihr aus beiden Schußlöchern und aus dem Munde.

Sie war tot. Ich sprang über den Leichnam und lief nach dem oberen Zimmer. Ich fand alles in der wildesten Unordnung. Einige Möbel waren umgestürzt, das Laken, an dem der unglückliche Juwelier sich festgehalten hatte, war durch das Zimmer gezogen, er selbst lag auf dem Boden, den Kopf an die Wand gestützt, in einer Blutlache. Das Blut strömte ihm aus drei großen Wunden in der Brust, in einer vierten steckte ein langes Küchenmesser, von dem nur der Griff zu sehen war. Ich trat auf die zweite Pistole, die nicht losgegangen war, da das Pulver jedenfalls feucht geworden war.

Ich näherte mich dem Juwelier; er war noch nicht tot, denn bei dem Geräusch, das ich machte, und bei der Erschütterung des Fußbodens öffnete er die verstörten Augen, vermochte sie einen Augenblick auf mich zu heften, bewegte die Lippen, als ob er sprechen wollte, und verschied.

Dieser schreckliche Anblick hatte mich fast besinnungslos gemacht; als ich sah, daß ich niemand mehr Hilfe bringen konnte, fühlte ich nur das eine Verlangen: zu fliehen. Ich stürzte nach der Treppe, während ich mir das Haar raufte und vor Entsetzen Schreie ausstieß.

Im untern Raum befanden sich fünf oder sechs Zollwächter und einige Gendarmen. Man bemächtigte sich meiner; ich versuchte nicht einmal Widerstand zu leisten, ich war nicht mehr Herr meiner Sinne. Ich wollte sprechen, stieß aber nur einige unartikulierte Laute hervor.

Da ich sah, daß die Zollwächter und Gendarmen mit Fingern auf mich wiesen, sah ich an mir herunter; ich war ganz mit Blut

bedeckt. Jener warme Regen, den ich durch die Planken der Treppe hatte rieseln fühlen, war das Blut der Wirtin gewesen.

Ich zeigte mit den Fingern nach der Stelle, wo ich versteckt gewesen war.

›Was will er sagen?‹ fragte der Gendarm.

Ein Zollwächter sah nach.

›Er will sagen, daß er da hereingekommen ist.‹ Und er zeigte die Öffnung, durch die ich tatsächlich ins Haus gekommen war.

Da begriff ich, daß man mich für den Mörder hielt, und fand meine Stimme und meine Kraft wieder. Ich machte meine Hände los und schrie: ›Ich war's nicht, ich war's nicht!‹

Zwei Gendarmen legten ihre Karabiner auf mich an.

›Wenn du dich rührst, bist du des Todes‹, sagten sie.

›Ich wiederhole nochmals, daß ich es nicht gewesen bin‹, rief ich.

›Deine Geschichte kannst du den Richtern in Nîmes vortragen‹, sagten sie. ›Jetzt folge uns; und wir raten dir gut, leiste keinen Widerstand.‹

Das war auch nicht meine Absicht; das Staunen und der Schrecken hatten mich übermannt. Man legte mir Handschellen an, band mich an den Schwanz eines Pferdes und führte mich nach Nîmes.

Ein Zollwächter war mir bei meiner Flucht von der Rhône gefolgt, hatte mich in der Nähe des Hauses aus dem Gesicht verloren und in der Annahme, daß ich die Nacht dort zubringen würde, seine Kameraden benachrichtigt. Sie waren gerade zeitig genug gekommen, um den Schuß zu hören und mich festzunehmen. Der Anschein sprach dafür, daß ich der Täter war, und ich begriff, wie schwer es sein würde, meine Unschuld zu beweisen.

Ich bat sofort den Untersuchungsrichter, einen gewissen Abbé Busoni suchen zu lassen, der an dem Tage in dem Wirtshause an der Landstraße eingekehrt sei. Hatte Caderousse eine Geschichte erfunden und existierte dieser Abbé nicht, so war ich offenbar verloren, falls nicht Caderousse ergriffen wurde und alles gestand.

Zwei Monate verflossen, während derer, das muß ich zum

Lobe meiner Richter sagen, alles getan wurde, um den Aufenthalt des Abbés Busoni festzustellen. Ich hatte schon alle Hoffnung verloren, Caderousse war nicht ergriffen worden, als am achten September, das heißt, drei Monate und fünf Tage nach dem Ereignis, der Abbé Busoni im Gefängnis erschien. Er habe, sagte er, in Marseille erfahren, daß ein Gefangener ihn zu sprechen wünsche, und sei hergeeilt.

Sie können sich denken, wie freudig ich ihn empfing; ich erzählte ihm die Vorgänge, deren Zeuge ich gewesen war, und erwähnte voll Unruhe die Geschichte mit dem Diamanten. Gegen meine Erwartung war sie Punkt für Punkt wahr, und er schenkte dem, was ich sagte, vollständig Glauben. Hingerissen von seinem milden Wesen, und da ich sah, daß er die Sitten meiner Heimat genau kannte, erzählte ich ihm unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses das Abenteuer von Auteuil in allen seinen Einzelheiten, in der Hoffnung, daß die Vergebung für das einzige Verbrechen, das ich begangen hatte, von seinen barmherzigen Lippen kommen könnte. Das Geständnis dieses Mordes, den ich ihm nicht hätte zu offenbaren brauchen, bewies ihm, daß ich den andern nicht begangen hatte, und als er mich verließ, sagte er mir, ich solle die Hoffnung nicht sinken lassen, und versprach, alles, was er vermöge, zu tun, um die Richter von meiner Unschuld zu überzeugen.

Ich erhielt bald den Beweis, daß er sich tatsächlich für mich verwendet hatte, denn meine Gefangenschaft wurde allmählich gemildert, und ich hörte, daß mein Prozeß erst in der zweiten Schwurgerichtssession stattfinden sollte.

Die Vorsehung fügte es, daß Caderousse bald darauf im Auslande festgenommen und nach Frankreich gebracht wurde. Er gestand alles und erklärte, von seiner Frau zu dem Morde verleitet worden zu sein. Er wurde zu einer lebenslänglichen Galeerenstrafe verurteilt, und ich wurde freigelassen.«

»Und dann stellten Sie sich bei mir mit einem Briefe vom Abbé Busoni vor?«

»Ja, Exzellenz, er hatte sichtlich Interesse für mich bekommen.«

›Ihr Schmugglerhandwerk wird Sie verderben‹, sagte er mir, ›wenn Sie frei sind, geben Sie es auf.‹

›Aber, mein Vater‹, fragte ich, ‹wovon sollen ich und meine arme Schwägerin denn leben?‹

›Eins meiner Beichtkinder‹, antwortete er, ›hat große Achtung vor mir und mich beauftragt, ihm einen Vertrauensmann zu suchen. Wollen Sie der Mann sein? Ich werde Sie an ihn verweisen.‹

›O mein Vater‹, rief ich, ›welche Güte!‹

›Aber Sie geloben mir, daß ich es nie zu bereuen haben werde.‹

Ich erhob die Hand zum Schwur.

›Das ist nicht nötig‹, sagte er, ›ich kenne und liebe die Korsen, hier ist meine Empfehlung.‹

Er schrieb einige Zeilen, die ich Ihnen überbrachte und auf die hin Eure Exzellenz die Güte hatten, mich in Ihren Dienst zu nehmen. Jetzt frage ich Eure Exzellenz mit Stolz: »Haben Sie sich je über mich zu beklagen gehabt?«

»Nein«, erwiderte der Graf; »und ich gestehe gern, daß Sie ein guter Diener sind, Bertuccio, obgleich es Ihnen an Vertrauen fehlt.«

»Mir, Herr Graf!«

»Ja, Ihnen. Wie kommt es, daß Sie eine Schwägerin und einen Adoptivsohn haben und mir nie etwas davon gesagt haben?«

»Ach, Exzellenz, es bleibt mir noch der traurigste Teil meines Lebens zu berichten. Ich hatte es eilig, meine arme Schwägerin wiederzusehen und zu trösten; aber als ich in Rogliano ankam, fand ich das Haus in Trauer; es hatte sich etwas Furchtbares ereignet. Meine Schwägerin widerstand nach meinem Rate den Forderungen Benedettos, der jeden Augenblick das ganze Geld verlangte, das im Hause war. Eines Morgens drohte er ihr und ließ sich den ganzen Tag über nicht sehen. Der Abend kam, sie wartete auf ihn, ohne sich niederzulegen. Als er um elf Uhr mit zwei Freunden, den gewöhnlichen Genossen seiner Streiche, nach Hause kam, streckte sie ihm die Arme entgegen; aber die drei bemächtigten sich ihrer, und einer von ihnen – ich zittere bei

dem Gedanken, daß es der ungeratene Benedetto selbst war – rief:

›Los mit der Folter! Sie soll gestehen, wo sie ihr Geld hat.‹

Der Nachbar Wasilio war gerade in Bastia; seine Frau war allein zu Hause geblieben, und niemand außer ihr konnte sehen und hören, was bei meiner Schwägerin vorging. Zwei hielten Assunta fest, der dritte verbarrikadierte Türen und Fenster, und alle drei schleppten Assunta ans Feuer, wobei sie ihr den Mund zuhielten, um ihre Angstschreie zu ersticken. Sie hielten ihr die Füße über das Feuer, um ihr das Geständnis zu erpressen, wo unser kleiner Schatz versteckt läge. Bei dem Kampfe aber fingen ihre Kleider Feuer; da ließen sie sie los, um nicht selbst zu verbrennen. Mit brennenden Kleidern eilte sie an die Tür, aber die Tür war verschlossen.

Sie stürzte ans Fenster, aber das Fenster war verbarrikadiert. Die Nachbarin hörte entsetzliche Schreie; es war Assunta, die um Hilfe rief. Aus dem Schreien wurde bald ein Stöhnen, und als am andern Morgen nach einer in Angst und Schrecken verbrachten Nacht die Nachbarin sich aus ihrem Hause wagte und die Tür unseres Hauses durch den Richter öffnen ließ, fand man Assunta halb verbrannt, aber noch atmend. Die Schränke waren erbrochen, das Geld verschwunden. Benedetto hatte Rogliano verlassen, um nicht mehr dahin zurückzukehren; seitdem habe ich ihn nicht wiedergesehen und auch nichts wieder von ihm gehört.

Darauf kam ich zu Eurer Exzellenz. Ich hatte Ihnen nichts mehr von Benedetto zu sagen, da er verschwunden war, und auch nichts von meiner Schwägerin, da sie tot war.«

»Und was haben Sie von diesem Ereignis gedacht?« fragte Monte Christo.

»Daß es die Strafe für das Verbrechen sei, das ich begangen hatte«, antwortete Bertuccio. »Oh, die Villeforts waren ein verfluchtes Geschlecht.«

»Ich glaube es«, murmelte der Graf düster.

»Und jetzt«, fuhr Bertuccio fort, »verstehen Eure Exzellenz wohl, weshalb mich dieses Haus so in finstere Aufregung ver-

setzt hat. Ich bin nicht sicher, daß hier vor mir zu meinen Füßen nicht Herr von Villefort in der Grube liegt, die er für sein Kind gegraben hatte.«

»In der Tat, alles ist möglich«, sagte Monte Christo, indem er von der Bank aufstand; »selbst«, fügte er für sich hinzu, »daß der Staatsanwalt nicht tot ist. Der Abbé Busoni hat gut daran getan, Sie zu mir zu schicken. Sie haben gleichfalls gut daran getan, mir Ihre Geschichte zu erzählen, denn ich werde von Ihnen nichts Schlechtes denken. Haben Sie nie versucht, eine Spur von diesem Benedetto aufzufinden, zu erfahren, was aus ihm geworden ist?«

»Nie; hätte ich gewußt, wo er war, so wäre ich wie vor einem Ungeheuer vor ihm geflohen. Nein, zum Glück habe ich nie von ihm sprechen hören; hoffentlich ist er tot.«

»Hoffen Sie nicht, Bertuccio«, sagte der Graf; »die Schlechten sterben nicht so, denn Gott scheint sie in seinen Schutz zu nehmen, um sie zum Werkzeug seiner Rache zu machen.«

»Sei's!« entgegnete Bertuccio. »Ich bitte den Himmel nur, daß ich ihn niemals wiedersehe. Jetzt«, fuhr der Verwalter fort, indem er den Kopf senkte, »wissen Sie alles, Herr Graf: Sie sind mein Richter hier unten, wie Gott es da oben sein wird; wollen Sie mir nicht einige Worte des Trostes sagen?«

»Sie haben recht«, antwortete Monte Christo, »und ich kann Ihnen sagen, was Ihnen der Abbé Busoni sagen würde: Derjenige, den Ihr Messer getroffen hat, dieser Villefort, verdiente eine Strafe für das, was er Ihnen getan hatte, und vielleicht noch für etwas anderes. Wenn Benedetto noch lebt, wird ihn Gott irgendwann als Rachewerkzeug verwenden, und dann wird er seinerseits seine Strafe empfangen. Was Sie betrifft, so haben Sie sich in Wirklichkeit nur den einen Vorwurf zu machen, daß Sie das Kind nicht seiner Mutter wiedergegeben haben, das ist Ihr Verbrechen, Bertuccio.«

»Ja, gnädiger Herr, das ist das wahre Verbrechen, denn darin bin ich feige gewesen. Aber um das Kind der Mutter wiederzugeben, hätte ich Erkundigungen einziehen, die Aufmerksamkeit auf mich lenken, mich vielleicht selbst ausliefern müssen.

Ich wollte nicht sterben, ich hing am Leben, teils meiner Schwägerin wegen, teils wegen der angeborenen Eitelkeit, die unsereiner hat, in der Rache siegreich zu bleiben, und dann vielleicht aus Liebe zum Leben selbst. Oh, ich bin kein Tapferer wie mein armer Bruder!«

Bertuccio verbarg sein Gesicht in den Händen, und Monte Christo sah ihn lange mit einem sonderbaren Blick an.

»Wir wollen diese alten Geschichten nie wieder aufrühren«, sagte er mit einem Tone bei ihm nicht gewöhnlicher Schwermut, »und zum Schluß merken Sie sich meine Worte, die ich oft den Abbé Busoni habe sprechen hören: Es gibt für alle Übel zwei Mittel, Zeit und Schweigen. Jetzt, Herr Bertuccio, lassen Sie mich einen Augenblick hier im Garten allein. Was Sie, der Sie an diesem Drama tätigen Anteil genommen haben, im Innersten aufwühlt, das verschafft mir nur ein fast angenehmes Gefühl, das dieser Besitzung einen doppelten Wert gibt. Die Bäume, sehen Sie, Herr Bertuccio, gefallen nur, weil sie Schatten spenden, und der Schatten selbst gefällt nur, weil er zu Träumen und Visionen einlädt. Als ich diesen Garten kaufte, glaubte ich einfach ein Stückchen Erde zu kaufen, das von Mauern umschlossen ist, und plötzlich stellt es sich heraus, daß es ein Garten voll Gespenster war, die nicht im Kontrakt standen. Und ich liebe die Gespenster; ich habe nie gehört, daß die Toten in sechstausend Jahren so viel Böses getan hätten, wie die Lebenden an einem Tage tun. Gehen Sie also nach Hause und schlafen Sie in Frieden. Wenn Ihr Beichtvater in der letzten Stunde weniger nachsichtig ist, als es der Abbé Busoni war, so lassen Sie mich rufen, wenn ich noch auf der Welt bin; ich werde Worte finden, die Ihre Seele sanft einlullen werden in dem Augenblick, da sie sich anschickt, die schwere Reise in die Ewigkeit zu machen.«

Bertuccio verneigte sich ehrerbietig vor dem Grafen und entfernte sich, indem er einen Seufzer ausstieß.

Monte Christo blieb allein. Er ging im Garten umher.

»Hier, neben der Platane«, murmelte er, »die Grube, in die das Kind gelegt wurde; dort die kleine Pforte, durch die man in den

Garten eintrat; hier in dieser Ecke die geheime Treppe, die nach dem Schlafzimmer führt. Das brauche ich nicht zu notieren, denn hier habe ich den Plan vor Augen.«

Nachdem der Graf den Garten noch einmal durchschritten hatte, begab er sich zu seinem Wagen. Bertuccio, der sah, daß er in Gedanken versunken war, stieg, ohne ein Wort zu sagen, zu dem Kutscher auf den Bock.

Der Wagen fuhr nach Paris. Nach seiner Ankunft in dem Hause in den Champs-Elysées besah sich der Graf die ganze Wohnung; obgleich er vorausging, öffnete er nicht ein einziges Mal eine falsche Tür und betrat keine Treppe und keinen Korridor, der ihn nicht geradenwegs dahin führte, wohin er gehen wollte. Sein Diener Ali begleitete ihn bei diesem nächtlichen Rundgang. Der Graf gab Bertuccio mehrere Befehle zur Verschönerung oder neuen Einrichtung der Wohnung und sagte, indem er seine Uhr zog, zu dem aufmerksamen Ali:

»Es ist halb zwölf, Haidee muß bald kommen. Sind die französischen Zofen benachrichtigt?«

Ali streckte die Hand nach den Räumen aus, die für die schöne Griechin bestimmt waren. Sie waren vollkommen von der übrigen Wohnung getrennt, so daß, wenn die Tür hinter einer Tapete verborgen wurde, man das ganze Haus besuchen konnte, ohne zu ahnen, daß sich dort ein Salon und zwei bewohnte Zimmer befanden. Ali zeigte dann mit den Fingern der linken Hand die Zahl drei, stützte den Kopf in dieselbe flache Hand und schloß die Augen.

»Ah!« sagte Monte Christo, »es sind ihrer drei, die im Schlafzimmer warten, nicht wahr?«

Ali nickte bejahend.

»Madame wird heute abend müde sein«, fuhr Monte Christo fort, »und jedenfalls schlafen wollen; sie soll nicht zum Sprechen veranlaßt werden. Die französischen Dienerinnen sollen ihre neue Herrin nur begrüßen und sich zurückziehen. Du paßt auf, daß die griechische Dienerin nicht mit den französischen redet.«

Ali verneigte sich. Bald hörte man den Portier rufen; der Tor-

weg wurde geöffnet, ein Wagen fuhr in den Hof und hielt vor dem Perron. Der Graf ging hinunter; der Schlag war schon geöffnet; er reichte einer jungen Frau, die vom Kopf bis zu den Füßen in einen goldgestickten grünen Schleier eingehüllt war, die Hand. Die junge Frau nahm die ihr dargebotene Hand und küßte sie mit ehrerbietiger Liebe. Sie wechselten einige Worte in griechischer Sprache.

Ali ging mit einer rosa Wachsfackel voran, und die junge Frau wurde in ihre Gemächer geführt; dann zog sich der Graf zurück.

Um halb ein Uhr waren sämtliche Lichter ausgelöscht, und alles im Hause schien zu schlafen.

Der unbegrenzte Kredit

Am folgenden Tag gegen zwei Uhr nachmittags hielt ein mit zwei prächtigen englischen Pferden bespannter Wagen vor Monte Christos Tür. Darin saß ein Mann, der einen blauen Rock, eine weiße Weste mit einer prächtigen goldnen Kette und nußbraune Beinkleider trug. Sein Haar war so schwarz und ging so tief bis zu den Augenbrauen herunter, daß man schwer glauben konnte, daß es natürlich war, so wenig paßte es zu den Runzeln des Gesichts. Dieser Mann, der fünfzig bis fünfundfünfzig Jahre alt war und offenbar wie ein Vierziger erscheinen wollte, steckte den Kopf aus dem Wagenschlag, der eine Baronskrone trug, und schickte seinen Diener, um den Hausmeister zu fragen, ob der Graf Monte Christo zu Hause sei.

Unterdessen betrachtete dieser Mann mit einer Aufmerksamkeit, welche fast unverschämt war, das Äußere des Hauses, das, was man vom Garten unterscheiden konnte, und die Livree einiger Diener, die hin und her gingen. Das Auge dieses Mannes war lebhaft, aber mehr verschmitzt als geistreich. Seine Lippen waren dünn, und die hervortretenden dicken Backenknochen, ein unfehlbares Zeichen von Arglist, die niedrige Stirn, der große Hinterkopf und die breiten, nichts weniger als ari-

stokratischen Ohren gaben dem Gesicht fast etwas Abstoßendes, während er im übrigen durch seine prächtigen Pferde, den mächtigen Diamanten an seinem Hemd und das rote Band, das sich von einem Knopfloch seines Rockes zum andern zog, imponierend genug erschien.

Der Diener klopfte an das Fenster des Hausmeisters und fragte:

»Wohnt hier nicht der Herr Graf von Monte Christo?«

»Seine Exzellenz wohnt hier«, antwortete der Hausmeister, »aber …« Er sah Ali fragend an, der den Kopf schüttelte.

»Aber …?« fragte der Diener.

»Aber Seine Exzellenz ist nicht zu sprechen«, antwortete der Hausmeister.

»Dann ist hier die Karte meines Herrn, des Barons von Danglars. Geben Sie sie dem Herrn Grafen von Monte Christo und sagen Sie ihm, daß mein Herr auf dem Wege nach der Kammer einen Umweg gemacht hat, um ihm einen Besuch abzustatten.«

»Ich spreche nicht mit Seiner Exzellenz«, sagte der Hausmeister; »der Kammerdiener wird die Bestellung ausrichten.«

Der Diener kehrte an den Wagen zurück.

»Nun?« fragte Danglars.

Der Diener teilte ihm die Antwort des Hausmeisters mit.

»Ah!« sagte dieser, »der Herr ist also ein Prinz, daß man ihn Exzellenz nennt und nur sein Kammerdiener das Recht hat, mit ihm zu sprechen; einerlei, da er einen Kreditbrief auf mein Haus hat, muß ich ihn ja sehen, wenn er Geld haben will.«

Und Danglars warf sich in seinen Wagen zurück, indem er dem Kutscher zurief, so daß man es auf der anderen Straßenseite hören konnte:

»Nach der Deputiertenkammer!«

Durch eine Jalousie hatte Monte Christo, der rechtzeitig benachrichtigt worden war, den Baron gesehen und ihn mit Hilfe eines vorzüglichen Opernglases ebenso aufmerksam gemustert wie Danglars Haus, Garten und Livreen.

»Wahrhaftig, ein häßliches Geschöpf, dieser Mensch; man

erkennt auf den ersten Blick die Schlange an dem platten Schädel und den Geier an dem scharfen Schnabel!«

»Ali!« rief er und schlug dann auf die kupferne Glocke. Ali erschien. »Rufe Bertuccio«, sagte der Graf.

In demselben Augenblick trat Bertuccio ein.

»Eure Exzellenz haben mich rufen lassen?« sagte er.

»Ja. Haben Sie die Pferde gesehen, die soeben vor der Tür hielten?«

»Gewiß, Exzellenz, es sind sogar sehr schöne Tiere.«

»Wie kommt es«, fragte Monte Christo stirnrunzelnd, »daß, während ich von Ihnen die beiden schönsten Pferde von Paris verlangt habe, es in der Stadt noch zwei ebenso schöne Pferde gibt wie die meinigen und daß diese Pferde nicht in meinen Ställen sind?«

Bei dem Stirnrunzeln und dem strengen Tone dieser Stimme senkte Ali den Kopf.

»Es ist nicht deine Schuld, lieber Ali«, sagte der Graf auf arabisch mit einer Milde, die man seiner Stimme und seinem Gesicht nicht zugetraut hätte; »du verstehst dich nicht auf englische Pferde.«

Auf Alis Züge kehrte die Heiterkeit zurück.

»Herr Graf«, sagte Bertuccio, »die Pferde, von denen Sie sprechen, waren nicht zu verkaufen.«

Monte Christo zuckte die Achseln.

»Merken Sie sich, Herr Verwalter, daß alles zu verkaufen ist, wenn man den richtigen Preis bietet.«

»Herr Danglars hat sie mit sechzehntausend Franken bezahlt, Herr Graf.«

»Gut, so hätten ihm zweiunddreißigtausend geboten werden müssen; er ist Bankier, und ein Bankier läßt sich nie eine Gelegenheit entgehen, sein Kapital zu verdoppeln.«

»Sprechen der Herr Graf im Ernst?« fragte Bertuccio.

Monte Christo sah den Verwalter erstaunt an.

»Heute abend«, sagte er, »habe ich einen Besuch zu machen; ich will, daß sich diese beiden Pferde mit neuem Geschirr vor meinem Wagen befinden.«

Bertuccio zog sich mit einer Verneigung zurück; an der Tür blieb er stehen.

»Um welche Uhr gedenken Eure Exzellenz diesen Besuch zu machen?« fragte er

»Um fünf«, antwortete Monte Christo.

»Ich bemerke Eurer Exzellenz, daß es zwei Uhr ist«, wagte der Verwalter zu sagen.

»Ich weiß es«, antwortete Monte Christo, dann wandte er sich an Ali: »Laß Madame alle Pferde vorführen; sie kann sich das Gespann auswählen, das ihr am besten gefällt; ferner bitte ich sie, mir sagen zu lassen, ob sie mit mir speisen will; in diesem Falle ist bei ihr zu servieren, geh; beim Hinuntergehen schicke mir den Kammerdiener!«

Ali war kaum verschwunden, als der Kammerdiener eintrat.

»Herr Baptistin«, sagte der Graf, »Sie sind seit einem Jahre in meinem Dienste; das ist die Probezeit, die ich gewöhnlich meinen Leuten auferlege: Sie sagen mir zu.«

Baptistin verneigte sich.

»Nun ist noch die Frage, ob ich Ihnen zusage.«

»Oh, Herr Graf!« beeilte sich Baptistin zu antworten.

»Hören Sie mich bis zu Ende an«, fuhr der Graf fort. »Sie verdienen jährlich fünfzehnhundert Franken, das ist das Gehalt eines Offiziers, der alle Tage sein Leben aufs Spiel setzt; Sie haben einen Tisch, wie ihn viele Bureauchefs, die unendlich mehr zu tun haben, sich wünschen würden. Als Diener haben Sie selbst Dienstboten, die Ihnen Ihre Wäsche und Ihre Sachen besorgen. Außer Ihren fünfzehnhundert Franken Lohn stehlen Sie mir bei den Einkäufen für meine Toilette jährlich weitere fünfzehnhundert Franken.«

»O Exzellenz!«

»Ich beklage mich nicht, Herr Baptistin, es ist billig; doch wünsche ich, daß es dabei bleibt. Sie würden also nirgends einen so guten Posten wiederfinden. Ich schlage meine Leute nie, fluche nie, gerate nie in Zorn, verzeihe immer einen Irrtum, nie eine Nachlässigkeit oder eine Vergeßlichkeit. Meine Befehle sind gewöhnlich kurz, aber klar und deutlich; ich wiederhole sie

lieber zwei-, ja dreimal, als daß ich sie falsch ausgeführt sehe. Ich bin reich genug, um alles zu erfahren, was ich wissen will, und ich bin sehr neugierig, das sage ich Ihnen. Wenn ich also erführe, daß Sie im guten oder bösen von mir gesprochen, über mein Tun Bemerkungen gemacht, mein Betragen überwacht hätten, so verließen Sie im selben Augenblick das Haus. Ich warne meine Dienstboten nur einmal; Sie sind hiermit gewarnt, gehen Sie!«

Baptistin verneigte sich und machte einige Schritte, um sich zurückzuziehen.

»Noch eins«, fuhr der Graf fort, »ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich jedem meiner Dienstboten jährlich eine gewisse Summe aussetze. Diejenigen, die ich fortschicke, verlieren natürlich dieses Geld, das denen, die bleiben, zugute kommt und nach meinem Tode zufällt. Sie sind jetzt ein Jahr bei mir, der Grundstein zu Ihrem Vermögen ist also gelegt, sorgen Sie dafür, daß es wächst.«

Diese Anrede in Gegenwart Alis, der, da er kein Wort Französisch verstand, gleichgültig blieb, machte auf Baptistin einen Eindruck, den diejenigen verstehen werden, die die Bedientennatur einigermaßen studiert haben.

»Ich werde mich bemühen, mich in jeder Beziehung nach den Wünschen Eurer Exzellenz zu richten«, sagte er; »übrigens werde ich mir Herrn Ali zum Muster nehmen.«

»Oh, das lassen Sie«, entgegnete der Graf kühl. »Ali hat bei seinen guten Eigenschaften viele Fehler, nehmen Sie sich ihn also nicht zum Muster, denn er ist eine Ausnahme; er bekommt keinen Lohn, er ist kein Diener, sondern mein Sklave, mein Hund; wenn er seine Pflicht nicht erfüllte, würde ich ihn nicht fortjagen, sondern töten.«

Baptistin machte große Augen.

»Zweifeln Sie?« fragte Monte Christo und wiederholte Ali auf arabisch, was er Baptistin gesagt hatte.

Ali hörte zu, lächelte, ging zu dem Grafen hin, beugte ein Knie vor ihm und küßte ihm die Hand.

Baptistin sah aufs höchste erstaunt zu.

Der Graf machte dem verblüfften Baptistin ein Zeichen, zu gehen, und Ali, ihm zu folgen.

Um fünf Uhr schlug der Graf dreimal an seine Glocke. Ein Schlag rief Ali, zwei Schläge riefen Baptistin und drei Bertuccio. Der Verwalter trat ein.

»Meine Pferde!« sagte Monte Christo.

»Sie sind vor dem Wagen«, antwortete Bertuccio. »Soll ich den Herrn Grafen begleiten?«

»Nein, der Kutscher, Baptistin und Ali.«

Der Graf ging nach unten und sah die Pferde Danglars', die er am Morgen so bewundert hatte, vor seinen Wagen gespannt. Er musterte sie.

»Sie sind wirklich schön«, sagte er, »und Sie haben gut daran getan, sie zu kaufen; nur geschah es etwas spät.«

»Exzellenz«, erwiderte Bertuccio, »es hat mich große Mühe gekostet, sie zu erhalten, und sie sind ziemlich teuer gekommen.«

»Sind die Pferde deshalb weniger schön?« fragte der Graf, die Achseln zuckend.

»Wenn Eure Exzellenz zufrieden sind, so ist alles gut«, entgegnete Bertuccio. »Wohin begeben sich Exzellenz?«

»Rue de la Chaussée-d'Antin, zum Herrn Baron von Danglars.«

Diese Unterhaltung fand oben auf der Freitreppe statt. Bertuccio wollte die Treppe hinuntergehen.

»Warten Sie, Herr Bertuccio«, sagte Monte Christo. »Ich brauche ein Landgut am Meeresufer, in der Normandie zum Beispiel, zwischen Le Havre und Boulogne. Sie sehen, ich gebe Ihnen Spielraum. Bei dem Gute muß ein Hafen, eine kleine Bucht sein, wo meine Korvette einlaufen und sich aufhalten kann; sie hat nur fünfzehn Fuß Tiefgang. Das Fahrzeug muß stets bereit sein, in See zu stechen, zu jeder Tages- und Nachtstunde. Erkundigen Sie sich bei allen Notaren nach einem derartigen Besitztum; hören Sie von so einem, so reisen Sie hin und sehen Sie es sich an, und wenn es Ihnen zusagt, so kaufen Sie es in Ihrem Namen. Die Korvette muß nach Fécamp unterwegs sein, nicht wahr?«

»Ich habe sie noch an demselben Abend, wo wir Marseille verlassen haben, in See stechen sehen.«

»Und die Jacht?«

»Die Jacht hat Auftrag, in Les Martigues zu bleiben.«

»Gut, setzen Sie sich von Zeit zu Zeit mit den Kapitänen in Verbindung, damit sie nicht einschlafen.«

»Und das Dampfschiff? …«

»Das in Châlons ist? Dieselben Aufträge wie für die beiden Segelschiffe. Sobald die Besitzung gekauft ist, müssen sowohl auf der Straße nach Norden als auf der nach Süden von zehn zu zehn Meilen Pferde zum Wechseln bereitgehalten werden.«

»Eure Exzellenz können sich auf mich verlassen.«

Der Graf nickte zufrieden, stieg die Freitreppe hinunter und sprang in den Wagen. Das prächtige Gespann setzte sich in Trab und machte erst vor dem Hause des Bankiers halt.

Danglars hatte gerade eine Sitzung einer Eisenbahnkommission, deren Präsident er war, als ihm der Besuch des Grafen Monte Christo gemeldet wurde. Die Sitzung war übrigens fast zu Ende. Bei dem Namen des Grafen erhob er sich.

»Meine Herren«, sagte er zu seinen Kollegen, von denen mehrere Mitglieder der einen oder andern Kammer waren, »entschuldigen Sie, wenn ich Sie verlasse; aber denken Sie sich, das Haus Thomson und French in Rom weist einen gewissen Grafen Monte Christo an mich, indem es ihm bei mir einen unbegrenzten Kredit eröffnet. Das ist der sonderbarste Scherz, den meine ausländischen Geschäftsfreunde sich noch mit mir erlaubt haben. Sie verstehen, daß ich neugierig geworden bin; ich habe heute morgen bei dem angeblichen Grafen vorgesprochen. Wenn es ein richtiger Graf wäre, würde er nicht so reich sein. Der Herr war nicht zu sprechen. Was meinen Sie dazu? Benimmt sich dieser Herr Monte Christo nicht wie ein Prinz oder eine schöne Frau? Übrigens schien mir das Haus in den Champs-Elysées, das, wie ich durch meine Erkundigungen erfahren habe, sein Eigentum ist, anständig zu sein. Aber ein unbegrenzter Kredit«, fuhr Danglars mit seinem häßlichen Lächeln fort, »macht den Bankier, bei dem derselbe eröffnet

wird, sehr anspruchsvoll. Es verlangt mich deshalb danach, unsren Mann zu sehen. Ich glaube, man will mich anführen; aber sie wissen da unten nicht, mit wem sie es zu tun haben; wer zuletzt lacht, lacht am besten.« Mit diesen Worten verließ der Herr Baron seine Gäste und begab sich nach einem Salon in Weiß und Gold, der in der Chaussée-d'Antin von sich reden machte. Dorthin hatte er den Fremden zu führen befohlen, um ihn auf den ersten Schlag zu blenden.

Der Graf stand im Salon und betrachtete einige Kopien von Gemälden, die man dem Baron für Originale ausgegeben hatte und die durchaus nicht zu der Vergoldung der Decke paßten. Bei dem Geräusch, das Danglars beim Eintritt machte, drehte der Graf sich um.

Danglars nickte leicht mit dem Kopfe und forderte den Grafen auf, in einem mit weißer Seide bezogenen Fauteuil mit vergoldetem Gestell Platz zu nehmen. Der Graf setzte sich.

»Ich habe die Ehre, mit Herrn Monte Christo zu sprechen?« fragte Danglars.

»Und ich«, erwiderte der Graf, »mit Herrn Baron Danglars, Ritter der Ehrenlegion, Mitglied der Deputiertenkammer?«

Monte Christo nannte alle Titel, die er auf der Karte des Barons gefunden hatte. Danglars fühlte den Hieb und biß sich auf die Lippen.

»Entschuldigen Sie«, sagte er, »daß ich Ihnen nicht von vornherein den Titel gegeben habe, unter dem Sie mir angemeldet sind; aber Sie wissen, wir leben unter einer volkstümlichen Regierung, und ich bin ein Vertreter für die Interessen des Volkes.«

»So daß Sie, während Sie die Gewohnheit haben, sich Baron zu nennen, diejenige, andere Graf zu nennen, vergessen haben«, antwortete Monte Christo.

»Oh, mir für meine Person liegt nichts daran«, entgegnete Danglars nachlässig. »Man hat mich für einige Dienste zum Baron ernannt und zum Ritter der Ehrenlegion gemacht, aber …«

»Aber Sie haben auf Ihren Titel verzichtet, wie ehemals Montmorency und Lafayette? Das ist ein schönes Beispiel zur Nachahmung.«

»Nun, nicht ganz«, erwiderte Danglars verlegen; »Sie verstehen, für die Dienstboten …«

»Ja, für Ihre Leute sind Sie der gnädige Herr, für die Journalisten nennen Sie sich Herr Danglars, und den Leuten, die Ihnen ihr Geld anvertrauen, treten Sie sogar als Bürger Danglars gegenüber. Unter einer konstitutionellen Regierung ist das eine sehr nützliche Methode. Das verstehe ich vollkommen.«

Danglars sah, daß er Monte Christo auf diesem Gebiete nicht gewachsen war; er versuchte also, auf ein ihm vertrauteres zu kommen.

»Herr Graf«, sagte er, sich verbeugend, »ich habe ein Empfehlungsschreiben vom Hause Thomson und French erhalten.«

»Das freut mich sehr, Herr Baron. Erlauben Sie mir, so zu Ihnen zu reden, wie es Ihre Leute tun; es ist das eine schlechte Angewohnheit, die ich in den Ländern angenommen habe, wo es noch Barone gibt, eben weil man keine mehr macht. Das freut mich sehr, denn es überhebt mich der Notwendigkeit, mich selbst vorzustellen, was immer etwas peinlich ist. Sie haben also, wie Sie sagen, ein Empfehlungsschreiben erhalten?«

»Ja«, antwortete Danglars; »aber ich gestehe, daß ich den Sinn desselben nicht vollständig begriffen habe.«

»Pah!«

»Ich hatte mir sogar die Freiheit genommen, bei Ihnen vorzusprechen, um Sie um einige Erklärungen zu bitten.«

»Sprechen Sie.«

»Dieser Brief – ich habe ihn, glaube ich, bei mir«, sagte Danglars und suchte in der Tasche. »Ja, da ist er – dieser Brief eröffnet dem Herrn Grafen von Monte Christo einen unbegrenzten Kredit auf mein Haus.«

»Nun, Herr Baron, was ist Ihnen denn dabei unklar?«

»Nichts; nur das Wort unbegrenzt.«

»Nun, ist das kein richtiges Wort? … Sie wissen, die Schreiber sind Ausländer.«

»Oh, sprachlich ist nichts dagegen einzuwenden, aber geschäftlich.«

»Ist etwa Ihrer Meinung nach das Haus Thomson und French nicht vollkommen sicher, Herr Baron?« fragte Monte Christo mit der naivsten Miene, die er anzunehmen vermochte. »Das wäre mir unangenehm, denn ich habe Geld bei dieser Firma angelegt.«

»Oh, vollständig sicher«, antwortete Danglars mit fast spöttischem Lächeln; »aber ›unbegrenzt‹ ist in finanziellen Dingen ein so unbestimmter Ausdruck …«

»Daß er unbegrenzt ist, nicht wahr?« warf Monte Christo ein.

»Eben das wollte ich sagen. Nun aber ist das Unbestimmte zweifelhaft, und der Weise sagt: ›Vom Zweifelhaften bleibe weg.‹«

»Das heißt, wenn das Haus Thomson und French geneigt ist, Dummheiten zu machen«, sagte Monte Christo, »so ist das Haus Danglars nicht geneigt, seinem Beispiel zu folgen.«

»Wieso, Herr Graf?«

»Nun, die Herren Thomson und French machen Geschäfte ohne Ziffern, aber Herr Danglars hat für seine Geschäfte eine Grenze; er ist ein Weiser, wie er eben sagte.«

»Mein Herr«, erwiderte der Bankier stolz, »niemand hat noch meine Zahlungsfähigkeit bezweifelt.«

»Dann scheine ich den Anfang zu machen«, gab Monte Christo kalt zurück.

»Wer sagt Ihnen das?«

»Die Erklärungen, die Sie verlangen und die sehr danach aussehen, als ob Sie Umstände machten.«

Danglars biß sich auf die Lippen; zum zweitenmal war er von diesem Mann geschlagen, und diesmal auf seinem eigenen Gebiet.

»Nun«, sagte Danglars nach einem Augenblick des Schweigens, »ich will versuchen, mich verständlich zu machen, indem ich Sie bitte, selbst die Summe festzusetzen, die Sie bei mir zu erheben gedenken.«

»Aber«, entgegnete Monte Christo, »wenn ich einen unbegrenzten Kredit verlangt habe, so geschah das eben, weil ich nicht genau wußte, welche Summen ich gebrauchen würde.«

Der Bankier glaubte den Augenblick gekommen, um wieder Oberwasser zu erhalten; er warf sich in seinem Lehnstuhl zurück und sagte mit stolzem Lächeln:

»Oh, sprechen Sie nur Ihre Wünsche aus, Sie können sich dann überzeugen, daß die Ziffer des Hauses Danglars, wenn sie auch begrenzt ist, den größten Ansprüchen genügen kann, und sollten Sie selbst eine Million fordern …«

»Wie beliebt?« fragte Monte Christo.

»Ich sage eine Million«, wiederholte Danglars.

»Und was sollte ich denn mit einer Million anfangen?« entgegnete der Graf. »Lieber Gott! wenn ich nur eine Million brauchte, hätte ich mir für eine solche Bagatelle keinen Kredit eröffnen lassen. Eine Million habe ich ja stets in der Brusttasche oder im Reisekoffer bei mir.«

Und Monte Christo zog aus einer kleinen Brieftasche, die seine Visitenkarten enthielt, zwei Anweisungen von je fünfhunderttausend Franken auf die Schatzkammer, die an den Inhaber zahlbar waren.

Dem Bankier schwindelte, er glotzte Monte Christo mit weit aufgerissenen Augen an.

»Nun, gestehen Sie, Sie mißtrauen dem Hause Thomson und French«, sagte Monte Christo. »Lieber Gott, das ist ganz einfach; ich habe das vorausgesehen und, obgleich ich mit Geschäftssachen nicht besonders vertraut bin, meine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Hier sind noch zwei gleiche Briefe wie der an Sie gerichtete, der eine vom Hause Arnstein und Eskeles in Wien an Herrn Baron von Rothschild, der andere vom Hause Baring in London an Herrn Laffitte. Sagen Sie ein Wort, und ich befreie Sie von jeder Sorge, indem ich mich an eins von diesen beiden Häusern wende.«

Danglars war besiegt; er öffnete mit zitternder Hand die beiden Briefe, die ihm der Graf mit den Fingerspitzen hinhielt, und überzeugte sich von der Echtheit der Unterschriften mit einer Genauigkeit, die für Monte Christo etwas Beleidigendes gehabt hätte, wenn er die Verblüfftheit des Bankiers nicht berücksichtigt hätte.

»Oh, mein Herr, das sind drei Unterschriften, die freilich Millionen wert sind«, sagte Danglars, indem er sich erhob, wie um die in dem Manne vor ihm personifizierte Macht des Goldes zu ehren. »Drei unbeschränkte Kredite auf unsre drei Häuser! Verzeihen Sie, Herr Graf, aber wenn man auch nicht mehr mißtrauisch ist, kann man doch noch erstaunt sein.«

»Oh, ein Haus wie das Ihrige gerät schwerlich so in Erstaunen«, entgegnete Monte Christo mit seiner ganzen Höflichkeit. »Sie können mir also etwas Geld schicken, nicht wahr?«

»Sprechen Sie, Herr Graf; ich stehe zu Ihrem Befehl.«

»Nun wohl«, sagte Monte Christo, »jetzt, da wir uns verstehen – denn wir verstehen uns doch, nicht wahr?«

Danglars nickte.

»Und Sie haben kein Mißtrauen mehr?« fuhr Monte Christo fort.

»Herr Graf«, rief der Bankier aus, »ich habe nie welches gehabt.«

»Nein, Sie wünschten nur einen Beweis. Nun wohl, jetzt, da wir uns verstehen und Sie kein Mißtrauen mehr haben, lassen Sie uns, wenn Sie wollen, eine runde Summe für das erste Jahr festsetzen, sechs Millionen zum Beispiel.«

»Sechs Millionen, gut!« preßte Danglars hervor.

»Wenn ich mehr brauche«, fuhr Monte Christo nachlässig fort, »so erhöhen wir die Summe, aber ich gedenke nur ein Jahr in Frankreich zu bleiben und glaube nicht, daß ich in diesem Jahr diese Ziffer überschreiten werde … nun, wir werden sehen … Senden Sie mir bitte vorerst morgen fünfhunderttausend Franken. Ich bin bis Mittag zu Hause; sollte ich nicht da sein, so würde ich meinem Verwalter eine Quittung zurücklassen.«

»Das Geld wird bis morgen früh um zehn Uhr bei Ihnen sein, Herr Graf«, antwortete Danglars. »Wollen Sie Gold, Banknoten oder Silber?«

»Zur Hälfte Gold und zur Hälfte Banknoten, bitte.«

»Ich muß Ihnen eins gestehn, Herr Graf«, sagte Danglars, als der Graf sich erhob; »ich glaubte alle großen Vermögen Europas genau zu kennen, und dennoch muß ich gestehn, daß mir

das Ihrige, das mir bedeutend zu sein scheint, vollständig unbekannt ist; ist es neueren Datums?«

»Nein«, antwortete Monte Christo, »es ist im Gegenteil sehr alt; es war eine Art Familienschatz, der nicht angerührt werden durfte und dessen Betrag sich durch die angehäuften Zinsen verdreifacht hat. Die vom Erblasser festgesetzte Zeit ist erst seit einigen Jahren verflossen; ich benutze mein Vermögen erst seit einiger Zeit, und Ihre Unkenntnis ist nur natürlich; übrigens werden Sie es bald besser kennen.« Der Graf begleitete diese Worte mit seinem eigentümlichen Lächeln.

»Bei Ihrem Geschmack und Ihren Absichten«, fuhr Danglars fort, »werden Sie hier einen Luxus entfalten, der uns arme kleine Millionäre an die Wand drücken wird; indessen, da Sie kunstverständig zu sein scheinen – denn als ich eintrat, besahen Sie meine Gemälde –, darf ich Ihnen wohl meine Galerie zeigen, alles alte Gemälde von Meistern und als solche garantiert; ich bin kein Freund von den modernen.«

»Sie haben recht, denn diese haben im allgemeinen einen großen Fehler: daß sie noch keine Zeit gehabt haben, alt zu werden.«

»Kann ich Ihnen einige Statuen von Thorwaldsen, Bartolini, Canova zeigen, alles Ausländer. Wie Sie sehen, halte ich nichts von den französischen Künstlern.«

»Sie haben das Recht, ungerecht gegen sie zu sein, da es Ihre Landsleute sind.«

»Doch alles das hat auch später noch Zeit, wenn wir bessere Bekanntschaft gemacht haben; für heute werde ich mich damit begnügen, Sie, wenn Sie erlauben, der Frau Baronin Danglars vorzustellen; entschuldigen Sie meine Eile, Herr Graf, aber ein Geschäftsfreund wie Sie gehört fast zur Familie.«

Monte Christo verneigte sich zum Zeichen, daß er die ihm zugedachte Ehre annehme. Danglars klingelte; ein Lakai in auffallender Livree erschien.

»Ist die Frau Baronin zu Hause?« fragte Danglars.

»Zu Befehl, Herr Baron«, antwortete der Lakai.

»Ist sie allein?«

»Nein, die gnädige Frau hat Besuch.«

»Es wird nicht indiskret sein, Sie in Gegenwart anderer vorzustellen, nicht wahr, Herr Graf? Sie wollen nicht inkognito in Paris leben?«

»Nein, Herr Baron«, sagte Monte Christo lächelnd, »ich erkenne mir dieses Recht nicht zu.«

»Und wer ist bei der Frau Baronin? Herr Debray?« fragte Danglars mit einer Gelassenheit, über die Monte Christo, der schon über die offenen Geheimnisse im Hause des Bankiers unterrichtet war, innerlich lächelte.

»Jawohl, Herr Baron, Herr Debray«, gab der Lakai zur Antwort.

Danglars nickte, dann sagte er zu Monte Christo:

»Herr Lucien Debray ist ein alter Freund von uns; er ist Geheimsekretär des Ministers des Innern. Was meine Frau anlangt, so ist sie herabgestiegen, indem sie mich heiratete; sie ist aus einem alten Haus, eine geborne von Servières, Witwe des Obersten Marquis von Nargonne.«

»Ich habe nicht die Ehre, Ihre Frau Gemahlin zu kennen, aber Herrn Lucien Debray bin ich bereits begegnet.«

»So, wo denn?« fragte Danglars.

»Bei Herrn von Morcerf.«

»Ah! Sie kennen den kleinen Vicomte?«

»Wir waren zusammen in Rom zur Zeit des Karnevals.«

»Ach, richtig«, sagte Danglars. »Hat er nicht ein sonderbares Abenteuer mit Räubern in den Ruinen gehabt? Er ist auf wunderbare Weise gerettet worden. Ich glaube, er hat bei seiner Rückkehr aus Italien meiner Frau und Tochter etwas dergleichen erzählt.«

»Die Frau Baronin erwartet die Herren«, meldete der Lakai.

»Ich gehe voraus, um Ihnen den Weg zu zeigen«, sagte Danglars, sich verbeugend.

»Und ich folge Ihnen«, entgegnete Monte Christo.

Der Baron und der Graf durchschritten eine lange Flucht von prunkvollen, aber mit schlechtem Geschmack eingerichteten Zimmern und traten in das Boudoir der Frau Danglars, ein kleines achteckiges Gemach, dessen Wände mit rosa Satin behängt waren. Die Stühle waren aus altertümlichem vergoldetem Holzwerk und mit altertümlichen Stoffen überzogen; über den Türen waren Schäferszenen in der Art Bouchers dargestellt, und zwei hübsche Pastellzeichnungen in Medaillonform paßten gut zur übrigen Ausstattung. Dieses kleine Zimmer war das einzige im Haus, das Stil hatte; allerdings war es nicht nach dem Plan des übrigen Hauses eingerichtet worden, den Danglars mit einem der berühmtesten Architekten des Kaiserreichs entworfen hatte, sondern die Baronin und Lucien Debray hatten sich die Ausstattung vorbehalten. Danglars, ein großer Bewunderer der Antike, wie die Zeit des Direktoriums sie verstand, verachtete denn auch diesen kleinen Schlupfwinkel, wo er übrigens im allgemeinen nur unter der Bedingung zugelassen wurde, daß er zur Entschuldigung seiner Anwesenheit jemand mitbrächte. Es war also in Wirklichkeit nicht Danglars der Einführende, sondern er wurde eingeführt und gut oder übel empfangen, je nachdem das Gesicht des Besuchers der Baronin angenehm oder unangenehm war.

Frau Danglars, die trotz ihrer sechsunddreißig Jahre noch für eine schöne Frau gelten konnte, saß an ihrem Klavier, einem kleinen Meisterwerk eingelegter Arbeit, während Lucien Debray an einem kleinen Tisch in einem Album blätterte.

Lucien hatte schon früher Gelegenheit gehabt, der Baronin mancherlei über den Grafen zu erzählen, der bei dem Frühstück bei Albert einen großen Eindruck auf seine Tischgenossen gemacht hatte. Die Neugier der Baronin, die auch von Morcerf mancherlei über den Grafen erfahren hatte, war dadurch aufs höchste gereizt. Danglars wurde infolgedessen von seiner Frau mit einem Lächeln empfangen, was nicht oft vorkam. Der Graf seinerseits wurde mit einer förmlichen, aber anmutigen Verbeugung empfangen.

Lucien begrüßte den Grafen halb wie einen Bekannten und Danglars wie einen vertrauten Freund.

»Gestatten Sie«, sagte Danglars zu seiner Frau, »daß ich Ihnen den Grafen von Monte Christo vorstelle, der mir von meinen Geschäftsfreunden in Rom aufs wärmste empfohlen worden ist. Ich brauche nur ein Wort zu sagen, um ihn auf der Stelle zum Günstling unserer Schönen zu machen; er kommt mit der Absicht nach Paris, hier ein Jahr zu bleiben und in diesem Jahre sechs Millionen auszugeben; das verspricht eine Reihe von Bällen, Diners und Festen, bei denen der Herr Graf uns hoffentlich ebensowenig vergessen wird, wie wir unsererseits ihn nicht bei unsern kleinen Festlichkeiten vergessen werden.«

»Wann sind Sie angekommen, Herr Graf?« fragte die Baronin.

»Gestern morgen, gnädige Frau.«

»Und Sie kommen Ihrer Gewohnheit nach, wie man mir gesagt hat, vom Ende der Welt?«

»Nur von Cadiz diesmal, gnädige Frau.«

»Sie kommen in einer schrecklichen Zeit; Paris ist im Sommer abscheulich; es gibt keine Bälle, keine Gesellschaften, keine Feste mehr; Oper und Theater sind außerhalb, es bleiben uns also nur einige armselige Rennen auf dem Champ de Mars und in Satory. Werden Sie rennen lassen, Herr Graf?«

»Ich werde alles mitmachen, was man in Paris macht, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo, »wenn ich so glücklich bin, jemand zu finden, der mich über die französischen Sitten unterrichtet.«

»Sie sind Liebhaber von Pferden, Herr Graf?«

»Ich habe einen Teil meines Lebens im Orient verbracht, gnädige Frau, und die Orientalen schätzen, wie Sie wissen, nur zweierlei auf der Welt, den Adel der Pferde und die Schönheit der Frauen.«

»O Herr Graf«, meinte die Baronin, »Sie hätten so galant sein sollen, die Frauen an die erste Stelle zu setzen.«

»Sie sehen, gnädige Frau, daß ich recht hatte, als ich eben einen Lehrer wünschte, der mich in den französischen Sitten unterrichten könnte.«

In diesem Augenblick trat die Lieblingszofe der Baronin ein und flüsterte ihrer Herrin einige Worte ins Ohr. Die Baronin erblaßte.

»Unmöglich!« sagte sie.

»Es ist aber die reine Wahrheit, gnädige Frau«, antwortete die Zofe.

Frau Danglars wandte sich an ihren Gatten.

»Ist es wahr?« fragte sie.

»Was?« fragte Danglars in sichtlicher Erregung.

»Was mir mein Mädchen sagt …«

»Und was sagt sie?«

»Daß mein Kutscher, als er anspannen wollte, die Pferde nicht im Stall gefunden hat. Was bedeutet das, bitte?«

»Hören Sie mich an«, sagte Danglars.

»Oh, ich höre schon, denn ich bin neugierig, zu wissen, was Sie mir sagen wollen; ich will die Herren hier zu Richtern zwischen uns machen und ihnen gleich sagen, um was es sich handelt. Meine Herren«, fuhr die Baronin fort, »der Herr Baron von Danglars hat zehn Pferde im Stall, unter diesen zehn sind zwei, die mir gehören, reizende Pferde, die schönsten, die es in Paris gibt; Sie kennen sie, Herr Debray, meine Apfelschimmel! Nun, in dem Augenblick, wo Frau von Villefort meinen Wagen von mir leihen will und ich ihn ihr für morgen zu einer Fahrt ins Bois verspreche, sind meine Pferde nicht mehr da. Herrn Danglars wird sich die Gelegenheit geboten haben, einige tausend Franken an ihnen zu verdienen, und er wird sie verkauft haben. Oh, ein gemeines Volk, die Spekulanten!«

»Die Pferde waren zu feurig, sie waren kaum vier Jahre alt; ich stand entsetzliche Angst um Sie aus«, entgegnete Danglars.

»Sie wissen, daß ich seit vier Wochen den besten Kutscher von Paris in meinem Dienste habe, falls Sie ihn nicht auch mit den Pferden verkauft haben.«

»Liebes Kind, ich werde Ihnen ein gleiches Paar beschaffen, noch schönere, wenn es solche gibt, aber sanfte, ruhige Pferde, die mir nicht mehr solche Angst einflößen.«

Die Baronin zuckte mit der Miene tiefster Verachtung die

Achseln. Danglars schien das nicht zu bemerken, er wandte sich an Monte Christo und sagte:

»Wahrhaftig, ich bedaure, Sie nicht schon eher kennengelernt zu haben, Herr Graf. Sie richten ja wohl einen Haushalt ein?«

»Allerdings«, antwortete der Graf.

»Ich hätte Ihnen den Vorschlag gemacht, die Pferde zu kaufen. Denken Sie sich, ich habe sie für ein Nichts fortgegeben; aber, wie gesagt, ich wollte sie los sein; es sind Pferde für einen jungen Herrn.«

»Ich danke Ihnen«, antwortete der Graf; »ich habe mir heute morgen ganz gute und nicht zu teure gekauft. Sehen Sie her, Herr Debray, Sie sind doch wohl Kenner?«

Während Debray an das Fenster ging, trat Danglars zu seiner Frau.

»Denken Sie sich«, sagte er leise zu ihr, »man hat mir einen unglaublichen Preis geboten. Ich weiß nicht, wer der Mann ist, der sich ruinieren will und mir heute morgen seinen Verwalter geschickt hat, aber ich habe sechzehntausend Franken daran verdient. Seien Sie also nicht böse, ich gebe Ihnen davon viertausend und Eugenie zweitausend.«

Frau Danglars sah ihren Gatten mit einem vernichtenden Blick an.

»Ach Gott!« rief Debray.

»Was gibt es denn?« fragte die Baronin.

»Aber ich täusche mich nicht, es sind Ihre Pferde da vor dem Wagen des Grafen.«

»Meine Apfelschimmel!« rief Frau Danglars und stürzte ans Fenster. »Tatsächlich, sie sind's.«

Danglars war verblüfft.

»Ist es möglich?« fragte Monte Christo, den Erstaunten spielend.

»Es ist unglaublich!« murmelte der Bankier.

Die Baronin flüsterte Debray einige Worte ins Ohr, und dieser trat an Monte Christo heran.

»Die Baronin läßt Sie fragen, für welchen Preis ihr Mann Ihnen ihr Gespann verkauft hat.«

»Ich weiß es nicht genau«, antwortete der Graf; »es ist eine Überraschung, die mir mein Verwalter bereitet hat und … die mich, glaube ich, dreißigtausend Franken gekostet hat.«

Debray brachte der Baronin diese Antwort.

Danglars war so blaß und fassungslos, daß der Graf Mitleid mit ihm zu empfinden schien.

»Sehen Sie«, sagte er zu ihm, »wie undankbar die Frauen sind; diese Vorsorge Ihrerseits hat die Frau Baronin nicht einen Augenblick gerührt; undankbar ist nicht das richtige Wort, närrisch müßte ich sagen. Aber was wollen Sie, man nimmt lieber das, was einem schadet. Das einfachste, lieber Baron, glauben Sie mir, ist immer, ihnen ihren Willen zu lassen; wenn sie sich dabei den Hals brechen, haben sie es sich nur selbst zuzuschreiben.«

Danglars antwortete nicht, er sah, daß ihm eine böse Stunde bevorstand. Die Stirn der Baronin zog sich schon zusammen und weissagte ein Gewitter. Debray, der es kommen sah, schützte eine Besorgung vor und ging. Monte Christo, der durch längeres Verweilen die Stellung, die er sich zu erobern gedachte, nicht verderben wollte, machte Frau Danglars eine Verbeugung und zog sich gleichfalls zurück. Der Baron blieb dem Zorn seiner Gattin überlassen.

Gut, dachte Monte Christo, ich habe erreicht, was ich wollte; ich halte den Frieden des Hauses in meiner Hand und werde mit einem Schlage das Herz von Mann und Frau gewinnen! Welches Glück! Aber bei alledem bin ich dem Fräulein Eugenie Danglars nicht vorgestellt, die ich so gern kennengelernt hätte.

Aber wir sind in Paris! fuhr er mit dem ihm eigenen Lächeln fort. Und wir haben Zeit vor uns. Später also!

Mit dieser Betrachtung stieg der Graf in den Wagen und fuhr nach Hause.

Zwei Stunden darauf erhielt Frau Danglars einen liebenswürdigen Brief vom Grafen von Monte Christo, in dem er ihr erklärte, daß er seinen Eintritt in die Pariser Welt nicht damit beginnen wolle, eine schöne Dame untröstlich zu machen, und daß er sie deshalb bitte, freundlichst ihre Pferde zurückzunehmen.

Die Pferde hatten dasselbe Geschirr, das Frau Danglars am Morgen an ihnen gesehen hatte, nur hatte der Graf in der Mitte jeder Rosette am Ohr einen Diamanten anbringen lassen.

Auch Danglars erhielt seinen Brief. Der Graf bat ihn darum, der Baronin dieses Geschenk machen zu dürfen und die orientalische Art der Rücksendung der Pferde zu entschuldigen.

Am Abend begab sich Monte Christo, von Ali begleitet, nach Auteuil. Am folgenden Tage gegen drei Uhr trat Ali, durch das Glockenzeichen herbeigerufen, in das Zimmer des Grafen.

»Ali«, sagte dieser, »du hast mir oft von deiner Geschicklichkeit im Lassowerfen gesprochen?«

Ali nickte bejahend und richtete sich stolz auf.

»Schön! … Du könntest also mit deinem Lasso einen Ochsen aufhalten?«

Ali nickte.

»Einen Tiger?«

Ali bejahte abermals.

»Einen Löwen?«

Ali machte eine Bewegung, wie jemand, der ein Lasso wirft, und ahmte ein erstic̈ktes Brüllen nach.

»Aber könntest du zwei durchgehende Pferde im Lauf aufhalten?«

Ali lächelte.

»Nun höre«, sagte Monte Christo. »Es wird gleich ein Wagen vorbeikommen, mit dem zwei Apfelschimmel, dieselben Pferde, die ich gestern hatte, durchgehen werden. Du mußt diesen Wagen vor meiner Tür aufhalten, selbst wenn du dabei zermalmt würdest.«

Ali ging auf die Straße hinunter und zog vor der Tür einen Strich auf dem Pflaster, dann kam er zurück und zeigte dem Grafen den Strich.

Der Graf klopfte ihm sanft auf die Schulter: das war seine Weise, Ali zu danken. Dann ging der Nubier hinunter, um an der Ecke des Hauses auf dem Prellstein seinen Tschibuk zu rauchen, während Monte Christo sich nicht weiter um ihn bekümmerte.

Gegen fünf Uhr jedoch, um die Zeit, da der Graf den Wagen erwartete, begann er fast unmerkliche Zeichen von Ungeduld zu geben. Er ging in einem nach der Straße zu gelegenen Zimmer auf und ab, horchte hin und wieder und näherte sich dem Fenster, durch das er Ali Rauchwolken von sich blasen sah, aus deren Regelmäßigkeit ersichtlich war, daß der Nubier ganz bei dieser wichtigen Beschäftigung war.

Plötzlich hörte man ein fernes Rollen, das sich aber blitzschnell näherte; dann erschien ein Wagen, dessen Kutscher sich vergeblich bemühte, die wütend und blindlings dahinstürmenden Pferde aufzuhalten.

In dem Wagen befand sich eine junge Frau und ein Kind von sieben bis acht Jahren, die sich fest umschlungen hielten, vor Schreck unfähig, auch nur einen Schrei auszustoßen; ein Anstoßen an einen Stein oder Baum hätte genügt, um den krachenden Wagen vollständig zu zertrümmern. Der Wagen fuhr in der Mitte der Straße, und man hörte die Schreckensrufe der Leute, die ihn kommen sahen.

Plötzlich legt Ali seinen Tschibuk beiseite, zieht das Lasso aus der Tasche, schleudert es, so daß es sich dreifach um die Vorderbeine des linken Pferdes schlingt, und läßt sich drei oder vier Schritte durch die Gewalt des Ruckes mitziehen; dann aber stürzt das Pferd und fällt auf die Deichsel, die es zerbricht. Während das andere Pferd sich vergeblich bemüht, den Lauf fortzusetzen, benutzt der Kutscher den Augenblick, um vom Bock herabzuspringen; aber Ali ist dem Pferde schon mit seinen eisernen Fingern in die Nüstern gefahren, und das vor Schmerz wiehernde Tier streckt sich neben das bereits gefallene auf das Pflaster.

Alles dies war das Werk eines Augenblicks. Indessen, dieser Augenblick hat genügt, daß aus dem Hause, vor dem sich der Vorfall zugetragen hat, ein Mann, von mehreren Dienern gefolgt, herausgestürzt ist. In dem Augenblick, da der Kutscher den Schlag öffnet, ergreift Monte Christo die Dame, die sich mit der einen Hand an das Polster klammert, während sie mit der andern ihren ohnmächtig gewordenen Sohn an sich preßt, und trägt beide in den Salon, wo er sie auf ein Sofa niedersetzt …

»Fürchten Sie nichts mehr, gnädige Frau«, sagte er; »Sie sind gerettet.«

Die Dame kam wieder zu sich und zeigte ihm zur Antwort ihren Sohn, mit einem Blick, der beredter war als alle Bitten. In der Tat war das Kind noch immer ohnmächtig.

»Ja, gnädige Frau, ich verstehe«, sagte der Graf, indem er das Kind betrachtete; »aber seien Sie unbesorgt, es ist ihm nichts zugestoßen, und nur die Angst hat ihn in diesen Zustand versetzt.«

»O mein Herr«, rief die Mutter, »sagen Sie mir das nicht bloß, um mich zu beruhigen? Sehen Sie, wie bleich er ist! Mein Sohn, mein Kind, mein Eduard, antworte doch deiner Mutter! Ach, lassen Sie einen Arzt holen! Mein Vermögen demjenigen, der mir meinen Sohn wiedergibt!«

Monte Christo machte mit der Hand eine Bewegung, um die trostlose Mutter zu beruhigen, öffnete ein Kästchen und nahm daraus ein mit Gold verziertes Kristallfläschchen, das eine blutrote Flüssigkeit enthielt. Er träufelte dem Kinde einen einzigen Tropfen davon auf die Lippen.

Das Kind öffnete sofort die Augen. Bei diesem Anblick war die Mutter fast außer sich vor Freude.

»Wo bin ich?« rief sie. »Und wem verdanke ich soviel Glück nach einer so grausamen Prüfung?«

»Sie sind bei einem Manne, der sich glücklich schätzt, Ihnen einen Kummer haben ersparen zu können«, antwortete Monte Christo.

»Oh, verwünschte Neugier!« sagte die Dame. »Ganz Paris sprach von diesen prächtigen Pferden der Frau Danglars, und ich war so töricht, sie probieren zu wollen.«

»Wie«, rief der Graf mit gut gespielter Überraschung, »diese Pferde gehören der Baronin?«

»Ja, kennen Sie sie?«

»Frau Danglars? … Ja, ich habe die Ehre und bin doppelt froh, Sie aus der Gefahr gerettet zu sehen; denn Sie hätten mir die Schuld daran geben können. Ich hatte diese Pferde gestern dem Baron abgekauft, aber die Baronin schien das so zu bedau-

ern, daß ich sie gestern mit der Bitte zurückgeschickt habe, sie von mir anzunehmen.«

»Dann sind Sie also der Herr Graf von Monte Christo, von dem Hermine mir gestern soviel erzählt hat?«

»Ja, gnädige Frau«, antwortete der Graf.

»Ich bin Frau Heloise von Villefort.«

Der Graf verneigte sich wie jemand, der einen ihm ganz fremden Namen hört.

»Oh, wie dankbar wird Herr von Villefort sein!« sagte Heloise. »Denn er verdankt Ihnen ja unser beider Leben; Sie haben ihm seine Frau und seinen Sohn wiedergegeben. Sicherlich, ohne Ihren mutigen Diener wären dieses Kind und ich verloren gewesen.«

»Ach, gnädige Frau, ich bebe noch bei dem Gedanken an die Gefahr, in der Sie schwebten.«

»Oh, ich hoffe, daß Sie mir erlauben, die brave Tat dieses Mannes würdig zu belohnen.«

»Gnädige Frau«, antwortete Monte Christo, »verderben Sie mir den Ali bitte nicht, weder durch Lob noch durch Belohnung; das sind Gewohnheiten, die er nicht annehmen soll. Ali ist mein Sklave; indem er Ihnen das Leben rettete, diente er mir, und es ist seine Pflicht, mir zu dienen.«

»Aber er hat sein Leben aufs Spiel gesetzt«, sagte Frau von Villefort, der dieser herrische Ton seltsam imponierte.

»Ich habe dieses Leben gerettet, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo, »folglich gehört es mir.«

Frau von Villefort schwieg; vielleicht dachte sie an diesen Mann, der vom ersten Augenblick an einen so tiefen Eindruck auf die Geister machte.

Während dieses Augenblicks des Schweigens konnte der Graf in Ruhe das Kind betrachten, das die Mutter mit Küssen bedeckte. Es war klein, schlank, mit weißer Haut wie bei rothaarigen Kindern, und doch bedeckte ein Wald von widerspenstigen Haaren seine gewölbte Stirn und fiel, das Gesicht einrahmend, auf die Schultern, indem es die Lebhaftigkeit seiner Augen, die voll versteckter Bosheit waren, verdoppelte. Der

Mund, der kaum erst wieder die Farbe des Lebens angenommen hatte, war groß und hatte schmale Lippen; dieses achtjährige Kind hatte die Züge eines zwölfjährigen. Die erste Bewegung des Knaben war, sich mit einem heftigen Stoß aus den Armen seiner Mutter loszumachen, nach dem Kästchen zu gehen, aus dem der Graf das Fläschchen Elixier genommen hatte, und das Kästchen zu öffnen; ohne jemand um Erlaubnis zu fragen, schickte er sich dann nach Art der Kinder, die gewohnt sind, alle ihre Launen zu befriedigen, an, die Flaschen zu entkorken.

»Rühre das nicht an, mein Freund«, sagte der Graf lebhaft, »einige dieser Flüssigkeiten sind nicht nur gefährlich zu trinken, sondern auch zu atmen.«

Frau von Villefort erbleichte und hielt den Arm ihres Sohnes zurück, den sie wieder an sich zog. Als ihre Furcht beruhigt war, warf sie einen kurzen, aber ausdrucksvollen Blick auf das Kästchen. Der Graf bemerkte ihn. In diesem Augenblick trat Ali ein.

Frau von Villefort machte eine Bewegung der Freude und sagte, indem sie das Kind noch näher an sich zog:

»Eduard, siehst du diesen guten Diener: er ist sehr mutig gewesen, denn er hat sein Leben eingesetzt, um die Pferde, die mit dem Wagen durchgingen, aufzuhalten. Danke ihm also, denn ohne ihn wären wir jetzt wahrscheinlich alle beide tot.«

Das Kind verzog den Mund und wandte verächtlich den Kopf ab.

»Er ist zu häßlich«, sagte es.

Der Graf lächelte, als ob der Knabe eine seiner Hoffnungen erfüllt hätte. Frau von Villefort schalt ihren Sohn mit einer Mäßigung, die jedenfalls nicht nach dem Geschmack Rousseaus gewesen wäre.

»Siehst du«, sagte der Graf auf arabisch zu Ali, »diese Dame bittet ihren Sohn, dir dafür zu danken, daß du ihnen beiden das Leben gerettet hast, und das Kind antwortet, du seiest zu häßlich.«

Ali wandte einen Augenblick den Kopf und betrachtete das

Kind ohne bemerkbaren Ausdruck, aber ein kleines Beben seiner Nasenflügel zeigte Monte Christo, daß er bis ins Herz verwundet worden war.

»Herr Graf«, fragte Frau von Villefort, während sie sich erhob und sich zum Gehen anschickte, »ist dies Ihre gewöhnliche Wohnung?«

»Nein, gnädige Frau«, antwortete der Graf, »dies ist eine Art Absteigequartier, das ich gekauft habe; ich wohne Avenue des Champs-Elysées Nummer dreißig. Aber ich sehe, daß Sie völlig wiederhergestellt sind und zu gehen wünschen. Ich habe soeben befohlen, daß dieselben Pferde an meinen Wagen gespannt werden, und Ali, dieser häßliche Kerl«, fügte er, dem Kinde zulächelnd, hinzu, »wird die Ehre haben, Sie nach Hause zu bringen, während Ihr Kutscher hierbleibt, um den Wagen ausbessern zu lassen. Sobald diese Arbeit getan ist, wird eins meiner Gespanne den Wagen zu Frau Danglars bringen.«

»Aber mit denselben Pferden möchte ich nie wieder fahren«, sagte Frau von Villefort.

»Oh, Sie werden sehen, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo, »unter der Hand Alis werden sie lammfromm werden.«

In der Tat war Ali an die Pferde, die man mit vieler Mühe wieder auf die Beine gebracht hatte, herangetreten. Er hielt ein mit aromatischem Essig getränktes Schwämmchen in der Hand und rieb damit den mit Schweiß und Schaum bedeckten Pferden Nüstern und Schläfen. Sie begannen sofort laut zu schnaufen und zitterten einige Sekunden am ganzen Körper.

Dann ließ Ali inmitten der Menge, die der zertrümmerte Wagen und das Gerücht von dem Ereignisse herbeigelockt hatten, die Pferde an den Wagen spannen, nahm die Zügel und stieg auf den Bock. Zum großen Erstaunen der Zuschauer mußte er kräftig die Peitsche gebrauchen, um die vorher so rasenden Apfelschimmel nur vorwärts zu bringen. Die Pferde gingen so matt und langsam, daß Frau von Villefort beinahe zwei Stunden brauchte, um nach dem Faubourg Saint-Honoré zu kommen, wo sie wohnte.

Kaum war sie zu Hause angekommen und die erste Aufre-

gung der Familie beruhigt, so schrieb sie folgenden Brief an Frau von Danglars:

»Liebe Hermine!

Ich bin soeben mit meinem Sohne wunderbar gerettet worden, und zwar von demselben Grafen von Monte Christo, von dem wir gestern abend so viel gesprochen haben. Gestern sprachen Sie mit einer Begeisterung, die ich mit der ganzen Kraft meines bißchen Geistes bespötteln mußte, aber heute finde ich, daß diese Begeisterung noch weit hinter dem Manne zurückbleibt, der sie einflößte. Ihre Pferde waren ganz plötzlich durchgegangen, als ob sie vom Teufel besessen wären, und wir, mein armer Eduard und ich, waren in Gefahr, an dem ersten Baume oder dem ersten Prellsteine im Dorfe zerschmettert zu werden, als ein Araber, ein Neger, ein Nubier, kurz ein Schwarzer im Dienste des Grafen, auf ein Zeichen seines Herrn, wie ich glaube, die Pferde anhielt, auf die Gefahr hin, selbst zermalmt zu werden, und es ist wahrhaftig ein Wunder, daß dies nicht geschah. Dann eilte der Graf herbei und trug uns beide in sein Haus, wo er Eduard wieder ins Leben zurückrief. Ich bin in seinem Wagen nach Hause zurückgekehrt; Sie werden den Ihrigen morgen wiederbekommen. Ihre Pferde werden Sie seit dem Unfall sehr geschwächt finden; sie sind wie betäubt; man möchte sagen, sie könnten es sich nicht verzeihen, daß sie sich von einem Menschen haben bändigen lassen. Der Graf läßt Ihnen sagen, daß sie nach zweitägiger Ruhe auf der Streu und bei ausschließlichem Gerstenfutter wieder geradeso blühend, das heißt geradeso furchtbar sein werden wie gestern.

Adieu! Ich bedanke mich nicht für meine Spazierfahrt, und doch, wenn ich darüber nachdenke, ist es undankbar, Ihnen die Launen Ihres Gespannes nachzutragen, denn einer dieser Launen verdanke ich es ja, den Grafen von Monte Christo kennengelernt zu haben, und der erlauchte Fremde scheint mir, abgesehen von den Millionen, über die er verfügt, ein so interessantes Problem zu sein, daß ich ihn um jeden Preis zu studieren gedenke, müßte ich auch nochmals mit Ihren Pferden eine Spazierfahrt ins Bois machen.

Eduard hat den Unfall mit wunderbarem Mute ertragen. Er ist ohnmächtig geworden, aber er hat weder vorher einen Schrei ausgestoßen noch nachher eine Träne vergossen. Sie werden wieder sagen, meine Mutterliebe mache mich blind; aber es wohnt eine Seele von Eisen in diesem kleinen zarten Körperchen.

Unsere liebe Valentine läßt Ihre liebe Eugenie vielmals grüßen; ich küsse Sie von ganzem Herzen.

Heloise von Villefort.

P. S. Richten Sie es doch so ein, daß ich mit dem Grafen von Monte Christo bei Ihnen zusammentreffe; ich will ihn durchaus wiedersehen. Übrigens habe ich von Herrn von Villefort erreicht, daß er ihm einen Besuch macht, und ich hoffe, daß er ihn erwidern wird.«

Haidee

Der Graf von Monte Christo hatte den Besuch des Herrn von Villefort empfangen und den Staatsanwalt eben bis an die Tür seines Arbeitszimmers hinausbegleitet.

»Nun genug des Giftes«, sagte Monte Christo, »suchen wir jetzt, wo mein Herz davon voll ist, das Gegengift.«

Er klingelte. »Ich gehe zu Madame hinauf«, sagte er zu Ali. »Daß mein Wagen in einer halben Stunde bereit ist!«

Es war Mittag. Die Zimmer der jungen Griechin waren, wie bereits gesagt, von der Wohnung des Grafen vollständig getrennt. Diese Zimmer waren ganz nach orientalischer Weise ausgestattet, die Fußböden waren mit dicken türkischen Teppichen belegt, Brokatstoffe bedeckten die Wände, und in jedem Zimmer befand sich ein Diwan mit Kissen, der an den vier Wänden entlanglief.

Haidee hatte drei französische und eine griechische Zofe. Die drei französischen Zofen hielten sich in dem ersten Zimmer auf, bereit, auf den Ton einer kleinen goldenen Glocke herbeizueilen und der griechischen Sklavin zu gehorchen, die genug

Französisch verstand, um ihnen die Befehle ihrer Herrin zu übersetzen. Monte Christo hatte dafür gesorgt, daß Haidee bedient wurde wie eine Königin.

Das junge Mädchen befand sich in dem hintersten Gemache, einer Art runden Boudoirs, das sein Licht von oben durch rosa Fensterscheiben empfing. Sie lag auf dem Boden auf einem blauen Satinkissen, das mit Silber durchwirkt war, und lehnte sich an den Diwan; den rechten Arm hatte sie in weicher Biegung um den Kopf gelegt, während sie mit der linken Hand die Korallenspitze einer türkischen Pfeife hielt, deren biegsamer Schlauch den Rauch, den ihr sanfter Atem aufzog, erst zu ihrem Munde gelangen ließ, nachdem er durch Benzoewasser hindurchgegangen und parfümiert worden war.

Ihre für eine Orientalin ganz natürliche Haltung hätte bei einer Französin vielleicht den Eindruck absichtlicher Koketterie gemacht. Sie trug den Anzug der epirotischen Frauen, Beinkleider von weißem, mit rosa Blumen durchwirktem Satin, die ihre Kinderfüßchen frei ließen, die man für aus parischem Marmor gemeißelt hätte halten können, wenn sie nicht mit zwei kleinen, mit Gold und Perlen bestickten Sandalen mit aufwärts gebogenen Spitzen gespielt hätten; eine Jacke mit langen blauen und weißen Streifen, weiten, geschlitzten Ärmeln, silbernen Knopflöchern und Knöpfen aus Perlen und dazu eine Art Mieder, dessen herzförmiger Ausschnitt den Hals und einen Teil der Brust frei ließ und das über dem Busen von drei Diamantknöpfen geschlossen wurde. Der untere Teil des Mieders und der obere Teil der Beinkleider verloren sich in einem kostbaren Gürtel von lebhaften Farben mit langen seidenen Fransen.

Auf dem Kopfe trug sie ein goldenes, mit Perlen besticktes Käppchen, das auf eine Seite gerückt war und unter dem an dieser Seite eine purpurfarbene natürliche Rose aus den Haaren hervorsah, die so schwarz waren, daß sie blau erschienen.

Das Gesicht zeigte die griechische Schönheit in der ganzen Vollkommenheit ihres Typus, mit großen schwarzen samtnen Augen, gerader Nase, Korallenlippen und Perlenzähnen.

Und über diesem reizenden Ganzen lag der Hauch der

Jugend in seinem Glanz und mit seinem Duft. Haidee konnte neunzehn oder zwanzig Jahre zählen.

Monte Christo rief die griechische Dienerin und ließ Haidee um die Erlaubnis bitten, bei ihr eintreten zu dürfen. Statt jeder Antwort gab Haidee der Dienerin ein Zeichen, den Vorhang der Tür zurückzuschlagen, deren Rahmen sie gleich einem reizenden Gemälde einfaßte. Monte Christo trat ein.

Haidee richtete sich auf dem Ellbogen auf, reichte dem Grafen lächelnd die Hand und sagte in der klangreichen Sprache der Mädchen von Sparta und Athen:

»Warum läßt du mich um die Erlaubnis bitten, bei mir einzutreten? Bist du nicht mehr der Herr, bin ich nicht mehr deine Sklavin?«

Monte Christo lächelte seinerseits. »Haidee«, sagte er, »Sie wissen …«

»Warum nennst du mich nicht mehr du, wie sonst?« unterbrach ihn die junge Griechin. »Habe ich denn irgend etwas begangen? Dann mußt du mich bestrafen, aber mich nicht Sie nennen.«

»Haidee«, antwortete der Graf, »du weißt, daß wir in Frankreich sind und daß du infolgedessen frei bist.«

»Frei, was zu tun?« fragte das Mädchen.

»Frei, mich zu verlassen.«

»Dich zu verlassen! … Und warum soll ich dich verlassen?«

»Was weiß ich? Wir werden in Gesellschaft gehen.«

»Ich will niemand sehen.«

»Und wenn du unter den schönen, jungen Leuten, die du triffst, irgendeinen finden solltest, der dir gefiele, so würde ich nicht so ungerecht sein …«

»Ich habe nie schönere Männer gesehen als dich und nie einen geliebt als meinen Vater und dich.«

»Armes Kind, weil du eben nur mit deinem Vater und mir gesprochen hast.«

»Nun, was brauche ich mit andern zu sprechen? Mein Vater nannte mich seine Freude, du nennst mich deine Liebe, und beide nennt ihr mich euer Kind.«

»Du erinnerst dich deines Vaters, Haidee?«

Das junge Mädchen lächelte. »Er ist da und da«, sagte sie, indem sie die Hand auf die Augen und aufs Herz legte.

»Und ich, wo bin ich?« fragte Monte Christo lächelnd.

»Du«, sagte sie, »du bist überall.«

Monte Christo nahm die Hand Haidees, um sie zu küssen, aber das Kind zog seine Hand zurück und bot ihm die Stirn.

»Jetzt, Haidee«, sagte er, »weißt du, daß du frei bist, daß du Herrin, Königin bist; du kannst dein Kostüm behalten oder es ablegen, ganz wie es dir beliebt; du bleibst hier, wenn du willst, und gehst aus, wenn du willst; ein Wagen wird stets für dich angespannt sein; Ali und Myrto werden dich überall begleiten und zu deinem Befehl stehen; nur um eins bitte ich dich.«

»Sprich!«

»Bewahre das Geheimnis deiner Geburt, sprich kein Wort über deine Vergangenheit; nenne bei keiner Gelegenheit die Namen deines erlauchten Vaters oder deiner armen Mutter.«

»Ich habe dir schon gesagt, Herr, daß ich niemand sehen werde.«

»Höre, Haidee, es ist vielleicht nicht möglich, in Paris ebenso gänzlich abgeschlossen zu leben wie im Orient; fahre fort, das Leben unserer nördlichen Länder kennenzulernen, wie du es in Rom, Florenz, Mailand und Madrid getan hast; das wird dir immer dienlich sein, ob du nun hierbleibst oder ob du nach dem Orient zurückkehrst.«

Das junge Mädchen sah mit ihren großen feuchten Augen zu dem Grafen auf und antwortete:

»Oder ob wir nach dem Orient zurückkehren, willst du sagen, nicht wahr, Herr?«

»Ja, meine Tochter«, entgegnete Monte Christo; »du weißt ja, daß ich nie derjenige sein werde, der dich verläßt. Nicht der Baum verläßt die Blüte, sondern die Blüte den Baum.«

»Ich verlasse dich nie, Herr«, sagte Haidee, »denn ich weiß bestimmt, daß ich ohne dich nicht leben könnte.«

»Armes Kind! In zehn Jahren werde ich alt und du wirst noch jung sein.«

»Mein Vater hatte einen langen weißen Bart, das hat mich nicht gehindert, ihn zu lieben; mein Vater war sechzig Jahre alt, und er schien mir schöner als alle jungen Leute, die ich sah.«

»Aber sage mir, glaubst du, daß du dich hier eingewöhnen wirst?«

»Werde ich dich sehen?«

»Alle Tage.«

»Weshalb fragst du mich dann, Herr?«

»Ich fürchte, du langweilst dich.«

»Nein, Herr, denn des Morgens werde ich daran denken, daß du kommen wirst, und des Abends werde ich mich erinnern, daß du dagewesen bist; zudem habe ich, wenn ich allein bin, große Erinnerungen, ich sehe im Geiste wieder ungeheure Gemälde, große Horizonte mit dem Pindus und dem Olymp in der Ferne, und dann habe ich im Herzen drei Gefühle, mit denen man sich nie langweilt: Trauer, Liebe und Dankbarkeit.«

»Du bist eine würdige Tochter des lieblichen und poesieerfüllten Epirus, Haidee, und man sieht wohl, daß du von jener Familie von Göttern abstammst, die in deinem Lande ihre Heimat hat. Sei also ruhig, meine Tochter, ich werde dafür sorgen, daß deine Jugend keine verlorene sein wird, denn wenn du mich wie deinen Vater liebst, liebe ich dich wie mein Kind.«

»Du irrst dich, Herr; ich liebte meinen Vater nicht so, wie ich dich liebe; meine Liebe zu dir ist eine andere. Mein Vater ist gestorben, und ich lebe noch; aber wenn du stürbest, würde ich auch sterben.«

Der Graf reichte dem jungen Mädchen mit einem Lächeln innigster Zärtlichkeit die Hand, auf die sie, wie immer, die Lippen drückte.

Während er das Zimmer verließ, dachte der Graf an die Verse Pindars: »Die Jugend ist eine Blume, deren Frucht die Liebe ist … Glücklich der Winzer, der sie pflückt, nachdem er sie hat langsam reifen sehen.«

Pyramus und Thisbe

Am Abend eines der wärmsten Tage, den der Frühling bisher gebracht hatte, befand sich in dem mit schattigen Bäumen bestandenen Garten eines Hauses des Faubourg Saint-Honoré ein junges Mädchen allein. Sie stand vor einem mit Brettern vernagelten Gitter und blickte durch eine Spalte in den dahinter befindlichen Raum, ein brachliegendes Terrain, das der Besitzer schon lange als Bauplatz ausbot, für das er aber noch keinen Käufer hatte finden können, da die Grundstücke an dieser Straße infolge der Anlage einer andern Straße in der Nachbarschaft entwertet waren.

Auf einer Steinbank unter den Bäumen lagen ein Buch, ein Sonnenschirm, ein Arbeitskorb und ein Batisttuch mit angefangener Stickerei.

Ein junger Mann von großer, kräftiger Gestalt in einer Bluse von ungebleichter Leinwand und mit einer Samtmütze, dessen wohlgepflegter Schnurrbart, Bart und schwarzes Haar aber nicht recht zu dieser Kleidung passen wollten, trat durch die Tür der Umzäunung auf den Bauplatz, warf einen Blick umher, um sich zu überzeugen, daß er unbeobachtet sei, schloß dann die Tür hinter sich und ging schnellen Schrittes nach der Stelle des Gitters, wo sich das junge Mädchen befand.

Das junge Mädchen hatte den Ankömmling erwartet, aber beim Anblick seiner sonderbaren Kleidung bekam sie Furcht und zog sich zurück.

Der junge Mann hatte aber schon das weiße Kleid und das lange blaue Gürtelband des Mädchens durch die Spalten in den Planken wahrgenommen. Er eilte an das Gitter, legte den Mund an eine Öffnung und sagte:

»Haben Sie keine Furcht, Valentine, ich bin's.«

Das junge Mädchen trat wieder näher.

»Oh«, sagte sie, »warum sind Sie denn heute so spät gekommen? Wissen Sie, daß wir bald essen und daß es mich viel Diplomatie gekostet hat, um mich von meiner Stiefmutter, die mich beobachtet, meiner Kammerjungfer, die mich bewacht, und

meinem Bruder, der mich quält, loszumachen und hierherzukommen, um an der Stickerei zu arbeiten, an der ich wohl noch oft zu arbeiten haben werde? Wenn Sie sich wegen Ihrer Verspätung entschuldigt haben, müssen Sie mir dann noch sagen, was für ein Kostüm Sie da gewählt haben, in dem ich Sie nicht erkannt habe.«

»Liebe Valentine«, antwortete der junge Mann, »Sie stehen zu hoch über mir, als daß ich Ihnen von meiner Liebe zu sprechen wagte, und dennoch muß ich Ihnen jedesmal, wenn ich Sie sehe, sagen, daß ich Sie anbete, damit das Echo meiner eigenen Worte mir im Herzen klingt, wenn ich Sie nicht mehr sehe. Jetzt danke ich Ihnen für Ihr Schmollen; es ist reizend, denn es beweist mir, daß Sie, ich wage nicht zu sagen, mich erwarteten, aber an mich dachten. Sie wollten den Grund meiner Verspätung und meiner Verkleidung wissen; ich werde es Ihnen sagen und hoffe, daß Sie mich dann entschuldigen werden: Ich habe einen Beruf gewählt.«

»Einen Beruf! … Was wollen Sie damit sagen, Maximilian? Sind wir denn so glücklich, daß Sie über das, was uns betrifft, scherzen können?«

»Oh, Gott bewahre mich, mit dem Scherz zu treiben, was mein Leben ist!« antwortete der junge Mann. »Da ich es aber müde bin, mich in den Feldern umherzutreiben und Mauern zu übersteigen, und da mich der Gedanke erschreckt, auf den Sie mich neulich abends gebracht haben, daß Ihr Vater mich eines schönen Tages als Dieb aburteilen lassen könnte, was die Ehre der ganzen französischen Armee kompromittieren würde, da ich schließlich Sorgen habe, daß man sich wundert, um dieses Terrain, wo es nicht die kleinste Zitadelle oder das kleinste Blockhaus zu verteidigen gibt, ewig einen Hauptmann der Spahis herumschleichen zu sehen, bin ich Gemüsegärtner geworden und habe die Kleider meines Gewerbes angelegt.«

»Welche Torheit!«

»Es ist im Gegenteil das Klügste, glaube ich, was ich je getan habe, denn es gibt uns vollständige Sicherheit.«

»Ich verstehe das Ganze gar nicht, erklären Sie es mir.«

»Nun gut, ich habe den Besitzer dieses Feldes aufgesucht; der

Pachtkontrakt mit dem alten Pächter war abgelaufen, und ich habe es von neuem gepachtet. Die ganze Luzerne, die Sie hier sehen, gehört mir, Valentine; nichts hindert mich, mir in diesem Klee eine Hütte bauen zu lassen und künftig zwanzig Schritte von Ihnen entfernt zu leben. Ich bin unbeschreiblich glücklich! Kann man das bezahlen, Valentine? Nicht wahr, das ist unmöglich. Nun gut, dieses ganze Glück, für das ich zehn Jahre meines Lebens gegeben hätte, kostet mich – raten Sie, wieviel? – fünfhundert Franken jährlich, zahlbar alle drei Monate. Sie sehen also, von jetzt an haben wir nichts mehr zu fürchten. Ich bin hier zu Hause, kann die Leiter gegen meine Mauer stellen und hinübersehen und habe, ohne mich vor einer Patrouille fürchten zu müssen, das Recht, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, wenn es Ihren Stolz nicht verletzt, dieses Wort aus dem Munde eines Tagelöhners in Bluse und Mütze zu hören.«

Valentine stieß einen Ruf freudiger Überraschung aus, plötzlich aber sagte sie traurig:

»Ach, Maximilian, jetzt werden wir zu frei sein, unser Glück wird uns Gott versuchen lassen, wir werden unsre Sicherheit mißbrauchen, und unsre Sicherheit wird uns verderben.«

»Können Sie mir das sagen, liebe Freundin, mir, der ich, seit ich Sie kenne, Ihnen jeden Tag beweise, daß ich meine Gedanken und mein Leben Ihrem Leben und Ihren Gedanken untergeordnet habe? Was hat Ihnen Vertrauen zu mir gegeben? Mein Glück, nicht wahr? Als Sie mir gesagt haben, daß eine unbestimmte Ahnung Sie vor einer großen Gefahr warne, habe ich mich in Ihren Dienst gestellt, ohne andern Lohn zu verlangen als das Glück, Ihnen zu dienen. Habe ich Ihnen seitdem durch das Geringste Anlaß gegeben, es zu bereuen, daß Sie unter der Menge derjenigen, die glücklich gewesen wären, für Sie zu sterben, mich ausgezeichnet haben? Sie haben mir gesagt, armes Kind, daß Sie die Verlobte des Herrn von Epinay seien, daß Ihr Vater diese Verbindung beschlossen habe, das heißt, daß sie gewiß sei; denn alles, was Herr von Villefort will, geschieht. Nun wohl, ich bin im Hintergrunde geblieben, ich habe alles nicht von meinem Willen noch von dem Ihrigen, sondern von

der Vorsehung, von Gott erwartet, und dennoch lieben Sie mich, haben Sie Mitleid mit mir gehabt, Valentine, und haben es mir gesagt. Dank für dieses süße Wort, Valentine. Ich bitte Sie um nichts, als daß Sie es mir von Zeit zu Zeit wiederholen, und es wird mich alles vergessen lassen.«

»Und das hat Sie kühn gemacht, Maximilian; das macht mich zugleich sehr glücklich und sehr unglücklich, so daß ich mich oft frage, was besser sei, der Kummer, den mir früher die Strenge meiner Stiefmutter und ihre blinde Bevorzugung ihres Kindes verursachten, oder das gefahrvolle Glück, das ich genieße, wenn ich Sie sehe.«

»Gefahrvoll!« rief Maximilian. »Können Sie ein so hartes und ungerechtes Wort sagen? Haben Sie jemals einen unterwürfigeren Sklaven gesehen als mich? Sie haben mir erlaubt, manchmal mit Ihnen zu sprechen, Valentine, mir aber verboten, Ihnen zu folgen; ich habe gehorcht. Seit ich die Möglichkeit gefunden habe, mich hier einzuschleichen und mit Ihnen durch diesen Zaun zu sprechen, Ihnen so nahe zu sein, ohne Sie zu sehen, sagen Sie, habe ich seitdem je verlangt, auch nur den Saum Ihres Kleides durch dieses Gitter zu berühren? Habe ich je einen Schritt getan, um diese Mauer, ein lächerliches Hindernis für meine Jugend und meine Kraft, zu übersteigen? Nie habe ich einen Vorwurf über Ihre Strenge, nie einen Wunsch laut ausgesprochen; ich habe gewissenhaft mein Wort gehalten wie einer der alten Ritter. Geben Sie das wenigstens zu, damit ich Sie nicht für ungerecht halte!«

»Das ist wahr«, sagte Valentine, indem sie die Spitze eines ihrer schlanken Finger durch eine Spalte steckte und Maximilian diese Fingerspitze küßte; »es ist wahr, Sie sind ein ehrlicher Freund. Aber schließlich haben Sie doch nur aus Eigennutz gehandelt, mein lieber Maximilian; Sie wußten wohl, daß der Sklave alles verlieren müßte, sobald er anspruchsvoll würde. Sie haben mir die Freundschaft eines Bruders versprochen, mir, die ich keine Freunde habe, die ihr Vater vergißt, die von ihrer Stiefmutter verfolgt wird und die ich als Trost nur meinen gelähmten Großvater habe, den unbeweglichen, stummen Greis, dessen Hand die

meinige nicht drücken kann, dessen Auge allein zu mir spricht und dessen Herz für mich allein noch ein wenig Wärme übrig hat. O bitterer Hohn des Schicksals, das mich zur Feindin und zum Opfer aller derjenigen macht, die stärker sind als ich, und mir einen Leichnam zur Stütze und zum Freund gibt! O fürwahr, Maximilian, ich wiederhole es Ihnen, ich bin sehr unglücklich, und Sie sollten mich meinetwegen und nicht Ihretwegen lieben!«

»Valentine«, sagte der junge Mann mit tiefer Bewegung, »ich will nicht sagen, daß ich nur Sie auf der Welt liebe, denn ich liebe auch meine Schwester und meinen Schwager, aber mit einer ruhigen Liebe, die in nichts dem Gefühle gleicht, das ich für Sie empfinde. Wenn ich an Sie denke, kocht mein Blut, meine Brust schwillt, mein Herz läuft über; jetzt verzehrt sich diese Kraft, dieses Feuer, diese übermenschliche Macht nur darin, Sie zu lieben, aber eines Tages werden Sie mich auffordern, sie dazu anzuwenden, Ihnen zu dienen. Herr Franz von Epinay soll noch ein Jahr abwesend bleiben. Wie viele glückliche Ereignisse können uns in einem Jahre zu Hilfe kommen! Hoffen wir also immer, es ist so schön und süß, zu hoffen! Aber was sind Sie, Valentine, die Sie mir meine Selbstsucht vorwerfen, für mich gewesen? Die schöne und kalte Statue der keuschen Venus. Was haben Sie mir für diese Ergebenheit, diesen Gehorsam, diese Zurückhaltung versprochen? Nichts. Was haben Sie mir gewährt? Sehr wenig. Sie sprechen von Herrn von Epinay, Ihrem Verlobten, und seufzen bei dem Gedanken, eines Tages die Seine zu sein. Hören Sie, Valentine, ist das alles, was Sie empfinden können? Ich verpfände Ihnen mein Leben, ich gebe Ihnen meine Seele, weihe Ihnen den leisesten Schlag meines Herzens, und während ich ganz der Ihre bin, während ich mir sage, daß ich sterben werde, wenn ich Sie verliere, da erschrecken Sie nicht bei dem bloßen Gedanken, einem andern zu gehören! O Valentine, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, wenn ich mich so geliebt fühlte, wie Sie sicher sind, daß ich Sie liebe, ich hätte schon hundertmal meine Hand durch dieses Gitter gestreckt, die Hand des armen Maximilian gedrückt und ihm gesagt: Dein, dein allein, Maximilian, in dieser und jener Welt!«

Valentine antwortete nichts, aber der junge Mann hörte sie seufzen und weinen. Maximilian war sofort gerührt. »Oh«, rief er, »Valentine, vergessen Sie meine Worte, wenn sie etwas enthalten, was Sie hat verletzen können!«

»Nein«, antwortete sie, »Sie haben recht, aber sehen Sie nicht, daß ich ein armes Geschöpf bin, eine Verlassene in einem fast fremden Hause – denn mein Vater ist mir fast ein Fremder –, eine Arme, deren Willen seit zehn Jahren täglich, stündlich, jede Minute gebrochen worden ist? Niemand sieht, was ich leide, und ich habe es niemand gesagt als Ihnen. Dem Anschein nach und in den Augen der Welt ist alles gut, alles lieb gegen mich; in Wirklichkeit aber ist mir alles feindlich. Die Welt sagt: ›Herr von Villefort ist zu ernst und streng, um sehr zärtlich gegen seine Tochter zu sein; aber sie hat wenigstens das Glück, in Frau von Villefort eine zweite Mutter gefunden zu haben.‹ Doch die Welt täuscht sich, mein Vater kümmert sich nicht um mich, und meine Stiefmutter haßt mich mit einer Erbitterung, die um so schrecklicher ist, als sie durch ein ewiges Lächeln verschleiert ist.«

»Sie hassen! Sie, Valentine! Wie kann man Sie hassen?«

»Ach, mein Freund«, antwortete Valentine, »ich muß gestehen, daß dieser Haß gegen mich einem fast natürlichen Gefühl entspringt. Sie liebt ihren Sohn, meinen Bruder Eduard, abgöttisch.«

»Nun?«

»Es erscheint mir sonderbar, von dem, wovon wir eben sprechen, auf eine Geldfrage zu kommen, aber ich glaube, daß ihr Haß eine derartige Ursache hat. Da sie kein Vermögen hat, während ich schon von mütterlicher Seite reich bin und dieses Vermögen später noch mehr als verdoppelt werden wird, weil mir der Besitz von Herrn und Frau von Saint-Méran zufallen wird, so glaube ich, ist sie neidisch. Ach Gott, wenn ich ihr die Hälfte dieses Vermögens geben und mich wieder wie eine Tochter im Hause ihres Vaters fühlen könnte, ich täte es auf der Stelle.«

»Arme Valentine!«

»Ja, ich fühle mich gefesselt und dabei zugleich so schwach, daß mir ist, als ob diese Bande mir eine Stütze seien, und daß ich Angst habe, sie zu zerreißen. Zudem ist mein Vater kein Mann, dessen Befehlen man ungestraft zuwiderhandeln könnte; er hat Macht über mich, und er würde seine Macht auch Ihnen gegenüber, ja selbst dem König gegenüber geltend machen, geschützt, wie er ist, durch eine tadellose Vergangenheit und eine fast unangreifbare Stellung. O Maximilian, ich schwöre es Ihnen, ich kämpfe nicht, weil ich fürchte, Sie in diesem Kampfe ebensosehr zu verderben wie mich.«

»Aber warum denn so verzweifeln, Valentine, und die Zukunft immer finster sehen?« entgegnete Maximilian.

»Ach, mein Freund, weil ich sie nach der Vergangenheit beurteile.«

»Es spricht doch aber auch manches für uns, Valentine. Wenn ich auch keine vortreffliche Partie vom aristokratischen Gesichtspunkt aus bin, so gehöre ich doch zu den Kreisen, in denen Sie leben; ich habe eine gute Zukunft vor mir, besitze ein nicht großes, aber unabhängiges Vermögen; und man achtet das Andenken meines Vaters in unsrer Heimat als das eines der ehrenwertesten Geschäftsleute, die es je gegeben hat. Ich sage, in unserer Heimat, Valentine, weil Sie ja beinahe eine Marseillerin sind.«

»Sprechen Sie nicht von Marseille, Maximilian; das bloße Wort erinnert mich an meine gute Mutter, diesen Engel. Oh, wenn sie noch lebte, Maximilian, hätte ich nichts zu fürchten; ich würde ihr sagen, daß ich Sie liebe, und sie würde mich beschützen … Aber sagen Sie doch …«

»Was soll ich Ihnen sagen?« fragte Maximilian, als er sah, daß Valentine zögerte.

»Sagen Sie mir«, fuhr das Mädchen fort, »hat es ehemals in Marseille irgendeinen Streit zwischen Ihrem Vater und meinem gegeben?«

»Nicht daß ich wüßte«, antwortete Maximilian, »es müßte denn das sein, daß Ihr Vater ein mehr als eifriger Parteigänger der Bourbonen und der meinige ein Anhänger des Kaisers war. Aber weshalb diese Frage, Valentine?«

»Ich will es Ihnen sagen«, entgegnete das junge Mädchen, »denn Sie sollen alles wissen. Es war an dem Tage, da Ihre Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion veröffentlicht wurde. Wir waren alle bei meinem Großvater, Herrn Noirtier, auch Herr Danglars, Sie wissen, der Bankier, dessen Pferde vorgestern beinahe meiner Mutter und meinem Bruder den Tod gebracht hätten. Ich las meinem Großvater die Zeitung vor, während die Herren von der Heirat des Fräulein Danglars sprachen. Als ich zu der Stelle kam, die Sie betraf und die ich schon gelesen hatte, weil Sie mir am Tage vorher schon diese Ernennung mitgeteilt hatten, war ich sehr glücklich, hatte aber auch Angst, Ihren Namen laut auszusprechen, und hätte es sicherlich unterlassen, wenn ich nicht gefürchtet hätte, daß das übel ausgelegt werden könnte. Ich nahm mich also zusammen und las.«

»Teure Valentine!« warf Maximilian ein.

»Als mein Vater Ihren Namen hörte, wandte er den Kopf. Ich war so überzeugt davon – Sie sehen, wie albern ich bin –, daß alle Welt von diesem Namen wie von einem Blitzstrahl getroffen werden würde, daß ich glaubte, meinen Vater – das war entschieden Einbildung – und sogar Herrn Danglars zusammenfahren zu sehen.

›Morrel‹, sagte mein Vater, ›warte doch!‹ – Er zog die Stirn zusammen. – ›Wäre das einer der Morrels aus Marseille, einer dieser wütenden Bonapartisten, die uns 1815 so viel zu schaffen gemacht haben?‹

›Ja‹, antwortete Herr Danglars, ›ich glaube sogar, daß es der Sohn des früheren Reeders ist.‹«

»Und was antwortete Ihr Vater, Valentine?« fragte Maximilian.

»Oh, etwas Abscheuliches, das ich Ihnen nicht wiederholen mag!«

»Wagen Sie's nur«, sagte Maximilian lächelnd.

»›Ihr Kaiser‹, fuhr mein Vater fort, ›wußte allen diesen Fanatikern den gebührenden Platz anzuweisen, er nannte sie Kanonenfutter, und das war der einzige Name, den sie verdienten. Ich sehe zu meiner Freude, daß die neue Regierung dieses heil-

same Prinzip wieder in Kraft setzt. Würde die Regierung nur deshalb Algier behalten, ich würde sie dazu beglückwünschen, obgleich es uns etwas teuer kommt.‹«

»Das ist in der Tat eine rohe Politik«, entgegnete Maximilian »Aber erröten Sie nicht, liebe Freundin, über die Worte des Herrn von Villefort; mein braver Vater gab ihm in der Beziehung nichts nach und verlangte, der Kaiser solle aus Richtern und Advokaten ein Regiment machen und dieses immer zuerst ins Feuer schicken. Aber was sagte Herr Danglars zu diesem Ausfall des Staatsanwalts?«

»Oh, der lachte mit seinem tückischen Lachen, das ich abscheulich finde; dann gingen sie gleich darauf fort. Da sah ich erst, daß mein guter Großvater ganz aufgeregt war. Ich muß Ihnen sagen, Maximilian, daß ich allein die Aufregung des armen, vom Schlage Gelähmten errate, und ich ahnte, daß diese Unterhaltung in seiner Gegenwart – denn man nimmt auf den armen Großvater keine Rücksicht mehr – einen großen Eindruck auf ihn gemacht habe, da man schlecht über den Kaiser gesprochen hatte, dessen warmer Anhänger er gewesen ist.«

»Es ist in der Tat einer der bekanntesten Namen des Kaiserreichs, und er war fast an allen bonapartistischen Anschlägen unter der Restauration beteiligt.«

»Ja, ich höre manchmal solche Dinge flüstern, die mir sonderbar scheinen: der Großvater Bonapartist, der Vater Royalist! Ich wandte mich also ihm zu, und er zeigte mir mit den Augen die Zeitung.

›Was hast du, Papa?‹ fragte ich. ›Bist du zufrieden?‹

Er nickte.

›Über das, was mein Vater gesagt hat?‹ fragte ich.

Er machte ein verneinendes Zeichen.

›Über das, was Herr Danglars gesagt hat?‹

Wieder ein verneinendes Zeichen.

›Dann also darüber, daß Herr Morrel zum Offizier der Ehrenlegion ernannt worden ist?‹

Er bejahte.

Können Sie es glauben, Maximilian? Er freute sich über Ihre

Ernennung, obgleich er Sie nicht kennt. Das ist vielleicht eine Wahnidee von ihm, denn es heißt, daß er kindisch wird; aber ich bin ihm deshalb sehr gut. –

Pst!« machte Valentine plötzlich. »Verstecken Sie sich, man kommt!«

Maximilian ergriff schnell einen Spaten und begann erbarmungslos die Luzerne umzugraben.

»Gnädiges Fräulein! Gnädiges Fräulein!« rief eine Stimme hinter den Bäumen. »Frau von Villefort sucht Sie überall, es ist ein Besuch im Salon.«

»Ein Besuch!« sagte Valentine aufgeregt. »Wer ist es denn?«

»Ein vornehmer Herr, ein Fürst, wie es heißt, der Graf von Monte Christo.«

»Ich komme schon«, sagte Valentine laut.

Bei diesem Namen fuhr der junge Mann an der andern Seite des Gitters zusammen, für den das »Ich komme schon« Valentines jedesmal das Lebewohl war.

Sonderbar, dachte Maximilian, indem er sich nachdenklich auf seinen Spaten stützte, woher kennt der Graf von Monte Christo den Herrn von Villefort?

Die Lehre von den Giften

Es war in der Tat der Graf von Monte Christo, der bei Frau von Villefort eingetreten war, um den Besuch des Staatsanwalts zu erwidern.

Frau von Villefort, die allein im Salon war, als der Graf angemeldet wurde, ließ sofort ihren Sohn kommen, damit er sich nochmals beim Grafen bedanke, und Eduard, der seit zwei Tagen unaufhörlich von der großen Persönlichkeit hatte sprechen hören, beeilte sich herbeizukommen, nicht aus Gehorsam gegen seine Mutter oder um dem Grafen zu danken, sondern aus Neugier und um Gelegenheit zu haben, eine seiner Redensarten anzubringen, zu denen seine Mutter sagte: »Oh, der Schlingel, aber ich muß ihm verzeihen, er hat soviel Geist!«

Nach Austausch der ersten Höflichkeiten erkundigte sich der Graf nach Herrn von Villefort.

»Mein Mann diniert bei dem Kanzler«, antwortete die junge Frau; »er ist soeben fortgegangen und wird es sicherlich bedauern, daß er nicht das Glück gehabt hat, Sie zu sehen.«

Zwei Besucher, die vor dem Grafen gekommen waren und ihn mit den Augen verschlangen, verabschiedeten sich, nachdem sie ihre Neugier befriedigt hatten.

»Was macht denn deine Schwester Valentine?« sagte Frau von Villefort zu Eduard. »Sage, daß man sie ruft, damit ich die Ehre habe, sie dem Grafen vorzustellen.«

»Sie haben eine Tochter, gnädige Frau?« fragte der Graf. »Das muß doch wohl ein Kind sein?«

»Es ist die Tochter des Herrn von Villefort«, entgegnete die junge Frau; »ein Kind aus erster Ehe, ein erwachsenes, schönes Mädchen.«

»Aber sie ist immer traurig«, fiel der junge Eduard ein, indem er einem prächtigen Papagei trotz seiner Schmerzensschreie die Schwanzfedern ausriß, um sich daraus einen Federbusch für seinen Hut zu machen.

Frau von Villefort begnügte sich damit, zu sagen: »Schweig, Eduard!« Dann fügte sie hinzu: »Dieser kleine Unart hat fast recht und wiederholt das, was er mich schon oft mit Schmerz hat sagen hören; denn Fräulein von Villefort ist trotz allem, was wir tun können, um sie zu zerstreuen, von traurigem und schweigsamem Charakter, der oft der Wirkung ihrer Schönheit schadet. Aber sieh doch nach, weshalb sie nicht kommt, Eduard.«

»Weil sie gesucht wird, wo sie nicht ist.«

»Wo wird sie denn gesucht?«

»Bei Großpapa Noirtier.«

»Und da ist sie nicht, glaubst du?«

»Nein, nein, nein, nein, nein, da ist sie nicht«, antwortete Eduard trällernd.

»Wo ist sie denn? Wenn du es weißt, so sage es.«

»Sie ist unter der großen Kastanie«, fuhr der ungezogene

Knabe fort, indem er trotz der Zurufe seiner Mutter dem Papagei lebende Fliegen gab, die dem Tiere vorzüglich zu schmecken schienen.

Frau von Villefort streckte die Hand nach der Glocke aus, als Valentine bereits eintrat. Das junge Mädchen schien in der Tat traurig zu sein; man hätte bei aufmerksamer Betrachtung sogar Tränenspuren in ihren Augen sehen können.

Valentine war ein großes, schlankes Mädchen von neunzehn Jahren, mit hellbraunem Haar und dunkelblauen Augen; sie bewegte sich mit vornehmer Lässigkeit.

Als sie eintrat und bei ihrer Mutter den Fremden sah, von dem sie schon so viel hatte sprechen hören, grüßte sie ohne mädchenhafte Ziererei und, ohne die Augen niederzuschlagen, mit einer Anmut, die die Aufmerksamkeit des Grafen noch erhöhte. Er erhob sich.

»Fräulein von Villefort, meine Stieftochter«, sagte Frau von Villefort, auf Valentine deutend.

»Und der Herr Graf von Monte Christo, König von China, Kaiser von Cochinchina«, fiel das Söhnchen ein.

Diesmal erblaßte Frau von Villefort und wäre beinahe gegen diese Hausplage, die mit dem Namen Eduard gerufen wurde, in Harnisch geraten; der Graf aber lächelte und schien den Jungen mit Wohlgefallen zu betrachten, worüber die Mutter entzückt war.

»Aber, gnädige Frau«, nahm der Graf die Unterhaltung wieder auf, indem er Frau von Villefort und Valentine abwechselnd ansah, »habe ich nicht schon die Ehre gehabt, Sie und das gnädige Fräulein irgendwo zu sehen? Ich dachte schon vorher daran, und das Erscheinen des gnädigen Fräuleins hat eine Erinnerung, die ganz unbestimmt war, verzeihen Sie mir das Wort, noch deutlicher gemacht.«

»Es ist nicht wahrscheinlich, Herr Graf; Fräulein von Villefort liebt die Gesellschaft wenig, und wir gehen selten aus«, sagte die junge Frau.

»Ich habe das gnädige Fräulein, Sie, gnädige Frau, und diesen reizenden Schelm auch nicht in der Gesellschaft gesehen. Die

Pariser Gesellschaft ist mir zudem vollständig unbekannt, denn, wie ich Ihnen bereits sagte, bin ich erst einige Tage hier. Nein, wenn Sie erlauben, daß ich mich besinne … warten Sie …«

Der Graf legte die Hand an die Stirn.

»Nein, es war im Freien … ich weiß nicht … aber die Erinnerung verbindet sich mit einem schönen sonnigen Tage und einer Art religiöser Festlichkeit … Das Fräulein hielt Blumen in der Hand; der Kleine lief einem schönen Pfau in einem Garten hinterher, und Sie, gnädige Frau, saßen unter einer Weinlaube … Helfen Sie mir doch, gnädige Frau, besinnen Sie sich auf diese Dinge nicht?«

»Nein, wirklich nicht«, antwortete Frau von Villefort; »und doch, dächte ich, ich würde mich erinnern, wenn ich Sie schon irgendwo getroffen hätte.«

»Der Herr Graf hat uns vielleicht in Italien gesehen«, warf Valentine schüchtern ein.

»In der Tat, in Italien … das ist möglich«, sagte Monte Christo. »Sie sind in Italien gereist, gnädiges Fräulein?«

»Frau von Villefort und ich waren vor zwei Jahren dort. Die Ärzte fürchteten für meine Brust und hatten mir die Luft Neapels empfohlen. Wir kamen über Bologna, Perusa und Rom.«

»Ah, richtig«, rief Monte Christo; »es war in Perusa am Fronleichnamsfeste im Garten des Gasthofs ›Zur Post‹, dort habe ich Sie gesehen.«

»Ich erinnere mich Perusas, des Gasthofs ›Zur Post‹ und des Festes, von dem Sie sprechen, vollkommen«, sagte Frau von Villefort; »aber ich schäme mich meines Gedächtnisses, denn ich besinne mich vergeblich darauf, Sie gesehen zu haben.«

»Sonderbar, ich erinnere mich auch nicht«, bemerkte Valentine, indem sie ihre schönen Augen auf Monte Christo richtete.

»Oh, ich erinnere mich«, warf Eduard ein.

»Ich will Ihnen zu Hilfe kommen, gnädige Frau«, fuhr der Graf fort. »Es war ein heißer Tag; Sie warteten auf Pferde, die wegen der Feierlichkeit nicht kamen. Das gnädige Fräulein ging in den Garten, und Ihr Sohn verschwand, indem er hinter dem Pfau herlief.«

»Ich habe ihn gefaßt, Mama; du weißt«, rief Eduard, »ich habe ihm drei Federn aus dem Schwanz gerissen.«

»Sie, gnädige Frau, blieben in der Weinlaube; erinnern Sie sich nicht mehr, daß Sie auf einer Steinbank saßen und ziemlich lange mit jemand gesprochen haben?«

»Ja, wirklich«, sagte die junge Frau errötend, »ich erinnere mich, es war ein Mann in einem langen wollenen Mantel … ein Arzt, glaube ich.«

»Ganz recht, gnädige Frau; dieser Mann war ich; ich wohnte seit vierzehn Tagen in dem Gasthof, hatte meinen Kammerdiener vom Fieber geheilt und meinen Wirt von der Gelbsucht, so daß man mich für einen großen Doktor hielt. Wir sprachen lange, gnädige Frau, von verschiedenen Dingen, von Raffael, von Sitten und Trachten, von der berühmten Aqua Toffana, deren Geheimnis, wie man Ihnen, glaube ich, gesagt hatte, noch einige Leute in Perusa besitzen sollten.«

»Ah, richtig«, sagte Frau von Villefort lebhaft mit einer gewissen Unruhe, »ich erinnere mich.«

»Ich weiß nicht mehr, was Sie mir im einzelnen sagten, gnädige Frau«, fuhr der Graf mit vollkommener Ruhe fort, »aber ich erinnere mich, daß auch Sie mich wie alle anderen irrtümlich für einen Arzt hielten und wegen der Gesundheit des Fräuleins von Villefort um Rat fragten.«

»Aber Sie waren doch wirklich Arzt, da Sie Kranke geheilt haben«, sagte Frau von Villefort.

»Molière oder Beaumarchais würden Ihnen antworten, gnädige Frau, daß meine Kranken gesund geworden sind, weil ich es gerade nicht war; ich will Ihnen einfach sagen, daß ich ziemlich gründlich Chemie und Naturwissenschaften studiert habe, aber nur aus Liebhaberei … Sie verstehen.«

In diesem Augenblick schlug die Uhr sechs.

»Es ist sechs Uhr«, sagte Frau von Villefort sichtlich erregt, »willst du nicht nachsehen, Valentine, ob dein Großvater zum Essen bereit ist?«

Valentine stand auf, grüßte den Grafen und ging, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer.

»Oh, gnädige Frau, schicken Sie etwa meinetwegen Fräulein von Villefort weg?« fragte der Graf.

»Durchaus nicht«, antwortete die junge Frau lebhaft; »aber um diese Zeit pflegt Herr Noirtier das Mahl zu sich zu nehmen, das sein trauriges Dasein erhält. Sie wissen, Herr Graf, in welchem beklagenswerten Zustande der Vater meines Mannes sich befindet?«

»Jawohl, gnädige Frau, Herr von Villefort hat mir davon erzählt; eine Lähmung, glaube ich.«

»Ach, ja, der arme Greis ist vollständig bewegungslos, nur die Seele wacht in dieser menschlichen Maschine, und auch nur noch wie eine erlöschende Lampe. Aber verzeihen Sie, Herr Graf, daß ich Sie mit unserem häuslichen Unglück unterhalte; ich unterbrach Sie, als Sie gerade sagten, daß Sie ein geschickter Chemiker seien.«

»Oh, das sagte ich nicht, gnädige Frau«, antwortete der Graf lächelnd; »im Gegenteil, ich habe Chemie studiert, weil ich, entschlossen, hauptsächlich im Orient zu leben, das Beispiel des Königs Mithridates befolgen wollte.«

»Mithridates, rex Ponticus«, fiel der Taugenichts ein, der sich Silhouetten aus einem prächtigen Album schnitt; »derselbe, der jeden Morgen eine Tasse voll Gift zum Frühstück trank.«

»Eduard! Unartiges Kind!« rief Frau von Villefort, indem sie ihrem Söhnchen das zerschnittene Buch entriß. »Du bist unerträglich; geh zu deiner Schwester bei dem lieben Großpapa.«

»Das Album …«, sagte Eduard.

»Wieso das Album?«

»Ja, ich will das Album …«

»Warum hast du die Bilder zerschnitten?«

»Weil es mir Spaß macht.«

»Geh fort, geh!«

»Ich gehe nicht, wenn ich nicht das Album kriege«, entgegnete der Junge, indem er sich, treu seiner Gewohnheit, nie nachzugeben, in einen großen Fauteuil legte.

»Da, nun laß uns in Ruhe!« sagte Frau von Villefort und gab

Eduard das Album. Der Graf sah ihr nach, während sie ihren Sohn zur Tür geleitete.

Laß sehen, ob sie die Tür hinter ihm zumacht! dachte er.

Frau von Villefort schloß die Tür aufs sorgfältigste hinter dem Kind; der Graf schien es nicht zu bemerken. Sie warf noch einen letzten Blick um sich und nahm dann wieder Platz.

»Erlauben Sie mir zu bemerken, gnädige Frau«, sagte der Graf, »daß Sie sehr streng mit dem reizenden Schelm sind.«

»Man muß wohl, Herr Graf«, entgegnete Frau von Villefort mit Mutterwürde.

»Er sagte seinen Cornelius Nepos her, und Sie haben ihn in einem Zitate unterbrochen, das beweist, daß sein Lehrer seine Zeit mit ihm nicht verloren hat und daß Ihr Sohn für sein Alter weit vorgeschritten ist«, bemerkte Monte Christo.

»Er hat allerdings eine leichte Auffassungsgabe«, antwortete die Mutter geschmeichelt, »und er lernt alles, was er will. Nur den einen Fehler hat er, daß er zu eigenwillig ist; aber, um auf das, was er sagte, zurückzukommen, glauben Sie wirklich, Herr Graf, daß Mithridates solche Vorsichtsmaßregeln benutzte und daß diese Vorsichtsmaßregeln wirksam sein konnten?«

»Ich glaube so sehr daran, gnädige Frau, daß ich selbst sie angewendet habe, um in Neapel, Palermo und Smyrna nicht vergiftet zu werden, das heißt bei drei Gelegenheiten, wo ich ohne diese Vorsicht mein Leben hätte lassen können.«

»Und das Mittel hatte Erfolg?«

»Vollkommen.«

»Ja, ich erinnere mich, daß Sie mir etwas Ähnliches schon in Perusa erzählt haben.«

»So!« entgegnete der Graf mit gutgespielter Überraschung; »ich erinnere mich nicht.«

»Ich fragte Sie, ob die Gifte in gleicher Weise und gleich kräftig auf die Menschen aus dem Norden und die aus dem Süden wirkten, und Sie antworteten mir sogar, daß das kalte Temperament der Nordländer nicht so leicht unterliege wie die lebhafte Natur der Südländer.«

»Allerdings«, antwortete Monte Christo; »ich habe Russen,

ohne unpäßlich zu werden, Pflanzenstoffe verzehren sehen, die einen Neapolitaner oder Araber unfehlbar getötet hätten.«

»Also Sie glauben, das Resultat sei bei uns noch sichrer als im Orient und man gewöhne sich bei unsrem Nebel und Regen leichter an die fortschreitende Aufnahme des Gifts als in wärmeren Breiten?«

»Gewiß; wohlverstanden aber, daß man nur gegen das Gift gefeit wird, an das man sich gewöhnt hat.«

»Ja, ich verstehe; und wie würden Sie zum Beispiel sich daran gewöhnen, oder vielmehr, wie haben Sie sich daran gewöhnt?«

»Das ist sehr leicht. Nehmen wir an, Sie wüßten im voraus, welches Gift man Ihnen reichen würde … sagen wir zum Beispiel Bruzin …«

»Bruzin wird aus der falschen Angostura gewonnen, glaube ich«, sagte Frau von Villefort.

»Ganz recht«, antwortete Monte Christo; »aber ich sehe, daß Sie von mir nicht viel mehr lernen können; ich mache Ihnen mein Kompliment: solche Kenntnisse sind bei Damen selten.«

»Oh, ich gestehe, daß ich die heftigste Leidenschaft für die geheimen Wissenschaften habe, die die Einbildungskraft wie Poesie anregen und sich wie eine algebraische Gleichung in Ziffern lösen; aber fahren Sie, bitte, fort; was Sie sagen, interessiert mich im höchsten Grade.«

»Nun wohl«, sagte Monte Christo, »nehmen wir zum Beispiel an, das Gift sei Bruzin und Sie nähmen am ersten Tage ein Milligramm, am zweiten zwei; am zehnten hätten Sie dann ein Zentigramm; nach zwanzig Tagen hätten Sie, indem Sie ein Milligramm mehr nähmen, zwei Zentigramm, das heißt eine Dosis, die Sie ohne Beschwerde nehmen könnten, die aber für jemand anders, der nicht dieselben Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte, schon sehr gefährlich sein würde, kurz, wenn Sie nach vier Wochen mit jemand anders aus ein und derselben Karaffe tränken, würden Sie diese Person töten, selbst aber nur an einem einfachen Unbehagen merken, daß dem Wasser irgendeine giftige Substanz beigemischt worden ist.«

»Kennen Sie kein andres Gegengift?«

»Nein, keins.«

»Sie sind ein großer Chemiker, Herr Graf«, sagte Frau von Villefort, nachdem sie noch über mehrere Gifte und deren Anwendung gesprochen hatten; »und dieses Elixier, von dem Sie meinem Sohne etwas eingegeben haben und das ihn so schnell wieder ins Leben gerufen hat …?«

»Oh«, entgegnete Monte Christo, »ein Tropfen von diesem Elixier hat genügt, um Ihren ohnmächtigen Sohn ins Leben zurückzurufen, aber drei Tropfen hätten ihm das Blut in die Lunge getrieben, so daß er Herzklopfen bekommen hätte; sechs hätten ihm den Atem benommen und eine viel ernstere Ohnmacht verursacht als die, in der er sich befand; zehn endlich hätten ihn getötet. Sie wissen, wie schnell ich ihn von den Flaschen entfernte.«

»Es ist also ein schreckliches Gift?«

»O lieber Gott, nein! Vorerst müssen wir einräumen, daß das Wort Gift nicht existiert, da man sich in der Medizin der stärksten Gifte bedient, die durch die Weise, wie sie verabreicht werden, Heilmittel werden.«

»Was war es dann?«

»Es war ein Präparat meines Freundes, des vortrefflichen Abbés Adelmonte aus Taormina in Sizilien, der ein ausgezeichneter Chemiker war und mich gelehrt hat, mich dessen zu bedienen.«

»Oh«, sagte Frau von Villefort, »das muß ein vorzügliches Mittel gegen Ohnmachtsanfälle sein.«

»Ein ganz ausgezeichnetes«, antwortete der Graf; »Sie haben es gesehen, und ich benutze es häufig; mit aller Vorsicht, wohlverstanden«, fügte er lachend hinzu.

»Das glaube ich«, entgegnete Frau von Villefort in demselben Ton. »Ich bei meiner Nervosität und meiner Neigung zu Ohnmachtsanfällen brauchte Doktor Adelmonte, der mir Mittel erfand, frei zu atmen und mich über meine Furcht, einmal zu ersticken, beruhigte. Da die Sache in Frankreich aber schwer zu finden ist und Ihr Abbé wahrscheinlich nicht geneigt ist, meinetwegen die Reise nach Paris zu machen, halte ich mich inzwi-

schen an die Mittel des Herrn Planche, und Pfefferminze und Hoffmannstropfen spielen bei mir eine große Rolle. Sehen Sie diese Pastillen, die ich mir besonders habe machen lassen; sie enthalten eine doppelte Dosis.«

Monte Christo öffnete die Schildpattdose, die ihm die junge Frau reichte, und atmete den Duft der Pastillen als Kenner, der solche Präparate zu würdigen weiß.

»Sie sind vorzüglich«, sagte er, »müssen aber hinuntergeschluckt werden, was Ohnmächtige oft nicht können. Da ziehe ich mein Spezifikum vor.«

»Oh, allerdings, ich zöge es auch vor, besonders nach der Wirkung, die ich davon gesehen habe; aber es ist jedenfalls ein Geheimnis, und ich bin nicht so unbescheiden, Sie darum zu bitten.«

»Aber ich, gnädige Frau«, sagte Monte Christo aufstehend, »bin so frei, es Ihnen anzubieten.«

»O Herr Graf.«

»Nur vergessen Sie nicht, daß es in kleiner Dosis ein Heilmittel, in starker ein Gift ist. Ein Tropfen gibt das Leben zurück, wie Sie gesehen haben; fünf oder sechs würden unfehlbar töten, und auf eine um so schrecklichere Weise, als sie, in ein Glas Wein geschüttet, den Geschmack desselben durchaus nicht verändern würden … Aber es sieht fast aus, als ob ich Ihnen Ratschläge geben wollte.«

Es hatte soeben halb sieben Uhr geschlagen; man meldete eine Freundin der Frau von Villefort, die kam, um bei ihr zu speisen.

»Wenn ich die Ehre hätte, Sie schon zum dritten oder vierten Male zu sehen, statt zum zweiten Male«, sagte Frau von Villefort, »wenn ich die Ehre hätte, Ihre Freundin zu sein, statt einfach das Glück zu haben, Ihnen verpflichtet zu sein, würde ich Sie zu Tisch hierbehalten und keine Ablehnung annehmen.«

»Ich danke Ihnen, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo, »aber ich habe bereits eine andre Verpflichtung. Ich habe versprochen, eine mir befreundete griechische Prinzessin ins Theater zu führen.«

»Gehen Sie dann, Herr Graf, aber vergessen Sie mein Rezept nicht.«

»Oh, gnädige Frau, da müßte ich ja diese Stunde vergessen, während der ich mich mit Ihnen unterhalten habe, was vollständig unmöglich ist.«

Monte Christo verbeugte sich und ging. Frau von Villefort blieb träumend zurück.

»Ein seltsamer Mann«, sagte sie, »und er sieht ganz so aus, als ob er sich mit Vornamen Adelmonte nennte.«

Was Monte Christo betrifft, so hatte das Resultat seine Erwartungen übertroffen. Das ist ein guter Boden! sagte er zu sich. Ich bin überzeugt, daß das Korn, das man da hineinfallen läßt, nicht verkümmert!

Und treu seinem Versprechen, schickte er am andern Tage das Rezept.

Der Major Cavalcanti und sein Sohn

Einige Tage darauf gegen sieben Uhr abends hielt ein Wagen vor dem Hause Monte Christos und fuhr schleunigst wieder ab, nachdem er einen Mann von etwa zweiundfünfzig Jahren abgesetzt hatte. Dieser Mann trug einen grünen Rock mit schwarzen Schnüren, weite Hosen aus blauem Tuch, Stiefel von mattem Glanze mit dicker Sohle, hirschlederne Handschuhe, einen Hut, der wie der Hut eines Gendarmen aussah, und eine schwarze Halsbinde mit weißem Saum, die man für ein Halseisen ansehen konnte. Er läutete am Gitter und fragte den Hausmeister, ob hier Nummer dreißig der Avenue des Champs-Elysées wäre und der Graf Monte Christo hier wohne. Auf die bejahende Antwort trat er ein. Baptistin, der Kammerdiener des Grafen, meldete ihn, und der Graf befahl, ihn in den einfachsten Salon zu führen. Dort kam ihm der Graf lächelnd entgegen. »Willkommen«, sagte er, »verehrter Herr, ich erwarte Sie.«

»Wirklich, Exzellenz?« sprach der Fremde.

»Ich wurde davon benachrichtigt, daß Sie heute um sieben Uhr kommen würden.«

»Daß ich kommen würde?«

»Jawohl.«

»Ah, desto besser, ich fürchtete, daß man diese Vorsicht vergessen habe. Sind Sie aber auch gewiß, sich nicht zu täuschen?«

»Also«, sagte Monte Christo, »sind Sie nicht der Herr Marquis Bartolomeo Cavalcanti?«

»Der bin ich«, sagte der Fremde fröhlich.

»Österreichischer Exmajor?«

»War ich Major?« fragte der alte Militär furchtsam.

»Ja«, sprach der Graf, »so nennt man in Frankreich den Rang, den Sie in Italien bekleideten.«

»Gut, ich verlange nichts Besseres.«

»Es hat Sie jemand an mich gewiesen?«

»Ja.«

»Der treffliche Abbé Busoni?«

»Derselbe«, rief der Major freudig.

»Haben Sie einen Brief?«

»Hier ist er.«

»Lassen Sie sehen.«

Monte Christo öffnete und las. Der Major sah den Grafen mit großen Augen an.

»Es ist gut … dieser liebe Abbé«, sagte der Graf, während er las. »Der Major Cavalcanti, ein würdiger Patrizier aus Lucca, abstammend von den Cavalcanti aus Florenz«, fuhr Monte Christo lesend fort, »hat ein Vermögen, das ihm eine halbe Million Einkünfte bringt.«

Monte Christo erhob die Augen von dem Briefe und verbeugte sich, indem er sagte:

»Teufel, eine halbe Million! Mein werter Herr Cavalcanti!«

»Steht dort eine halbe Million?« fragte der Lucceser.

»Eine halbe Million … in Buchstaben ausgeschrieben, und es muß so sein; der Abbé Busoni ist ein Mann, der alle Reichtümer Europas kennt.«

»Ich glaubte bei meiner Ehre nicht, daß es so viel ist.«

»Weil Sie einen Verwalter haben, der Sie bestiehlt.«

»Sie machen mich aufmerksam«, sagte der Lucceser ernsthaft, »ich werde den Schurken davonjagen.«

Monte Christo las weiter: »Und dem nur eins fehlt, um glücklich zu sein …«

»Ja, mein Gott, nur eins«, versetzte der Lucceser seufzend.

»… seinen Sohn wiederzufinden …«

»Einen angebeteten Sohn!«

»… der in seiner Kindheit entweder durch einen Feind seiner edlen Familie oder durch Zigeuner geraubt wurde.«

»In einem Alter von fünf Jahren, mein Herr!« seufzte der Lucceser mit zum Himmel erhobenen Augen.

»Armer Vater!« sagte Monte Christo und fuhr fort: »Ich gab ihm Hoffnung, Leben zurück, als ich ihm sagte, daß Sie ihm seinen Sohn wiedergeben könnten, den er seit fünfzehn Jahren sucht.«

Der Lucceser sah Monte Christo unruhig an.

»Ich kann es«, sagte der Graf.

»Ah, so ist also der Brief ganz wahr!«

»Haben Sie gezweifelt, teurer Bartolomeo?«

»Nein, niemals! Wie könnte ein so ernster, würdevoller Mann wie der Abbé Busoni einen solchen Scherz treiben! Doch Sie haben nicht alles gelesen, Exzellenz!«

»Richtig«, erwiderte Monte Christo, »hier ist noch ein Postskriptum.«

»Ja«, erwiderte der Lucceser, »ja … ein Postskriptum.«

»Um dem Major Cavalcanti die Mühe zu ersparen, schicke ich ihm einen Wechsel von zweitausend Franken für seine Reisekosten und eröffne ihm einen Kredit bei Ihnen im Betrag von achtundvierzigtausend Franken, die Sie mir noch schuldig sind.«

Der Major folgte mit sichtbarer Angst, während der Graf dieses Postskriptum las. Der Graf sagte nichts weiter als:

»Gut!«

»Er hat ›gut‹ gesagt«, murmelte der Lucceser. »Nun, mein Herr?« sprach er laut.

»Nun?« fragte Monte Christo.

»Nun, das Postskriptum?«

»Nun ja, das Postskriptum.«

»Ist es Ihnen so angenehm wie der übrige Inhalt des Briefes?«

»Ganz gewiß. Ich und der Abbé standen in Verrechnung; ich weiß zwar nicht, ob ich ihm noch so viel schuldig bin, doch auf einige Banknoten kommt es zwischen uns nicht an. Doch Sie scheinen diesem Postskriptum einen großen Wert beizulegen, Herr von Cavalcanti?«

»Ich gestehe, daß ich im vollen Vertrauen auf Abbé Busonis Anweisung mich nicht mit anderem Geld versehen habe und sehr in Verlegenheit wäre.«

»Setzen Sie sich«, sprach Monte Christo, »wahrlich, ich weiß nicht, was ich tue! Seit einer Viertelstunde lasse ich Sie stehen.«

»Hat nichts zu sagen«, sprach der Major und zog sich einen Stuhl herbei.

»Wollen Sie inzwischen etwas nehmen? Wein von Xeres, Oporto, Alicante?«

»Alicante, wenn ich bitten darf, das ist mein Lieblingswein.«

»Ich habe vortreffliches Biskuit dazu.«

»Nun denn ja, weil Sie mich dazu nötigen.«

Monte Christo klingelte. Baptistin erschien. Der Graf wandte sich zu ihm und fragte leise: »Nun?«

»Der junge Mensch ist schon da«, antwortete der Diener ebenso.

»Wo ist er?«

»In dem blauen Salon, wie Eure Exzellenz befohlen haben.«

»Vortrefflich, bringen Sie Alicanter Wein und Biskuit.«

Baptistin ging und kam gleich darauf mit Wein, Biskuit und Gläsern zurück. Der Graf schenkte ein und nahm dann die Unterhaltung mit dem Fremden wieder auf.

»Also, mein Herr«, begann er, »Sie wohnen in Lucca, sind reich, adelig, genießen allgemeine Achtung und besitzen alles, was einen Menschen glücklich machen kann?«

»Alles, Exzellenz!« antwortete der Major, während er sein Biskuit verschlang. »Nur eines fehlt zu meinem Glück.«

»Ah, Ihr Kind wiederzufinden.«

»Ja, ja«, sagte der Major, indem er ein zweites Biskuit nahm, »das fehlt mir sehr.« Er hob die Augen zur Decke und bemühte sich, tief zu seufzen.

»Unterdessen, teurer Herr von Cavalcanti«, sagte Monte Christo, »was läßt Sie Ihren Sohn so bedauern? Man hat mir gesagt, daß Sie nicht verheiratet waren?«

»Man glaubt es, Herr Graf, und ich selbst …«

»Ja, Sie haben das Gerücht bestätigt, eine Jugendsünde, die Sie vor den Augen der Welt verbergen wollten.«

Der Lucceser richtete sich auf und nahm eine ruhige, würdevolle Miene an, während er verschämt die Augen niederschlug.

»Ja, ich wollte diesen Fehltritt allen Augen entziehen.«

»Doch nicht um Ihretwillen«, sprach Monte Christo, »denn ein Mann ist über solche Dinge erhaben.«

»Oh, meinetwegen wahrhaftig nicht«, sagte der Major lächelnd.

»Aber der Mutter wegen«, versetzte der Graf.

»Ja, wegen seiner Mutter!« rief der Lucceser und nahm ein drittes Biskuit. »Wegen seiner armen Mutter.«

»Sie hieß Oliva Corsinari, nicht wahr?«

»Oliva Corsinari.«

»Marquise?«

»Marquise.«

»Und Sie haben sie endlich ungeachtet des Widerstands der Familie geehelicht?«

»Ja, so ist es.«

»Und«, versetzte Monte Christo, »Sie haben die Dokumente mitgebracht?«

»Welche Dokumente?«

»Nun, den Trauschein mit Oliva Corsinari und den Taufschein des Kindes.«

»Den Taufschein des Kindes?«

»Ja, des Andrea Cavalcanti, Ihres Sohnes. Nun, wo sind die Papiere?«

»Herr Graf, ich muß mit Bedauern gestehen, daß ich vergaß, sie mit mir zu nehmen.«

»Teufel, das ist fatal!« sagte Monte Christo.

Der Lucceser kratzte sich verlegen den Kopf.

»Sind sie denn so notwendig?«

»Durchaus, es könnte sich ein Zweifel gegen Ihre Heirat, gegen die rechtmäßige Geburt Ihres Kindes erheben.«

»Das ist wahr.«

»Das wäre für den jungen Menschen fatal«, sagte Monte Christo.

»Sehr fatal.«

»Es könnte ihm eine reiche Heirat verderben.«

»Welch ein Unglück, daß ich die Papiere nicht habe!«

»Glücklicherweise habe ich sie selbst«, versetzte Monte Christo; »Abbé Busoni hat für Sie gedacht. Hier ist Ihr Trauschein.«

»Ja, meiner Treu«, rief der Major, ihn voll Erstaunen betrachtend.

»Hier ist ferner der Taufschein des Andrea.«

»Alles ist gehörig ausgefertigt«, sagte der Major.

»Nun, nehmen Sie diese Papiere, die ich nicht brauche, und geben Sie sie Ihrem Sohn, damit er sie sorgfältig aufbewahre. – Übrigens verstehen Sie, Herr Cavalcanti«, fuhr Monte Christo fort, »daß es nicht nötig ist, daß man in Frankreich von der fünfzehnjährigen Trennung von Ihrem Sohne etwas weiß. Ihr Sohn war bis jetzt auf einer Schule in der Provinz, nun wollen Sie seine Erziehung in Paris vollenden lassen. Deswegen haben Sie Via Reggio verlassen, wo Sie seit dem Tode Ihrer Frau wohnten. Das genügt.«

»Meinen Sie?«

»Gewiß.«

»Also gut.«

»Wenn man aber von der Trennung etwas erführe …«

»Ja, was soll ich dann sagen?«

»Nun, daß ein treuloser Lehrer, bestochen von den Feinden Ihrer Familie …«

»Den Corsinari?«

»Sicherlich … Das Kind beseitigt habe, damit Ihr Stamm aussterbe.«

»Richtig, weil es mein einziger Sohn ist …«

»Nun, da alles in Ordnung ist, da Ihre Erinnerungen wieder ganz klar sind, habe ich eine Überraschung für Sie. Ihr Sohn ist hier.«

»Ihre Güte geht so weit, daß Sie mir meinen Sohn selbst vorstellen?«

»Nein, ich will mich zwischen einen Vater und seinen Sohn nicht stellen. Sie werden allein sein; aber beruhigen Sie sich, selbst in dem Falle, daß die Stimme des Blutes schweigt, können Sie sich nicht irren: er wird durch diese Tür hereinkommen. Er ist ein hübscher blonder Jüngling, vielleicht zu blond, von einnehmendem Wesen; nun, Sie werden sehen.«

»Noch eins«, sagte der Major, »Sie wissen, daß ich nur zweitausend Franken bei mir hatte, die der gütige Abbé Busoni mir zugeschickt hatte, und …«

»Und Sie brauchen Geld … ganz richtig, teurer Herr von Cavalcanti. Hier haben Sie acht Scheine zu je tausend Franken.«

Die Augen des Majors funkelten.

»Bleiben vierzigtausend Franken, die ich Ihnen noch schulde«, sagte Monte Christo, »und nun machen Sie sich bereit, Ihren Sohn Andrea wiederzusehen.«

Er machte dem Lucceser eine Verbeugung und verschwand hinter den Türvorhängen.

Er trat in das Zimmer nebenan. Ein elegant gekleideter junger Mann mit blonden Haaren, rotblondem Bart, schwarzen Augen und auffallend weißer Haut saß in lässiger Haltung auf einem Sofa und schlug mit einem kleinen Spazierstock gegen seine Stiefel.

Als er Monte Christo bemerkte, erhob er sich rasch.

»Der Herr ist der Graf von Monte Christo?« sagte er

»Ja, mein Herr«, erwiderte dieser, »und ich habe die Ehre, mit dem Herrn Grafen Andrea Cavalcanti zu sprechen, wie ich glaube?«

»Graf Andrea Cavalcanti«, wiederholte der junge Mann und machte eine tadellose Verbeugung.

»Sie haben ein Empfehlungsschreiben an mich?« sagte Monte Christo.

»Ich habe es nicht erwähnt wegen der sonderbaren Unterschrift.«

»Sindbad der Seefahrer, nicht wahr?«

»Ja. Da ich nun niemals einen andern Sindbad gekannt habe als den aus ›Tausendundeiner Nacht‹ …«

»Schon gut, es ist einer seiner Nachkommen, ein sehr reicher Engländer, der mir befreundet ist, ein Mann, der schon mehr als originell, der beinahe närrisch ist und dessen wahrer Name Lord Wilmore ist.«

»Ah, das erklärt alles«, sagte Andrea. »Herr Graf, ich stehe Ihnen zu Diensten.«

»Wenn das wahr ist«, sagte lächelnd der Graf, »dann geben Sie mir bitte einige Aufklärungen über Ihre Person und Ihre Familie.«

»Gern, Herr Graf«, erwiderte der junge Mann, »ich bin, wie Sie soeben sagten, der Graf Andrea Cavalcanti, Sohn des Majors Bartolomeo Cavalcanti, ein Nachkomme der Cavalcanti, die im Goldenen Buch in Florenz eingetragen sind. Obwohl unsere Familie noch immer sehr reich ist, da mein Vater eine halbe Million Einkünfte im Jahre hat, so hat sie doch manchen Schicksalsschlag erlitten, und ich selbst bin als fünfjähriges Kind von einem ungetreuen Erzieher entführt worden, so daß ich meinen Vater seit fünfzehn Jahren nicht gesehen habe. Seit ich erwachsen und mein eigner Herr bin, suche ich meinen Vater, aber bis jetzt vergeblich. Auf einmal zeigt mir dieser Brief Ihres Freundes Sindbad an, daß er in Paris ist und daß ich mich an Sie wenden soll, um Nachrichten über meinen Vater entgegenzunehmen.«

»Wirklich«, sagte der Graf, der mit einer düsteren Genugtuung das freie, ungezwungene Wesen des jungen Mannes beobachtete, der schön war wie der böse Engel, »was Sie mir da erzählen, ist sehr interessant, und Sie haben gut daran getan, meinem Freund Sindbad zu folgen, denn Ihr Vater befindet sich wirklich hier und sucht Sie.«

Bei diesen Worten fuhr der junge Andrea auf und rief:

»Mein Vater ist hier?«

»Gewiß«, erwiderte Monte Christo, »Ihr Vater, der Major Bartolomeo Cavalcanti.«

Der Ausdruck des Schreckens, der sich auf dem Gesicht des jungen Mannes gezeigt hatte, verschwand sofort wieder.

»Ach, richtig«, sagte er, »der Major Bartolomeo Cavalcanti. Und Sie sagen, daß er hier ist, dieser liebe Vater?«

»Ja, mein Herr. Ich füge hinzu, daß ich ihn soeben verlassen habe. Die Geschichte seines geliebten Sohnes, den er verloren hat, hat mich sehr gerührt. Endlich empfing er die Nachricht, daß die Räuber seines Sohnes ihn gegen eine hohe Summe zurückgeben wollten. Diese Summe wurde auch nach Piemont geschickt. Sie hielten sich zu der Zeit in Südfrankreich auf, glaube ich?«

»Ja«, sagte Andrea verlegen, »ich war in Südfrankreich.«

»Ein Wagen erwartete Sie in Nizza?«

»Jawohl. Ich wurde von Nizza nach Genua, von Genua nach Turin, von Turin nach Chambéry, von Chambéry nach Pont-de-Beauvoisin und von Pont-de-Beauvoisin nach Paris geführt.«

»Ihr Vater hoffte immer, Sie zu treffen, denn er folgte demselben Wege; deshalb war Ihre Reiseroute so festgelegt. Jetzt aber macht dem Marquis Cavalcanti ein einziger Umstand Sorgen, nämlich was Sie in der Zeit der Trennung getrieben haben, wie Ihre Räuber Sie behandelt haben, ob man die gebührende Rücksicht auf Ihre Herkunft genommen hat, schließlich, ob Ihre Leiden die natürlichen Fähigkeiten, mit denen Sie so reich begabt sind, nicht geschwächt haben und ob Sie selbst glauben, daß Sie in der Gesellschaft den Rang, der Ihnen zukommt, werden würdig einnehmen können.«

»Herr Graf«, stammelte der junge Mann verwirrt, »ich will nicht hoffen, daß falsche Berichte …«

»Ich habe zum ersten Mal durch meinen Freund Wilmore, den Philanthropen, von Ihnen gehört. Ich erfuhr, daß er Sie in einer traurigen Lage fand, deren nähere Umstände mir nicht bekannt sind; ich habe ihm auch keine Fragen darüber gestellt, ich bin nicht neugierig. Ihr Unglück hat sein Mitgefühl erregt, folglich waren Sie es wert. Er hat mir gesagt, daß er Ihnen Ihre Stellung in der Gesellschaft wiedergeben wollte, die Sie verloren hatten, daß er Ihren Vater suchen und finden würde; er hat ihn gesucht und hat ihn gefunden, wie es scheint, da er zur Stelle ist. Schließlich hat er mich gestern von Ihrer Ankunft benachrichtigt und mir noch

einiges über Ihre Verhältnisse mitgeteilt; das ist alles. Ich weiß, daß mein Freund Wilmore ein Original ist, aber da er ein zuverlässiger Mensch ist und sein ungeheurer Reichtum es ihm gestattet, seinen Launen zu folgen, habe ich versprochen, zu tun, was er mir schrieb. Nehmen Sie mir deshalb meine Frage nicht übel. Da es mir obliegen wird, Sie ein wenig unter meinen Schutz zu nehmen«, fuhr Monte Christo fort, »so möchte ich wissen, ob die Schicksalsschläge, die Sie betroffen haben, Sie nicht der Gesellschaft entfremdet haben, in der Sie infolge Ihres Vermögens und Ihres Namens eine so große Rolle zu spielen berufen waren.«

»Herr Graf«, sagte der junge Mann, der, während der Graf sprach, seine Sicherheit allmählich wiedergewonnen hatte, »seien Sie über diesen Punkt außer Sorge; die Entführer, deren Ziel es offenbar war, mich meinem Vater später gegen Geld zurückzugeben, wie sie es getan haben, haben sich überlegt, daß sie mir meinen ganzen Wert lassen müßten, um mich recht teuer loszuschlagen; ich bin daher sehr gut erzogen worden, und diese Kinderräuber haben mich behandelt, wie man in Kleinasien manche Sklaven behandelte, die ihre Herren zu Grammatikern, Ärzten und Philosophen ausbilden ließen, um sie auf dem Markt in Rom recht teuer zu verkaufen.«

Monte Christo lächelte zufrieden; er hatte offenbar nicht so viel von Herrn Andrea Cavalcanti erwartet.

»Nun gut«, sagte Monte Christo; »auf einen besonderen Umstand will ich Sie noch aufmerksam machen: Sie werden kaum jemand Ihre rührende Geschichte erzählt haben, so wird sie bald vollkommen entstellt in der Gesellschaft die Runde machen. Sie müssen sich einen bestimmten Plan machen, nach dem Sie Ihr Benehmen regeln. Sie müssen durch Freundschaften mit anständigen Leuten alles vergessen machen, was in Ihrer Vergangenheit dunkel sein könnte. Lord Wilmore hat mich nicht darüber im unklaren gelassen, daß Sie eine ziemlich stürmische Jugend hinter sich haben. Damit Sie niemand sonst nötig haben, hat man aus Lucca den Marquis Cavalcanti, Ihren Vater, kommen lassen. Sie werden ihn sehen, er ist ein wenig steif, aber das kommt von seiner Uniform, und wenn man erfahren wird, daß

er seit achtzehn Jahren in österreichischen Diensten steht, wird man alles entschuldigen. Kurz, er genügt vollkommen als Vater.«

»Sie nehmen mir eine Sorge vom Herzen, Herr Graf. Ich habe ihn seit so langer Zeit nicht gesehen, daß ich keine Erinnerung an ihn mehr habe.«

»Und dann, Sie wissen, ein großes Vermögen hilft über vieles hinweg.«

»Mein Vater ist also wirklich reich?«

»Millionär … fünfhunderttausend Franken Einkünfte im Jahr.«

»Dann werde ich mich also in … angenehmen Verhältnissen befinden?« fragte der junge Mann angstvoll.

»In sehr angenehmen, mein lieber Herr, er setzt Ihnen fünfzigtausend Franken das Jahr aus während der ganzen Zeit, die Sie in Paris zubringen werden.«

»Aber ich werde immer hierbleiben, wenn es sich so verhält.«

»Wer kann alle Umstände berechnen, mein lieber Herr? Der Mensch denkt, und Gott lenkt.«

Andrea seufzte.

»Aber solange ich in Paris bleibe und … nichts mich zwingt, es zu verlassen, ist mir dieses Geld gesichert?«

»Vollkommen.«

»Durch meinen Vater?« fragte Andrea mit Unruhe.

»Ja, aber garantiert durch Lord Wilmore, der Ihnen auf Bitten Ihres Vaters einen Kredit von fünftausend Franken monatlich bei Herrn Danglars, einem der sichersten Bankiers von Paris, eröffnet hat.«

»Und mein Vater will lange in Paris bleiben?« fragte Andrea unruhig.

»Nur einige Tage«, antwortete Monte Christo, »der Dienst erlaubt es ihm nicht, länger als zwei oder drei Wochen abwesend zu sein.«

»Oh, der gute Vater!« sagte Andrea, über diese baldige Abreise sichtlich erfreut.

»Jetzt will ich aber den Augenblick Ihrer Vereinigung mit Ihrem Vater nicht länger hinauszögern«, sagte der Graf. »Treten

Sie in dieses Zimmer, mein lieber Freund, Sie werden Ihren Vater finden, der Sie erwartet.«

Andrea verbeugte sich tief vor dem Grafen und ging in das andere Zimmer.

Der Graf folgte ihm mit den Augen. Als der junge Mann das Zimmer verlassen hatte, drückte er auf einen Knopf, der sich neben einem Bild an der Wand befand. Das Bild bewegte sich daraufhin in dem Rahmen und ließ eine Spalte frei, durch die man in das Zimmer nebenan blicken konnte.

Andrea schloß die Tür hinter sich und ging auf den Major zu, der sich erhob.

»Mein Vater«, sagte Andrea laut, damit ihn der Graf durch die geschlossene Tür hören könnte, »sind Sie es?«

»Guten Tag, mein lieber Sohn«, sagte der Major würdig.

»Welches Glück, uns nach so vielen Jahren der Trennung wiederzusehen«, sagte Andrea, indem er fortwährend nach der Tür blickte.

»Wirklich, die Trennung war lang.«

»Wollen wir uns nicht umarmen?« sagte Andrea.

»Wie du willst, mein Sohn«, sagte der Major.

Und die beiden Männer umarmten sich.

»Lieber Vater«, sagte Andrea, »wollen Sie mir nicht die Papiere geben, aus denen ich meine Herkunft ersehen kann?«

»Gewiß, hier sind sie.«

Andrea ergriff begierig die Heiratsurkunde seines Vaters und seinen Taufschein und las sie rasch durch.

Als er fertig war, sah er den Major mit einem sonderbaren Lächeln an.

»Oh«, sagte er in ausgezeichnetem Toskanisch, »gibt es denn keine Galeeren in Italien?«

Der Major richtete sich auf.

»Weshalb?« sagte er.

»Weil man derartige Papiere straflos fabrizieren kann. In Frankreich würden Sie dafür fünf Jahre bekommen.«

»Was meinen Sie?« fragte der Major.

»Mein lieber Herr Cavalcanti«, sagte Andrea, während er den

Arm des Majors drückte, »wieviel gibt man Ihnen, damit Sie mein Vater sind?«

Der Major wollte sprechen.

»Pst«, sagte Andrea leise, »ich will Ihnen mit gutem Beispiel vorangehen und offen sprechen; man gibt mir fünfzigtausend Franken jährlich, um Ihr Sohn zu sein. Sie verstehen also, daß ich Sie nicht als Vater verleugnen werde.«

»Nun«, sagte der Major, »man zahlt mir eine einmalige Summe von fünfzigtausend Franken.«

»Herr Cavalcanti«, sagte Andrea, »glauben Sie, daß ich den Versprechungen, die man mir gemacht hat, trauen kann?«

»Ich glaube es. Aber wir müssen unsere Rollen gut spielen. Ich als zärtlicher Vater.«

»Und ich als respektvoller Sohn. Haben Sie nicht einen Brief erhalten?«

»Ja, von einem gewissen Abbé Busoni, den ich nie gesehen habe.«

»Und was stand in diesem Brief?«

Der Major gab dem jungen Mann den Brief.

»Lesen Sie.«

Andrea las halblaut:

»Sie sind arm, ein elendes Alter steht Ihnen bevor. Wollen Sie, wenn nicht reich, so doch wenigstens unabhängig werden? Reisen Sie sofort nach Paris, begeben Sie sich zu dem Grafen von Monte Christo, Avenue des Champs-Elysées Nr. 30, und fragen Sie dort nach dem Sohn, den Sie von der Marquise von Corsinari gehabt haben und der im Alter von fünf Jahren entführt worden ist. Er heißt Andrea Cavalcanti. Damit Sie die freundlichen Absichten des Unterzeichneten nicht bezweifeln, finden Sie inliegend: erstens einen Wechsel von zweitausendvierhundert toskanischen Livres, zahlbar bei Herrn Gozzi in Florenz, zweitens ein Empfehlungsschreiben an den Grafen Monte Christo, bei dem ich Ihnen einen Kredit von achtundvierzigtausend Franken eröffne. Finden Sie sich am sechsundzwanzigsten Mai, um sieben Uhr abends, bei dem Grafen ein.

Gezeichnet Abbé Busoni.«

»Das stimmt.«

»Wieso, das stimmt? Was wollen Sie sagen?« fragte der Major.

»Ich sage, daß ich fast denselben Brief erhalten habe.«

»Von dem Abbé Busoni?«

»Nein, von einem Engländer, einem gewissen Lord Wilmore, der sich den Namen Sindbad der Seefahrer beilegt.«

»Und den Sie ebensowenig kennen wie ich den Abbé Busoni?«

»Ich habe ihn ein einziges Mal gesehen.«

»Wo?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen; Sie würden dann ebensoviel wissen wie ich, und das ist nicht nötig.«

»Und in dem Brief stand?«

»Lesen Sie.«

Der Major nahm den dargereichten Brief und las:

»Sie sind arm, eine elende Zukunft steht Ihnen bevor. Wollen Sie einen Namen haben, frei und reich sein? Besteigen Sie den Postwagen, den Sie vor dem Genueser Tor in Nizza finden werden. Nehmen Sie den Weg über Turin, Chambéry und Pont-de-Beauvoisin. Seien Sie am sechsundzwanzigsten Mai, um sieben Uhr abends, bei dem Grafen von Monte Christo, Avenue des Champs-Elysées in Paris, und fragen Sie nach Ihrem Vater. Sie sind der Sohn des Marquis Bartolomeo Cavalcanti und der Marquise Oliva Corsinari, wie aus den Papieren hervorgehen wird, die Ihnen der Marquis einhändigen wird und die es Ihnen ermöglichen werden, unter diesem Namen in der Pariser Gesellschaft zu leben. Ein Einkommen von fünfzigtausend Franken jährlich wird Sie in den Stand setzen, Ihrem Rang entsprechend aufzutreten. Diesem Briefe sind beigefügt ein Wechsel von fünftausend Franken, zahlbar bei Herrn Ferrea, Bankier in Nizza, und ein Empfehlungsschreiben an den Grafen von Monte Christo, der von mir beauftragt ist, für Sie zu sorgen.

Sindbad der Seefahrer.«

»Verstehn Sie etwas von der ganzen Sache?« fragte der Major nach beendigter Lektüre.

»Wahrhaftig, nein.«

»Es wird wohl jemand ein Streich gespielt werden.«

»Auf jeden Fall sind weder Sie noch ich dieser Jemand, und dann kann es uns ja egal sein, nicht wahr? Also spielen wir unsre Rollen gut.«

»Sie werden sehn, daß ich Ihnen ein würdiger Partner sein werde.«

»Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, teurer Vater.«

»Du machst mir Ehre, lieber Sohn.«

Der Graf wählte diesen Augenblick, um wieder in das Zimmer einzutreten.

»Nun, Herr Marquis«, sagte er, »haben Sie einen Sohn nach Ihrem Herzen gefunden?«

»Oh, Herr Graf, ich bin außer mir vor Freude.«

»Und Sie, junger Mann?«

»Ich bin außer mir vor Glück.«

»Glücklicher Vater! Glücklicher Sohn«, sagte der Graf. »Übrigens«, fuhr er zu dem Sohn gewandt fort, »gaben Sie mir nicht zu verstehn, daß Sie Geld brauchen?«

»Ja, und?«

»Ihr Vater hat mich beauftragt, Ihnen das zu übergeben.« Er steckte dem jungen Mann ein Paket Banknoten zu.

»Und jetzt«, fügte er hinzu, »gehen Sie.«

»Und wann werden wir die Ehre haben, den Herrn Grafen wiederzusehen?«

»Am Sonnabend. Ich gebe ein Diner in meinem Hause in Auteuil, Rue de la Fontaine achtundzwanzig. Es werden mehrere Personen da sein, unter andern Herr Danglars, Ihr Bankier, dem ich Sie vorstellen werde. Er muß Sie beide kennenlernen, um Ihnen Ihr Geld auszuzahlen.«

»Um welche Zeit können wir kommen?« fragte der junge Mann.

»Um halb sieben.«

»Gut«, sagte der Major, »wir werden da sein.«

Die beiden Cavalcanti verbeugten sich vor dem Grafen und verließen das Zimmer. Der Graf trat ans Fenster und sah, wie sie Arm in Arm über den Hof gingen.

»Das sind zwei große Schufte«, sagte er, »schade, daß sie nicht wirklich Vater und Sohn sind.« –

Am Vormittag des folgenden Tags ließ der Graf früh anspannen. Er passierte die Barriere von Enfer, fuhr dann auf der Straße, die nach Orleans führt, weiter, ließ das Dorf Linas hinter sich, ohne bei dem Telegraphen haltzumachen, der gerade in dem Augenblick, als der Graf vorüberfuhr, seine dünnen langen Arme bewegte, und setzte seinen Weg bis zum Turm von Montlhéry fort.

Am Fuße des Hügels, auf dem der Turm liegt, stieg der Graf aus und begann den Abhang zu ersteigen. Oben angekommen, betrat er durch eine Tür einen kleinen gut erhaltenen Garten. Nach einigen Schritten stieß er plötzlich auf einen Mann von etwa fünfzig Jahren, der Erdbeeren pflückte.

»Der Herr kommt, um den Telegraphen zu besichtigen?« fragte der Gärtner.

»Ja«, antwortete Monte Christo, »falls es nicht verboten ist.«

»Es ist durchaus nicht verboten«, erwiderte der Gärtner, »es ist ja nichts zu befürchten, da niemand verstehn kann, was wir melden.«

»Ich habe mir sagen lassen, daß Sie Zeichen weitergeben, die Sie selbst nicht verstehn«, bemerkte der Graf.

»So ist es, mein Herr, und das ist mir lieber so«, sagte lachend der Telegraphist.

»Weshalb ist Ihnen das lieber?«

»Weil ich auf diese Weise keine Verantwortung habe. Ich bin nur eine Maschine, und wenn ich funktioniere, wird nichts weiter von mir verlangt. Wollen Sie jetzt mit mir kommen?«

»Ich folge Ihnen.«

Sie betraten den Turm und gingen in das dritte Stockwerk hinauf, in dem sich der Telegraph befand. Monte Christo betrachtete die beiden eisernen Griffe, mittels derer der Telegraphist die Maschine in Bewegung setzte.

»Das ist sehr interessant«, sagte der Graf. »Sie verstehn also nichts von den Zeichen, die Sie geben?«

»Nur einige, die mich persönlich angehen.«

»Sehen Sie«, sagte der Graf, indem er zum Fenster hinausblickte, »setzt sich nicht der andere Telegraph in Bewegung?«

»Wahrhaftig; ich danke Ihnen, Herr.«

»Und was sagt er? Ist es etwas, das Sie verstehn?«

»Ja, er fragt, ob ich bereit bin.«

»Und Sie antworten?«

»Durch ein Zeichen, das dem Nachbartelegraphen zur Rechten ansagt, daß ich bereit bin, während gleichzeitig der Telegraph zur Linken dadurch aufgefordert wird, sich seinerseits bereitzumachen.«

»Das ist sehr sinnreich«, bemerkte der Graf.

»Sie werden sehen«, sagte stolz der Telegraphist, »in fünf Minuten wird er sprechen.«

»Ich habe also fünf Minuten«, sagte Monte Christo, »das ist mehr Zeit, als ich brauche. Mein lieber Herr, gestatten Sie mir eine Frage.«

»Bitte.«

»Wenn Sie zufällig den Kopf wegwendeten, wenn der Telegraph zur Rechten sich in Bewegung setzt, was würde da geschehen?«

»Ich würde, da ich die Zeichen nicht weitergegeben hätte, mit einer Geldstrafe belegt werden.«

»Gut. Und wenn es Ihnen einfiele, irgend etwas an dem Zeichen zu ändern oder ein andres weiterzugeben?«

»Ich würde entlassen werden und meine Pension verlieren. Deshalb würde ich niemals etwas Derartiges tun.«

»Wieviel haben Sie im Jahre?«

»Tausend Franken.«

»Wenn ich Ihnen fünfundzwanzigtausend Franken biete, würden Sie es dann tun?«

»Mein Herr, Sie wollen mich in Versuchung führen!«

»Allerdings.« Und Monte Christo drückte ihm ein Paket Banknoten in die Hand.

»Was soll ich tun?« fragte der Telegraphist.

»Die Zeichen, die Sie hier sehen, weitergeben.«

Monte Christo zog ein Stück Papier aus der Tasche, auf dem

drei Telegraphensignale gezeichnet waren mit Zahlen, die die genaue Reihenfolge anzeigten, in der sie wiederholt werden sollten.

»Es ist nicht viel, wie Sie sehen«, sagte der Graf.

Fiebernd und mit Schweiß bedeckt, wiederholte der Telegraphist die drei Zeichen auf dem Papier, trotz der heftigen Verrenkungen des Telegraphen zur Rechten, der die Änderung nicht begriff und glauben mußte, daß sein Nachbar toll geworden war.

Unterdessen wiederholte der Telegraph zur Linken gewissenhaft dieselben Zeichen, die schließlich im Ministerium des Innern aufgenommen wurden.

»Jetzt sind Sie reich«, sagte Monte Christo.

»Ja«, erwiderte der Telegraphist, »aber um welchen Preis!«

»Hören Sie, mein Freund«, sagte Monte Christo, »ich will nicht, daß Sie Gewissensbisse haben sollen. Glauben Sie mir, Sie haben niemand etwas Böses getan und Sie haben den Absichten Gottes gedient.«

Fünf Minuten, nachdem die telegraphische Nachricht im Ministerium eingetroffen war, ließ Debray anspannen und fuhr zu Danglars.

»Besitzt Ihr Gatte Stücke von der spanischen Anleihe?« fragte er die Baronin.

»Und ob! Für sechs Millionen.«

»Er soll sie sofort um jeden Preis verkaufen.«

»Weshalb?«

»Weil Don Carlos Bourges verlassen hat und nach Spanien zurückgekehrt ist.«

»Wieso wissen Sie das?«

»Wie ich die Nachrichten eben weiß«, sagte Debray achselzuckend.

Die Baronin ließ es sich nicht zweimal sagen. Sie lief zu ihrem Mann, dieser lief zu seinem Agenten und trug ihm auf, um jeden Preis zu verkaufen.

Als man gewahr wurde, daß Danglars verkaufte, sank die spanische Anleihe sofort. Danglars verlor fünfhunderttausend Franken, aber er wurde alle seine Stücke los.

Am Abend las man im »Messager«:

»Telegraphische Depesche

Der König Don Carlos ist aus Bourges, wo er bewacht wurde, entkommen und ist über die katalonische Grenze nach Spanien zurückgekehrt. Barcelona hat sich zu seinen Gunsten empört.«

Während des ganzen Abends war von nichts weiter die Rede als von der klugen Voraussicht Danglars', der seinen Anleihebesitz verkauft hatte und so glücklich gewesen war, bei einem solchen Schlag nur fünfhunderttausend zu verlieren.

Die Leute, die ihre Anleihe behalten hatten und die von Danglars gekauft hatten, betrachteten sich als ruiniert und hatten eine sehr schlechte Nacht.

Am nächsten Morgen las man im »Moniteur«:

»Die Nachricht von der Flucht des Don Carlos und der Empörung Barcelonas, die gestern der ›Messager‹ brachte, entbehrt jeder Grundlage. Der König Don Carlos hat Bourges nicht verlassen, und in Spanien ist alles ruhig. Die falsche Nachricht ist dadurch entstanden, daß ein telegraphisches Zeichen infolge des Nebels unrichtig aufgefaßt wurde.«

Die spanische Anleihe stieg sofort um das Doppelte dessen, was sie verloren hatte. Danglars hatte eine halbe Million verloren, und eine halbe war ihm entgangen. Das machte im ganzen eine Million Verlust.

Das Diner

Auf den ersten Anblick und von außen gesehen, war das Haus zu Auteuil sehr einfach; sobald man aber die Tür geöffnet hatte, wechselte das Schauspiel. Bertuccio hatte sich, was den Geschmack der Ausstattung und die Schnelligkeit der Ausführung anbelangt, selbst übertroffen. Innerhalb dreier Tage hatte er nach einem vom Grafen selbst entworfenen Plan den ganzen Hof mit Bäumen bepflanzen lassen, die die Hauptfassade

des Hauses beschatteten. An die Stelle des halb von Unkraut überwucherten Pflasters war ein grüner Rasen getreten. So gesehen, war das Haus nicht wiederzuerkennen, und Bertuccio selbst behauptete, daß er das Haus nicht wiedererkenne.

Der Verwalter hätte auch gern einige Veränderungen am Garten vorgenommen; der Graf aber hatte ihm verboten, hier irgend etwas anzurühren. Bertuccio entschädigte sich dafür, indem er die Vorzimmer, die Treppen und Kamine mit Blumen bedeckte. Das seit zwanzig Jahren verlassene Haus hatte plötzlich den Anblick des Lebens wiedererhalten; wie in einem aus langem Zauberschlaf erlösten Schloß eilte die Dienerschaft durch die Räume, in den Schuppen standen die Wagen, in den Ställen wieherten die Pferde. Der Graf fand bei seiner Ankunft seine Bücher, Waffen und Lieblingsgemälde; in dem Vorzimmer die Hunde, die er gern hatte, die Vögel, deren Gesang ihm Freude machte.

Ein einziges Zimmer war unverändert geblieben; an diesem in der linken Ecke des ersten Stockwerks gelegenen Zimmer, zu dem man über die Haupttreppe hinaufgelangen und das man durch die geheime Treppe wieder verlassen konnte, gingen die Dienstboten mit Neugier und Bertuccio mit Schrecken vorüber.

Um fünf Uhr war der Graf mit Ali angekommen, um sechs Uhr empfing er auf der Freitreppe als ersten seiner für heute geladenen Tischgäste Maximilian Morrel, den er mit freundlichem Lächeln begrüßte.

Bald darauf kamen Herr von Château-Renaud und Herr Debray, beide zu Pferde, und fast gleichzeitig mit ihnen der Wagen der Baronin Danglars. Der Wagen fuhr in den Torweg, beschrieb einen Halbkreis und hielt vor der Freitreppe.

Debray war sofort abgestiegen. Er trat an den Schlag des Wagens und bot der Baronin die Hand; die Baronin machte ihm beim Aussteigen ein Zeichen, das nur Monte Christo bemerkte. Dem Auge des Grafen entging nichts; er sah einen kleinen weißen Zettel von der Hand der Baronin in diejenige des Sekretärs gleiten, und dieses Manöver wurde mit einer Leichtigkeit ausgeführt, die zeigte, daß es sehr oft geübt worden sein mußte.

Hinter seiner Frau stieg der Bankier aus, der heute sehr bleich aussah. Frau Danglars warf einen schnellen Blick auf den Hof und das Haus, den Monte Christo allein verstehen konnte; sie unterdrückte eine leichte Bewegung, die sich sicher auf ihrem Gesicht ausgeprägt hätte, wenn es ihrem Gesicht erlaubt gewesen wäre, zu erbleichen, und schritt die Freitreppe hinauf.

Während Monte Christo der Baronin einige prachtvolle chinesische Vasen zeigte, riß Danglars, der kein großer Liebhaber von Kuriositäten war, mechanisch eine Blüte nach der andern von einem Pomeranzenbaum; als er mit diesem Baume fertig war, wollte er die gleiche Unterhaltung bei einem Kaktus fortsetzen, aber der Kaktus war weniger gutwillig als der Pomeranzenbaum und stach ihn heftig.

Danglars fuhr zusammen und rieb sich die Augen, als ob er geträumt hätte.

»Herr Baron«, sagte Monte Christo lächelnd, »Ihnen, der Sie Liebhaber von Gemälden sind und so schöne Sachen haben, kann ich die meinigen nicht empfehlen. Indessen sind hier zwei Hobbema, ein Paul Potter, ein Mieris, zwei Gérard Dow, ein Raffael, ein van Dyck, ein Zurbarán und einige Murillos, die würdig sind, Ihnen vorgestellt zu werden.«

»Ah«, sagte Debray, »da ist ein Hobbema, den ich wiedererkenne, weil man ihn uns für das Museum angeboten hat.«

»Welches ja wohl keinen besitzt«, warf Monte Christo ein.

»Nein, und das den Ankauf dennoch abgelehnt hat.«

»Warum das?« fragte Château-Renaud.

»Das ist eine Frage! Weil die Regierung kein Geld dazu hat.«

»Herr Major Bartolomeo Cavalcanti! Herr Graf Andrea Cavalcanti!« meldete Baptistin.

Ein alter Offizier von tadelloser Haltung mit drei Sternen und fünf Kreuzen auf der Brust und ein elegant gekleideter junger Mann traten ein.

Die Blicke der jungen Leute wandten sich vom Vater auf den Sohn und blieben längere Zeit auf dem letzteren haften.

»Cavalcanti!« sagte Debray.

»Ein schöner Name, zum Kuckuck!« meinte Morrel.

»Ja«, sagte Château-Renaud, »das ist wahr, diese Italiener haben schöne Namen, aber sie kleiden sich schlecht.«

»Sie sind sehr krittlig, Château-Renaud«, entgegnete Debray; »diese Kleider sind von einem vorzüglichen Schneider und ganz neu.«

»Das habe ich gerade daran auszusetzen. Der Herr sieht aus, als ob er sich heute zum ersten Male ankleidete.«

»Was sind das für Herren?« fragte Danglars den Grafen von Monte Christo.

»Sie haben ja gehört, Cavalcantis.«

»Da weiß ich noch nichts weiter als den Namen.«

»Ah, richtig, Sie sind über unsern italienischen Adel nicht auf dem laufenden; wer Cavalcanti sagt, meint ein fürstliches Geschlecht.«

»Schönes Vermögen?« fragte der Bankier.

»Ein fabelhaftes.«

»Was machen sie?«

»Sie versuchen es zu verbrauchen, ohne zum Ziele kommen zu können. Sie haben übrigens Kredite auf Sie, wie sie mir vorgestern, als sie bei mir waren, sagten. Ich habe sie sogar mit Rücksicht auf Sie eingeladen und werde sie Ihnen vorstellen.«

»Sie scheinen aber ein sehr reines Französisch zu sprechen«, meinte Danglars.

»Der Sohn ist in einer Schule in Südfrankreich, in Marseille oder in der Gegend, glaube ich, erzogen worden. Sie finden ihn ganz voll Begeisterung.«

»Worüber?« fragte die Baronin.

»Über die Französinnen, gnädige Frau. Er will durchaus eine Pariserin heiraten.«

»Eine nette Idee!« warf Danglars achselzuckend ein.

Frau Danglars sah ihren Mann mit einem Ausdruck an, der in jedem andern Augenblick ein Gewitter geweissagt hätte; aber sie schwieg.

»Der Herr Baron scheint heute sehr mißgestimmt zu sein«, bemerkte Monte Christo zu Frau Danglars; »will man ihn vielleicht zum Minister machen?«

»Nein, noch nicht, soviel ich weiß. Ich glaube vielmehr, er hat an der Börse gespielt und verloren und weiß nun nicht, an wem er seinen Ärger auslassen soll.«

»Herr und Frau von Villefort!« rief Baptistin.

Die Angemeldeten traten ein. Herr von Villefort war trotz seiner Selbstbeherrschung sichtlich erregt. Als Monte Christo seine Hand berührte, fühlte er, wie sie zitterte.

In der Verstellung tut's doch keiner den Frauen gleich! dachte Monte Christo, während er Frau Danglars ansah, die dem Staatsanwalt zulächelte und dessen Frau küßte.

Nachdem die ersten Begrüßungen ausgetauscht waren, bemerkte der Graf auf einmal, wie Bertuccio, der bis jetzt in den Wirtschaftsräumen beschäftigt gewesen war, in einen anstoßenden kleinen Salon trat. Er ging zu ihm.

»Was wollen Sie, Herr Bertuccio?« fragte er.

»Eure Exzellenz haben mir nicht die Anzahl der Tischgäste gesagt. Wieviel Gedecke?«

»Zählen Sie selbst!«

»Ist die Gesellschaft vollzählig, Exzellenz?«

»Jawohl.«

Bertuccio sah durch die halbgeöffnete Tür; Monte Christo beobachtete ihn.

»Ach, mein Gott!« rief Bertuccio.

»Was denn?« fragte der Graf.

»Die Dame da! … Die Dame da!«

»Welche?«

»Die in dem weißen Kleide mit den vielen Diamanten! … Die Blondine!«

»Frau Danglars?«

»Ich weiß nicht, wie sie heißt. Aber das ist sie, Herr Graf, das ist sie.«

»Wer denn?«

»Die Frau aus dem Garten! die Schwangere! die da spazierenging und wartete …«

Bertuccio stand da, bleich, mit gesträubtem Haar und offenem Mund.

»Nun, auf wen wartete?«

Bertuccio zeigte, ohne zu antworten, mit dem Ausdruck des Entsetzens auf Villefort.

»Oh! oh!« murmelte er endlich. »Sehen Sie?«

»Wen denn? Wen denn?«

»Den!«

»Den! … Herrn Staatsanwalt von Villefort meinen Sie?«

»Ich habe ihn also nicht getötet?«

»Ich glaube, Sie werden verrückt, mein lieber Bertuccio«, sagte der Graf.

»Er ist also nicht tot?«

»Nein, Sie sehen es ja; Sie werden ihn statt zwischen der sechsten und siebenten Rippe, wie es bei Ihren Landsleuten Mode ist, höher oder tiefer getroffen haben, und Leute von der Justiz haben ein zähes Leben; oder was Sie mir erzählt haben, ist nichts weiter als ein Traum, eine Halluzination gewesen. Nun, kommen Sie wieder zu sich und zählen Sie! Herr und Frau von Villefort, zwei; Herr und Frau Danglars, vier; Herr von Château-Renaud, Herr Debray, Herr Morrel, sieben; Herr Major Bartolomeo Cavalcanti, acht.«

»Acht!« wiederholte Bertuccio.

»Warten Sie! warten Sie doch! Sie haben es doch verteufelt eilig, fortzukommen. Sie haben noch einen Gast vergessen … sehen Sie etwas nach links … Herr Andrea Cavalcanti, der junge Mann im schwarzen Frack vor der Jungfrau von Murillo … der sich eben umdreht.«

Diesmal wollte Bertuccio einen Schrei ausstoßen, aber der Blick Monte Christos hemmte ihn.

»Benedetto!« murmelte er ganz leise. »O Verhängnis!«

»Da schlägt es halb sieben, Herr Bertuccio«, sagte der Graf streng; »um diese Stunde sollte zu Tisch gegangen werden; Sie wissen, daß ich es nicht liebe, zu warten.«

Monte Christo kehrte zu seinen Gästen in den Salon zurück, während Bertuccio nach dem Speisesaal wankte, indem er sich an den Wänden hielt.

Fünf Minuten darauf öffneten sich die Flügeltüren des

Salons, Bertuccio erschien und meldete, daß gedeckt sei. Monte Christo bot Frau von Villefort den Arm.

»Herr von Villefort«, sagte er, »führen Sie bitte die Frau Baronin Danglars.«

Villefort tat es, und man begab sich nach dem Speisesaal.

Frau Danglars hatte eine Bewegung gemacht, als sie Herrn von Villefort auf die Aufforderung Monte Christos hin sich ihr nähern sah, um ihr den Arm anzubieten, und der Blick des Herrn von Villefort war unter der goldenen Brille unruhig geworden, als er den Arm der Baronin in dem seinigen fühlte. Keine dieser beiden Bewegungen war dem Grafen entgangen.

Das Mahl war prachtvoll; man hätte sich in die arabische Märchenwelt versetzt fühlen können.

»Was ich am meisten bewundere«, sagte Château-Renaud, »ist die Schnelligkeit, mit der Sie bedient werden. Haben Sie dieses Haus nicht erst vor fünf oder sechs Tagen gekauft, Herr Graf?«

»Länger ist es noch nicht her«, antwortete Monte Christo.

»Nun, ich bin sicher, daß in diesen paar Tagen eine vollständige Umwandlung mit dem Hause vor sich gegangen ist; denn wenn ich mich nicht irre, hatte es einen andern Eingang, und der Hof war gepflastert und leer.«

»Was wollen Sie?« entgegnete Monte Christo. »Ich liebe das Grüne und den Schatten.«

»In der Tat«, sagte Frau von Villefort, »früher trat man durch eine Tür nach der Straße ein, und an dem Tage meiner Rettung bin ich, wie ich mich erinnere, von der Straße aus ins Haus gekommen.«

»Jawohl, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo; »aber seitdem habe ich einen Eingang machen lassen, von wo ich durch das Gitter einen Ausblick auf den Bois den Boulogne habe.«

»In vier Tagen, das ist ein Wunder!« meinte Morrel.

»In der Tat, es grenzt ans Wunderbare, aus einem alten Hause so schnell ein neues zu machen«, sagte Château-Renaud; »denn das Haus war sehr alt und sehr düster. Ich erinnere mich, daß

ich es im Auftrag meiner Mutter besichtigt habe, als Herr Saint-Méran es vor zwei oder drei Jahren zum Verkauf stellte.«

»Herr von Saint-Méran?« fragte Frau von Villefort. »Das Haus hat also Herrn von Saint-Méran gehört, ehe Sie es gekauft haben?«

»Es scheint so«, antwortete Monte Christo.

»Wieso, Sie wissen nicht, von wem Sie das Haus gekauft haben?«

»Wahrhaftig, nein, um diese Dinge kümmert sich mein Verwalter.«

»Es war wenigstens seit zehn Jahren nicht bewohnt«, sagte Château-Renaud, »und machte mit seinen geschlossenen Jalousien und Türen und dem wuchernden Unkraut im Hof einen unheimlichen Eindruck. Wahrhaftig, hätte es nicht dem Schwiegervater eines Staatsanwalts gehört, so hätte man es für eines jener verwunschenen Häuser halten können, in denen ein großes Verbrechen begangen worden ist.«

Villefort, der bisher noch keins der drei oder vier Gläser Wein, die vor ihm standen, berührt hatte, nahm eines und leerte es auf einen Zug.

Monte Christo ließ einen Augenblick verstreichen, dann sagte er inmitten des Stillschweigens, das den Worten Château-Renauds gefolgt war:

»Es ist seltsam, Herr Baron, aber derselbe Gedanke ist mir gekommen, als ich es zum ersten Mal betreten habe; das Haus erschien mir so unheimlich, daß ich es nie gekauft hätte, wenn mein Verwalter es nicht für mich erworben hätte. Wahrscheinlich hatte er ein Trinkgeld von dem Notar erhalten.«

»Wahrscheinlich«, stammelte Villefort, indem er sich bemühte zu lächeln; »aber glauben Sie, daß ich mit dieser Bestechung nichts zu tun habe. Herr von Saint-Méran wünschte, daß dieses Haus, das einen Teil der Mitgift seiner Enkelin ausmacht, verkauft werde, weil es verfallen wäre, wenn es noch drei oder vier Jahre unbewohnt geblieben wäre.«

Morrel wurde blaß.

»Besonders ein Zimmer«, fuhr Monte Christo fort, »ein dem Äußern nach einfaches, mit rotem Damast tapeziertes Zimmer,

kam mir, ich weiß nicht warum, im höchsten Grade dramatisch vor.«

»Warum dramatisch?« fragte Debray.

»Kann man sich derartige Gefühle erklären?« entgegnete Monte Christo. »Gibt es nicht Orte, die einen ganz von selbst traurig stimmen? Weshalb? Man weiß es nicht. Es ist eine Verkettung von Erinnerungen, eine Laune des Gedächtnisses, die uns in andre Zeiten, an andre Orte versetzt, die mit dem Ort, an dem wir uns befinden, vielleicht gar nichts gemein haben; genug, das Zimmer erinnert mich merkwürdig an das Zimmer der Marquise von Granges oder der Desdemona. Aber da wir gespeist haben, muß ich es Ihnen zeigen, dann gehen wir zum Kaffee in den Garten; nach dem Diner das Schauspiel.«

Frau von Villefort erhob sich, Monte Christo tat desgleichen, und alle folgten ihrem Beispiel.

Villefort und Frau Danglars blieben einen Augenblick wie an ihren Platz genagelt; sie befragten sich mit den Augen, kalt, stumm, eisig.

»Haben Sie gehört?« sagte Frau Danglars.

»Wir müssen gehen«, antwortete Villefort, indem er aufstand und ihr den Arm bot.

Alle waren schon, von Neugier getrieben, in die anderen Zimmer getreten, denn man nahm mit Recht an, daß sich der Besuch nicht auf jenes eine Zimmer beschränken werde und man zugleich den Rest dieses Hauses besichtigen werde, aus dem Monte Christo einen Palast gemacht hatte. Monte Christo wartete auf die beiden Nachzügler und folgte dann mit einem Lächeln, das die Gäste, wenn sie es hätten verstehen können, ganz anders erschreckt haben würde als das Zimmer, das sie sich ansehen sollten.

Man machte die Runde durch Zimmer, die nach orientalischer Art mit Diwanen und Polstern ausgestattet waren, durch Salons, die mit den schönsten Gemälden der alten Meister geschmückt waren, durch Boudoirs mit wundervollen chinesischen Stoffen; endlich gelangte man nach dem Zimmer, von dem der Graf gesprochen hatte.

Es zeigte nichts Besonderes, es sei denn, daß es, obgleich der Tag zur Neige ging, nicht erleuchtet war und das Gepräge des Alters trug, während alle anderen Zimmer eine neue Ausstattung erhalten hatten. Diese beiden Umstände genügten in der Tat, um ihm etwas Unheimliches zu geben.

»Hu!« rief Frau von Villefort, »das ist ja wirklich entsetzlich!«

Frau Danglars stammelte einige Worte, die man nicht verstand. Die andern Gäste äußerten, daß das rotdamastne Zimmer wirklich etwas Finsteres habe.

»Nicht wahr?« sagte Monte Christo. »Sehen Sie nur, wie das Bett sonderbar gestellt ist, welch finstre und blutige Decke! Und diese beiden Pastellporträts, die durch die Feuchtigkeit verschossen sind, scheinen sie nicht mit ihren bleichen Lippen und entsetzten Augen zu sagen: Wir haben gesehen!«

Villefort wurde blaß; Frau Danglars sank auf ein Sofa am Kamin.

»Oh«, sagte Frau von Villefort lächelnd, »haben Sie denn den Mut, sich auf dieses Sofa zu setzen, wo vielleicht das Verbrechen begangen worden ist?«

Frau Danglars erhob sich rasch.

»Und das ist noch nicht alles«, sagte Monte Christo.

»Was gibt es noch?« fragte Debray, dem die Erregung der Frau Danglars nicht entging.

»Ja, was gibt's weiter?« fragte Danglars; »denn ich gestehe, daß ich bis jetzt nichts Besonderes sehe.«

Monte Christo öffnete eine geheime Tapetentür. »Sehen Sie hier diese kleine Treppe und sagen Sie, was Sie davon denken.«

»Welch düstrer Ausgang!« meinte Château-Renaud lachend.

»Wahrhaftig, ich weiß nicht, ob der griechische Wein einen melancholisch macht, aber ich sehe wirklich dieses Haus ganz in Schwarz«, sagte Debray.

Morrel war, seit von der Mitgift Valentines die Rede gewesen war, traurig und hatte kein Wort gesprochen.

»Stellen Sie sich«, sagte Monte Christo, »einen Othello oder Abbé Granges vor, der in einer finstern, stürmischen Nacht vorsichtig diese Treppe hinuntersteigt, mit einer unheimlichen

Bürde, die er dem Blick der Menschen, wenn nicht dem Auge Gottes entziehen will.«

Frau Danglars, die den Arm Villeforts genommen hatte, wurde halb ohnmächtig; Villefort selbst mußte sich an die Wand stützen.

»Mein Gott, gnädige Frau!« rief Debray. »Was haben Sie denn?«

»Was sie hat?« sagte Frau von Villefort. »Das ist sehr einfach. Der Herr Graf erzählt uns eben schreckliche Geschichten, jedenfalls mit der Absicht, uns vor Angst zu töten.«

»Allerdings«, sagte Villefort, »Sie erschrecken die Damen.«

»Was haben Sie denn?« fragte Debray nochmals leise Frau Danglars.

»Nichts, nichts«, antwortete diese, indem sie sich zu fassen suchte; »ich bedarf der frischen Luft, weiter nichts.«

»Wollen Sie in den Garten hinunter?« fragte Debray, indem er Frau Danglars den Arm bot und sich nach der Geheimtreppe wandte.

»Nein«, antwortete sie; »lieber will ich hierbleiben.«

»Aber, gnädige Frau, haben Sie denn wirklich ernstlich Angst?« fragte Monte Christo.

»Nein«, antwortete Frau Danglars; »aber Sie haben eine Art und Weise, Ihrer Phantasie die Zügel schießen zu lassen, daß man denkt, es handle sich um wirklich geschehene Dinge.«

»Nun sehen Sie, gnädige Frau, das Ganze ist ja Sache der Einbildung«, erwiderte Monte Christo; »denn warum können wir uns dieses Zimmer nicht als das gute und ehrbare Zimmer einer Familienmutter vorstellen, dieses Bett mit den purpurnen Stoffen als ein von der Göttin Lucina besuchtes Lager und diese geheimnisvolle Treppe als den Gang, durch den leise und um den stärkenden Schlummer der Wöchnerin nicht zu stören, der Arzt oder die Amme kommt oder den der Vater selbst benutzt, indem er das schlafende Kind fortträgt?«

Statt bei diesem freundlichen Gemälde ruhig zu werden, stöhnte Frau Danglars plötzlich und wurde ohnmächtig.

»Frau Danglars ist unpäßlich«, stammelte Villefort; »vielleicht sollte man sie nach ihrem Wagen bringen.«

»Mein Gott, und ich habe mein Flakon vergessen!« rief Monte Christo.

»Ich habe das meinige«, antwortete Frau von Villefort und reichte dem Grafen ein Fläschchen mit einer roten Flüssigkeit, ähnlich derjenigen, die der Graf bei Eduard mit gutem Erfolg angewandt hatte.

»Ah …!« sagte Monte Christo, als er das Fläschchen aus der Hand von Frau von Villefort nahm.

»Ja«, murmelte diese, »nach Ihrer Anweisung habe ich es versucht.«

»Und es ist Ihnen gelungen?«

»Ich glaube.«

Man hatte Frau Danglars in das Nebenzimmer gebracht. Monte Christo träufelte ihr einen Tropfen der roten Flüssigkeit auf die Lippen, und sie kam wieder zu sich.

»Ach«, sagte sie, »welch schrecklicher Traum!«

Villefort preßte ihr die Hand, um ihr begreiflich zu machen, daß sie nicht geträumt habe.

Man suchte Herrn Danglars; dieser, wenig zu poetischen Eindrücken aufgelegt, war in den Garten gegangen und sprach mit Herrn Cavalcanti Vater von dem Plan einer Eisenbahn von Livorno nach Florenz.

Monte Christo schien untröstlich zu sein; er nahm Frau Danglars' Arm und führte sie in den Garten, wo man Herrn Danglars traf, der zwischen den beiden Cavalcantis Kaffee trank.

»Habe ich Sie wirklich so erschreckt, gnädige Frau?« fragte der Graf.

»Nein, aber Sie wissen, der Eindruck, den etwas auf uns macht, hängt von der Seelenstimmung ab, in der wir uns befinden.«

Villefort bemühte sich zu lachen. »Und dann, sehen Sie«, sagte er, »genügt eine Vermutung, eine Einbildung …«

»Oh«, entgegnete Monte Christo, »Sie mögen mir glauben oder nicht, ich habe die Überzeugung, daß hier im Hause ein Verbrechen begangen worden ist.«

»Nehmen Sie sich in acht«, warf Frau von Villefort ein, »wir haben den Staatsanwalt bei uns.«

»Meiner Treu«, antwortete Monte Christo, »da sich das so trifft, will ich die Gelegenheit benutzen, um meine Anzeige bei ihm zu machen.«

»Ihre Anzeige?« fragte Villefort.

»Ja, und in Gegenwart von Zeugen.«

»Alles das ist sehr interessant«, meinte Debray; »und wenn es sich wirklich um ein Verbrechen handelt, werden wir famos verdauen.«

»Es handelt sich um ein Verbrechen«, sagte Monte Christo. »Kommen Sie hierher, meine Herren; kommen Sie, Herr von Villefort; damit die Anzeige rechtsgültig ist, muß sie an die zuständige Behörde erstattet werden.«

Monte Christo schob den Arm der Baronin in den seinigen, nahm Villeforts Arm und zog den Staatsanwalt unter die Platane, wo der Schatten am stärksten war. Alle andern folgten.

»Sehen Sie«, sagte Monte Christo, »hier an dieser nämlichen Stelle habe ich, um diese schon alten Bäume aufzufrischen, umgraben und den Boden düngen lassen; die Arbeiter haben beim Graben einen Koffer oder vielmehr den Eisenbeschlag eines solchen bloßgelegt, und darin befand sich das Skelett eines neugebornen Kindes. Das ist hoffentlich keine Gespensterseherei?«

Monte Christo fühlte den Arm der Baronin starr werden und die Hand Villeforts zittern.

»Ein neugebornes Kind?« wiederholte Debray. »Teufel auch! Die Sache scheint ernst zu werden.«

»Ich habe mich also nicht getäuscht«, bemerkte Château-Renaud, »als ich vorhin behauptete, daß die Häuser eine Seele und ein Gesicht wie die Menschen hätten und daß sich in ihrer Physiognomie ihr Inneres widerspiegle. Das Haus war düster, weil es Gewissensbisse hatte, und es hatte Gewissensbisse, weil es ein Verbrechen barg.«

»Oh, wer sagt, daß ein Verbrechen vorliegt?« fragte Villefort mit einer letzten Anstrengung.

»Wie! Es ist kein Verbrechen, wenn ein Kind lebendig in einem Garten vergraben wird?« rief Monte Christo. »Wie nennen Sie das denn, Herr Staatsanwalt?«

»Wer sagt aber, daß es lebendig begraben worden ist?«

»Warum hätte man es da vergraben, wenn es tot gewesen wäre? Dieser Garten ist nie ein Kirchhof gewesen.«

»Was macht man hierzulande mit den Kindesmördern?« fragte der Major Cavalcanti naiv.

»Oh, man köpft sie ganz einfach«, entgegnete Herr Baron Danglars.

»Ah, man köpft sie!« wiederholte Cavalcanti.

»Ich glaube … Nicht wahr, Herr von Villefort?« fragte Monte Christo.

»Ja«, antwortete dieser mit einem Tone, der nichts Menschliches mehr hatte.

Monte Christo sah, daß die beiden Personen, für die er diese Szene vorbereitet hatte, an der Grenze dessen, was sie ertragen konnten, angelangt waren, und da er nicht weitergehen wollte, sagte er:

»Aber der Kaffee, meine Herren; ich glaube, wir vergessen den Kaffee.«

Und er führte seine Gäste nach dem mitten auf dem Rasen stehenden Tisch.

»Wirklich, Herr Graf«, sagte Frau Danglars, »ich schäme mich, meine Schwäche zu gestehen, aber diese schrecklichen Geschichten haben mich sehr erschüttert; lassen Sie mich, bitte, niedersitzen.«

Und sie sank auf einen Stuhl. Monte Christo machte ihr eine Verbeugung und trat an Frau von Villefort heran.

»Ich glaube, Frau Danglars braucht wieder Ihr Flakon«, sagte er.

Aber ehe Frau von Villefort sich ihrer Freundin genähert hatte, hatte der Staatsanwalt der Frau Danglars zugeflüstert:

»Ich muß Sie sprechen.«

»Wann?«

»Morgen.«

»Wo?«

»In meinem Arbeitszimmer im Gericht, das ist noch der sicherste Ort.«

»Ich werde kommen.«

In diesem Augenblick näherte sich ihnen die Frau von Villefort.

»Danke, liebe Freundin«, sagte Frau Danglars, indem sie zu lächeln versuchte, »es ist nichts mehr, ich fühle mich besser.«

Der Bettler

Die Gäste des Grafen hatten sich verabschiedet. Vor dem Torweg wartete der Diener des Grafen Andrea Cavalcanti mit dem Tilbury seines Herrn. Der Graf trat an ihn heran und schalt ihn, daß er ihn nicht an der Freitreppe erwartet und ihn so gezwungen hatte, dreißig Schritte unnütz zu machen.

Der Diener ließ den Zorn seines Herrn demütig über sich ergehen, hielt mit der linken Hand das ungeduldig stampfende Pferd und reichte mit der rechten die Zügel seinem Herrn, der sie nahm und seinen Lackstiefel auf den Tritt setzte.

In diesem Augenblick legte sich eine Hand auf seine Schulter. Der junge Mann sah sich um; er glaubte, daß Danglars, mit dem er sich größtenteils unterhalten hatte, oder Monte Christo ihm noch etwas zu sagen hätten. Aber er bemerkte ein fremdes, sonnenverbranntes Gesicht mit langem Bart, funkelnden Augen und spöttischem Lächeln um einen Mund, der zwei weiße, scharfe, fehlerlose Zahnreihen sehen ließ.

Die schmutziggrauen Haare des Fremden waren mit einem rotkarierten Taschentuch bedeckt; ein schmutziger, zerrissener Kittel hing um den mageren, knochigen Körper. Die Hand, die auf der Schulter des jungen Mannes lag und das erste war, was dieser von dem Menschen sah, erschien ihm riesengroß. Erkannte der Graf beim Schein der Laterne seines Tilbury dieses Gesicht, oder war er nur über das gräßliche Aussehen des

Menschen, der ihn anhielt, betroffen? Er fuhr zusammen und wich zurück.

»Was wollen Sie von mir?« fragte er.

»Verzeihen Sie, Nachbar«, antwortete der Mann, indem er die Hand an sein rotes Tuch legte, »ich störe vielleicht, aber ich habe mit Ihnen zu sprechen.«

»Man bettelt abends nicht«, sagte der Diener, indem er den Zudringlichen durch eine Bewegung fortzuweisen suchte.

»Ich bettle nicht, mein hübsches Bürschchen«, antwortete der Unbekannte mit spöttischem Lächeln, das aber etwas so Schreckeneinflößendes hatte, daß der Diener von ihm zurücktrat. »Ich will nur zwei Worte mit Ihrem Meister reden, der mir vor etwa vierzehn Tagen einen Auftrag gegeben hat.«

»Nun«, sagte Andrea, der sich bemühte, vor seinem Bedienten seine Unruhe zu verbergen, »was wollen Sie von mir? Sagen Sie's schnell, mein Lieber.«

»Ich wollte … ich wollte …«, sagte leise der Mann mit dem roten Tuch, »daß Sie mir die Mühe ersparten, zu Fuß nach Paris zurückzukehren. Ich bin sehr müde, und da ich nicht so gut gespeist habe wie du, kann ich mich kaum auf den Beinen halten.«

Der junge Mann fuhr bei dieser seltsamen Vertraulichkeit zusammen.

»Sagen Sie endlich, was wollen Sie?«

»Je nun, daß du mich mit auf deinen schönen Wagen nimmst und nach Hause fährst.«

Andrea erblaßte, antwortete aber nicht.

»Lieber Gott, ja«, fuhr der Unbekannte fort, indem er die Hände in die Taschen vergrub und den jungen Mann herausfordernd ansah, »das ist so eine Idee von mir; verstehst du, mein kleiner Benedetto?«

Bei diesem Namen schien der junge Mann andern Sinnes zu werden, denn er trat an den Diener heran und sagte zu ihm:

»Ich habe diesen Mann in der Tat mit etwas beauftragt, worüber er mir Rechenschaft abzulegen hat. Geh zu Fuß bis an die Barriere; dort nimm eine Droschke, damit du nicht zu spät nach Hause kommst.«

Verwundert entfernte sich der Bediente.

»Wir wollen wenigstens in den Schatten treten«, sagte Andrea.

»Oh, was das betrifft, werde ich dich selbst an eine schöne Stelle führen; warte«, entgegnete der Mann mit dem roten Tuch, nahm das Pferd am Gebiß und führte den Tilbury an eine Stelle, wo es niemand möglich war, Zeuge der Ehre zu sein, die ihm Andrea widerfahren ließ.

»Oh, mir kommt es nicht auf den Ruhm an, in einem schönen Wagen zu sitzen«, sagte er; »nein, ich bin nur müde, und dann habe ich auch ein bißchen geschäftlich mit dir zu sprechen.«

»Nun, steigen Sie auf«, sagte der junge Mann.

Es war schade, daß es nicht Tag war, denn es wäre ein seltsames Schauspiel gewesen, diesen Bettler breitspurig neben dem eleganten jungen Führer des Tilbury sitzen zu sehen.

Andrea ließ das Pferd bis an das letzte Haus des Orts traben, ohne ein Wort mit seinem Begleiter zu sprechen, der seinerseits lächelte und Stillschweigen bewahrte, als ob er entzückt wäre, in einem so schönen Gespann zu fahren.

Als sie außerhalb Auteuils waren, sah Andrea sich um, jedenfalls um sich zu versichern, daß sie von niemand gesehen oder gehört werden könnten; dann hielt er das Pferd an, kreuzte vor dem Mann mit dem roten Tuch die Arme und sagte:

»Warum, zum Teufel, kommen Sie und stören mich in meiner Ruhe?«

»Aber du selbst, mein Junge, warum hast du Mißtrauen gegen mich?«

»Und wieso habe ich Mißtrauen gegen Sie gezeigt?«

»Wieso? Du fragst noch? Wir trennen uns am Pont du Var, du sagst mir, du willst nach Piemont und Toskana, und statt dessen kommst du nach Paris.«

»Inwiefern stört Sie das?«

»In nichts; im Gegenteil, ich hoffe sogar, daß es mir dienlich sein wird.«

»Haha!« entgegnete Andrea, »das heißt, Sie spekulieren auf mich.«

»Na, na, da kommen die Grobheiten.«

»Damit würden Sie sich nämlich verrechnen, Meister Caderousse, das sage ich Ihnen vorher.«

»Mein Gott, reg dich nicht auf, Kleiner, du mußt doch wissen, was Unglück ist; nun gut, das Unglück macht neidisch. Ich glaubte, du streichst in Piemont und Toskana umher, und bedauerte dich in tiefster Seele, daß du genötigt bist, den Facchino oder Cicerone zu machen, wie ich mein Kind bedauern würde. Du weißt, daß ich dich immer mein Kind genannt habe.«

»Nun, und?«

»Geduld doch, Brausekopf.«

»Ich bin geduldig; weiter!«

»Und ich sehe dich plötzlich an der Barriere in einem Tilbury vorbeifahren, mit einem Diener und in nagelneuen Kleidern. Zum Teufel! Du hast also eine Mine entdeckt oder bist Bankier geworden?«

»So daß Sie also neidisch sind, wie Sie zugeben?«

»Nein, ich bin zufrieden, so zufrieden, daß ich dir gratulieren wollte, Kleiner; aber da ich nicht ordentlich Toilette gemacht hatte, so habe ich meine Vorsichtsmaßregeln getroffen, um dich nicht zu kompromittieren.«

»Schöne Vorsichtsmaßregeln!« entgegnete Andrea. »Mich da vor meinem Bedienten anzureden!«

»Ei, was willst du, Kleiner! Ich rede dich an, wenn ich dich zu fassen kriegen kann. Du hast ein schnelles Pferd, einen sehr leichten Wagen und bist glitschig wie ein Aal; hätte ich dich heute abend verpaßt, so hätte ich dich vielleicht nie wiedergetroffen.«

»Sie sehen doch, daß ich mich nicht verstecke.«

»Da bist du sehr gut dran, und ich möchte, ich könnte dasselbe von mir sagen; ich verstecke mich. Dann fürchtete ich auch, daß du mich nicht erkennen würdest; aber du hast mich erkannt«, setzte Caderousse mit seinem bösen Lächeln hinzu. »Na ja, du bist ein netter Kerl.«

»Nun, und was wollen Sie?« fragte Andrea.

»Du duzt mich nicht mehr, das ist schlecht von dir, Benedetto … einen alten Kameraden; nimm dich in acht, du machst mich anspruchsvoll.«

Diese Drohung dämpfte den Zorn des jungen Mannes, der sein Pferd wieder in Trab setzte.

»Es ist schlecht von dir, Caderousse«, sagte er, »dich so gegen einen alten Kameraden, wie du eben sagtest, zu benehmen; du bist Marseiller, ich bin …«

»Du weißt also, was du jetzt bist?«

»Nein, aber ich bin in Korsika groß geworden; du bist alt und eigensinnig; ich bin jung und starrköpfig. Zwischen Leuten wie wir sind Drohungen schlecht am Platze, und alles muß in Ruhe und Freundschaft erledigt werden. Ist es meine Schuld, wenn ich Glück habe und du nicht?«

»Das Glück ist dir also günstig? Der Reitknecht, der Tilbury und die Kleider, die wir da haben, sind also nicht geliehen? Gut, um so besser!« sagte Caderousse, dessen Augen vor Habsucht funkelten.

»Oh, du siehst es ja und weißt es, da du mich anredest«, antwortete Andrea, der immer erregter wurde. »Hätte ich so ein Tuch wie du um den Kopf, einen schmierigen Kittel auf dem Leibe und zerrissene Stiefel an, so würdest du mich nicht erkennen wollen.«

»Siehst du, daß du mich verachtest, Kleiner, das ist unrecht von dir; jetzt, wo ich dich wiedergefunden habe, hindert mich nichts, so fein wie ein anderer zu gehen, da ich dein gutes Herz kenne. Wenn du zwei Röcke hast, gibst du mir einen ab; ich habe dir ja auch meine Portion Suppe und Bohnen gegeben, wenn du zu großen Hunger hattest.«

»Das ist wahr«, sagte Andrea.

»Welchen Appetit du hattest! Hast du noch immer guten Appetit?«

»Allerdings«, antwortete Andrea lachend.

»Wie famos du bei dem Prinzen, von dem du kamst, hast speisen müssen!«

»Es ist kein Prinz, sondern einfach ein Graf.«

»Ein Graf? Und ein reicher, he?«

»Ja; aber laß es dir gesagt sein, er macht den Eindruck, daß mit ihm nicht gut Kirschen essen ist.«

»Mein Gott, sei unbesorgt! Man hat keine Absichten auf deinen Grafen, du kannst ihn ganz für dich behalten. Aber«, fügte Caderousse wieder mit seinem bösen Lächeln hinzu, »dafür muß es etwas geben, verstehst du.«

»Laß sehen, was brauchst du?«

»Ich glaube, daß man mit hundert Franken monatlich …«

»Nun?«

»… auskommen könnte …«

»Mit hundert Franken?«

»Schlecht natürlich; aber mit …«

»Mit?«

»… hundertfünfzig Franken wäre ich gut dran.«

»Da sind zweihundert«, sagte Andrea und gab Caderousse zehn Louisdors.

»Gut«, sagte Caderousse.

»Komm jeden Ersten im Monat zu dem Hausmeister, der wird dir die gleiche Summe geben.«

»Na, da demütigst du mich schon wieder!«

»Wieso?«

»Du bringst mich mit dem Bedientenvolk zusammen; nein, siehst du, ich will nur mit dir zu tun haben.«

»Gut denn, komm zu mir, und solange ich wenigstens meine Rente erhebe, sollst du jeden Ersten die deinige erhalten.«

»Na ja, ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe; du bist ein braver Kerl, und es ist ein Segen, wenn das Glück zu Leuten kommt wie du. Aber nun erzähle doch, wie bist du zu alledem gekommen?«

»Was brauchst du das zu wissen?« fragte Andrea.

»Na, schon wieder Mißtrauen!«

»Nein. Gut also, ich habe meinen Vater wiedergefunden.«

»Einen richtigen Vater?«

»Je nun, solange er zahlt …«

»… glaubst du es und ehrst ihn; das ist nicht mehr als recht und billig. Wie nennst du deinen Vater?«

»Den Major Cavalcanti.«

»Und ist er mit dir zufrieden?«

»Bis jetzt scheine ich ihm zu genügen.«

»Wer hat ihn dir denn verschafft?«

»Der Graf von Monte Christo.«

»Der, von dem du herkommst?«

»Ja.«

»Höre, sieh doch zu, daß du mich bei ihm als Vetter anbringst.«

»Gut, ich will mit ihm von dir sprechen; aber was willst du inzwischen machen?«

»Ich?«

»Ja, du.«

»Du bist sehr gütig, dich darum zu kümmern«, antwortete Caderousse.

»Da du dich für mich interessierst«, entgegnete Andrea, »so scheint mir, könnte auch ich wohl etwas über dich erfahren.«

»Ganz recht … ich miete mir ein Zimmer in einem anständigen Hause, ziehe mich anständig an, lasse mich jeden Tag rasieren und lese die Zeitungen im Café. Des Abends gehe ich mit irgendeinem Claquenchef in ein Theater und lebe wie ein Bäcker, der sich vom Geschäft zurückgezogen hat; das ist mein Traum.«

»Wenn du den Plan ausführst und solide bist, wird alles gut gehen.«

»Und du, was willst du werden? … Pair von Frankreich?«

»Haha! Wer weiß?«

»Der Herr Major Cavalcanti ist's vielleicht … Leider ist aber das Erbrecht abgeschafft.«

»Keine Politik, Caderousse! Und jetzt, wo du hast, was du willst, und wir angekommen sind, verschwinde!«

»Nicht doch, Freund.«

»Wieso, nicht doch?«

»Aber bedenke doch, Kleiner, ein rotes Tuch um den Kopf, fast keine Stiefel an den Füßen, keine Papiere und zehn Louisdors in der Tasche! Man würde mich ja unfehlbar an der Barriere festhalten, und ich müßte mich ausweisen und sagen, daß ich die Goldstücke von dir erhalten habe. Man zieht Erkundigungen ein; man erfährt, daß ich Toulon ohne Urlaub verlassen habe, schafft mich zurück, ich werde einfach wieder Nummer hundertundsechs,

und ade, Traum vom zurückgezogenen Bäcker! Nein, mein Sohn, ich will lieber ehrbar in der Hauptstadt bleiben.«

Andrea machte ein finsteres Gesicht; er hielt einen Augenblick an, warf einen Blick um sich und steckte die Hand unauffällig in die Tasche, wo sein Finger den Hahn einer Taschenpistole spannte.

Unterdessen aber hielt Caderousse, der seinen Gefährten nicht aus den Augen ließ, die Hände hinter dem Rücken und öffnete sachte ein langes spanisches Messer, das er für alle Fälle bei sich trug.

Man sieht, die beiden Freunde waren würdig, einander zu verstehen, und sie verstanden sich. Die Hand Andreas kam waffenlos wieder aus der Tasche und streichelte einige Augenblicke den roten Schnurrbart.

»Mein lieber Caderousse«, sagte Andrea, »du wirst also glücklich sein?«

»Ich werde mein möglichstes tun«, antwortete der frühere Schankwirt, indem er sein Messer wieder zuklappte.

»Nun, dann nach Paris. Aber wie willst du es anfangen, die Barriere zu passieren, ohne Verdacht zu erregen? Mir scheint, du riskierst in deinem Kostüm zu Wagen mehr als wie zu Fuß.«

»Warte«, sagte Caderousse, »du wirst sehen.«

Er nahm den Hut des jungen Mannes, warf den Kutschermantel um, den der Diener auf dem Wagen zurückgelassen hatte, und nahm die Haltung eines Bedienten aus gutem Hause an, dessen Herr selbst fährt.

»Und ich«, fragte Andrea, »soll ich barhaupt bleiben?«

»Oh, es ist so windig, daß du wohl den Hut verloren haben kannst«, entgegnete Caderousse.

»Dann vorwärts, machen wir der Sache ein Ende!«

»Wer hält dich auf?« fragte Caderousse. »Ich doch hoffentlich nicht?«

»Pst!« machte Andrea.

Sie fuhren ohne Zwischenfall durch die Barriere. Bei der ersten Querstraße hielt Andrea sein Pferd an, und Caderousse sprang ab.

»Nun, und der Mantel meines Bedienten und mein Hut?« fragte Andrea.

»Oh, du willst mich doch nicht der Gefahr aussetzen, mir den Schnupfen zu holen?«

»Aber ich?«

»Du bist jung, während ich anfange, alt zu werden; auf Wiedersehen, Benedetto!«

Damit verschwand er in der Gasse.

»Ach«, sagte Andrea, »man kann nicht vollkommen glücklich sein auf dieser Welt!«

Heiratspläne

Danglars war beim Grafen von Monte Christo vorgefahren. Der Graf war zu Hause, er hatte aber Besuch und ließ Danglars bitten, einen Augenblick zu warten.

Während der Bankier wartete, trat ein Mann in der Kleidung eines Abbés ein, der, anstatt gleich ihm zu warten, ihn grüßte und dann in den Gemächern verschwand.

Einen Augenblick nachher öffnete sich die Tür, durch die der Abbé eingetreten war, und Monte Christo erschien.

»Entschuldigen Sie, lieber Baron«, sagte er, »aber ein guter Freund von mir, der Abbé Busoni, den Sie wohl durchs Zimmer haben gehen sehen, ist soeben in Paris angekommen; wir hatten uns sehr lange nicht gesehen, und ich mochte ihn nicht sogleich verlassen. Ich hoffe, daß Sie mir verzeihen werden, daß ich Sie habe warten lassen.«

»Oh«, sagte Danglars, »ich habe eben den Augenblick schlecht gewählt und werde mich zurückziehen.«

»Durchaus nicht; setzen Sie sich doch bitte. Aber mein Gott, was haben Sie denn? Sie sehen bekümmert aus; wirklich, Sie erschrecken mich. Ein sorgenvoller Kapitalist sagt gleich den Kometen der Welt immer ein großes Unglück voraus.«

»Ich habe seit mehreren Tagen nur Unglück und bekomme

eine schlechte Nachricht nach der andern«, antwortete Danglars.

»Haben Sie einen Rückschlag an der Börse gehabt?«

»Nein, davon bin ich geheilt, wenigstens für einige Tage. Es handelt sich für mich um einen Bankerott in Triest.«

»So? Wäre Ihr Bankerotteur vielleicht Jacopo Manfredi?«

»Jawohl. Denken Sie sich, ein Mann, der, ich weiß nicht, wie lange schon, jährlich für acht- bis neunmal hunderttausend Franken Geschäfte mit mir machte. Nie ist irgend etwas vorgekommen; ein Mann, der wie ein Prinz zahlte … Ich gebe ihm eine Million Kredit, und da stellt dieser Kerl seine Zahlungen ein!«

»Was Sie sagen!«

»Ein unerhörtes Mißgeschick! Ich stelle einen Wechsel von sechshunderttausend Franken auf ihn aus, der unbezahlt zurückkommt, und dazu bin ich noch Inhaber von vierhunderttausend Franken von ihm unterzeichneter Wechsel, die am Ende des Monats bei seinem Pariser Korrespondenten fällig sind. Wir haben den Dreißigsten, ich lasse die Wechsel präsentieren; ja, prost Mahlzeit! Der Korrespondent ist verschwunden. Das macht mit meiner spanischen Affäre einen schönen Monatsschluß.«

»Aber ist denn Ihre spanische Geschichte in der Tat ein Verlust?«

»Gewiß, ein Verlust von baren fünfmal hunderttausend Franken.«

»Aber wie kommen Sie, ein alter, gewiegter Börsianer, zu solchem Reinfall?«

»Das ist die Schuld meiner Frau. Sie hat geträumt, daß Don Carlos nach Spanien zurückgekehrt sei; sie glaubt an Träume. Das ist Magnetismus, wie sie sagt, und wenn sie etwas träumt, so muß das, was sie versichert, unfehlbar eintreffen. Auf ihre Überzeugung hin habe ich ihr erlaubt, zu spekulieren. Allerdings ist es nicht mein Geld, mit dem sie spekuliert, sondern das ihrige. Aber einerlei, Sie wissen, wenn fünfmal hunderttausend Franken aus der Tasche der Frau gehen, so merkt der Mann das immer ein bißchen. Wie, das wußten Sie nicht? Aber die Sache hat kolossal von sich reden gemacht.«

»Doch, ich habe davon sprechen hören, aber ich wußte die Einzelheiten nicht, und dann bin ich in allen Börsensachen ganz unwissend.«

»Spekulieren Sie denn nicht?«

»Ich? Wie sollte ich denn spekulieren? Ich habe so schon genug mit der Regelung meiner Einkünfte zu tun und müßte mir dann außer meinem Verwalter noch einen Kommis und einen Kassierer anschaffen. Aber, um auf die spanische Affäre zurückzukommen, so scheint doch Ihre Frau Gemahlin die Geschichte nicht vollständig geträumt zu haben. Haben die Zeitungen nicht auch etwas dergleichen gesagt?«

»Glauben Sie denn den Zeitungen?«

»Ich, nicht im mindesten; aber ich glaubte, der ehrliche ›Messager‹ mache eine Ausnahme von der Regel und bringe nur sichere, telegraphische Nachrichten.«

»Das ist ja eben das Unerklärliche«, entgegnete Danglars; »diese Rückkehr des Don Carlos war wirklich eine telegraphische Meldung.«

»Sie verlieren in diesem Monat also ungefähr fünfzehnhunderttausend Franken?« fragte Monte Christo.

»Nicht ungefähr, sondern ganz genau!«

»Teufel! für ein Vermögen dritten Ranges ist das ein harter Schlag«, sagte Monte Christo mitleidig.

»Dritten Ranges!« wiederholte Danglars, etwas gedemütigt. »Was, zum Kuckuck, verstehen Sie darunter?«

»Vermögen dritten Ranges nenne ich Kapitalien, die vom Willen andrer oder vom Zufall abhängen, die ein Bankerott in Mitleidenschaft zieht, eine telegraphische Nachricht erschüttert: das Ganze ein fiktives oder reelles Kapital von etwa fünfzehn Millionen. Ist das nicht ungefähr Ihre Position?«

»Nun, ja doch«, antwortete Danglars.

»Daraus folgt«, fuhr Monte Christo unerschütterlich fort, »daß mit sechs solchen Monatsabschlüssen ein Haus dritten Ranges im Sterben liegen würde.«

»Oh«, sagte Danglars mit einem sehr blassen Lächeln, »wie Sie gleich draufgehn!«

»Nehmen wir sieben Monate«, fuhr Monte Christo in demselben Tone fort. »Sagen Sie, haben Sie manchmal daran gedacht, daß siebenmal fünfzehnhunderttausend Franken ungefähr zehn Millionen ausmachen? … Nein? Nun, Sie haben recht, denn bei solchen Betrachtungen würde man nie seine Kapitalien wagen, die für den Finanzier das sind, was die Haut für den zivilisierten Menschen ist. Wir haben unsre mehr oder weniger prächtigen Kleider, das ist unser Kredit; aber wenn der Mensch stirbt, hat er nur seine Haut, ebenso wie Sie, wenn Sie das Geschäft aufgeben, nur Ihr wirkliches Vermögen, fünf oder sechs Millionen höchstens, haben; denn die Vermögen dritten Ranges repräsentieren nicht viel mehr als den dritten oder vierten Teil ihres Anscheins. Nun denn, von diesen fünf Millionen, die Ihre wirklichen Aktiven bilden, haben Sie eben anderthalb verloren, die Ihr fiktives Vermögen oder Ihren Kredit um ebensoviel verringern; das heißt, mein lieber Herr Danglars, Ihre Haut ist durch einen Aderlaß geöffnet, der bei viermaliger Wiederholung den Tod herbeiführen würde. Sehen Sie sich vor, mein lieber Herr Danglars! Brauchen Sie Geld? Soll ich Ihnen etwas leihen?«

»Sie sind ein schlechter Rechner!« rief Danglars mit seiner ganzen Verstellungskunst. »In diesem Moment ist das Geld durch andre Spekulationen in meine Kasse zurückgeflossen!«

»Sehr schön, sehr schön! Aber die Narbe bleibt und öffnet sich beim ersten Verlust wieder!«

»Nein, denn ich stehe auf sichrem Boden«, fuhr Danglars prahlend fort; »um mich zu stürzen, müßten drei Regierungen zusammenbrechen.«

»Das ist schon vorgekommen.«

»Müßte die Erde keine Ernten mehr geben.«

»Erinnern Sie sich der sieben fetten und sieben mageren Kühe.«

»Oder müßte das Meer zurückweichen, wie zur Zeit Pharaos; und dann gibt es mehrere Meere, und die Schiffe würden durch Karawanen ersetzt.«

»Um so besser, lieber Herr Danglars«, sagte Monte Christo;

»ich sehe, daß ich mich geirrt habe und daß Sie zu den Vermögen zweiten Ranges gehören.«

»Ich glaube auf diese Ehre Anspruch machen zu können«, entgegnete Danglars mit seinem stereotypen Lächeln. »Aber da wir gerade von Geschäften sprechen, sagen Sie mir doch, was ich für Herrn Cavalcanti tun kann.«

»Nun, ihm Geld geben, wenn er einen Kredit auf Sie hat und dieser Kredit Ihnen gut scheint.«

»Ausgezeichnet! Er hat sich heute morgen vorgestellt mit einem Wechsel von vierzigtausend Franken, zahlbar bei Sicht auf Sie, unterzeichnet Busoni und von Ihnen mit Ihrem Giro an mich überwiesen. Sie verstehen, daß ich ihm sofort seine vierzig Banknoten ausgezahlt habe.«

Monte Christo machte ein Zeichen mit dem Kopfe, das seine volle Zustimmung andeutete.

»Aber das ist nicht alles«, fuhr Danglars fort; »er hat seinem Sohn einen Kredit bei mir eröffnet.«

»Ohne Indiskretion, wieviel gibt er dem jungen Mann?«

»Fünftausend Franken monatlich.«

»Sechzigtausend Franken jährlich. Das habe ich mir gedacht«, sagte Monte Christo, die Achsel zuckend; »die richtigen Filze, diese Cavalcantis. Was soll ein junger Mann mit fünftausend Franken monatlich machen?«

»Aber Sie begreifen, daß, wenn der junge Mann einige tausend Franken mehr brauchte …«

»Geben Sie sie ihm nicht, der Vater würde sie Ihnen nicht ersetzen; Sie kennen die italienischen Millionäre nicht: es sind wahre Geizhälse. Und durch wen ist ihm dieser Kredit eröffnet worden?«

»Oh, durch das Haus Fenzi, eines der besten von Florenz.«

»Ich will nicht sagen, daß Sie verlieren werden; aber halten Sie sich in den Grenzen des Briefes.«

»Sie hätten also kein Vertrauen zu diesen Cavalcantis?«

»Ich – ich würde ihm zehn Millionen gegen seine Unterschrift geben. Dieses Vermögen gehört zu denen zweiten Ranges.«

»Und wie einfach er dabei ist! Ich hätte ihn für nichts weiter als einen Major gehalten.«

»Und Sie hätten ihm Ehre angetan; denn Sie haben recht, er imponiert nicht durch sein Äußeres. Als ich ihn zum erstenmal sah, machte er auf mich den Eindruck eines unter den Epauletten alt gewordenen Leutnants. Aber so sind die Italiener alle, sie sehen aus wie alte Juden, wenn sie nicht blenden wie Magier des Orients.«

»Der junge Mann macht einen besseren Eindruck«, sagte Danglars.

»Ja, er ist vielleicht etwas schüchtern; aber im ganzen schien er mir recht nett. Ich war besorgt.«

»Warum das?«

»Weil er bei jenem Diner zum erstenmal in Gesellschaft ging, wie man wenigstens sagt. Er ist mit einem sehr strengen Lehrer gereist und war noch nie in Paris.«

»Alle diese Italiener pflegen ja wohl untereinander zu heiraten, nicht wahr?« fragte Danglars nachlässig. »Sie bringen gern ihre Vermögen zusammen.«

»In der Regel tun sie das allerdings; aber Cavalcanti ist ein Original und macht nichts so wie die andern. Man wird mich nicht von dem Gedanken abbringen, daß er seinen Sohn nach Frankreich schickt, damit dieser sich hier eine Frau suche.«

»Sie glauben?«

»Ich bin davon überzeugt.«

»Sie haben auch von seinem Vermögen sprechen hören?«

»Es ist nur davon die Rede; nur geben ihm die einen Millionen, die andern behaupten, daß er nichts besitze.«

»Und was ist Ihre Meinung?«

»Die ist nicht maßgebend, da sie ganz persönlich ist.«

»Aber was denken Sie?«

»Meine Meinung ist, daß alle diese alten Podestas, alle diese alten Condottieri – denn diese Cavalcantis haben Armeen kommandiert und Provinzen regiert –, ich sage, meine Meinung ist, daß sie Millionen in Winkeln vergraben haben, die die Familienhäupter allein kennen und in deren Geheimnis sie ihre Nach-

folger von einer Generation zur andern einweihen, und der Beweis ist, daß sie alle gelb und trocken sind wie ihre Florins aus der Zeit der Republik.«

»Sehr gut«, sagte Danglars, »und das ist um so wahrscheinlicher, da man nicht weiß, daß diese ganze Sippe einen Zollbreit Landes besäße.«

»Sehr wenig wenigstens; von Cavalcanti weiß ich nur, daß er ein Palais in Lucca besitzt.«

»Ah, er hat ein Palais!« sagte Danglars lachend. »Das ist schon etwas.«

»Ja, und er vermietet es noch an den Finanzminister, während er selbst in einem kleinen Häuschen wohnt. Oh, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ich halte den guten Mann für geizig.«

»Nun, nun, Sie schmeicheln ihm nicht.«

»Hören Sie, ich kenne ihn kaum, habe ihn, glaube ich, dreimal im Leben gesehen. Was ich von ihm weiß, weiß ich vom Abbé Busoni und ihm selbst; er hat heute morgen mit mir von seinen Plänen in bezug auf seinen Sohn gesprochen und durchblicken lassen, daß er es müde ist, bedeutende Kapitalien in Italien schlafen zu lassen, und einen Weg finden möchte, seine Millionen in Frankreich oder England fruchtbringend arbeiten zu machen. Aber beachten Sie wohl: wenn ich auch das größte Vertrauen zu dem Abbé Busoni persönlich habe, so bürge ich meinerseits für nichts.«

»Einerlei, ich danke Ihnen für den Kunden, den Sie mir zugeschickt haben; solch ein Name nimmt sich in den Büchern schön aus, und mein Kassierer, dem ich erklärt habe, was es mit den Cavalcantis auf sich hat, ist ganz stolz darauf. Nebenbei bemerkt, wenn diese Leute ihre Söhne verheiraten, geben sie ihnen eine Mitgift?«

»Oh, das kommt darauf an. Ich habe einen italienischen Fürsten gekannt, reich wie eine Goldgrube, einen der ersten Namen Toskanas, der seinen Söhnen, wenn sie sich nach seinem Wunsche verheirateten, Millionen gab, und wenn sie seinen Willen nicht respektierten, ihnen bloß eine Rente von dreißig Talern monatlich aussetzte. Nehmen wir an, Andrea verheiratet sich

nach dem Wunsche seines Vaters, so wird ihm dieser vielleicht ein, zwei, drei Millionen geben. Wenn es die Tochter eines Bankiers zum Beispiel wäre, so würde er sich vielleicht an dem Hause des Schwiegervaters seines Sohnes beteiligen; gefällt ihm dagegen seine Schwiegertochter nicht, so schließt der alte Cavalcanti seinen Geldschrank zweimal ab, und Andrea muß wie ein Pariser Sohn aus guter Familie leben, das heißt von Karten und Würfeln.«

»Dieser junge Mann wird mindestens eine bayrische oder peruanische Prinzessin haben wollen, und er würde sie bekommen.«

»Nein, diese vornehmen Herren von jenseits der Berge heiraten oft einfache Sterbliche; sie sind wie Jupiter: lieben es, die Rassen zu kreuzen. Aber wollen Sie Andrea vielleicht verheiraten, mein lieber Herr Danglars, daß Sie alle diese Fragen stellen?«

»Wahrhaftig«, antwortete Danglars, »ich würde das für keine schlechte Spekulation halten, und ich bin ja ein Spekulant.«

»Doch nicht etwa mit Fräulein Danglars? Sie würden doch diesen armen Andrea nicht von Albert umbringen lassen wollen?«

»Albert!« entgegnete Danglars, die Achseln zuckend. »Oh, der macht sich wenig daraus.«

»Aber ich denke, er ist mit Ihrer Tochter verlobt?«

»Das heißt, Herr von Morcerf und ich haben manchmal von dieser Heirat gesprochen; aber Frau von Morcerf und Albert …«

»Sie wollen mir doch nicht etwa sagen, daß er keine gute Partie sei?«

»Meine Tochter, denke ich, ist soviel wert wie Herr von Morcerf.«

»Sie wird jedenfalls eine schöne Mitgift erhalten, besonders wenn der Telegraph keine neuen Dummheiten macht.«

»Oh, es kommt nicht allein die Mitgift in Betracht. Aber sagen Sie, warum haben Sie Morcerf und seine Familie nicht zu Ihrem Diner eingeladen?«

»Ich hatte es auch getan, aber er hat eine Reise nach Dieppe vorgeschützt, mit Frau von Morcerf, der man Seeluft angeraten hat.«

»Ja, ja«, sagte Danglars lachend, »die muß ihr gut sein.«

»Warum?«

»Weil es die Luft ist, die sie in ihrer Jugend geatmet hat.«

»Nun, wenn aber Albert auch nicht so reich ist wie Ihre Tochter, so trägt er doch einen schönen Namen.«

»Mag sein, aber ich liebe den meinigen ebensosehr«, antwortete Danglars.

»Gewiß, Ihr Name ist volkstümlich und hat den Titel geschmückt, mit dem man ihn zu schmücken geglaubt hat; aber Sie sind ein viel zu intelligenter Mann, um nicht einzusehen, daß nach gewissen Vorurteilen, die zu tief eingewurzelt sind, als daß man sie ausrotten könnte, ein fünfhundertjähriger Adel mehr wiegt als ein zwanzigjähriger.«

»Und deshalb eben würde ich Herrn Andrea Cavalcanti vorziehen.«

»Ich dächte, die Morcerfs ständen den Cavalcantis nicht nach«, sagte Monte Christo.

»Die Morcerfs! … Sehen Sie, mein lieber Graf, Sie sind ein Edelmann und verstehen sich auf Wappen, nicht wahr?«

»Ein wenig.«

»Nun, betrachten Sie die Farbe des meinigen; die ist solider als die des Morcerfschen Wappens.«

»Wieso?«

»Weil ich, wenn ich auch kein Baron von Geburt bin, doch wenigstens Danglars heiße.«

»Nun, und?«

»Während er nicht Morcerf heißt.«

»Wie, er heißt nicht Morcerf?«

»Nicht im geringsten. Mich hat jemand zum Baron gemacht, so daß ich es bin; er aber hat sich allein zum Grafen gemacht, so daß er es nicht ist.«

»Unmöglich.«

»Hören Sie, mein lieber Graf«, fuhr Danglars fort. »Herr von Morcerf ist mein Freund, oder vielmehr wir kennen uns seit dreißig Jahren. Sie wissen, daß ich mir nicht viel aus meinem Wappen mache, da ich meine Herkunft nie vergessen habe.«

»Das ist das Zeichen einer großen Bescheidenheit oder eines großen Stolzes«, warf Monte Christo ein.

»Nun wohl, als ich ein gewöhnlicher Kommis war, war Morcerf ein einfacher Fischer.«

»Und hieß damals?«

»Ferdinand.«

»Kurzweg?«

»Ferdinand Mondego.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Ich habe oft genug Fische von ihm gekauft, um ihn zu kennen.«

»Warum geben Sie ihm dann Ihre Tochter?«

»Weil Ferdinand und Danglars als zwei Emporkömmlinge, beide geadelt, beide reich geworden, einer soviel wert ist wie der andre, gewisse Dinge indessen ausgenommen, die man von ihm sagt, die man aber niemals von mir gesagt hat.«

»Was denn?«

»Nichts.«

»Ah, ja, ich verstehe; ich habe den Namen in Griechenland gehört.«

»Im Zusammenhang mit der Geschichte Ali Paschas?«

»Ganz recht.«

»Da liegt das Geheimnis«, entgegnete Danglars, »und ich gestehe, daß ich viel darum gegeben hätte, es aufzudecken.«

»Das wäre nicht so schwer, wenn Ihnen so viel daran liegt.«

»Wie das?«

»Sie haben jedenfalls irgendeinen Korrespondenten in Griechenland?«

»Ich dächte!«

»In Janina?«

»Überall …«

»Nun, so schreiben Sie an Ihren Korrespondenten in Janina und fragen Sie ihn, was für eine Rolle ein Franzose namens Ferdinand bei dem Untergang Ali Tebelins gespielt habe.«

»Sie haben recht«, rief Danglars, indem er rasch aufstand; »ich werde noch heute schreiben.«

»Tun Sie das.«

»Ich werde es tun.«

»Und wenn Sie irgend etwas recht Skandalöses erfahren …«

»Teile ich es Ihnen mit.«

»Sie werden mir ein Vergnügen bereiten.«

Danglars eilte aus dem Zimmer und war mit einem Satz im Wagen.

Das Arbeitszimmer des Staatsanwalts

Frau Danglars hatte um Mittag ihren Wagen bestellt und war ausgefahren. Der Wagen schlug die Richtung nach dem Faubourg Saint-Germain ein; an der Passage des Pont-Neuf ließ sie halten, stieg aus und ging durch die Passage. Sie war sehr einfach gekleidet, wie es sich für eine Dame von Geschmack, die am Vormittag ausgeht, gehört. In der Rue Guénégaud stieg sie in eine Droschke und ließ sich nach dem Justizpalast fahren.

Kaum war sie im Wagen, so zog sie einen dichten schwarzen Schleier aus der Tasche und befestigte ihn an ihrem Strohhut; als sie sich dann in ihrem Taschenspiegel betrachtete, sah sie befriedigt, daß man ihr Gesicht auf diese Weise nicht erkennen konnte.

Im Justizpalast achtete man auf Frau Danglars nicht mehr als auf ein Dutzend andre Frauen, die auf ihre Advokaten warteten.

Das Vorzimmer des Herrn von Villefort war voller Leute; aber Frau Danglars brauchte nicht einmal ihren Namen zu nennen; sobald sie erschien, erhob sich ein Gerichtsdiener, kam auf sie zu und fragte sie, ob sie die Person sei, die der Herr Staatsanwalt zu einer Unterredung bestellt habe. Auf ihre bejahende Antwort führte er sie durch einen besonderen Korridor in das Arbeitszimmer des Herrn von Villefort.

Der Staatsanwalt schrieb, in seinem Lehnstuhl sitzend, den Rücken der Tür zugewandt. Er hörte die Tür aufgehen, den Gerichtsdiener sagen: »Treten Sie ein, gnädige Frau!« und die

Tür wieder schließen, ohne eine Bewegung zu machen; kaum aber hatte der Gerichtsdiener das Zimmer verlassen, so drehte er sich rasch um, ging an die Tür, schob den Riegel vor, zog die Vorhänge zu und musterte jeden Winkel des Zimmers.

Als er die Gewißheit hatte, daß er weder gesehen noch gehört werden konnte, sagte er:

»Ich danke Ihnen für Ihre Pünktlichkeit.« Er bot Frau Danglars einen Stuhl an, und sie setzte sich. Das Herz schlug ihr so heftig, daß sie beinahe erstickte.

Der Staatsanwalt drehte seinen Sessel herum und sagte, indem er sich gleichfalls setzte:

»Es ist eine lange Zeit, daß ich nicht das Glück gehabt habe, allein mit Ihnen zu plaudern, und zu meinem großen Bedauern kommen wir zusammen, um eine recht peinliche Unterhaltung zu führen.«

»Sie sehen jedoch, daß ich sofort gekommen bin, obgleich diese Unterhaltung doch gewiß für mich noch peinlicher ist als für Sie.«

Villefort lächelte bitter. »Es ist also wahr«, sagte er, mehr auf seine eignen Gedanken als auf die Worte der Frau Danglars antwortend, »es ist also wahr, daß alle unsre Handlungen ihre Spuren zurücklassen, die einen finstere, die andern leuchtende; daß alle unsre Schritte in diesem Leben dem Gang des Reptils im Sande gleichen und eine Furche ziehen. Ach, für viele ist diese Furche die Spur ihrer Tränen!«

»Sie begreifen meine Erregung, nicht wahr?« entgegnete Frau Danglars. »Schonen Sie mich also, bitte. Dieses Zimmer, wo so viele Schuldige zitternd und voll Scham geweilt haben, dieser Stuhl, in den ich mich gleichfalls zitternd und voll Scham niedersetze! … Oh, sehen Sie, ich bedarf meines ganzen Verstandes, um in mir nicht eine Schuldige und in Ihnen nicht einen drohenden Richter zu sehen.«

Villefort schüttelte den Kopf und seufzte.

»Und ich«, sagte er, »ich sage mir, daß mein Platz nicht auf dem Richterstuhl ist, sondern auf der Bank der Angeklagten.«

»Ihr Platz?« fragte Frau Danglars erstaunt.

»Ja, mein Platz.«

»Ich glaube, daß Sie zu streng gegen sich sind«, entgegnete Frau Danglars, deren schönes Auge ein flüchtiger Glanz erhellte. »Diese Furchen, von denen Sie eben sprachen, sind von allen feurigen jungen Leuten gezogen worden. Auf die Leidenschaften folgen immer ein wenig Gewissensbisse; darum gibt das Evangelium, diese ewige Quelle für die Unglücklichen, uns armen Frauen als Trost das wundervolle Gleichnis von der Sünderin und der Ehebrecherin. Es ist wahr, ich habe meinen ersten Gatten, Herrn von Nargonne, aus Liebe zu Ihnen hintergangen, während er längere Zeit abwesend war, aber ich gestehe Ihnen, daß ich manchmal denke, daß der liebe Gott mir diese Verirrungen meiner Jugend vergeben wird, denn sie haben in meinem Leiden, wenn keine Entschuldigung, so doch eine Sühne gefunden. Aber Sie, was haben Sie Männer zu fürchten, Sie, die alle Welt entschuldigt und die der Skandal interessant macht?«

»Sie kennen mich«, erwiderte Villefort, »ich bin kein Heuchler, oder wenigstens heuchle ich nicht ohne Grund. Wenn meine Stirn ernst und streng ist, so kommt das daher, weil sehr viel Unglück sie verfinstert hat; wenn mein Herz sich versteinert hat, so geschah das, um die Stöße, die es bekommen hat, zu ertragen. Ich war nicht so an jenem Verlobungsabend in Marseille. Aber seitdem hat sich alles in mir und um mich geändert; mein Leben hat sich aufgerieben in Verfolgung von Schwierigkeiten und in dem Bemühen, diejenigen, die, freiwillig oder unfreiwillig, aus eignem Antrieb oder durch Zufall, sich mir dabei in den Weg stellten, zu vernichten. Es ist selten, daß das, was man heftig wünscht, einem nicht heftig verweigert werde von denen, von welchen man es verlangen will. Die meisten schlechten Handlungen der Männer sind ihnen entgegengekommen unter der Maske der Notwendigkeit, und ist dann die schlechte Handlung in einem Augenblick der Erregung begangen worden, so sieht man, daß man sie hätte vermeiden können. Das Mittel, das man in seiner Verblendung vorher nicht gesehen hat, tritt auf einmal klar vor die Augen; man sagt sich: Weshalb habe ich nicht dies getan statt dessen? Die Frauen dagegen werden selten von Gewissens-

bissen gequält, denn sehr selten kommt die Entscheidung von ihnen; ihr Unglück wird ihnen fast immer aufgedrängt, ihre Vergehen sind fast immer das Verbrechen der andern.«

»Jedenfalls geben Sie zu«, antwortete Frau Danglars, »daß, wenn ich persönlich ein Vergehen begangen habe, dieses Vergehen gestern abend seine strenge Strafe empfangen hat.«

»Arme Frau!« sagte Villefort, ihr die Hand drückend; »sie war zu hart für Ihre Kräfte, denn zweimal waren Sie nahe daran, zu unterliegen, und dennoch …«

»Nun?«

»Und dennoch muß ich Ihnen sagen … nehmen Sie Ihren ganzen Mut zusammen, denn Sie sind noch nicht am Ende.«

»Mein Gott!« rief Frau Danglars erschrocken. »Was gibt es denn noch?«

»Sie sehen nur die Vergangenheit, und die ist trübe genug. Nun wohl, stellen Sie sich eine noch trübere Zukunft vor … eine entsetzliche … vielleicht blutige Zukunft!«

Die Baronin kannte die Ruhe Villeforts und war so erschrokken über seine Erregung, daß sie nahe daran war aufzuschreien, aber sie konnte keinen Laut hervorbringen.

»Wie ist diese schreckliche Vergangenheit wiederaufgelebt?« rief Villefort. »Wie ist sie aus der Tiefe des Grabes und unsrer Herzen, wo sie schlief, einem Gespenste gleich auferstanden, um die Blässe auf unsre Wangen, die Röte auf unsre Stirn zu treiben?«

»Oh«, sagte Hermine, »jedenfalls durch Zufall.«

»Durch Zufall!« entgegnete Villefort. »Nein, nein, es gibt keinen Zufall.«

»Doch; ist es nicht Zufall, daß der Graf von Monte Christo das Haus gekauft hat? Nicht Zufall, daß er den Platz hat aufgraben lassen? Nicht Zufall, daß das unglückliche Kind unter den Bäumen gefunden worden ist? Mein armes unglückliches Kind, dem ich nie einen Kuß habe geben können, dem ich zahllose Tränen nachgeweint habe! Oh, mein ganzes Herz ist dem Grafen entgegengeflogen, als er von diesem teuren Körper gesprochen hat, der unter Blumen gefunden worden ist.«

»Nicht doch, nein, und das ist das Schreckliche, das ich Ihnen

zu sagen hatte«, antwortete Villefort mit dumpfer Stimme. »Nein, es ist kein Körper unter den Blumen gefunden worden; nein, es ist kein Kind ausgegraben worden; nein, es ist kein Anlaß, zu weinen und zu seufzen, sondern zu zittern und zu beben.«

»Was wollen Sie damit sagen?« rief Frau von Danglars zitternd.

»Ich will sagen, daß Monte Christo beim Graben unter den Bäumen weder Kinderskelett noch Kofferbeschlag hat finden können, weil beides nicht da war.«

»Weil beides nicht da war!« wiederholte Frau Danglars und starrte mit vor Schreck weit aufgerissenen Augen den Staatsanwalt an.

»Nein!« sagte Villefort, indem er seine Stirn in die Hände sinken ließ. »Nein, hundertmal nein.«

»Sie hatten also das arme Kindchen nicht an dieser Stelle begraben? Warum die Täuschung? Zu welchem Zwecke, sagen Sie?«

»Es war die Stelle; aber hören Sie mich, hören Sie mich, und Sie werden mich beklagen, mich, der ich zwanzig Jahre lang die Last getragen habe, ohne den geringsten Teil auf Sie abzuwälzen.«

»Mein Gott, Sie erschrecken mich! Aber einerlei, sprechen Sie!«

»Sie wissen, wie traurig jene Nacht war, wo Sie mit dem Tode ringend auf Ihrem Bett lagen, in dem Zimmer mit den roten Damasttapeten, während ich, fast ebenso keuchend wie Sie, Ihre Entbindung erwartete. Das Kind kam, wurde mir aber ohne Bewegung, ohne Atem, ohne Laut übergeben; wir hielten es für tot.«

Frau Danglars machte plötzlich eine Bewegung, als ob sie vom Stuhle aufspringen wollte; aber Villefort hielt sie zurück, indem er, wie um ihre Aufmerksamkeit flehend, die Hände faltete.

»Wir hielten es für tot«, wiederholte er; »ich legte es in einen Koffer, der den Sarg ersetzen mußte, ging in den Garten, machte eine Grube und stellte den Koffer schnell hinein. Kaum hatte ich die Grube wieder zugeworfen, so streckte sich der Arm des Korsen gegen mich aus. Ich sah es wie einen Schatten sich aufrichten, wie einen Blitz leuchten, fühlte einen Schmerz und wollte rufen, aber ein eisiger Schauer durchlief meinen

Körper und schnürte mir die Kehle zu … Ich sank zu Boden und glaubte mich tödlich getroffen. Nie werde ich Ihren übermenschlichen Mut vergessen, als ich mich, kaum wieder zu mir gekommen, halbtot bis an die Treppe schleppte, wo Sie, selbst halbtot, mir entgegenkamen. Die schrecklichen Geschehnisse mußten verheimlicht werden, und Sie hatten den Mut, mit Hilfe Ihrer Amme nach Ihrem Hause zurückzukehren; meine Wunde wurde einem Duell zugeschrieben. Gegen alle Erwartung blieb unser Geheimnis gewahrt. Man schaffte mich nach Versailles, und ich kämpfte drei Monate gegen den Tod. Dann mußte ich den Süden aufsuchen und wurde nach Marseille transportiert. Meine Rekonvaleszenz dauerte zehn Monate; ich hörte nichts mehr von Ihnen und wagte nicht, mich zu erkundigen, was aus Ihnen geworden sei. Als ich nach Paris zurückkehrte, vernahm ich, daß Herr von Nargonne gestorben war und daß Sie Herrn Danglars geheiratet hatten.

Seit ich wieder zum Bewußtsein gekommen war, hatte ich immer an das eine denken müssen, an diese Kindesleiche, die jede Nacht in meinen Träumen aus der Erde aufstand und mir mit Blicken und Bewegungen drohte. Sofort nach meiner Rückkehr zog ich Erkundigungen ein; das Haus war, seit wir es verlassen hatten, nicht bewohnt gewesen, war aber eben auf neun Jahre vermietet worden. Ich suchte den Mieter auf, schützte vor, daß es mir peinlich sei, das Haus, das den Eltern meiner Frau gehörte, in fremden Händen zu sehen, und bot eine Entschädigung für Rückgängigmachung des Mietskontrakts an. Man forderte sechstausend Franken; ich hätte zehn-, zwanzigtausend gegeben. Ich hatte das Geld bei mir, ließ sofort das Schriftstück über die Rückgängigmachung ausstellen und eilte nach Auteuil. Niemand hatte das Haus noch betreten.

Es war fünf Uhr nachmittags; ich ging nach dem roten Zimmer und wartete, bis es Nacht geworden war.

Alles, was ich mir seit einem Jahre in meiner beständigen Todesangst sagte, trat drohender als je vor meine Seele.

Der Korse, der mir die Vendetta erklärt hatte und mir von Nîmes nach Paris gefolgt war – dieser Korse, der im Garten ver-

steckt gewesen war und den Dolch gegen mich gezückt hatte, hatte mich die Grube machen und das Kind verscharren sehen; es konnte ihm gelingen, zu erfahren, wer Sie sind; vielleicht kannte er Sie … Würde er sich nicht eines Tages das Geheimnis dieser schrecklichen Nacht bezahlen lassen? … Wäre das nicht eine süße Rache für ihn, wenn er vernähme, daß ich nicht an seinem Dolchstoße gestorben war? Es mußte also jede Spur der Vergangenheit vernichtet werden.

Deshalb hatte ich den Mietskontrakt rückgängig gemacht, deshalb war ich gekommen, deshalb wartete ich.

Es wurde Abend, aber ich wartete, bis es ganz finster war; ich war ohne Licht in dem Zimmer, wo der Zugwind die Vorhänge bewegte, hinter denen ich immer einen Spion versteckt zu sehen glaubte; von Zeit zu Zeit fuhr ich zusammen, es war mir, als ob ich hinter mir in dem Bett Ihr Jammern hörte, und ich wagte nicht, mich umzusehen. Mein Herz klopfte in der Stille so heftig, daß ich glaubte, meine Wunde werde sich wieder öffnen. Endlich war draußen kein Geräusch mehr zu vernehmen; ich hatte nichts mehr zu fürchten, konnte weder gesehen noch gehört werden und beschloß hinunterzugehen.

Glauben Sie mir, Hermine, ich habe nicht weniger Mut als andre, aber als ich den kleinen Schlüssel zur Treppe, der uns beiden so teuer war und den Sie an einem goldnen Ring befestigt hatten, von der Brust nahm, als ich die Tür öffnete und einen langen weißen gespenstischen Lichtstreifen vor mir sah, den der blasse Mond durch die Fenster auf die Stufen der Wendeltreppe warf, hielt ich mich an der Mauer fest und war nahe daran, um Hilfe zu rufen; mir war, als ob ich wahnsinnig werden würde.

Endlich wurde ich meiner Herr und stieg die Treppe hinunter; das einzige, was ich nicht hatte überwinden können, war ein seltsames Zittern in den Knien. Ich hielt mich am Geländer fest; hätte ich es einen Augenblick losgelassen, so wäre ich hinabgestürzt.

Ich erreichte die Tür, die ins Freie führte; draußen stand ein Spaten an der Mauer. Ich hatte mich mit einer Blendlaterne versehen; auf dem Rasen zündete ich sie an und ging weiter.

Es war Ende November, im Garten war nichts Grünes mehr zu sehen, die Bäume waren nur noch Skelette mit langen fleischlosen Armen, und die trocknen Blätter raschelten unter meinen Füßen.

Der Schrecken schnürte mir so das Herz zusammen, daß ich beim Herannahen an die Baumgruppe eine Pistole aus der Tasche zog und lud. Jeden Augenblick glaubte ich durch die Zweige das Gesicht des Korsen auftauchen zu sehen.

Ich leuchtete das Gebüsch mit der Laterne ab, es war leer. Ich sah mich um; ich war ganz allein; kein Geräusch störte die Stille der Nacht, nur eine Nachteule ließ ihren gellenden, unheimlichen Schrei ertönen.

Ich befestigte meine Laterne an einem gabelförmigen Zweig, den ich schon ein Jahr vorher an derselben Stelle bemerkt hatte, als ich haltmachte, um das Loch zu graben.

Das Gras war während des Sommers dicht aufgeschossen; eine weniger stark bewachsene Stelle zog meine Aufmerksamkeit auf sich; dort hatte ich augenscheinlich das Loch gemacht. Ich begann zu graben; bei jedem Spatenstich erwartete ich, Widerstand zu finden; aber ich hatte schon ein zweimal so großes Loch gemacht, als das erste gewesen war, ohne auf irgend etwas zu stoßen. Ich glaubte mich in der Stelle geirrt zu haben und sah aufmerksam um mich her. Ein kalter, scharfer Wind pfiff durch die kahlen Äste, und mir rann der Schweiß von der Stirn. Die Stelle war dieselbe; ich vergrößerte die Grube, fand aber nichts, der Koffer war nicht da.«

»Der Koffer war nicht da?« murmelte Frau Danglars, von Schreck überwältigt.

»Ich grub das ganze Dickicht um«, fuhr Villefort fort. »Vielleicht hatte der Mörder einen Schatz in dem Koffer vermutet, sich desselben bemächtigen wollen und, nachdem er seinen Irrtum erkannt hatte, seinerseits den Koffer wieder vergraben. Aber ich fand nichts. Dann kam mir der Gedanke, daß er den Koffer einfach in einen Winkel geworfen haben könne. Um nachzusuchen, mußte ich den Tag abwarten. Ich ging wieder nach dem Zimmer hinauf und wartete.«

»O mein Gott!«

»Als es Tag geworden war, ging ich von neuem nach unten. Mein erster Gang galt dem Dickicht; ich hoffte, dort Spuren zu finden, die mir in der Dunkelheit entgangen waren. Ich hatte die Erde auf einem Raum von mehr als zwanzig Quadratfuß und über zwei Fuß tief aufgegraben. Ein Tagelöhner hätte das, was ich in einer Stunde getan hatte, kaum in einem Tage geleistet. Ich sah nicht das geringste.

Jetzt suchte ich im Garten nach dem Koffer; aber auch diese Suche war vergeblich.«

»Oh«, rief Frau Danglars, »das war, um wahnsinnig zu werden!«

»Ich hoffte es einen Augenblick«, fuhr Villefort fort, »aber ich war nicht so glücklich; indessen suchte ich mich zu sammeln. Warum sollte der Mensch die Leiche fortgenommen haben? fragte ich mich.«

»Aber Sie haben ja selbst gesagt, um einen Beweis zu haben«, fiel Frau Danglars ein.

»Nein, das konnte es nicht mehr sein, man behält einen Leichnam nicht ein Jahr lang, sondern macht eine Anzeige. Aber nichts dergleichen war geschehen.«

»Nun denn?« fragte Hermine erregt.

»Dann bleibt der für uns noch schrecklichere Fall, daß das Kind vielleicht noch lebte und der Mörder es rettete.«

Frau Danglars stieß einen furchtbaren Schrei aus. »Mein Kind lebte!« sagte sie, die Hände Villeforts ergreifend. »Sie haben mein Kind lebendig vergraben! Sie waren nicht sicher, daß es tot war, und vergruben es! Oh! …«

Frau Danglars hatte sich aufgerichtet und stand fast drohend vor dem Staatsanwalt, dessen Hände sie preßte.

»Was weiß ich? Ich sage Ihnen das, wie ich Ihnen etwas andres sagen würde«, antwortete Villefort mit einer Starrheit im Blick, die sehen ließ, daß dieser so mächtige Mann an der Grenze der Verzweiflung und des Wahnsinns stand.

»O mein armes Kind!« rief die Baronin, sank in den Stuhl zurück und erstickte ihr Schluchzen in dem Taschentuch.

Villefort gewann seine Fassung wieder, er sah ein, daß er, um den Zorn der Mutter, der sich über seinem Haupte ansammelte, abzuwenden, die Angst, die er selbst empfand, ihr mitteilen müsse.

»Sie verstehen«, sagte er, indem er sich der Baronin näherte, um leiser sprechen zu können, »Sie verstehen, daß, wenn dem so ist, wir verloren sind. Das Kind lebt, und jemand weiß, daß es lebt, weiß unser Geheimnis; und da Monte Christo uns gegenüber von einem ausgegrabenen Kind spricht, während kein Kind mehr ausgegraben werden konnte, so ist er derjenige, der das Geheimnis weiß.«

»Gerechter Gott! Rächender Gott!« murmelte Frau Danglars.

Villefort antwortete nur durch eine Art Brüllen.

»Aber das Kind, das Kind?« rief die Mutter wieder.

»Oh, wie habe ich gesucht«, sagte Villefort, die Hände ringend; »wie oft habe ich es in meinen schlaflosen Nächten gerufen, wie oft mir fürstlichen Reichtum gewünscht, um einer Million Menschen eine Million Geheimnisse abkaufen zu können und das meinige vielleicht darunter zu finden! Endlich, als ich eines Tages zum hundertsten Male den Spaten nahm, fragte ich mich auch zum hundertsten Male, was der Korse mit dem Kind habe machen können. Ein Kind ist einem Fliehenden hinderlich; vielleicht hatte er es, als er bemerkte, daß es noch lebte, ins Wasser geworfen.«

»Oh, unmöglich!« rief Frau Danglars. »Man kann aus Rache einen Menschen morden, man ertränkt aber nicht kalten Bluts ein Kind!«

»Vielleicht«, fuhr Villefort fort, »hatte er es nach dem Findelhaus gebracht.«

»O ja, ja«, rief die Baronin, »da ist mein Kind!«

»Ich eilte hin und vernahm, daß man in jener selben Nacht des zwanzigsten September ein Kind niedergelegt hatte. Es war in die Hälfte einer mit Absicht zerrissenen Serviette von feiner Leinwand gewickelt. Auf dieser Hälfte befand sich eine halbe Baronskrone und der Buchstabe H.«

»Es ist's!« rief Frau Danglars. »So war alle meine Wäsche

gezeichnet; Herr von Nargonne war Baron, und ich heiße Hermine. Gott sei Dank, mein Kind war nicht tot!«

»Nein, es war nicht tot!«

»Und Sie sagen mir das, ohne zu fürchten, daß ich vor Freude sterbe? Wo ist es? Wo ist mein Kind?«

Villefort zuckte die Achseln. »Weiß ich es?« sagte er. »Und glauben Sie, daß, wenn ich es wüßte, ich es Ihnen nicht geradeheraus gesagt hätte? Ungefähr ein halbes Jahr vorher war eine Frau mit der andern Hälfte der Serviette gekommen und hatte das Kind verlangt. Da diese Frau alle vom Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt hatte, so war ihr das Kind ausgeliefert worden.«

»Aber Sie mußten sich nach dieser Frau erkundigen und in Erfahrung bringen, wer sie war.«

»Was denken Sie denn, was ich getan habe? Ich habe eine Kriminaluntersuchung vorgeschützt und die gewandtesten Polizeispione, die erfahrensten Detektive ausgeschickt. Man hat ihre Spuren bis Châlons wiedergefunden, von da ab gingen sie verloren.«

»Verloren?«

»Ja, für immer verloren.«

»Und das ist alles?« sagte Frau Danglars. »Darauf haben Sie sich beschränkt?«

»O nein«, entgegnete Villefort, »ich habe die Nachforschungen nie eingestellt; nur in den letzten Jahren habe ich mich weniger darum gekümmert. Aber heute werde ich sie mit größerem Eifer als je aufnehmen, und ich werde Erfolg haben; es treibt mich nicht mehr das Gewissen, sondern die Furcht.«

»Aber der Graf von Monte Christo weiß nichts«, warf Frau Danglars ein, »sonst würde er sich doch wohl nicht so um unsern Verkehr bemühen, wie er es tut.«

»Oh, die Bosheit der Menschen ist sehr groß«, sagte Villefort, »da sie größer ist als die Güte Gottes. Haben Sie die Augen dieses Mannes bemerkt, während er mit uns sprach?«

»Nein.«

»Aber haben Sie ihn manchmal genau betrachtet?«

»Gewiß; er ist ein Sonderling, weiter nichts. Nur eins ist mir aufgefallen, daß er von dem ganzen köstlichen Mahl, das er uns gegeben hat, nichts angerührt hat.«

»Ja«, sagte Villefort, »das habe ich auch bemerkt. Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich hätte auch nichts angerührt; ich hätte geglaubt, er wolle uns vergiften.«

»Da hätten Sie sich, wie Sie sehen, getäuscht.«

»Allerdings; aber glauben Sie mir, dieser Mann hat geheime Absichten. Deshalb habe ich Sie sehen, Sie vor jedermann, besonders aber vor ihm warnen wollen. Sagen Sie«, fuhr Villefort fort, indem er die Baronin noch durchdringender ansah, als er bis jetzt getan hatte, »Sie haben von unserm Verhältnis mit niemand gesprochen?«

»Mit keinem Menschen, ich schwöre es Ihnen.«

»Sie haben nicht die Angewohnheit, abends niederzuschreiben, was tagsüber vorgegangen ist? Sie führen kein Tagebuch?«

»Ach nein, mein Leben geht in Leichtsinn dahin, ich selbst vergesse es.«

»Sie sprechen nicht aus dem Schlaf?«

»Ich habe den Schlaf eines Kindes; erinnern Sie sich nicht mehr?«

Purpurröte stieg ins Gesicht der Baronin, während Blässe dasjenige Villeforts überzog.

»Das ist wahr«, sagte er so leise, daß es kaum zu hören war.

»Und nun?« fragte die Baronin.

»Ich weiß, was ich zu tun habe«, antwortete Villefort. »Vor Ablauf von acht Tagen werde ich wissen, was es mit Monte Christo für eine Bewandtnis hat, von wo er kommt, wohin er geht und weshalb er in unsrer Gegenwart von Kindern spricht, die in seinem Garten ausgegraben worden sind.«

Villefort sprach diese Worte in einem Tone, der den Grafen zittern gemacht hätte, wenn er ihn hätte hören können. Dann drückte er die Hand, die die Baronin ihm mit Widerstreben gab, und führte sie mit Ehrerbietung bis zur Tür.

Es war an einem der heißesten Julitage, einem Sonnabend, als bei Herrn von Morcerf ein Sommerball stattfand.

Albert von Morcerf hatte dem Grafen von Monte Christo persönlich die Einladung dazu überbracht.

»Oh, das ist zu liebenswürdig«, hatte der Graf geantwortet; »aber ich kann verhindert sein.«

»Wenn ich Ihnen eins gesagt habe, werden Sie alles andere hintanstellen«, hatte Albert erwidert. »Meine Mutter bittet Sie darum.«

»Die Frau Gräfin von Morcerf?« hatte Monte Christo mit bewegter Stimme gefragt.

»O Graf«, hatte Albert gesagt, »wir haben vier Tage lang nur von Ihnen gesprochen.«

»Von mir? Sie überhäufen mich wirklich mit Ehre!«

»Daß man von Ihnen spricht, ist Ihr Vorrecht als lebendes Problem.«

»Ah, ich bin also für Ihre Mutter ein lebendes Problem?« hatte der Graf geantwortet. »Wirklich, ich hätte sie für zu vernünftig gehalten, um sich solchen Phantastereien hinzugeben.«

»Ein Problem, mein lieber Graf, ein Problem für alle, für meine Mutter wie für die andern; Sie bleiben immer ein Rätsel. Nur fragt meine Mutter immer, wie es komme, daß Sie so jung sind. Während die Gräfin G… Sie für Lord Ruthwen hält, hält meine Mutter Sie, glaube ich, für Cagliostro oder Saint-Germain. Das erstemal, wo Sie meine Mutter besuchen, müssen Sie sie in dieser Ansicht befestigen. Das wird Ihnen nicht schwerfallen; Sie besitzen den Stein der Weisen des einen und den Geist des andern.«

»Ich danke Ihnen für Ihren Wink«, hatte der Graf geantwortet, »ich werde mich bemühen, allen Vermutungen gerecht zu werden.«

»Sie kommen also am Sonnabend?«

»Da Frau von Morcerf mich darum bittet.«

Die Salons füllten sich mit Geladenen, die die reizende Gast-

freundschaft der Gräfin noch mehr anzog als die hervorragende Stellung des Grafen von Morcerf; denn man war sicher, daß dieses Fest, gemäß dem guten Geschmack der Frau vom Hause, allerlei bieten werde, was man erzählen oder nachahmen könnte.

Albert ging Frau von Villefort entgegen. Sie wollte sprechen, aber Albert unterbrach sie, bevor sie noch hatte ein Wort hervorbringen können.

»Ich wette, daß ich weiß, was Sie sagen wollen«, sagte er.

»Ei, das wäre!«

»Gestehen Sie es, wenn ich richtig rate?«

»Ja.«

»Sie wollten fragen, ob der Graf von Monte Christo schon gekommen ist oder komme.«

»Durchaus nicht«, antwortete Frau von Villefort. »Ich wollte Sie fragen, ob Sie Nachrichten von Herrn Franz erhalten hätten.«

»Ja, gestern.«

»Was schreibt er?«

»Daß er zugleich mit seinem Briefe abreise.«

»Gut. Und jetzt der Graf?«

»Der Graf kommt, seien Sie unbesorgt.«

»Wissen Sie, daß er einen andern Namen hat als Monte Christo?« sagte Frau von Villefort.

»Nein, das wußte ich nicht.«

»Monte Christo ist ein Inselname, und er hat einen Familiennamen.«

»Den habe ich nie gehört.«

»Dann weiß ich also mehr als Sie; er heißt Zaccone.«

»Das ist möglich.«

»Er ist ein Malteser.«

»Auch das ist möglich.«

»Der Sohn eines Reeders.«

»Oh, aber diese Dinge müßten Sie wirklich laut erzählen, Sie würden den größten Erfolg haben.«

»Er hat in Indien gedient, besitzt ein Silberbergwerk in Thessalien und kommt hierher, um in Auteuil eine Mineralwasseranstalt oder ein Bad zu gründen.«

»Ei, da haben wir ja famose Nachrichten. Darf ich sie weitererzählen?«

»Ja, aber erst nach und nach, ohne zu sagen, daß sie von mir kommen.«

»Warum?«

»Weil es fast ein erlauschtes Geheimnis ist. Es wurde gestern abend beim Präfekten erzählt. Man staunte in Paris über diesen ungewohnten Luxus, und die Polizei hat Nachforschungen angestellt.«

»Na, es fehlte nur noch, daß der Graf als Vagabund festgenommen würde unter dem Vorwand, daß er zu reich sei.«

»Nun, das hätte ihm auch ganz gut passieren können, wenn die Auskunft nicht so günstig gewesen wäre.«

»Der arme Graf, und ahnt er die Gefahr, die er lief?«

»Ich glaube nicht.«

»Dann ist es Christenpflicht, ihn davon zu benachrichtigen, was ich tun werde, sobald er kommt.«

Herr von Villefort hatte tatsächlich einem gewissen Herrn von Boville, einem höheren Beamten der Sicherheitspolizei, der früher Inspektor der Gefängnisse gewesen war, geschrieben und um Auskunft über den Grafen von Monte Christo gebeten. Nach zwei Tagen hatte er folgende Antwort erhalten:

»Der Betreffende, der sich Monte Christo nennt, ist ein Bekannter des Lord Wilmore, eines reichen Fremden, den man manchmal in Paris sieht und der sich auch gegenwärtig hier aufhält; er ist gleichfalls ein Bekannter des Abbés Busoni, eines sizilianischen Priesters von großem Ruf im Orient, wo er viele gute Werke getan hat.«

Herr von Villefort hatte dann von diesen beiden persönlich Erkundigungen über den Grafen eingezogen. Er ahnte nicht, daß er es beide Male mit dem Grafen selbst zu tun gehabt hatte.

Während Albert und Frau von Villefort miteinander sprachen, trat ein schöner junger Mann mit lebhaften Augen, schwarzem Haar und Schnurrbart an die beiden heran und grüßte Frau von Villefort ehrerbietig. Albert reichte ihm die Hand.

»Gnädige Frau«, sagte Albert, ich habe die Ehre, Ihnen Herrn Maximilian Morrel, Kapitän der Spahis, einen unsrer tapfren Offiziere, vorzustellen.«

»Ich habe schon das Vergnügen gehabt, den Herrn in Auteuil beim Grafen von Monte Christo zu treffen«, entgegnete Frau von Villefort mit absichtlicher Kälte, indem sie sich abwandte.

Diese Antwort und besonders der Ton, in dem sie gegeben wurde, preßten dem armen Morrel das Herz zusammen; es war ihm aber eine Entschädigung vorbehalten, denn als er sich umwandte, sah er in dem Winkel der Tür ein schönes blasses Mädchen, dessen Augen auf ihm hafteten, während sie ihren Blumenstrauß langsam an den Mund führte.

Dieser Gruß wurde so gut verstanden, daß Morrel seinerseits sein Taschentuch an den Mund führte; und die beiden vergaßen einen Augenblick die Welt in diesem stummen Betrachten.

Sie hätten länger so ineinander verloren bleiben können, ohne daß jemand es bemerkt hätte; denn der Graf von Monte Christo war soeben eingetreten.

Überall, wo sich der Graf zeigte, erregte er Interesse. Die matte Gesichtsfarbe, das schwarze wellige Haar, das ruhige und reine Gesicht, das tiefe, melancholische Auge und endlich der Mund von wunderbarer Feinheit der Zeichnung, der so leicht den Ausdruck stolzer Verachtung annahm, alles das zog die Aufmerksamkeit auf sich.

Es konnte schönere Männer geben, aber es gab gewiß keine von ausdrucksvollerem Aussehen. Vielleicht aber hätte die Pariser Gesellschaft diesem allen keine Beachtung geschenkt, wenn nicht dabei eine geheimnisvolle, von einem ungeheuren Vermögen vergoldete Geschichte vorgelegen hätte.

Der Graf ging auf Frau von Morcerf zu, die, vor dem blumengeschmückten Kamin stehend, ihn in einem der gegenüber hängenden Spiegel hatte kommen sehen und sich vorbereitet hatte, ihn zu empfangen.

Sie wandte sich ihm mit einem Lächeln zu, in demselben Augenblick, als er sich vor ihr verneigte. Ohne Zweifel glaubte sie, daß der Graf sie ansprechen werde, und er glaubte jeden-

falls, daß sie ihn anreden werde; aber sie blieben beide stumm. Beiden erschien jede alltägliche Redensart ihrer unwürdig, und nach einem Austausch von Grüßen ging Monte Christo auf Albert zu, der ihm mit offner Hand entgegenkam.

Der Graf unterhielt sich mit Albert, als er eine Hand sich auf seinen Arm legen fühlte; er wandte sich um, es war Danglars.

»Ah, Sie sind's, Herr Baron?«

»Warum nennen Sie mich Baron?« fragte Danglars. »Sie wissen doch, daß ich nichts auf meinen Titel gebe. Mir geht's nicht wie Ihnen, Vicomte; Sie geben etwas darauf, nicht wahr?«

»Gewiß«, antwortete Albert, »denn wäre ich nicht Vicomte, so wäre ich nichts mehr, während Sie Ihren Baronstitel dreist opfern können; Sie bleiben dann noch immer Millionär.«

»Das scheint mir der schönste Titel unter dem Julikönigtum«, entgegnete Danglars.

»Leider ist man nicht auf Lebenszeit Millionär«, sagte Monte Christo, »wie man auf Lebenszeit Baron oder Pair von Frankreich ist; Beweis: die Millionäre Frank und Pullman in Frankfurt, die Bankerott gemacht haben.«

»Wirklich?« sagte Danglars erbleichend.

»Ich habe die Nachricht heute abend durch einen Kurier bekommen; ich hatte etwa eine Million bei ihnen, wurde aber rechtzeitig benachrichtigt und habe vor etwa vier Wochen Zahlung verlangt.«

»O mein Gott!« sagte Danglars, »sie haben einen Wechsel von zweihunderttausend Franken auf mich ausgestellt.«

»Nun, Sie sind hiermit gewarnt; Ihre Unterschrift ist fünf Prozent wert.«

»Aber die Warnung kommt zu spät«, erwiderte Danglars; »ich habe die Wechsel bezahlt.«

»Gut«, meinte Monte Christo, »da sind die zweimal hunderttausend Franken zu den …«

»Pst!« machte Danglars. »Sprechen Sie doch nicht von diesen Dingen …« Er trat an Monte Christo heran und fuhr fort: »Besonders nicht vor dem jungen Cavalcanti.« Dabei wandte er sich lächelnd dem jungen Mann zu.

Morcerf hatte den Grafen verlassen, um seine Mutter aufzusuchen; Danglars verließ ihn, um Cavalcantis Sohn zu begrüßen, so daß Monte Christo sich einen Augenblick allein befand.

Die Hitze fing an, unerträglich zu werden; die Diener gingen mit Früchten und Eis in den Salons umher. Monte Christo wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß vom Gesicht, wich aber zurück, wenn ein Präsentierteller an ihm vorbeikam, und nahm nichts, um sich zu erfrischen.

Frau von Morcerf verlor den Grafen nicht aus den Augen. Sie sah, daß er nichts anrührte.

»Albert«, sagte sie, »hast du bemerkt, daß der Graf nie ein Diner bei deinem Vater hat annehmen wollen?«

»Ja, aber er hat ein Frühstück bei mir angenommen und bei diesem Frühstück seinen Eintritt in die Pariser Gesellschaft gehalten.«

»Bei dir ist nicht bei deinem Vater«, murmelte Mercedes, »und seit er hier ist, beobachte ich ihn, und er hat noch nichts genossen.«

»Er ist sehr nüchtern.«

Mercedes lächelte traurig. »Nähere dich ihm«, sagte sie, »und sobald wieder ein Diener vorbeikommt, bestehe darauf, daß der Graf etwas nimmt.«

»Warum, Mutter?«

»Tue mir den Gefallen, Albert«, sagte Mercedes.

Albert küßte seiner Mutter die Hand und begab sich an die Seite des Grafen.

Ein Diener trug wieder Erfrischungen vorüber; sie sah Albert den Grafen nötigen, sogar ein Glas Eis nehmen und es ihm anbieten; aber der Graf lehnte hartnäckig ab.

Albert kam zu der Gräfin zurück, die sehr bleich war.

»Nun«, sagte sie, »du siehst, er hat sich geweigert.«

»Ja, aber weshalb machen Sie sich darüber Gedanken?« fragte Albert.

»Du weißt, Albert, die Frauen sind sonderbar. Ich hätte mit Vergnügen gesehen, daß der Graf etwas bei mir genösse, wäre es auch nur eine Weinbeere. Vielleicht gewöhnt er sich nicht an

die französischen Sitten; er hat möglicherweise eine Vorliebe für etwas anderes.«

»Nein, ich habe ihn in Italien von allem nehmen sehen, jedenfalls ist er heute abend nicht bei Appetit.«

»Da er immer in heißen Ländern gelebt hat, ist er vielleicht auch nicht so empfindlich gegen die Wärme wie andre«, meinte die Gräfin.

»Das glaube ich nicht, denn er sagte, es sei zum Ersticken, und fragte, warum man nicht die Jalousien geöffnet habe.«

»In der Tat«, sagte die Gräfin, »das ist ein Mittel, um mich zu vergewissern, ob diese Enthaltsamkeit Absicht ist.«

Sie verließ den Saal, und einen Augenblick darauf wurden die Jalousien geöffnet, und man konnte durch die Blumen hindurch, die die Fenster schmückten, den Garten sehen, der mit Laternen behängt war und wo unter einem Zelte das Souper serviert war. Tänzer und Tänzerinnen, Spieler und Plaudernde stießen einen Freudenschrei aus; alle atmeten voll Entzücken die hereinströmende Luft.

In demselben Augenblick erschien Mercedes wieder, bleicher als vorher, aber mit jener Festigkeit im Gesicht, die ihr unter gewissen Umständen eigen war. Sie ging direkt auf die Gruppe zu, in der sich ihr Mann befand.

»Halten Sie doch die Herren hier nicht fest«, sagte sie; »sie werden, wenn sie nicht spielen, lieber in den Garten gehen, als hier zu ersticken.«

»Ah, gnädige Frau«, sagte ein alter galanter General, »wir werden nicht allein in den Garten gehen.«

»Gut, so werde ich das Beispiel geben.« Damit wandte sie sich zu Monte Christo. »Herr Graf«, sagte sie, »darf ich Sie um Ihren Arm bitten?«

Der Graf taumelte fast bei diesen einfachen Worten; dann sah er Mercedes einen Augenblick an. Dieser Augenblick hatte die Schnelligkeit eines Blitzes, und doch schien er der Gräfin ein Jahrhundert zu dauern, so viele Gedanken hatte Monte Christo in diesen einen Blick gelegt.

Er bot ihr seinen Arm; sie berührte ihn leicht mit ihrer kleinen

Hand, und beide gingen die Freitreppe hinunter. Hinter ihnen eilten zwanzig Gäste mit lauten Rufen der Freude in den Garten.

Frau von Morcerf trat mit ihrem Begleiter unter das Blätterdach einer Lindenallee, die nach einem Treibhaus führte.

»Es war zu warm im Saal, nicht wahr, Herr Graf?« sagte sie.

»Ja, gnädige Frau; und es war ein vortrefflicher Gedanke von Ihnen, die Türen und Jalousien öffnen zu lassen.«

Der Graf merkte, daß Mercedes' Hand zitterte.

»Aber Sie in Ihrem leichten Kleide und mit diesem leichten Tuch um den Hals werden vielleicht frieren?« fragte er.

»Wissen Sie, wohin ich Sie führe?« fragte die Gräfin zurück, ohne seine Frage zu beantworten.

»Nein, gnädige Frau«, antwortete er; »aber Sie sehen, ich leiste keinen Widerstand.«

»Nach dem Treibhause dort, am Ende der Allee.«

Der Graf sah Mercedes fragend an; aber sie ging weiter, ohne etwas zu sagen, und auch er blieb stumm.

Sie kamen in dem Treibhause an, das voll war von reifen Früchten. Die Gräfin ließ den Arm Monte Christos los und pflückte von einem Muskatweinstock eine Traube ab.

»Hier, Herr Graf«, sagte sie mit einem traurigen Lächeln, während ihr Tränen in die Augen traten; »hier unsre französischen Trauben kommen ja Ihren sizilianischen und zyprischen nicht gleich, aber Sie müssen Nachsicht mit unsrer armen Sonne des Nordens haben.«

Der Graf verneigte sich und trat einen Schritt zurück.

»Sie schlagen es mir ab?« fragte Mercedes mit bebender Stimme.

»Gnädige Frau«, entgegnete der Graf, »ich bitte Sie demütigst, mich zu entschuldigen, aber ich esse nie Muskatwein.«

Mercedes ließ seufzend die Traube fallen. Ein prachtvoller Pfirsich hing an einem benachbarten Spalier; Mercedes ging hin und pflückte die Frucht.

»Nehmen Sie dann diesen Pfirsich«, sagte sie.

Aber der Graf machte dieselbe ablehnende Bewegung.

»Oh, wiederum!« sagte sie in so schmerzlichem Ton, daß man heraushörte, daß sie ein Schluchzen unterdrückte. »Wirklich, ich habe Unglück.«

Ein langes Schweigen folgte; der Pfirsich war gleich der Traube in den Sand gefallen.

»Herr Graf«, nahm Mercedes endlich wieder das Wort, indem sie Monte Christo bittend ansah, »es gibt eine rührende arabische Sitte, die diejenigen auf ewig zu Freunden macht, die unter einem Dach Brot und Salz geteilt haben.«

»Ich kenne diese Sitte, gnädige Frau«, antwortete der Graf; »aber wir sind in Frankreich und nicht in Arabien, und in Frankreich gibt es ebensowenig ewige Freundschaften als die Sitte, Salz und Brot zu teilen.«

»Aber wir sind doch Freunde, nicht wahr?« fragte die Gräfin, während sie Monte Christo in die Augen sah und seinen Arm krampfhaft ergriff.

Das Blut floß dem Grafen zum Herzen, er wurde bleich wie der Tod, dann stieg es vom Herzen zurück in die Wangen, und seine Augen blickten einen Augenblick, als ob sie geblendet wären.

»Gewiß sind wir Freunde, gnädige Frau«, antwortete er. »Warum sollten wir es übrigens nicht sein?«

Dieser Ton war nicht der, den die Gräfin erwartet hatte. Sie wandte sich seufzend ab.

»Ich danke«, sagte sie und ging weiter.

So machten sie die Runde durch den Garten, ohne ein einziges Wort zu sprechen.

»Ist es wahr«, fragte die Gräfin plötzlich, nachdem sie zehn Minuten umhergegangen waren, »daß Sie so viel gereist sind, so viel gesehen und so viel gelitten haben?«

»Ich habe viel gelitten, ja, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo.

»Aber Sie sind jetzt glücklich?«

»Jedenfalls«, entgegnete der Graf, »denn es hört mich niemand klagen.«

»Und Ihr gegenwärtiges Glück macht Ihr Herz milder?«

»Mein gegenwärtiges Glück kommt meinem früheren Elend gleich«, antwortete der Graf.

»Sind Sie nicht verheiratet?« fragte die Gräfin.

»Ich, verheiratet«, erwiderte Monte Christo zusammenfahrend, »wer hat Ihnen das sagen können?«

»Man hat es mir nicht gesagt, aber man hat Sie mehrere Male eine junge schöne Dame in die Oper führen sehen.«

»Das ist eine Sklavin, die ich in Konstantinopel gekauft habe, eine Prinzessin, die ich zu meiner Tochter gemacht habe, da ich sonst niemand auf der Welt habe.«

»Sie leben allein?«

»Ich lebe allein.«

»Sie haben keine Schwester … keinen Sohn … keinen Vater? …«

»Ich habe niemand.«

»Wie können Sie so leben ohne etwas, das Sie an das Leben bindet?«

»Es ist nicht meine Schuld, gnädige Frau. Ich habe in Malta ein Mädchen geliebt und wollte sie heiraten, als der Krieg ausbrach und mich von ihr riß. Ich glaubte, sie liebe mich genug, um auf mich zu warten und mir treu zu bleiben, selbst wenn ich im Grabe läge. Als ich zurückkam, war sie verheiratet. Das ist die Geschichte jedes Mannes, der über zwanzig ist. Ich hatte vielleicht ein schwächeres Herz als die andern und habe mehr gelitten, als andre an meiner Stelle gelitten hätten, das ist alles.«

Die Gräfin machte einen Augenblick halt, als ob sie Atem schöpfen müßte.

»Ja«, sagte sie, »diese Liebe ist Ihnen im Herzen geblieben. Man liebt nur einmal … Und haben Sie dieses Mädchen je wiedergesehen?«

»Nie.«

»Nie?«

»Ich bin nicht wieder in das Land zurückgekehrt, wo sie lebte.«

»Nach Malta?«

»Ja, nach Malta.«

»Sie ist also in Malta?«

»Ich glaube.«

»Und haben Sie ihr verziehen, was Sie durch sie gelitten haben?«

»Ihr, ja.«

»Aber nur ihr; Sie hassen noch immer diejenigen, die Sie von ihr getrennt haben?«

Die Gräfin trat vor Monte Christo; sie hielt noch ein Stück der duftenden Traube in der Hand.

»Nehmen Sie«, sagte sie.

»Ich esse nie Muskatwein, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo.

Die Gräfin schleuderte die Traube mit einer Bewegung der Verzweiflung in das nächste Dickicht.

»Unerbittlich!« murmelte sie.

Monte Christo blieb so gelassen, als ob ihm der Vorwurf nicht gegolten hätte.

In diesem Augenblick eilte Albert herbei.

»Ach, Mutter«, sagte er, »ein großes Unglück!«

»Was ist vorgefallen?« fragte die Gräfin, indem sie sich aufrichtete, als ob sie aus einem Traum in die Wirklichkeit zurückgerufen wurde. »Ein Unglück, sagst du? In der Tat, es muß ein Unglück kommen.«

»Herr von Villefort ist hier, um seine Frau und Tochter zu holen. Die Marquise von Saint-Méran ist in Paris angekommen und hat die Nachricht mitgebracht, daß ihr Gatte auf der Reise hierher auf der ersten Station gestorben ist. Frau von Villefort, die sehr heiter war, wollte das Unglück nicht begreifen und nicht glauben; aber Fräulein Valentine erriet trotz der Vorsicht ihres Vaters alles bei den ersten Worten. Dieser Schlag hat sie wie ein Blitz niedergeschmettert, und sie brach ohnmächtig zusammen.«

»In welchem Verhältnis steht denn Herr Saint-Méran zu Fräulein von Villefort?« fragte der Graf.

»Er ist ihr Großvater mütterlicherseits. Er wollte hierherkommen, um die Heirat mit Franz zu beschleunigen.«

»Ah, so!«

»Da hat Franz Aufschub. Warum ist Herr von Saint-Méran nicht auch ein Großvater des Fräulein Danglars!«

»Albert, Albert«, sagte die Gräfin im Tone sanften Vorwurfs, »was sagst du da? Ach, Herr Graf, vor Ihnen hat er so viel Respekt, sagen Sie ihm doch, daß er etwas Schlechtes gesagt hat.«

Sie tat einige Schritte vorwärts. Monte Christo betrachtete sie mit so träumerischem Ausdruck, der zugleich eine so warme Bewunderung enthielt, daß sie zurückkam. Sie nahm die Hand des Grafen und diejenige ihres Sohnes und legte beide ineinander.

»Wir sind Freunde, nicht wahr?« sagte sie.

»Oh, Ihr Freund zu sein, gnädige Frau, darauf erhebe ich keinen Anspruch; aber in jedem Falle bin ich Ihr ganz ergebener Diener.«

Die Gräfin entfernte sich mit einer unaussprechlichen Herzbeklemmung, und ehe sie zehn Schritte gemacht hatte, sah der Graf sie das Taschentuch an die Augen führen.

»Sind Sie nicht einig, meine Mutter und Sie?« fragte Albert erstaunt.

»Im Gegenteil«, antwortete der Graf, »sie hat mir doch eben in Ihrer Gegenwart gesagt, daß wir Freunde seien.«

Sie kehrten in den Saal zurück, den Valentine und Frau von Villefort soeben verlassen hatten. Morrel war gleich nach ihnen gegangen.

Das Versprechen

Mit dem den Liebenden eigenen Instinkt hatte Morrel erraten, daß infolge der Ankunft der Frau von Saint-Méran und des Todes des Marquis bei den Villeforts etwas vorgehe, was seine Liebe zu Valentine in Mitleidenschaft ziehe. Die Unruhe trieb ihn nach dem Gitter, aber Valentine wußte nichts davon, daß er wartete, da es nicht die gewohnte Stunde war, um die er sonst zu kommen pflegte, und es war reiner Zufall oder eine glückliche Übereinstimmung ihrer Gefühle, die sie in den Garten führte. Als sie erschien, rief Morrel sie, und sie eilte an das Gitter.

»Sie, um diese Zeit!« sagte sie.

»Ja, arme Freundin«, antwortete Morrel. »Ich komme, um schlechte Nachrichten zu holen und zu bringen.«

»Sprechen Sie, Maximilian«, sagte Valentine. »Aber wirklich, das Maß der Schmerzen ist schon genügend voll.«

»Teure Valentine«, sagte Morrel, indem er sich bemühte, seiner eigenen Bewegung Herr zu werden, »hören Sie mich bitte aufmerksam an; denn was ich Ihnen sagen werde, ist von höchster Wichtigkeit. Wann gedenkt man Sie zu verheiraten?«

»Ich will Ihnen nichts verheimlichen, Maximilian«, sagte Valentine. »Heute morgen ist von meiner Heirat gesprochen worden, und meine Großmutter, an der ich eine Stütze zu haben glaubte, hat sich nicht allein für diese Heirat erklärt, sondern wünscht sie so sehr, daß es nur auf die Rückkehr des Herrn von Epinay ankommt und der Vertrag am Tage nach dessen Ankunft unterzeichnet werden soll.«

Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich der Brust des jungen Mannes, und er sah das Mädchen lange und traurig an.

»Dann werden Sie morgen die Verlobte des Herrn von Epinay sein, denn er ist heute morgen in Paris angekommen.«

Valentine stieß einen Schrei aus.

»Ich war vor einer Stunde beim Grafen von Monte Christo«, fuhr Morrel fort, »wir plauderten, er sprach von dem Kummer Ihres Hauses und von dem Ihrigen. Da trat Albert von Morcerf ein und hinter ihm ein junger Mann, bei dessen Anblick der Graf ausrief: ›Ah, Herr Baron von Epinay!‹ Ich nahm allen Mut und alle Kraft meines Herzens zusammen; vielleicht bin ich bleich geworden, vielleicht habe ich gezittert; jedenfalls aber habe ich gelächelt. Aber fünf Minuten darauf bin ich gegangen, ohne ein Wort von dem, was in dieser Zeit gesprochen worden ist, gehört zu haben; ich war vernichtet.«

»Armer Maximilian!« sagte Valentine.

»Nun bin ich hier, Valentine, antworten Sie mir jetzt wie jemandem, dem Ihre Antwort Tod oder Leben bringen wird. Was gedenken Sie zu tun?«

Valentine ließ den Kopf sinken; sie war niedergeschmettert.

»Hören Sie«, fuhr Morrel fort, »es ist nicht das erstemal, daß Sie an die Lage denken, in der wir uns jetzt befinden; sie ist ernst. Ist es Ihr Wille, gegen die Verhältnisse anzukämpfen, Valentine? Sprechen Sie, denn um Sie das zu fragen, bin ich gekommen.«

Valentine fuhr zusammen und sah Morrel bestürzt an. Ihrem Vater, ihrer Großmutter, ihrer ganzen Familie Widerstand zu leisten, daran hatte sie noch nicht einmal gedacht.

»Was sagen Sie, Maximilian«, fragte Valentine, »und was nennen Sie einen Kampf? Wie! Ich sollte gegen den Befehl meines Vaters kämpfen, gegen den Wunsch meiner sterbenden Großmutter! Das ist unmöglich!«

Morrel machte eine Bewegung.

»Sie sind zu edel, um mich nicht zu verstehen«, fuhr sie fort. »Ich kämpfen! Gott bewahre mich davor! Nein, nein; ich nehme alle meine Kraft zusammen, um gegen mich selbst zu kämpfen und um meine Tränen zu trinken. Meinen Vater betrüben, die letzten Augenblicke meiner Großmutter verbittern, das kann ich nie!«

»Sie haben sehr recht«, sagte Morrel.

»Mein Gott, wie Sie mir das sagen!« rief Valentine verletzt.

»Ich sage Ihnen das wie ein Mann, der Sie bewundert, gnädiges Fräulein«, antwortete Maximilian.

»Gnädiges Fräulein!« rief Valentine. »Oh, der Egoist! Er sieht mich in Verzweiflung und tut, als ob er mich nicht verstehe.«

»Sie irren sich, ich verstehe Sie sogar vollkommen. Sie wollen Ihrem Vater und Ihrer Großmutter nicht ungehorsam sein und werden morgen den Vertrag unterzeichnen.«

»Aber mein Gott! Kann ich denn anders?«

»Das müssen Sie mich nicht fragen, denn ich bin ein schlechter Richter in dieser Sache«, antwortete Morrel.

»Was hätten Sie mir denn vorgeschlagen, wenn Sie mich geneigt gefunden hätten, Ihren Vorschlag anzunehmen? Antworten Sie; man muß nicht nur sagen: Du handelst falsch, sondern einen Rat geben.«

»Ist das Ihr Ernst, Valentine, und darf ich Ihnen den Rat geben?«

»Gewiß, lieber Maximilian, denn wenn er gut ist, werde ich ihn befolgen; Sie wissen ja, daß ich von Ihrer Liebe überzeugt bin.«

»Valentine«, sagte Morrel, indem er ein loses Brett beiseite schob, »geben Sie mir Ihre Hand zum Beweis, daß Sie mir meinen Zorn verzeihen. Mein Kopf ist wirr, und ich bin seit einer Stunde eine Beute der wahnsinnigsten Gedanken. Oh, wenn Sie meinen Rat ausschlügen!«

»Sprechen Sie!«

»Ich bin frei«, fuhr Maximilian fort, »und reich genug für uns beide; ich schwöre Ihnen, daß Sie meine Frau werden sollen, ehe meine Lippen Ihre Stirn berühren.«

»Sie machen mich zittern«, sagte das junge Mädchen.

»Folgen Sie mir«, fuhr Morrel fort; »ich führe Sie zu meiner Schwester; wir gehen nach Algier, England oder Amerika, wenn Sie nicht lieber wollen, daß wir uns in die Provinz zurückziehen und abwarten, bis unsere Freunde den Widerstand Ihrer Familie besiegt haben.«

Valentine schüttelte den Kopf.

»Das hatte ich erwartet, Maximilian«, sagte sie; »das ist ein wahnsinniger Rat, und ich wäre noch wahnsinniger als Sie, wenn ich nicht sofort sagte: Unmöglich, unmöglich!«

»Sie wollen also alles dem Schicksal überlassen und nicht einmal zu kämpfen versuchen?« sagte Morrel düster.

»Ja, und müßte ich darüber sterben!«

»Nun, Valentine«, fuhr Morrel fort, »ich wiederhole, daß Sie recht haben, während ich von Leidenschaft verblendet bin. Sei's denn, morgen werden Sie unwiderruflich dem Herrn von Epinay aus freiem Willen verlobt sein. Ich habe die Ehre, Ihnen Lebewohl zu sagen, gnädiges Fräulein, und rufe Gott zum Zeugen an, daß ich Ihnen ein so ruhiges und glückliches Leben wünsche, daß für die Erinnerung an mich kein Platz mehr darin ist.«

»Oh«, murmelte Valentine.

»Adieu, Valentine, adieu!« sagte Morrel, sich verneigend.

»Wohin gehen Sie?« rief das junge Mädchen, das an seiner inneren Aufregung erkannte, daß die Ruhe ihres Geliebten

keine wirkliche war; dabei streckte sie die Hand durch das Gitter und hielt ihn am Rock fest. »Wohin gehen Sie?«

»Ich will nicht neue Unruhe in Ihre Familie bringen.«

»Aber sagen Sie mir, was Sie tun werden, Maximilian.«

Der junge Mann lächelte traurig.

»Oh, sprechen Sie, sprechen Sie«, fuhr Valentine fort, »ich bitte Sie.«

»Haben Sie Ihren Entschluß geändert, Valentine?«

»Ich kann ihn nicht ändern, Unglücklicher, das wissen Sie wohl!« rief das Mädchen.

»Dann leben Sie wohl, Valentine!«

Valentine rüttelte das Gitter mit einer Kraft, die man ihr nicht zugetraut hätte, und da Morrel sich entfernte, streckte sie beide Hände hindurch und sagte, indem sie sie beschwörend faltete:

»Was wollen Sie tun? Ich will es wissen; wohin gehen Sie?«

»Oh, seien Sie unbesorgt«, entgegnete Maximilian, indem er stehenblieb; »ich habe nicht die Absicht, einen andern für die Härte des Schicksals verantwortlich zu machen; das wäre Wahnsinn.«

»Maximilian«, sagte Valentine, »kommen Sie her, ich will es.«

Maximilian näherte sich mit seinem ruhigen Lächeln, und wäre seine Blässe nicht gewesen, man hätte nichts Ungewöhnliches an ihm vermutet.

»Hören Sie, meine teure, meine angebetete Valentine«, sagte er mit seiner melodischen und ernsten Stimme, »Leute wie wir, die nie einen Gedanken gehabt haben, über den sie vor der Welt oder vor Gott hätten erröten müssen, können einander im Herzen lesen. Ich habe mein Leben auf Sie gesetzt; Sie gehen mir verloren, und damit ist mein Leben verloren. Ich werde warten bis zu dem Tag Ihrer Heirat. Denn ich hoffe bis zum letzten Augenblick, daß mir das Schicksal noch günstig sein könne. In dem Augenblick, da Sie mir hoffnungslos verloren sind, bin ich allein auf der Welt. Meine Schwester ist glücklich mit ihrem Mann, mein Dasein ist dann unnütz geworden, und so wahr ich der Sohn des ehrlichsten Mannes bin, der je in Frankreich gelebt hat, jage ich mir eine Kugel durch den Kopf.«

Ein krampfhaftes Zittern ging durch Valentines Körper; sie ließ das Gitter los, das sie mit beiden Händen umfaßt hatte; ihre Arme sanken an ihrem Körper herunter, und zwei schwere Tränen rollten ihr über die Wangen. Der junge Mann blieb düster und entschlossen vor ihr stehen.

»O um Gottes willen«, sagte sie, »Sie tun sich kein Leid an, nicht wahr?«

»Ich tue, wie ich Ihnen gesagt habe, bei meiner Ehre. Aber was macht Ihnen das aus? Sie haben Ihre Pflicht getan, und Ihr Gewissen ist ruhig.«

Valentine sank in die Knie.

»Maximilian«, sagte sie, »mein Freund, mein Bruder auf Erden, mein wirklicher Gatte im Himmel, ich beschwöre dich, mache es wie ich, lebe mit dem Leiden: eines Tages werden wir vielleicht wieder vereint sein.«

»Leb wohl, Valentine!« wiederholte Morrel.

»Mein Gott!« sagte Valentine, indem sie die Hände zum Himmel erhob. »Du siehst, ich habe alles getan, um eine gehorsame Tochter zu bleiben: ich habe gebeten und beschworen; er hat weder auf meine Bitten noch auf meine Tränen gehört. Nun wohl«, fuhr sie fort, indem sie die Tränen trocknete; »ich will nicht vor Gewissensbissen sterben, lieber vor Schande. Du wirst leben, Maximilian, und ich werde niemandem angehören als dir. Sprich, befiehl, in welcher Stunde, in welchem Augenblick; ich bin bereit.«

Morrel, der sich bereits wieder einige Schritte entfernt hatte, kam von neuem zurück und streckte bleich vor Freude Valentine durch das Gitter beide Hände entgegen.

»Valentine«, sagte er, »so mußt du nicht mit mir sprechen, lieber mich sterben lassen. Warum sollte ich dich denn der Gewalt verdanken, wenn du mich liebst, wie ich dich liebe? Willst du mich aus Mitleid zum Leben zwingen? Lieber will ich sterben.«

»In der Tat«, sagte Valentine, »wer liebt mich denn auf der Welt? Er. Wer hat mich in all meinem Kummer getröstet? Er. Auf wem ruht meine Hoffnung? Auf ihm. Nun wohl, du hast recht, Maximilian, ich werde dir folgen, werde mein Vaterhaus,

alles verlassen. O Undankbare, die ich bin!« rief sie schluchzend, »selbst meinen guten Großvater, den ich vergaß!«

»Nein«, antwortete Maximilian, »du wirst ihn nicht verlassen. Du hast mir gesagt, daß er mich gern hat; nun gut, ehe du fliehst, sagst du ihm alles, du machst dir aus seiner Zustimmung einen Schild vor Gott, und sobald wir verheiratet sind, kommt er zu uns und hat dann statt eines Kindes zwei. Oh, glaube mir, nicht Verzweiflung wartet unser, sondern Glück!«

»O sieh, Maximilian, welche Macht du über mich hast! Du machst mich fast an das, was du sagst, glauben, und doch ist es Wahnsinn, denn mein Vater wird mir fluchen; ich kenne seine Unbeugsamkeit, er wird mir nie verzeihen. Höre, Maximilian: wenn ich durch List, durch Bitten, durch irgend etwas die Heirat verzögern kann, wirst du warten, nicht wahr?«

»Ja, ich schwöre es, wie du mir schwörst, daß diese abscheuliche Heirat nie stattfinden soll. Und wenn man dich vor den Altar schleppt, wirst du nein sagen?«

»Ich schwöre es, Maximilian, bei dem Heiligsten, was ich auf der Welt habe, dem Andenken meiner Mutter.«

»Dann wollen wir warten«, sagte Morrel.

»Ja, laß uns warten«, antwortete Valentine, die bei diesen Worten aufatmete; »es kann so mancherlei dazwischenkommen, das uns retten wird.«

»Ich verlasse mich auf dich, Valentine«, sagte Morrel, »alles, was du tust, ist gut getan; aber wenn trotz deiner Bitten dein Vater und Frau von Saint-Méran fordern, daß der Vertrag morgen unterschrieben werde …«

»Dann hast du mein Wort, Maximilian, dann komme ich zu dir, und wir fliehen. Aber bis dahin laß uns Gott nicht versuchen und uns nicht mehr treffen; es ist ein Wunder, eine Fügung der Vorsehung, daß wir noch nicht überrascht worden sind; würden wir überrascht, erführe man, wie wir uns sehen, so hätten wir keinen Ausweg mehr.«

»Du hast recht, Valentine; aber wie soll ich denn erfahren …«

»Durch den Notar, Herrn Deschamps.«

»Den kenne ich.«

»Und durch mich. Ich schreibe dir.«

»Ich danke dir, meine angebetete Valentine«, entgegnete Morrel. »Dann ist alles abgemacht; sobald ich die Zeit weiß, komme ich; du übersteigst diese Mauer, und ich bringe dich zu meiner Schwester. Wir werden da unbekannt leben oder offen auftreten, wie du es wünschen wirst. Wir haben das Bewußtsein unsrer Kraft und unsres Willens und werden uns nicht wie ein Lamm zur Schlachtbank führen lassen.«

»Sei es!« sagte Valentine. »Und nun sage ich dir, was du tun wirst, wird wohlgetan sein. Bist du nun mit deiner Frau zufrieden?« setzte sie traurig hinzu.

»Meine angebetete Valentine, es sagt so wenig, wenn ich sage, ja.«

»Sage es immerhin.«

Valentine hatte ihren Mund dem Gitter genähert, und ihr duftiger Atem drang bis zu den Lippen Morrels, der den Mund an die andre Seite der kalten und unerbittlichen Scheidewand legte.

»Auf Wiedersehen«, sagte Valentine, indem sie sich diesem Glück entriß, »auf Wiedersehen!«

»Ich bekomme einen Brief von dir?«

»Ja.«

»Dank, meine teure Frau, auf Wiedersehen!«

Morrel hörte ihr Kleid die Büsche streifen und den Kies unter ihren Füßen knirschen; er warf einen dankbaren Blick zum Himmel, der ihn so geliebt werden ließ, und ging.

Den Rest des Tages und den ganzen folgenden Tag wartete er zu Hause, ohne eine Nachricht zu erhalten. Erst am dritten Tag, als er im Begriff war, den Notar aufzusuchen, erhielt er folgenden Brief:

»Tränen, Bitten, Flehen haben nichts vermocht. Gestern bin ich zwei Stunden in der Kirche gewesen und habe aus tiefster Seele zu Gott gebetet; aber er ist unerbittlich wie die Menschen, und die Unterzeichnung des Ehevertrags ist auf heute abend neun Uhr festgesetzt.

Ich habe nur ein Wort, wie ich nur ein Herz habe, und mein Wort habe ich Dir gegeben, mein Herz gehört Dir!

Also heute abend um ein Viertel vor neun Uhr an dem Gitter.
Deine Frau
Valentine von Villefort.

N. S. Meiner armen Großmutter geht es immer schlechter.

Sie werden mich sehr lieben, um mich vergessen zu machen, daß ich sie in diesem Zustand verlassen habe, nicht wahr? Ich glaube, man verbirgt es vor Großpapa Noirtier, daß der Vertrag heute abend unterschrieben werden soll.«

Morrel hatte alles zur Flucht vorbereitet; zwei Leitern waren in dem Hof verborgen, und ein Wagen, dessen Führung er selbst übernehmen wollte, stand bereit. Um acht Uhr war er in dem Hof und verbarg sein Fuhrwerk hinter einem Schuppen, in dem er sich zu verstecken pflegte. Es wurde allmählich dunkel; Morrel verließ sein Versteck und begab sich nach dem Loch in dem Gitter; es war noch niemand da.

Es schlug halb neun. Morrel ging auf und ab und legte in immer kürzeren Zwischenräumen sein Gesicht an den Gitterzaun; aber er spähte in der zunehmenden Dunkelheit vergebens nach dem weißen Kleid, er horchte vergebens auf ihre Schritte.

Das Haus, das er durch die Zweige sehen konnte, blieb finster und verriet durch nichts, daß ein so wichtiges Ereignis wie die Unterzeichnung eines Ehevertrages stattfinde.

Es schlug halb zehn. Das geringste Geräusch, das der Wind in den Blättern verursachte, trieb dem jungen Mann den Schweiß auf die Stirn. Während er so zwischen Furcht und Hoffnung schwebte, schlug es zehn.

Aufgeregt ging Morrel auf und ab und preßte immer wieder sein Gesicht an das kalte Eisen des Gitters. Sollten Valentine die Kräfte verlassen haben und sie unterwegs ohnmächtig geworden sein?

Oh, wenn das der Fall wäre, sagte er sich, indem er schnell die Leiter emporstieg, so würde ich sie durch meine Schuld verlieren!

Er glaubte, in der Dunkelheit in einer Allee etwas liegen zu sehen, wagte es sogar, zu rufen, und glaubte einen Klagelaut zu vernehmen.

Die Turmuhr schlug halb elf. Länger konnte Maximilian sich nicht zurückhalten. Er stieg auf die Mauer und sprang auf der andern Seite hinunter. Im nächsten Augenblick war er unter den Bäumen fort bis zu einem Gebüsch geeilt, von dem aus er das Haus frei übersehen konnte. Er sah nur die graue Masse des Gebäudes, aber keine hellerleuchteten Fenster deuteten auf irgendeine Feier hin. Einige Male bewegte sich ein Licht hinter drei Fenstern des ersten Stockes. Diese drei Fenster waren diejenigen der Wohnung der Frau von Saint-Méran. Ein andres Licht blieb unbeweglich hinter roten Vorhängen. Dort war das Schlafzimmer der Frau von Villefort.

Morrel erriet dies alles; um Valentine stets in Gedanken nahe sein zu können, hatte er sich so oft den Plan des Hauses beschreiben lassen, daß er es kannte, ohne es gesehen zu haben.

Die Dunkelheit und Stille im Hause erschreckten ihn noch mehr als das Ausbleiben Valentines. Entschlossen, allem zu trotzen, um Valentine zu sehen und sich von dem Unglück, das er ahnte, zu überzeugen, ging er bis an den Rand des Gebüsches und wollte gerade so schnell wie möglich über den freien Platz eilen, der ihn noch von dem Hause trennte, als der Wind ihm den Ton einer Stimme an das Ohr trug. Er trat sofort wieder zurück und hielt sich unbeweglich im Dunkeln.

Sein Entschluß war gefaßt: war es Valentine allein, so wollte er ihr rasch ein paar Worte zuflüstern; war sie in Begleitung, so würde er sie wenigstens sehen und sich überzeugen, daß ihr kein Unglück zugestoßen war; waren es Fremde, so würde er einige Worte von ihrer Unterhaltung auffangen und so endlich das bis jetzt unverständliche Geheimnis ergründen.

In diesem Augenblick trat der Mond hinter der Wolke hervor, und Morrel sah an der Tür der Freitreppe Villefort erscheinen, der von einem schwarzgekleideten Mann gefolgt war. Sie gingen die Treppe hinunter und kamen auf das Gebüsch zu. Morrel erkannte in dem Schwarzgekleideten den Doktor d'Avrigny.

Der junge Mann wich bei Annäherung der beiden unwillkürlich bis an den Stamm der Sykomore zurück, die in der Mitte des Dickichts stand; dort mußte er haltmachen.

Bald knirschte der Kies nicht mehr unter den Füßen der beiden Männer.

»Ach, lieber Doktor«, sagte der Staatsanwalt, »der Himmel sucht unser Haus heim! Welch schrecklicher Tod! Welch ein Schlag! Versuchen Sie es nicht, mich zu trösten; ach, die Wunde ist zu tief! Tot, tot!«

Ein eisiger Schweiß trat dem jungen Mann auf die Stirn, die Zähne klapperten ihm. Wer war denn in diesem Haus gestorben?

»Mein lieber Herr von Villefort«, antwortete der Arzt in einem Ton, der den Schrecken des jungen Mannes verdoppelte, »ich habe Sie durchaus nicht hierhergeführt, um Sie zu trösten, im Gegenteil.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte der Staatsanwalt erschrocken.

»Ich will sagen, daß sich hinter dem Unglück, das sich soeben zugetragen hat, vielleicht ein noch viel größeres verbirgt.«

»O Gott!« murmelte Villefort, die Hände faltend, »was wollen Sie mir sagen?«

»Sind wir ganz allein, mein Freund?«

»O ja, ganz allein. Aber was bedeutet diese Vorsicht?«

»Sie bedeutet, daß ich Ihnen etwas Schreckliches anzuvertrauen habe«, sagte der Doktor. »Lassen Sie uns Platz nehmen!«

Villefort sank auf eine Bank; der Doktor blieb vor ihm stehen, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte. Morrel hielt sich mit der Hand die Stirn, während er die andere auf sein klopfendes Herz preßte.

»Sprechen Sie, Doktor«, sagte Villefort, »ich bin auf alles gefaßt.«

»Frau von Saint-Méran war allerdings schon sehr alt, erfreute sich aber einer vortrefflichen Gesundheit.«

Morrel atmete zum ersten Mal seit zehn Minuten auf.

»Der Kummer hat sie getötet«, sagte Villefort; »ja, der Kummer, Doktor! Sie hat vierzig Jahre an der Seite des Marquis gelebt.«

»Es ist nicht der Kummer, mein lieber Villefort«, antwortete

der Doktor. »Der Kummer kann töten, obgleich die Fälle selten sind, aber er tötet nicht in einem Tag, nicht in einer Stunde, nicht in zehn Minuten.«

Villefort antwortete nichts. Er hob den Kopf, den er bis dahin gesenkt gehalten hatte, und sah den Doktor bestürzt an.

»Sind Sie während der letzten Augenblicke dageblieben?« fragte d'Avrigny.

»Allerdings, Sie flüsterten mir ja zu, mich nicht zu entfernen.«

»Haben Sie die Symptome der Krankheit beachtet, der Frau von Saint-Méran erlegen ist?«

»Gewiß; sie hatte drei Anfälle, die sich in Pausen von einigen Minuten wiederholten, und jeder Anfall kam rascher und war schlimmer als der vorhergehende. Als Sie ankamen, keuchte sie schon seit einigen Minuten; dann hatte sie eine Krise, die ich für einen einfachen Nervenanfall hielt; aber ich begann erst wirklich zu erschrecken, als ich sah, wie sie sich mit ausgestreckten Gliedern in die Höhe hob. Da sah ich an ihrem Gesicht, daß die Sache ernster war, als ich glaubte. Als die Krise vorüber war, suchte ich ihre Augen, begegnete ihnen aber nicht; Sie hielten den Puls, und die zweite Krise kam, ehe Sie sich zu mir hergewandt hatten; dieselben nervösen Bewegungen wiederholten sich, und der Mund zog sich zusammen und wurde violett. Bei der dritten Krise gab sie ihren Geist auf. Schon am Ende der ersten hatte ich den Starrkrampf erkannt; Sie bestätigten diese Ansicht.«

»Ja, vor den Leuten«, entgegnete der Doktor, »aber jetzt sind wir allein.«

»Mein Gott, was wollen Sie mir sagen?«

»Daß die Symptome des Starrkrampfes und der Vergiftung durch Pflanzenstoffe durchaus die gleichen sind.«

Herr von Villefort sprang auf und blieb einen Augenblick unbeweglich und schweigend stehen. Dann sank er auf die Bank zurück.

»O mein Gott, Doktor«, sagte er, »denken Sie wirklich das, was Sie mir da sagen?«

Morrel wußte nicht, ob er wache oder träume.

»Hören Sie«, antwortete der Doktor, »ich kenne die Bedeutung meiner Erklärung und die Eigenschaft des Mannes, demgegenüber ich sie mache.«

»Sprechen Sie zu dem Beamten oder dem Freund?« fragte Villefort.

»Zu dem Freund, zu dem Freund allein in diesem Augenblick: die Symptome des Starrkrampfes und die der Vergiftung durch Pflanzenstoffe gleichen sich dermaßen, daß ich Ihnen erkläre, ich würde zögern, wenn ich das, was ich da sage, unterschreiben müßte. Ich wiederhole Ihnen deshalb, ich wende mich nicht an den Beamten, sondern an den Freund. Nun denn, dem Freund sage ich: Ich habe den dreiviertelstündigen Todeskampf, die Zuckungen, den Tod der Frau von Saint-Méran beobachtet, und ich bin nicht nur überzeugt, daß sie an einer Vergiftung gestorben ist, sondern ich werde Ihnen auch sagen, an welchem Gift.«

»Herr Doktor! Herr Doktor!«

»Frau von Saint-Méran ist an einer starken Dosis Bruzin oder Strychnin gestorben, die man ihr jedenfalls zufällig, vielleicht aus Versehen, eingegeben hat.«

Villefort ergriff die Hand des Doktors. »Oh, das ist unmöglich!« sagte er. »Ich träume, mein Gott, ich träume! Es ist schrecklich, so etwas aus dem Munde eines Mannes wie Sie zu hören. Um Gottes willen, ich beschwöre Sie, lieber Doktor, sagen Sie, daß Sie sich täuschen.«

»Ich kann es allenfalls, aber …«

»Aber?«

»Ich glaube es nicht.«

»Haben Sie Mitleid mit mir; seit einigen Tagen widerfährt mir so viel Unerhörtes, daß ich glaube, wahnsinnig zu werden.«

»Hat außer mir jemand Frau von Saint-Méran besucht?«

»Niemand.«

»Ist aus der Apotheke etwas geholt worden, wovon mir nichts gesagt worden?«

»Nein, nichts.«

»Hatte Frau von Saint-Méran Feinde?«

»Ich kenne keine.«

»Hatte jemand Interesse an ihrem Tod?«

»Nein, mein Gott! Nein; meine Tochter ist ihre einzige Erbin … Oh, wenn mir ein solcher Gedanke kommen könnte, würde ich mir zur Strafe ein Messer ins Herz stoßen.«

»Oh, mein lieber Freund«, rief Herr d'Avrigny, »Gott behüte mich davor, daß ich jemand anklage, ich spreche nur von einem unglücklichen Zufall, einem Versehen. Aber die Tatsache ist da und spricht leise zu meinem Gewissen, und ich will, daß mein Gewissen laut zu Ihnen spreche. Stellen Sie eine Untersuchung an.«

»Worüber?«

»Lassen Sie sehen: Sollte sich Barrois, der alte Diener, nicht geirrt und Frau von Saint-Méran irgendeinen für seinen Herrn bestimmten Trank gegeben haben?«

»Für meinen Vater?«

»Ja.«

»Aber wie kann ein für meinen Vater bestimmter Trank Frau von Saint-Méran vergiften?«

»Nichts einfacher: Sie wissen, daß bei gewissen Krankheiten die Gifte Heilmittel werden; Lähmung gehört zu diesen Krankheiten. Nachdem ich alles angewandt hatte, um Herrn Noirtier die Bewegung wiederzugeben, habe ich mich seit etwa drei Monaten entschlossen, ein letztes Mittel zu versuchen, und behandelte ihn mit Bruzin. In der letzten Medizin, die ich ihm verschrieben hatte, waren sechs Zentigramm davon; sechs Zentigramm, die auf die gelähmten Glieder des Herrn Noirtier ohne Wirkung gewesen sind und an die er sich übrigens durch sukzessive Dosen gewöhnt hat, genügen, um jeden andern zu töten.«

»Mein lieber Doktor, die Wohnung meines Vaters steht mit derjenigen meiner Schwiegermutter in keiner Verbindung, und Barrois ist nie zu ihr gekommen. Nein, Doktor, obgleich ich Sie als den geschicktesten und besonders den gewissenhaftesten Mann von der Welt kenne, so muß ich hier doch bemerken: errare humanum est!«

»Hören Sie, Villefort«, sagte der Doktor, »gibt es einen Kol-

legen von mir, zu dem Sie ebensoviel Vertrauen haben wie zu mir?«

»Weshalb? Worauf wollen Sie hinaus?«

»Lassen Sie ihn holen, ich werde ihm sagen, was ich gesehen habe, und wir werden die Leichenschau vornehmen.«

»Und Spuren des Giftes finden?«

»Nein, des Giftes habe ich nicht gesagt, aber wir werden die Erschöpfung des Nervensystems konstatieren, die offenkundige Erstickung erkennen und Ihnen sagen: Lieber Villefort, ist die Sache durch Nachlässigkeit passiert, so wachen Sie über Ihre Dienstboten; liegt ein Werk des Hasses vor, so wachen Sie über Ihre Feinde.«

»O mein Gott, was schlagen Sie mir da vor!« antwortete Villefort niedergeschmettert; »sobald außer Ihnen jemand um das Geheimnis weiß, wird eine Untersuchung notwendig, und eine Untersuchung bei mir ist unmöglich. Indessen«, fuhr der Staatsanwalt fort, indem er sich faßte und den Arzt unruhig ansah, »indessen, wenn Sie es wollen, wenn Sie es durchaus fordern, so werde ich es tun. In der Tat, vielleicht muß ich diese Sache verfolgen; mein Amt verlangt es. Aber, Doktor, Sie sehen mich im voraus von Trauer überwältigt; nach so viel Schmerz mein Haus zum Schauplatz eines solchen Skandals zu machen! Oh, meine Frau und Tochter werden das nicht überleben; und ich, Doktor, Sie wissen, daß ein Mann nicht die Stellung erreicht, die ich einnehme, nicht fünfundzwanzig Jahre Staatsanwalt gewesen ist, ohne sich Feinde gemacht zu haben, und ich habe zahlreiche. Wenn diese Sache in die Öffentlichkeit kommt, wird es für sie ein Triumph sein, und ich werde mit Schande bedeckt werden. Doktor, verzeihen Sie mir diese weltlichen Gedanken. Wären Sie ein Priester, würde ich Ihnen das nicht zu sagen wagen; aber Sie sind ein Mensch, Sie kennen die andern Menschen; Doktor, Doktor, Sie haben mir nichts gesagt, nicht wahr?«

»Mein lieber Herr von Villefort«, antwortete der Doktor erschüttert, »meine erste Pflicht ist Menschlichkeit. Ich hätte Frau von Saint-Méran gerettet, wenn die Wissenschaft die

Macht dazu gehabt hätte; aber sie ist gestorben, und ich gehöre den Lebenden. Begraben wir dieses schreckliche Geheimnis im tiefsten Herzen. Wenn sich jemandem die Augen darüber öffnen, so werde ich mein Schweigen meiner Unwissenheit zuschreiben lassen. Indessen, Herr von Villefort, suchen Sie, suchen Sie eifrig, denn vielleicht bleibt es nicht bei diesem einen Fall … Und wenn Sie den Schuldigen gefunden haben, so sage ich Ihnen: Sie sind Staatsanwalt, tun Sie, was Sie wollen!«

»O Dank, Dank, Doktor«, sagte Villefort mit unbeschreiblicher Freude, »ich habe nie einen beßren Freund gehabt als Sie.«

Und als ob er fürchtete, daß der Doktor andern Sinnes werden könnte, stand er auf und zog ihn nach dem Hause zu. Sie entfernten sich. Morrel steckte, wie um freier zu atmen, den Kopf aus dem Dickicht, und der Mond beschien sein bleiches Gesicht.

»Valentine, arme Freundin«, sagte er, »wird sie so vielen Kummer ertragen können?«

Er betrachtete dabei abwechselnd das Fenster mit den roten und die drei Fenster mit den weißen Vorhängen. Hinter dem erstern war das Licht fast vollständig verschwunden; jedenfalls brannte dort nur noch eine Nachtlampe. Am Ende des Gebäudes dagegen wurde eins der drei Fenster mit den weißen Vorhängen geöffnet. Eine auf den Kamin gestellte Kerze warf einige bleiche Strahlen nach außen, und ein Schatten stützte sich einen Augenblick auf den Balkon. Morrel erbebte; es war ihm, als ob er ein Schluchzen gehört habe.

Es war nicht zu verwundern, daß diese sonst so mutige und starke Seele, durch die beiden stärksten menschlichen Leidenschaften, Liebe und Furcht, erregt, so geschwächt war, daß sie eine Beute abergläubischer Halluzinationen wurde. Obgleich es unmöglich war, daß Valentine ihn sehen konnte, glaubte er sich von dem Schatten am Fenster gerufen; er sprang aus seinem Versteck hervor, lief bis zu den vor dem Hause stehenden Orangenbäumen, eilte die Treppe hinauf und öffnete die Tür.

Valentine, deren Augen zum Himmel gerichtet waren, hatte ihn nicht gesehen. Morrel durchschritt das Vorzimmer und fand das Geländer der Treppe; Teppiche dämpften seinen Schritt;

übrigens befand er sich in solcher Erregung, daß ihn der Anblick Villeforts selbst nicht erschreckt hätte. Wäre Valentines Vater ihm gegenübergetreten, so war er entschlossen, ihm alles zu gestehen und ihn zu bitten, diese Liebe zu entschuldigen und zu billigen. Zum Glück sah er niemand.

Er kam ohne Zwischenfall oben an. Ein Schluchzen, das er vernahm, zeigte ihm den Weg, den er einzuschlagen hatte. Durch eine angelehnte Tür fiel Licht, und von daher kam der Ton der Stimme. Er stieß diese Tür auf und trat ein.

Im Hintergrund eines Alkovens, unter einem weißen Tuch, das die Form des Körpers abzeichnete, lag die Tote, die für Morrel, der um das Geheimnis wußte, etwas Schreckliches hatte. Neben dem Bett kniete Valentine vor einem großen Lehnstuhl; ihr Kopf ruhte auf den Kissen zwischen den gefalteten Händen, und ein Schluchzen ließ ihre Gestalt erbeben.

Sie hatte das Fenster verlassen, das offengeblieben war, und betete laut, in Tönen, die das unempfindlichste Herz gerührt hätten; die Worte kamen schnell, unzusammenhängend, unverständlich aus der vor Schmerz zusammengepreßten Kehle.

Der Mond drang durch die Öffnungen der Jalousien ins Zimmer, ließ das Licht der Kerze erbleichen und goß einen fahlen Schimmer über dieses Bild der Verzweiflung. Morrel stieß einen Seufzer aus und murmelte einen Namen. Das bleiche Gesicht Valentines wandte sich ihm zu; sie zeigte kein Erstaunen. Morrel reichte ihr die Hand; Valentine zeigte auf den Leichnam und begann wieder zu schluchzen. Beide blieben stumm. Endlich wagte Valentine das erste Wort.

»Maximilian«, sagte sie, »wie kommt es, daß du hier bist? Ach, ich würde sagen: Sei willkommen! wenn es nicht der Tod wäre, der dir die Tür dieses Hauses geöffnet hat!«

»Valentine«, antwortete Morrel mit bebender Stimme und gefalteten Händen, »ich war seit halb neun Uhr da, und als ich dich nicht kommen sah, erfaßte mich die Unruhe; ich kletterte über die Mauer, drang in den Garten und vernahm dann Stimmen, die von dem Unglück sprachen.«

»Was für Stimmen?« fragte Valentine.

Morrel erschauerte, die ganze Unterhaltung des Doktors und Herrn von Villeforts fiel ihm wieder ein, und er glaubte, durch das Tuch hindurch den sich streckenden Körper und die violetten Lippen der Toten zu sehen.

»Von den Stimmen der Dienstboten habe ich alles erfahren«, sagte er.

»Aber hierherzukommen bedeutet, uns ins Verderben zu stürzen«, bemerkte Valentine ohne Schrecken oder Zorn.

»Verzeihe mir«, antwortete Morrel, »ich werde wieder gehen.«

»Nein, man könnte dir begegnen; bleibe.«

»Aber wenn jemand käme …«

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf. »Es kommt niemand«, sagte sie, »das ist unser Schutz.« Und sie zeigte auf die Leiche.

»Aber was ist mit Herrn von Epinay vorgefallen?« fragte Morrel.

»Er ist in demselben Augenblick zur Unterzeichnung des Vertrags gekommen, als meine liebe Großmutter den letzten Seufzer aushauchte.«

»Oh!« sagte Morrel mit einem Gefühl selbstsüchtiger Freude, denn er dachte daran, daß dieser Todesfall die Heirat Valentines auf unbestimmte Zeit hinausschiebe.

»Was aber meinen Schmerz verdoppelt«, fuhr das junge Mädchen fort, als ob dieses Gefühl sofort seine Strafe hätte empfangen sollen, »das ist, daß meine arme Großmutter vor ihrem Sterben befohlen hat, daß die Heirat so schnell wie möglich stattfinde; auch sie hat gegen mich gehandelt, indem sie mich zu beschützen glaubte.«

»Horch!« sagte Morrel.

Beide schwiegen. Eine Tür wurde geöffnet, und es ertönten Schritte auf dem Korridor und der Treppe.

»Das ist mein Vater, der aus seinem Arbeitszimmer geht«, sagte Valentine.

»Und den Doktor begleitet«, setzte Morrel hinzu.

»Woher weißt du, daß es der Doktor ist?« fragte Valentine erstaunt.

»Ich denke es mir«, antwortete Morrel.

Das junge Mädchen sah ihn an. Unterdessen hörte man die Haustür schließen; Herr von Villefort schloß auch die Gartentür zu und kam wieder die Treppe hinauf. Im Vorzimmer angekommen, blieb er einen Augenblick stehen. Morrel sprang hinter einen Vorhang; Valentine machte keine Bewegung; es war, als ob die Größe des Schmerzes sie über gewöhnliche Furcht erhaben machte. Herr von Villefort kehrte in sein Zimmer zurück.

»Jetzt kannst du weder durch den Garten noch durch die Straßentür fort«, sagte Valentine.

Morrel sah das Mädchen erstaunt an.

»Es gibt jetzt nur noch einen sichern Ausgang«, fuhr sie fort, »das ist derjenige der Wohnung meines Großvaters.« Sie erhob sich. »Komm!« sagte sie.

»Wohin?« fragte Maximilian.

»Zu meinem Großvater.«

»Ich, zu Herrn Noirtier?«

»Ja.«

»Woran denkst du, Valentine?«

»Ich denke seit langem daran. Ich habe nur diesen Freund auf der Welt, und wir bedürfen seiner alle beide … Komm!«

»Sei vorsichtig!« sagte Morrel. »Mir ist die Binde von den Augen gefallen; mein Hierherkommen war eine Tat des Wahnsinns. Bist du selbst bei Überlegung?«

»Ja«, entgegnete Valentine, »nur das eine macht mir Gewissensbisse: meine arme Großmutter, bei der ich die Wache übernommen habe, allein zu lassen. Aber ich komme ja gleich wieder. Komm!«

Valentine ging über den Korridor und dann eine kleine Treppe hinunter; Morrel folgte ihr auf den Fußspitzen. Auf dem Flur vor den Zimmern des Herrn Noirtier trafen sie den alten Diener.

»Barrois«, sagte Valentine, »schließen Sie die Tür und lassen Sie niemand ein.« Sie trat zuerst ein.

Noirtier, der von seinem alten Diener von allem, was vorging,

unterrichtet war, saß in seinem Lehnstuhl, aufmerksam auf jedes Geräusch achtend. Als er Valentine eintreten sah, glänzte sein Auge. In dem Gang und der Haltung des Mädchens lag etwas, was dem stummen, gelähmten Greise auffiel; sein Auge war fragend.

»Lieber Großpapa«, sagte sie, »höre mich an; du weißt, daß die gute Großmama Saint-Méran vor einer Stunde gestorben ist und daß ich jetzt außer dir niemand mehr habe, der mich liebt.«

Die Augen des Greises drückten unendliche Zärtlichkeit aus.

»Ich muß also dir allein meinen Kummer oder meine Hoffnungen anvertrauen, nicht wahr?«

Der Gelähmte machte das Zeichen der Bejahung; Valentine nahm Maximilian bei der Hand. Der Greis richtete sein Auge forschend und etwas verwundert auf Morrel.

»Dies ist Herr Maximilian Morrel«, sagte sie, »der Sohn des braven Kaufmanns von Marseille, von dem du jedenfalls gehört hast?«

Der Greis bejahte.

»Es ist ein ehrlicher Name, den Maximilian mit Ruhm bedecken wird, denn er ist mit dreißig Jahren Hauptmann und Offizier der Ehrenlegion.«

Der Greis bekundete durch ein Zeichen, daß er sich erinnere.

»Nun wohl, lieber Großpapa«, sagte Valentine, indem sie vor dem Greise niederkniete und auf Maximilian zeigte, »ich liebe ihn und werde nur ihm angehören. Wenn man mich zwingt, einen andern zu heiraten, so werde ich eher sterben.«

Die Augen des Gelähmten drückten eine Welt voll unruhiger Gedanken aus.

»Du hast Herrn Morrel gern, nicht wahr, Großpapa?« fragte das junge Mädchen.

»Ja«, sagte der Greis mit den Augen.

»Und du kannst uns, die wir auch deine Kinder sind, gegen den Willen meines Vaters schützen?«

Noirtier heftete seinen Blick auf Morrel, als ob er sagen wollte: Das kommt darauf an.

Maximilian verstand ihn. »Valentine«, sagte er, »du hast eine

heilige Pflicht in dem Zimmer deiner Großmutter zu erfüllen. Erlaubst du, daß ich einen Augenblick mit Herrn Noirtier spreche?«

»Ja, ja«, machte der Greis mit den Augen, dann sah er Valentine unruhig an.

»Wie er dich verstehen soll, Großpapa, willst du sagen?«

»Ja.«

»Oh, sei ruhig; wir haben so oft von dir gesprochen, daß er weiß, wie ich mich mit dir verständige«, antwortete Valentine.

Valentine stand auf, schob für Morrel einen Stuhl heran, befahl dem Diener, niemand einzulassen, küßte ihren Großvater zärtlich, sagte Morrel traurig Lebewohl und ging.

Um Herrn Noirtier zu beweisen, daß er Valentines Vertrauen besaß und alle ihre Geheimnisse kannte, nahm Morrel das Wörterbuch, Feder und Papier und legte alles auf den Tisch, wo die Lampe stand.

»Zuerst gestatten Sie mir«, sagte er, »Ihnen zu erzählen, wer ich bin, wie meine Liebe zu Valentine entstanden ist und welches meine Absichten sind.«

»Ich höre«, lautete die Zeichensprache Noirtiers.

Morrel erzählte, wie er Valentine kennen und lieben gelernt und wie sie in ihrer Verlassenheit und ihrem Unglück die ihr angebotene Liebe angenommen hatte; er schilderte seine Herkunft, seine Stellung, seine Vermögensverhältnisse und dann ihren Plan, Valentine zu seiner Schwester zu bringen, sie zu heiraten und die Verzeihung ihres Vaters abzuwarten.

Noirtier, der mehrere Male Zeichen der Zustimmung gegeben hatte, machte hier das Zeichen der Verneinung.

»Hat dieser Plan nicht Ihre Zustimmung?« fragte Morrel.

»Nein.«

»Dann gibt es ein andres Mittel«, sagte Morrel. »Ich werde zu Herrn Franz von Epinay gehen und ihm mitteilen, welche Bande mich mit Fräulein Valentine vereinigen; ist er ein Mann von Gefühl, so wird er von selbst auf ihre Hand verzichten, und meine Freundschaft wird ihm auf ewig gehören, schlägt er es aus selbstsüchtigem Interesse oder lächerlichem Stolze ab,

obgleich ich ihm gesagt habe, daß Valentine mich liebt und keinen andern lieben kann, so werde ich mich mit ihm schlagen und ihm dabei alle Vorteile geben. Entweder töte ich ihn, oder er tötet mich; im ersten Falle wird er Valentine nicht heiraten, und im andern bin ich sicher, daß Valentine ihn nicht heiratet.«

Noirtier betrachtete mit Vergnügen dieses edle und aufrichtige Gesicht, auf dem sich alles, was der junge Mann sagte, widerspiegelte. Als Morrel geendigt hatte, schloß er jedoch mehrere Male die Augen, was für ihn das Zeichen der Verneinung war.

»Sie mißbilligen auch diesen Plan?« fragte Morrel.

Der Greis bejahte.

»Aber was soll ich denn tun?« fragte Morrel. »Der letzte Wunsch der Frau von Saint-Méran war, die Heirat ihrer Enkelin nicht hinauszuschieben; soll ich denn ruhig zusehen?«

Noirtier blieb unbeweglich.

»Ich verstehe«, sagte Morrel, »ich soll warten.«

»Ja.«

»Aber jeder Verzug wird unser Verderben sein«, entgegnete der junge Mann. »Valentine allein hat keine Kraft, um Widerstand zu leisten, und man wird sie wie ein Kind zwingen. Ich bin heute auf wunderbare Weise zu Ihnen gekommen, kann aber nicht hoffen, daß mir das Glück noch einmal so günstig sein wird. Glauben Sie mir, nur einer der beiden Pläne, die ich Ihnen vorgetragen habe, ist möglich, verzeihen Sie meiner Jugend die Eitelkeit, aber sagen Sie mir, welchen von beiden Sie vorziehen. Erlauben Sie Fräulein Valentine, sich meiner Ehre anzuvertrauen?«

»Nein.«

»Soll ich Herrn von Epinay aufsuchen?«

»Nein.«

»Aber, mein Gott, von wem soll uns denn Hilfe kommen? Vom Zufall etwa?«

»Nein.«

»Von Ihnen?«

»Ja.«

»Sie verstehen, was ich Sie frage? Entschuldigen Sie, aber mein

Leben hängt von Ihrer Antwort ab: Von Ihnen soll uns Rettung kommen?«

»Ja.«

»Sind Sie dessen sicher?«

»Ja.«

Es lag in dem Blick, mit dem der Greis bejahte, eine solche Festigkeit, daß an dem Willen, wenn auch an der Macht, nicht zu zweifeln war.

»Oh, ich danke Ihnen! Aber wie können Sie sich der Heirat widersetzen, wenn der Himmel Ihnen nicht die Sprache oder den Gebrauch Ihrer Glieder wiedergibt?«

Ein Lächeln erhellte die Augen des Greises.

»Ich soll also warten?« fragte der junge Mann.

»Ja.«

»Aber der Ehevertrag?«

Und wieder erschien auf dem Gesicht des Greises dasselbe Lächeln.

»Wollen Sie sagen, daß der Vertrag nicht unterzeichnet werden wird?«

»Ja«, gab Noirtier zu verstehen.

Das Versprechen schien trotz der Sicherheit, mit der es gegeben wurde, von seiten eines körperlich ohnmächtigen Greises doch so sonderbar, daß Morrel zögerte, daran zu glauben.

Ob nun Noirtier sein Schwanken erkannt hatte oder ob er der Folgsamkeit, die er gezeigt hatte, nicht vollständig Glauben schenkte, genug, er sah den jungen Mann unverwandt an.

»Was wünschen Sie?« fragte Morrel. »Soll ich Ihnen mein Versprechen, nichts zu unternehmen, wiederholen?«

Der Blick des Greises blieb unverwandt und fest, als ob er sagen wollte, daß ihm ein Versprechen nicht genüge, dann sah er vom Gesicht auf die Hand.

»Wünschen Sie, daß ich schwöre?« fragte Maximilian.

»Ja«, gab der Greis zu verstehen.

Morrel begriff, daß Noirtier diesem Schwur eine sehr große Wichtigkeit beilegte; er streckte deshalb die Hand aus und sagte:

»Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich abwarten und ohne Ihre Zustimmung nichts gegen Herrn von Epinay unternehmen will.«

»Gut«, lautete die Augensprache des Greises.

»Soll ich mich jetzt entfernen?« fragte Morrel.

»Ja.«

»Ohne Fräulein Valentine wiederzusehen?«

»Ja.«

»Erlauben Sie mir jetzt, Sie als Sohn zu umarmen, wie es eben Ihre Tochter getan hat?« fragte Morrel, und da er sich in dem Ausdruck der Augen Noirtiers nicht täuschen konnte, so berührten seine Lippen die Stirn des Greises an derselben Stelle, wo ihn vorher das junge Mädchen geküßt hatte. Dann grüßte er den Greis und ging.

Auf dem Flur erwartete ihn der alte Diener, den Valentine geschickt hatte, und führte ihn durch die Windungen eines finsteren Korridors nach einer kleinen Tür, die nach dem Garten hinausging.

Morrel überstieg wieder die Mauer und fand seinen Wagen in dem Schuppen warten.

Er bestieg den Wagen und kehrte, von so vielen Gemütsbewegungen erschöpft, aber freieren Herzens, gegen Mitternacht in seine Wohnung zurück.

Das Protokoll

Frau von Saint-Méran wurde zusammen mit ihrem Gatten, dessen Leiche nach Paris gebracht worden war, in der Familiengruft der Villeforts beigesetzt. Nachdem die Beerdigung vorüber war, forderte Herr von Villefort Franz auf, mit ihm zu kommen. Als sie im Arbeitszimmer des Staatsanwalts angekommen waren, sagte Herr von Villefort zu Franz:

»Herr von Epinay, ich muß Ihnen mitteilen, und die Gelegenheit dazu ist vielleicht nicht so schlecht gewählt, wie man im

ersten Augenblick glauben könnte, denn Gehorsam ist das erste, was wir den Toten schuldig sind, daß Frau von Saint-Méran vorgestern auf ihrem Totenbett den Wunsch äußerte, daß Valentines Heirat nicht aufgeschoben werden sollte.«

»Herr von Villefort«, entgegnete Franz, »vielleicht ist es nicht der richtige Augenblick für Fräulein Valentine, die ganz in Schmerz versunken ist, an Heirat zu denken; ich muß wirklich fürchten …«

»Valentine«, unterbrach ihn Herr von Villefort, »wird keinen andern Wunsch haben, als den letzten Willen ihrer Großmutter zu erfüllen.«

»In diesem Fall«, sagte Franz, »handeln Sie, wie es Ihnen beliebt. Ich habe mein Wort verpflichtet, und ich bin glücklich, es einzulösen.«

»Dann können wir also den Ehevertrag unterzeichnen, und in acht Tagen soll auf dem Gute der Frau von Saint-Méran ohne jeden Prunk die Hochzeit stattfinden. Ich schicke jetzt nach dem Notar, Herrn Deschamps.«

»Und ich«, sagte Franz, »gehe, um Albert von Morcerf und Raoul de Château-Renaud zu holen, damit sie bei der Unterzeichnung als Zeugen dabei sind.«

»Ich erwarte Sie also in einer halben Stunde, und in einer halben Stunde wird Valentine bereit sein.«

Villefort ließ Valentine benachrichtigen, daß sie in einer halben Stunde im Salon zu erscheinen habe, weil man den Notar und die Zeugen des Herrn von Epinay erwartete. Valentine war wie vom Blitz niedergeschmettert. Sie wollte zu ihrem Großvater eilen, aber auf der Treppe traf sie Villefort, der sie beim Arm nahm und in den Salon führte. Im Vorzimmer sah sie Barrois und warf dem alten Diener ihres Großvaters einen verzweifelten Blick zu. Einen Augenblick später betrat Frau von Villefort mit dem kleinen Eduard den Salon, und kurze Zeit darauf trafen auch der Notar und Franz mit seinen Freunden ein.

Valentine war so blaß, daß man die Adern in ihrem Gesicht unterscheiden konnte. Herr von Villefort war unbewegt, wie immer.

Der Notar ordnete seine Papiere und wandte sich dann an Franz.

»Ich muß Ihnen mitteilen«, sagte er, »und zwar auf Veranlassung des Herrn von Villefort, daß Herr Noirtier im Fall der Heirat mit Ihnen seine Enkelin vollständig enterbt.«

»Mein Herr«, sagte Franz, »ich habe niemals nach dem Vermögen von Fräulein Valentine gefragt. Es wird selbst so noch größer sein als das meinige. Ich suche in dieser Verbindung nur das Glück.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür des Salons, und Barrois trat ein.

»Meine Herren«, sagte er mit fester Stimme, »Herr Noirtier wünscht sofort mit Herrn Franz von Quesnel, Baron von Epinay, zu sprechen.«

Villefort fuhr zusammen.

»Sagen Sie Herrn Noirtier«, wandte er sich an den Kammerdiener, »daß sein Wunsch nicht erfüllt werden kann.«

»In diesem Fall«, sagte Barrois, »läßt Herr Noirtier den Herren mitteilen, daß er sich in den Salon tragen lassen wird.«

»Valentine«, sagte Herr von Villefort, »gehe doch zu deinem Großvater und sieh zu, was diese Anwandlung zu bedeuten hat.«

Valentine ging rasch auf die Tür zu. Villefort besann sich schnell.

»Warte«, sagte er, »ich gehe mit dir.«

»Verzeihung«, sagte Franz, »es scheint mir doch, daß ich Herrn Noirtiers Wunsch erfüllen und zu ihm gehen muß.«

Und er folgte Valentine, die mit der Freude eines Schiffbrüchigen, der plötzlich auf ein Felsriff stößt, die Treppe hinuntereilte. Villefort folgte den beiden.

Die drei Personen traten in Noirtiers Zimmer ein. Der Greis saß, schwarzgekleidet, in seinem Lehnstuhl. Villefort trat an ihn heran.

»Hier ist Herr Franz von Epinay«, sagte er. »Sie haben gewünscht, daß er kommt, und er hat Ihrem Wunsch entsprochen. Ich werde glücklich sein, wenn Ihnen diese Zusammenkunft

beweisen wird, wie wenig Ihr Widerstreben gegen Valentines Heirat berechtigt war.«

Der Greis antwortete Villefort durch einen Blick, der ihn schaudern machte. Dann verlangte er durch seine Zeichensprache, daß man ein Fach des Schreibtisches öffne und ein Bündel Papiere herausnehme. Dieses ließ er Franz übergeben. Franz empfing die Papiere und las:

»Auszug aus dem Protokoll der Sitzung des Bonapartistenklubs der Rue Saint-Jacques am 5. Februar 1815.«

Franz hielt inne.

»Der fünfte Februar 1815«, sagte er. »An diesem Tage ist mein Vater ermordet worden, und gerade beim Verlassen dieses Klubs.«

Noirtiers Blick bedeutete ihm, die Vorlesung fortzusetzen.

Franz las weiter:

»Die Unterzeichneten, Louis-Jacques Beaurepaire, Oberstleutnant der Artillerie, Etienne Duchampy, Brigadegeneral, und Claude Lecharpal, Verwalter der Staatswälder und der Flüsse, erklären, daß am vierten Februar 1815 ein Brief von der Insel Elba eintraf, in dem der General Flavien von Quesnel dem Wohlwollen und Vertrauen der Mitglieder des Bonapartistenklubs empfohlen wurde. Der General hatte von 1804 bis 1815 dem Kaiser gedient und mußte dem Hause Napoleon treu ergeben sein, trotz des Titels Baron von Epinay, den Ludwig XVIII. ihm nach seiner Besitzung Epinay verliehen hatte.

Infolge dieses Briefes wurde der General zu der Sitzung des fünften Februars eingeladen. Man teilte ihm mit, daß er um neun Uhr abends abgeholt werden würde.

Um neun Uhr abends erschien der Präsident des Klubs bei dem General. Der General war bereit, mitzukommen. Der Präsident teilte ihm mit, daß es ihm zur Bedingung gemacht würde, daß er sich die Augen verbinden ließe und daß er niemals den Ort der Zusammenkunft erführe. Der General war einverstanden, und beide bestiegen den Wagen des Präsidenten, wo dem General die Augen verbunden wurden.

Während der Fahrt glaubte der Präsident zu bemerken, daß der General unter dem Tuche hervorzublicken versuchte. Er erinnerte ihn an sein Versprechen.

›Ach, das ist ja wahr‹, sagte der General.

Der Wagen hielt in der Rue Saint-Jacques. Die beiden Herren gingen eine Treppe hinauf und betraten das Sitzungszimmer. Der General wurde aufgefordert, die Binde von seinen Augen abzunehmen. Er tat es und schien erstaunt, so viele bekannte Gesichter in einer Vereinigung zu finden, von deren Dasein er bisher nichts geahnt hatte.

Man fragte nach seinen Überzeugungen, aber er begnügte sich damit, zu antworten, daß die Briefe aus Elba darüber Aufschluß gegeben hätten.

Dem General wurde nun der Inhalt des Briefes von der Insel Elba mitgeteilt, in dem er dem Klub als ein Mann empfohlen wurde, auf dessen Mitwirkung man rechnen könne. Es war ferner in dem Brief von der wahrscheinlichen Rückkehr von der Insel Elba die Rede und von einem neuen Brief mit weiteren Nachrichten, der mit dem ›Pharao‹ ankommen sollte, einem Schiff des Reeders Morrel in Marseille, dessen Kapitän dem Kaiser blind ergeben war.

Während der Verlesung des Briefes bezeugte der General, auf den man gehofft hatte, wie auf einen Anhänger rechnen zu können, sichtlich seine Unzufriedenheit und seinen Widerwillen.

Nach beendigter Verlesung blieb er schweigsam und mit gerunzelten Brauen.

›Nun, Herr General‹, fragte der Präsident, ›was sagen Sie zu diesem Brief?‹

›Ich sage‹, erwiderte der General, ›daß man dem König Ludwig XVIII. erst vor zu kurzer Zeit den Eid geleistet hat, um ihn zugunsten des Exkaisers wieder zu brechen.‹

Diese Antwort war zu deutlich, als daß man sich über die Ansichten des Generals hätte länger täuschen können.

›Herr General‹, sagte der Präsident, ›für uns gibt es keinen König Ludwig XVIII. und keinen Exkaiser. Wir kennen nur Seine Majestät den Kaiser, der seit zehn Monaten durch Gewalt und Verrat aus seinem Land Frankreich ferngehalten wird.‹

›Verzeihung, meine Herren‹, erwiderte der General, ›für mich gibt es einen König Ludwig XVIII. Er hat mich zum Baron und Feldmarschall gemacht, und ich werde niemals vergessen, daß ich diese beiden Titel seiner glücklichen Rückkehr nach Frankreich verdanke.‹

›Herr General‹, sagte der Präsident sehr ernst, indem er aufstand, ›Ihre Worte zeigen klar, daß man sich über Sie auf der Insel Elba getäuscht hat und daß man uns falsch berichtet hat. Die Verleihung eines Titels und eines Ranges hat Sie zum Anhänger der neuen Regierung gemacht, die wir stürzen wollen. Wir werden Sie nicht zwingen, an unsre Seite zu treten. Wir wollen nicht, daß jemand gegen seinen Willen und sein Gewissen sich uns anschließt. Wir stellen nur eine einzige Bedingung: Sie schwören bei Ihrer Ehre, von dem, was Sie hier gehört haben, nichts zu verraten.‹

›Das hieße mich zu Ihrem Mitschuldigen machen‹, sagte der General, ›ich werde nicht schwören.‹

›Dann werden Sie sterben‹, sagte ruhig der Präsident.

Herr von Epinay wurde sehr bleich und blickte um sich.

›Schließt die Türen‹, sagte der Präsident zu den Dienern.

Eine Totenstille folgte diesen Worten.

Der General bezwang sich und trat vor.

›Wie lautet der Schwur?‹ fragte er.

›Folgendermaßen: Ich schwöre bei meiner Ehre, niemandem auf der Welt zu verraten, was ich am fünften Februar 1815 zwischen neun und zehn Uhr gesehen und gehört habe, und ich erkläre, daß ich den Tod verdiene, wenn ich meinen Schwur verletze.‹

Der General überwand einen deutlichen Widerwillen und leistete den verlangten Schwur.

›Jetzt möchte ich mich zurückziehen‹, sagte er dann; ›bin ich endlich frei?‹

Der Präsident stand auf, bestimmte drei Herren, die ihn begleiten sollten, und bestieg mit dem General, nachdem er ihm die Augen verbunden hatte, den Wagen. Die andern Mitglieder des Klubs gingen schweigend auseinander.

›Wohin sollen wir Sie fahren?‹ fragte der Präsident den General.

›Nach jedem Ort, wo ich von Ihrer Anwesenheit befreit sein werde‹, erwiderte Herr von Epinay.

›Herr General‹, sagte der Präsident, ›nehmen Sie sich in acht, äußern Sie keine Beleidigungen, sonst wird man Sie zur Rechenschaft ziehen.‹

›Sie sind in Ihrem Wagen immer noch so tapfer wie in Ihrem Klub‹, erwiderte der General, ›weil vier Mann immer noch stärker sind als ein einzelner.‹

Der Präsident ließ halten. Sie befanden sich gerade am Anfang des Quai des Ormes, neben der Treppe, die zum Fluß hinunterführt.

›Weshalb lassen Sie hier halten?‹ fragte Herr von Epinay.

›Weil Sie einen Mann beleidigt haben‹, erwiderte der Präsident, ›und weil dieser Mann keinen Schritt mehr vorwärts tun will, ohne Genugtuung von Ihnen erlangt zu haben. Sie haben einen Degen an Ihrer Seite, ich habe einen in diesem Stock. Einer dieser Herren wird Ihr Zeuge sein. Jetzt können Sie Ihre Binde abnehmen.‹

Der General riß das Tuch ab, mit dem ihm die Augen verbunden waren.

›Jetzt werde ich endlich wissen, mit wem ich es zu tun habe‹, sagte er.

Der Wagen wurde geöffnet, die vier Männer stiegen aus und gingen die Treppe nach dem Fluß hinunter.

Einer der Zeugen holte eine Laterne aus einem Kohlenschiff und stellte sie auf die Erde. Die beiden Gegner traten an, und der Kampf begann. Dreimal wich der General zurück, da ihn sein Gegner zu heftig bedrängte, und dreimal griff er wieder an. Beim drittenmal fiel er. Die Zeugen näherten sich ihm und wollten ihm aufhelfen, da sie glaubten, daß er nur ausgeglitten sei. Aber als sie ihn anfaßten, fühlten sie eine warme Feuchtigkeit. Das war Blut. Fünf Minuten später gab der General von Epinay seinen Geist auf.

Der Präsident stieg die Treppe wieder hinauf. Kaum war er oben, so hörte er einen dumpfen Fall. Die Zeugen hatten die Leiche des Generals ins Wasser geworfen, nachdem sie den Tod festgestellt hatten.

Der General ist also in ehrlichem Zweikampf gefallen und nicht durch Meuchelmord, wie man annehmen könnte.

Zur Bestätigung dieses Tatbestandes haben wir das vorliegende Protokoll unterzeichnet, um den wahren Hergang des Ereignisses festzuhalten, für den Fall, daß einer der Beteiligten eines Tages wegen vorbedachten Mordes oder wegen einer ehrlosen Handlungsweise angeklagt würde.

Gezeichnet: Beaurepaire, Duchampy, Lecharpal.«

Als Franz mit der Verlesung dieses Protokolls zu Ende war, das so fürchterliche Enthüllungen für ihn enthielt, wandte er sich an Noirtier.

»Mein Herr«, sagte er, »da Sie diese furchtbare Sache in allen Einzelheiten kennen, so schlagen Sie mir eine Bitte nicht ab und nennen Sie mir den Namen des Präsidenten, damit ich endlich weiß, wer meinen armen Vater getötet hat.«

Noirtier gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen und blickte auf das Wörterbuch, das stets zur Verständigung neben ihm lag. Franz nahm es mit einem nervösen Zittern und nannte nacheinander die Buchstaben des Alphabets bis I.

Bei diesem Buchstaben machte der Greis das Zeichen der Bejahung.

»I«, wiederholte Franz. Der Finger des jungen Mannes glitt über einige Worte hin, bis er bei »Ich« angelangt war.

Bei diesem Wort machte der Greis wieder das bejahende Zeichen.

»Sie«, rief Franz, dessen Haar sich sträubte, »Sie haben meinen Vater getötet?«

»Ja«, machte der Greis und sah ihn fest an.

Franz fiel kraftlos in einen Sessel. Villefort öffnete die Tür und entfloh. Er hätte den Greis ermorden können.

Der Graf von Monte Christo hatte nach einem Besuch bei Danglars Albert von Morcerf eingeladen, ein Stündchen mit ihm zu plaudern. Sobald sie in der Wohnung des Grafen waren, ließ der Graf Tee und zwei türkische Pfeifen bringen. Während sie rauchten, erklangen plötzlich Töne, die denen einer Gitarre ähnlich waren.

»Was ist das?« fragte Albert.

»Das ist die Guzla Haidees«, erwiderte der Graf.

»Haidee, welch reizender Name! Wer ist sie?«

»Sie ist meine Sklavin.«

»Scherzen Sie nicht? Gibt es wirklich noch Sklavinnen?«

»Allerdings, da Haidee meine Sklavin ist.«

»Sklavin des Grafen Monte Christo! Das ist eine hervorragende Stellung in Frankreich. Nach der Art zu urteilen, wie Sie das Geld ausgeben, werden Sie fünfhunderttausend Franken im Jahre für sie aufwenden.«

»Fünfhunderttausend Franken! Das arme Kind hat mehr als das besessen. Sie war von Schätzen umgeben, neben denen die Schätze der ›Tausendundeinen Nacht‹ sehr wenig sind.«

»Sie ist also eine Prinzessin?«

»Allerdings; kennen Sie die Geschichte des Paschas von Janina?«

»Ali Tebelin? Gewiß, denn in seinem Dienst hat mein Vater sich ein Vermögen erworben.«

»Haidee ist die Tochter Alis und der schönen Vasiliki.«

»Und wie ist sie Ihre Sklavin geworden?«

»Als ich eines Tages über den Markt von Konstantinopel ging, habe ich sie gekauft.«

»Darf ich Sie darum bitten, mich ihr vorzustellen?«

»Gern; aber unter zwei Bedingungen: Sie dürfen niemand erzählen, daß Sie sie kennengelernt haben, und Sie dürfen ihr nicht sagen, daß Ihr Vater dem ihrigen gedient hat.«

»Gern«, sagte Morcerf, »ich schwöre es.«

Der Graf ließ Haidee benachrichtigen und ging dann mit Albert in ihre Gemächer.

Haidee empfing sie mit großen erstaunten Augen; es war das erstemal, daß ein andrer Mann als Monte Christo bei ihr eintrat. Sie saß mit gekreuzten Beinen auf einem Sofa, ihr Instrument lag neben ihr. Sie sah reizend aus.

Sie erhob sich und küßte Monte Christo die Hand.

»Wen bringst du mir?« fragte sie auf griechisch.

»Einen Freund, den Grafen Albert. Denselben, den ich in Rom aus den Händen der Räuber befreit habe.«

Das junge Mädchen wandte sich zu Albert.

»Seien Sie mir willkommen, Freund, der mit meinem Herrn kommt«, sagte sie auf italienisch. »Ali, bringe Kaffee und Pfeifen.«

Die Herren nahmen Platz.

Albert wandte sich an Haidee.

»In welchem Alter hat das gnädige Fräulein Griechenland verlassen?« fragte er

»Ich war fünf Jahre alt«, erwiderte Haidee.

»Graf«, sagte Morcerf leise zu Monte Christo, »Sie sollten dem Fräulein gestatten, uns etwas aus ihrem Leben zu erzählen. Sie haben mir verboten, meinen Vater vor ihr zu erwähnen, aber vielleicht wird sie von ihm sprechen, und Sie können sich nicht vorstellen, wie glücklich ich sein würde, seinen Namen aus einem so schönen Munde zu hören.«

Monte Christo wandte sich an Haidee und sagte ihr auf griechisch:

»Erzähle uns das Schicksal deines Vaters, aber erwähne den Namen des Verräters nicht noch den Verrat.«

Haidee begann:

»Wir wohnten in einem Schloß in Janina. Ich sehe mich noch unter dem Schatten der Sykomoren am Ufer eines Sees. Mein Vater saß auf Kissen, an einen Baumstamm gelehnt, während meine Mutter Vasiliki, das heißt die Königliche, zu seinen Füßen lag. Ich spielte mit seinem langen weißen Bart und dem Dolch mit dem diamantenen Griff, der in seinem Gürtel steckte. Von Zeit zu Zeit trat ein Albanese an ihn heran und sagte ihm einige Worte, auf die er antwortete: ›Tötet ihn!‹ oder ›Laßt ihn leben!‹

Eines Abends, ich war vier Jahre alt, wurde ich von meiner

Mutter geweckt. Sie trug mich auf meinem Kissen hinweg, und ich sah, daß ihre Augen voll Tränen waren. Sie stieg mit mir die Treppen hinunter. Vor uns drängten sich in größter Hast alle Frauen meiner Mutter, die Kästen, Säcke, Schmuckstücke, Börsen voll Gold trugen. Hinter den Frauen kam eine Garde von zwanzig Mann, die mit langen Gewehren und Pistolen bewaffnet waren. Zuletzt ging mein Vater, prachtvoll gekleidet, mit seinem Lieblingsdiener Selim. Er trieb uns zur Eile an. Mein Vater war ein berühmter Mann, den Europa unter dem Namen Ali Tebelin, Pascha von Janina, gekannt hat und vor dem die Türken gezittert haben.

Wir waren am Fuß der Treppe angekommen und befanden uns am Ufer des Sees. Mein Vater, meine Mutter, Selim und ich bestiegen mit den Frauen eine Barke, und diese fuhr auf einen Kiosk in der Mitte des Sees zu. Die Palikaren folgten uns später.

Unsre Barke eilte wie der Wind.

›Weshalb fahren wir so schnell?‹ fragte ich meine Mutter.

›Still, mein Kind‹, erwiderte sie, ›wir sind auf der Flucht.‹

So war es in der Tat. Man hat mir nachher erzählt, daß die Garnison des Schlosses Janina …«

Hier sah das junge Mädchen Monte Christo an, der sie nicht aus den Augen ließ. Sie fuhr langsam fort wie jemand, der etwas erfindet oder etwas unterdrückt:

»… des langen Dienstes müde, sich mit dem Seraskier Kurschid vereinigt hatte, den der Sultan geschickt hatte, um sich meines Vaters zu bemächtigen. Mein Vater faßte daraufhin den Entschluß, sich in das Asyl im See, das er lange vorbereitet hatte, zurückzuziehen, nachdem er vorher einen fränkischen Offizier, der sein volles Vertrauen hatte, zu dem Sultan geschickt hatte.«

»Und dieser Offizier«, fragte Albert, »erinnern Sie sich an seinen Namen?«

Monte Christo warf dem jungen Mädchen einen raschen Blick zu, was Albert nicht bemerkte.

»Nein«, sagte sie, »ich erinnere mich nicht. Aber vielleicht wird er mir später einfallen, dann werde ich ihn nennen. Wir ruderten also auf den Kiosk zu«, fuhr sie fort. »Der Kiosk bestand

nur aus einem Erdgeschoß und einem Stockwerk. Aber darunter befand sich ein unterirdisches Gewölbe, wo meine Mutter und ich und unsre Frauen untergebraucht wurden und wo auf einem Haufen sechzigtausend Beutel und zweihundert Fässer lagen. In den Beuteln waren fünfundzwanzig Millionen in Gold und in den Fässern dreißigtausend Pfund Pulver.

Neben diesen Fässern stand Selim, der Lieblingsdiener meines Vaters, Tag und Nacht mit einer brennenden Lunte in der Hand. Er hatte den Befehl, bei dem ersten Zeichen meines Vaters alles in die Luft zu sprengen, Kiosk, Wachen, Pascha, Frauen und Gold.

Ich erinnere mich, daß unsre Sklaven, die wußten, was ihnen drohte, Tag und Nacht weinten und beteten.

Ich könnte nicht sagen, wie lange wir in dieser Lage blieben; ich wußte damals noch nicht, was die Zeit war. Eines Morgens ließ uns mein Vater, der sich oben auf der Terrasse aufhielt, rufen. Er war ruhig, aber bleicher als gewöhnlich.

›Vasiliki‹, sagte er, ›heute kommt der Firman des Großherrn, und damit entscheidet sich unser Schicksal. Wird uns vollständige Begnadigung gewährt, so kehren wir im Triumph nach Janina zurück; ist die Nachricht schlecht, so fliehen wir diese Nacht.‹

›Aber wenn die Wachen uns nicht fliehen lassen?‹ fragte meine Mutter.

›Darüber kannst du beruhigt sein‹, erwiderte mein Vater lächelnd, ›Selim und seine Lunte bürgen mir für sie. Sie wünschen meinen Tod, aber nicht um den Preis, mit mir zu sterben.‹

Meine Mutter antwortete nur mit einem Seufzer auf diesen Trost, der meinem Vater nicht aus dem Herzen zu kommen schien.

Plötzlich machte mein Vater eine heftige Bewegung und setzte sein Fernrohr an die Augen.

›Eine Barke … zwei … drei … vier …‹, sagte er.

Er ergriff seine Pistolen und lud sie.

›Vasiliki‹, sagte er zitternd, ›in einer halben Stunde werden wir die Antwort des erhabenen Kaisers wissen, geh mit Haidee in das unterirdische Gewölbe.‹

Er beugte sich zu mir nieder und küßte mich. Es war der letzte Kuß meines Vaters. Beim Verlassen der Terrasse sahen wir die Barken, die auf dem See immer größer wurden.

Mein Vater ging in das Innere des Kiosks, wo zwanzig Palikaren, in dem Getäfel verborgen, mit blutunterlaufenen Augen das Herannahen der Barken beobachteten und ihre langen Gewehre bereithielten. Patronen lagen in großer Anzahl auf dem Boden. Mein Vater sah auf die Uhr und ging unruhig hin und her.

Meine Mutter und ich kamen unten an. Selim war auf seinem Posten. Er lächelte uns traurig zu. Wir setzten uns neben ihn hin. Meine Mutter, die Christin war, betete. Selim wiederholte von Zeit zu Zeit die geheiligten Worte: ›Gott ist groß.‹

Meine Mutter näherte sich der Treppe und horchte.

›Sie kommen‹, sagte sie, ›hoffentlich bringen sie uns Frieden und Leben.‹

›Was fürchtest du, Herrin?‹ sagte Selim, ›wenn sie nicht den Frieden bringen, geben wir ihnen den Tod.‹

›Selim‹, sagte meine Mutter leise, ›was ist der Befehl des Herrn?‹

›Schickt er mir seinen Dolch, so heißt das, daß der Sultan ihn nicht in Gnaden annehmen will, und dann lege ich die Lunte an das Pulverfaß; schickt er mir seinen Ring, so hat ihm der Sultan verziehen, und ich liefere das Pulvermagazin aus.‹

Plötzlich hörten wir ein lautes Geschrei. Wir horchten; es waren Freudenrufe. Unsre Palikaren riefen den Namen des Franken, der nach Konstantinopel geschickt worden war. Es war offenbar, daß er die Antwort des erhabenen Kaisers überbracht hatte und daß sie günstig war.

Plötzlich kam jemand die Treppe herunter, und ein Schatten zeigte sich am Eingang des Gewölbes.

›Wer bist du?‹ rief Selim. ›Wer du auch seist, wage dich keinen Schritt weiter vorwärts.‹

›Preis sei dem Sultan‹, sagte der Schatten. ›Ali Tebelin ist begnadigt, und nicht nur sein Leben ist gesichert, sondern er erhält auch sein Vermögen und seine Güter zurück.‹

Meine Mutter stieß einen Freudenruf aus und drückte mich an ihr Herz.

›Halt!‹ sagte Selim zu ihr, da er sah, daß sie dem Ausgang zueilte, ›du weißt, daß ich auf den Ring warten muß.‹

›Das ist wahr‹, sagte meine Mutter.

Unterdessen hatten wir den Mann, der die Nachricht gebracht hatte, erkannt. Es war ein Freund.

Selim hatte ihn ebenfalls erkannt. Aber er wußte nur das eine: gehorchen.

›In wessen Namen kommst du?‹ fragte er.

›Ich komme im Namen unsres Herrn, Ali Tebelin‹, sagte der Bote. ›Ich bringe dir seinen Ring.‹

Dabei erhob er seine Hand über den Kopf. Aber es war zu dunkel, als daß Selim aus dieser Entfernung den Gegenstand, den er in der Hand hielt, erkennen konnte.

›Ich sehe nicht, was du mir zeigst‹, sagte Selim.

›Komm zu mir‹, sagte der Bote, ›oder ich will zu dir kommen.‹

›Weder das eine noch das andre‹, erwiderte Selim. ›Lege den Gegenstand, den du in der Hand hältst, auf die Stelle, wo du jetzt stehst, und ziehe dich zurück.‹

›Gut‹, sagte der Bote. Er legte den Gegenstand hin und zog sich zurück.

Selim ging, immer mit der brennenden Lunte in der Hand, an den Eingang, beugte sich nieder und hob den Gegenstand auf.

›Der Ring des Herrn‹, sagte er, indem er ihn küßte, ›es ist gut.‹

Er warf die Lunte zu Boden, trat mit den Füßen darauf und löschte sie aus.

Der Bote, der von der Treppe aus zugesehen hatte, stieß einen Freudenruf aus und klatschte in die Hände. Auf dieses Zeichen eilten vier Soldaten des Seraskiers Kurschid herbei, und Selim fiel, von fünf Dolchstößen durchbohrt.

Dann stürzten sich die Soldaten auf die Goldbeutel.

Unterdessen hatte meine Mutter mich in die Arme genommen und lief mit mir durch Gänge, die nur sie kannte, und eine Geheimtreppe hinauf bis an eine Tür. Die unteren Säle des Kiosks

waren von unsren Feinden, den Soldaten Kurschids, erfüllt, die einen fürchterlichen Lärm machten.

In dem Augenblick, als meine Mutter die Tür öffnen wollte, hörten wir die schreckliche Stimme des Paschas.

Meine Mutter blickte durch die Spalten der Tür. Eine kleine Öffnung befand sich zufällig vor mir, und ich sah hindurch.

›Was wollt ihr?‹ sagte mein Vater zu einigen Männern, von denen einer ein mit goldenen Buchstaben bedecktes Papier in der Hand hielt.

›Wir wollen dir den Willen seiner Majestät mitteilen‹, sagte dieser. ›Siehst du diesen Firman?‹

›Ich sehe ihn‹, sagte mein Vater.

›Nun gut, lies, er verlangt deinen Kopf.‹

Mein Vater stieß ein fürchterliches Lachen aus. Er schoß seine Pistolen ab und tötete zwei Mann.

Die Palikaren, die um meinen Vater herum mit dem Gesicht auf dem Boden lagen, erhoben sich und gaben Feuer. Das Zimmer füllte sich mit Lärm, Feuer und Rauch.

In demselben Augenblick begann das Feuer von der andern Seite, und die Kugeln durchschlugen die Bretter der Tür um uns herum.

›Selim‹, rief mein Vater, ›tue deine Pflicht!‹

›Selim ist tot‹, erwiderte eine Stimme, die aus der Tiefe des Kiosks zu kommen schien, ›und du, Ali, bist verloren.‹

In demselben Augenblick ertönte ein dumpfer Knall, und Stücke des Fußbodens flogen um meinen Vater.

Die Soldaten Kurschids schossen durch den Boden. Einige Palikaren fielen.

Mein Vater schrie auf und riß eine ganze Diele los.

Aber durch diese Öffnung flogen zwanzig Kugeln ins Zimmer, und die Flamme, die wie aus einem Krater hervorschoß, ergriff die Teppiche.

Zwei Schüsse trafen meinen Vater tödlich. Er blieb aufrecht stehen, an ein Fenster geklammert. Meine Mutter rüttelte an der Tür, um mit ihm zu sterben, aber die Türe war verschlossen.

Um ihn herum wanden sich die Palikaren im Todeskampf.

Plötzlich gab der ganze Boden nach. Mein Vater fiel auf ein Knie. Im selben Augenblick streckten sich zwanzig Arme aus, mit Säbeln, Pistolen, Dolchen bewaffnet, zwanzig Stöße trafen seinen Körper, und mein Vater verschwand in einem Feuerwirbel, als ob die Hölle sich unter seinen Füßen geöffnet hätte.

Ich fühlte, wie meine Mutter mich zur Erde gleiten ließ; sie war ohnmächtig zusammengesunken. Ich sah und hörte eine Weile nichts mehr.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich mit meiner Mutter vor dem Seraskier.

›Töte mich‹, sagte sie, ›aber schone die Ehre der Witwe Alis.‹

›Nicht an mich hast du dich zu wenden, sondern an deinen neuen Herrn‹, sagte Kurschid.

›Welcher ist es?‹

›Dieser hier.‹

Und Kurschid zeigte auf einen der Männer, der am meisten die Schuld am Tode meines Vaters trug.«

»Sie wurden also das Eigentum dieses Mannes?« unterbrach Albert die Erzählung.

»Nein«, sagte Haidee, »er wagte es nicht, uns zu behalten. Er verkaufte uns an Sklavenhändler, die nach Konstantinopel reisten. Wir durchquerten Griechenland und kamen halbtot an dem kaiserlichen Tore an, das von Neugierigen umlagert war. Sie traten beiseite, um uns hindurch zu lassen. Meine Mutter folgte mit den Augen der Richtung ihrer Blicke. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus, zeigte mit der Hand in die Höhe und fiel zu Boden.

Auf dem Tore war ein Menschenkopf und darunter stand:

›Dies ist der Kopf Ali Tebelins, des Paschas von Janina.‹

Ich versuchte weinend, meine Mutter aufzurichten; sie war tot.

Ich wurde auf den Markt geführt. Ein reicher Armenier kaufte mich, ließ mich erziehen und unterrichten, und als ich dreizehn Jahre alt war, verkaufte er mich dem Sultan Mahmud.«

»Von dem ich sie für einen kostbaren Smaragd erstand«, sagte Monte Christo.

»Oh, du bist gut, Herr«, sagte Haidee, indem sie ihm die Hand küßte, »und ich bin glücklich, dir zu gehören.«

Albert war ganz betäubt von dem, was er gehört hatte.

»Trinken Sie Ihren Kaffee aus«, sagte der Graf zu ihm, »die Geschichte ist zu Ende.«

Die Limonade

Nach der Verlesung des Protokolls über den Tod seines Vaters hatte Franz das Zimmer Noirtiers wankenden Schritts und gänzlich fassungslos verlassen. Sogar Valentine hatte sich des Mitleids mit ihm nicht erwehren können. Zwei Stunden darauf hatte Villefort folgenden Brief erhalten:

»Nach dem, was heute morgen enthüllt worden ist, kann Herr Noirtier von Villefort nicht annehmen, daß eine Verbindung zwischen seiner Familie und derjenigen des Herrn Franz von Epinay möglich sei. Herr Franz von Epinay muß mit Entsetzen daran denken, daß Herr von Villefort, der die heute morgen enthüllten Ereignisse zu kennen schien, ihm von denselben keine Mitteilung gemacht hat.«

Wer in diesem Augenblick den gänzlich fassungslosen Staatsanwalt gesehen hätte, hätte nicht geglaubt, daß er vorhergesehen hatte, was kommen würde; Villefort hätte es in der Tat niemals für möglich gehalten, daß sein Vater so rücksichtslos sein könnte, eine derartige Geschichte zu enthüllen. Noirtier, dem wenig an der Meinung seines Sohnes lag, hatte sich nie herbeigelassen, ihn über den wahren Verlauf der Dinge aufzuklären, und Villefort hatte stets geglaubt, daß der General ermordet worden sei.

Dieser Brief von einem bis dahin so ehrerbietigen jungen Mann war ein tödlicher Schlag für den Stolz eines Mannes wie Villefort. Seiner Frau sagte er nur, daß infolge einer Auseinandersetzung zwischen ihm, seinem Vater und Herrn von Epinay die Heirat Valentines und des jungen Mannes aufgegeben worden sei. Frau

von Villefort ihrerseits erklärte den Zeugen und dem Advokaten, denen man nicht gut im Augenblick die Wahrheit enthüllen konnte, daß Herr Noirtier einen Schlaganfall gehabt habe und die Unterzeichnung daher auf einige Tage verschoben werden müsse. Die Anwesenden sahen sich erstaunt an und zogen sich zurück, ohne ein Wort zu sagen.

Valentine, die glücklich war, obwohl sie das Vernommene erschreckt hatte, hatte den schwachen Greis, der so mit einem Schlage eine Kette zerrissen hatte, die sie schon für unlöslich gehalten hatte, umarmt und ihm gedankt und war dann durch die kleine Tür in den Garten gegangen.

Maximilian, der beim Begräbnis gewesen war und Herrn von Epinay zusammen mit Herrn von Villefort den Kirchhof hatte verlassen sehen, war ihnen gefolgt und hatte Franz in das Haus eintreten sehen. Er ahnte, was vorgehen werde, und hatte sich nach dem Hof begeben; er war auf alles gefaßt und überzeugt, daß Valentine im ersten freien Augenblick zu ihm eilen werde.

Er hatte sich nicht getäuscht; beim ersten Blick, den er auf das junge Mädchen warf, wurde er ruhig.

»Gerettet!« sagte Valentine.

»Gerettet!« wiederholte Morrel, der an ein solches Glück kaum glauben konnte. »Aber durch wen denn?«

»Durch meinen Großvater! Oh, habe ihn recht lieb, Maximilian!« Morrel schwor, den Greis von ganzer Seele zu lieben, und in der Tat, er liebte ihn in diesem Augenblick nicht nur, sondern betete ihn an wie einen Gott.

Auf seine Frage, wie das zugegangen sei, wollte Valentine ihm zuerst alles erzählen, dann aber dachte sie daran, daß hier ein Geheimnis mit im Spiele war, das ihrem Großvater nicht allein angehörte, und sagte:

»Ich werde dir später alles erzählen.«

»Aber wann?«

»Wenn ich deine Frau bin.«

Morrel gab sich damit zufrieden. Jedoch wollte er sich nicht eher zurückziehen, als bis er das Versprechen erhalten hatte, daß er Valentine am nächsten Abend sehen werde.

Valentine versprach, was er wollte. Alles war in ihren Augen verändert, und jetzt war es ihr weniger schwer, zu glauben, daß sie Maximilian heiraten würde, als es ihr vor einer Stunde gewesen war, nicht zu glauben, daß sie Franz heiraten würde.

Währenddessen hatte sich Frau von Villefort zu Herrn Noirtier hinaufbegeben. Dieser empfing sie so finster und streng, wie er ihr gegenüber immer war.

»Ich habe nicht nötig«, sagte sie, »Ihnen zu sagen, daß die Verbindung zwischen Valentine und Herrn von Epinay abgebrochen ist, da dieser Bruch hier stattgefunden hat.«

Noirtier blieb unbeweglich.

»Aber was Sie nicht wissen«, fuhr sie fort, »ist, daß ich stets gegen diese Heirat gewesen bin.«

Noirtier sah seine Schwiegertochter an wie jemand, der eine Erklärung erwartet.

»Jetzt, wo diese Heirat, mit der Sie nicht einverstanden waren, aufgegeben ist, tue ich bei Ihnen einen Schritt, den weder mein Mann noch Valentine tun können.«

Die Augen Noirtiers fragten, was das für ein Schritt sei.

»Ich komme, um Sie zu bitten«, fuhr Frau von Villefort fort, »als die einzige, die ein Recht dazu hat, denn ich bin die einzige, die keinen Nutzen davon hat; ich komme, um Sie zu bitten, Ihrer Enkelin, ich will nicht sagen, Ihre Liebe – die hat sie ja immer behalten –, aber Ihr Vermögen wiederzugeben.«

Die Augen Noirtiers blieben einen Augenblick ungewiß; er suchte jedenfalls nach den Beweggründen dieses Schrittes und konnte sie nicht finden.

»Kann ich hoffen«, fragte Frau von Villefort, »daß Ihre Absichten mit der Bitte, die ich ausgesprochen habe, in Einklang stehen?«

»Ja«, bekundete Noirtier.

»Dann ziehe ich mich dankbar und zugleich glücklich zurück.« Und indem sie Herrn Noirtier eine Verbeugung machte, entfernte sie sich.

In der Tat ließ Noirtier am andern Tag den Notar kommen; das erste Testament wurde zerrissen und ein andres ausgefer-

tigt, in dem er sein ganzes Vermögen Valentine vermachte, unter der Bedingung, daß sie nicht von ihm getrennt würde.

Einige Personen berechneten dann, daß Fräulein von Villefort als Erbin des Marquis und der Marquise von Saint-Méran und ihres Großvaters Noirtier eines Tages über ungefähr dreimal hunderttausend Livres Rente verfügen werde.

Am folgenden Tage erschien Barrois, der alte Diener des Herrn Noirtier, bei Morrel mit der Bestellung, daß sein Herr ihn bitten lasse, sofort zu ihm zu kommen. Maximilian eilte mit dem Diener nach dem Villefortschen Haus. Barrois ließ ihn durch die Nebentür eintreten, und bald darauf kam Valentine.

Das junge Mädchen war in den Trauerkleidern zum Entzücken schön. Der Traum wurde so süß, daß Morrel von der Unterhaltung mit Noirtier ganz gern abgesehen hätte, aber es dauerte nicht lange, so wurde der Greis in seinem Stuhl ins Zimmer gefahren.

Noirtier nahm mit wohlwollendem Blick den Dank des jungen Mannes für sein wunderbares Dazwischentreten, das sie, Valentine und ihn, vor der Verzweiflung gerettet habe, entgegen, dann sah er seine Enkelin an, die schüchtern von Morrel entfernt saß.

»Ich soll also sagen, was du mir aufgetragen hast?« fragte sie.

»Ja«, bekundete Noirtier.

»Maximilian«, sagte Valentine zu dem jungen Mann, der kein Auge von ihr ließ, »Großpapa hat mir tausenderlei gesagt, das ich Ihnen mitteilen soll; heute hat er Sie holen lassen, damit ich es Ihnen, ohne ein Wort daran zu ändern, wiederhole. Großpapa will dieses Haus verlassen; Barrois befaßt sich damit, ihm eine passende Wohnung zu suchen.«

»Aber Sie«, sagte Morrel, »Sie, die Sie ihm so teuer und notwendig sind?«

»Ich«, fuhr das junge Mädchen fort, »werde Großpapa nicht verlassen, das ist zwischen ihm und mir abgemacht; meine Wohnung wird neben der seinigen sein. Entweder gibt nun mein Vater seine Einwilligung dazu, daß ich zu Großpapa ziehe, oder er schlägt es ab; im erstern Falle verlasse ich sofort das Haus, im andern warte ich, bis ich in zehn Monaten mündig sein werde. Dann bin ich frei, habe ein unabhängiges Vermögen und …«

»Und?« fragte Morrel.

»Und werde mit der Einwilligung Großpapas das Versprechen, das ich Ihnen gegeben habe, halten.«

Valentine sprach die letzten Worte so leise, daß Morrel sie nicht hätte verstehen können, wäre er nicht mit ganzer Seele bei dem Gespräch gewesen.

»Habe ich alles so wiedergegeben, wie du es wünschst, Großpapa?« fragte Valentine den Greis.

»Ja«, bekundete dieser.

»Bin ich einmal bei meinem Großpapa«, fuhr Valentine fort, »so können Sie mich in seiner Gegenwart besuchen. Wenn dieses Band, das unsre Herzen zu knüpfen angefangen haben, sich weiter als glückverheißend bewährt (ach, die durch Hindernisse entflammten Herzen sollen sich in der Sicherheit abkühlen!), so können Sie bei mir um meine Hand anhalten, ich werde darauf warten.«

»Oh!« rief Morrel, den es drängte, vor dem Greise wie vor Gott und vor Valentine wie vor einem Engel niederzuknien. »Oh, was habe ich denn getan, um so viel Glück zu verdienen?«

»Bis dahin«, fuhr das junge Mädchen ernst fort, »werden wir die Schicklichkeit, selbst den Willen meiner Eltern achten, vorausgesetzt, daß dieser Wille nicht darauf ausgeht, uns für immer zu trennen; um es kurz in einem Wort zu wiederholen: wir werden warten.«

»Und ich schwöre Ihnen, Herr Noirtier«, sagte Morrel, »daß ich die Opfer, die dieses Wort mir auferlegt, erfüllen will, nicht mit dem Gefühl der Entsagung, sondern mit Freuden.«

»Also«, fuhr Valentine mit einem zärtlichen Blick fort, »keine Unklugheiten mehr, mein Freund; stellen Sie nicht diejenige bloß, die von heute ab sich als bestimmt betrachtet, Ihren Namen rein und würdig zu tragen.«

Morrel legte die Hand aufs Herz.

Noirtier betrachtete beide voll Zärtlichkeit. Barrois, der im Hintergrund geblieben war, wie jemand, vor dem man nichts zu verbergen hat, lächelte, indem er sich den Schweiß von der kahlen Stirn wischte.

»Oh, wie warm dem guten Barrois ist!« sagte Valentine.

»Ach, ich bin aber auch schön gelaufen, gnädiges Fräulein«, sagte Barrois. »Freilich muß ich Herrn Morrel Gerechtigkeit widerfahren lassen und zugeben, daß er noch schneller gelaufen ist als ich.«

Noirtier deutete mit dem Auge auf einen Teller, auf welchem eine Karaffe mit Limonade und ein Glas standen. Noirtier hatte vor einer halben Stunde einen Teil des Inhalts der Karaffe bereits getrunken.

»Da, nimm das, Barrois«, sagte das junge Mädchen, »denn ich sehe, wie verlangend du die Karaffe ansiehst.«

»Allerdings, ich verschmachte beinahe«, antwortete Barrois, »und ich trinke gern ein Glas Limonade auf Ihr Wohl.«

»Trink nur«, entgegnete Valentine, »und komm gleich zurück.«

Barrois nahm den Teller und war kaum im Korridor, so sah man ihn durch die Tür, die er vergessen hatte zu schließen, den Kopf hintenüberneigen, um das Glas, das Valentine gefüllt hatte, zu leeren.

Valentine und Morrel verabschiedeten sich von Herrn Noirtier, als man die Glocke auf der Treppe des Herrn von Villefort klingeln hörte. Das war das Zeichen eines Besuchs. Valentine sah auf die Uhr.

»Es ist Mittag«, sagte sie, »heute ist Sonnabend, Großpapa, das ist jedenfalls der Doktor.«

Noirtier bejahte.

»Er wird hierherkommen; Maximilian muß gehen, nicht wahr, Großpapa?«

»Ja«, antwortete der Greis.

»Barrois!« rief Valentine. »Barrois, komm!«

»Ich komme, gnädiges Fräulein«, rief der alte Diener.

»Barrois wird Sie bis zur Tür bringen«, sagte Valentine zu Morrel; »und nun, Herr Offizier, seien Sie dessen eingedenk, daß Großpapa Ihnen empfiehlt, keinen Schritt zu wagen, der unser Glück in Frage stellen könnte.«

»Ich habe versprochen zu warten«, antwortete Morrel, »und ich werde warten.«

In diesem Augenblick trat Barrois ein.

»Herr Doktor d'Avrigny«, sagte er taumelnd.

»Nun, was hast du denn, Barrois?« fragte Valentine.

Der Alte antwortete nicht; er sah seinen Herrn mit wirren Augen an, während er mit der zusammengekrampften Hand eine Stütze suchte.

»Er wird fallen!« rief Morrel.

Barrois war plötzlich von einem Zittern befallen worden, das ständig zunahm; seine Gesichtsmuskeln zuckten krampfhaft. Noirtier sah seinen Diener mit einem Blick größter Unruhe an. Barrois tat einige Schritte auf seinen Herrn zu.

»Ach, mein Gott, mein Gott!« sagte er. »Was habe ich denn? … Ich leide … ich sehe nichts mehr. Mein Kopf brennt wie von tausend Feuerstrahlen. Oh, rühren Sie mich nicht an, rühren Sie mich nicht an!«

Die Augen traten ihm aus dem Kopfe und blickten wirr, sein Kopf beugte sich hintenüber, während der übrige Körper starr wurde. Valentine stieß erschrocken einen Schrei aus; Morrel nahm sie in die Arme, wie um sie gegen eine unbekannte Gefahr zu verteidigen.

»Herr d'Avrigny, Herr d'Avrigny!« rief Valentine mit erstickter Stimme. »Kommen Sie zu Hilfe!«

Barrois drehte sich um sich selbst, tat drei Schritte zurück, stolperte und fiel zu den Füßen Noirtiers nieder, auf dessen Knie er seine Hand stützte, indem er rief: »Mein Herr, mein lieber Herr!«

In diesem Augenblick erschien Herr von Villefort, der das Rufen gehört hatte, auf der Schwelle. Morrel ließ das halb ohnmächtige Mädchen los, sprang in eine Ecke und verschwand fast hinter einem Vorhang; sein Blick haftete entsetzt auf dem im Todeskampf liegenden Diener.

Noirtier war mit Ungeduld und Schrecken erfüllt; seine Seele sprang dem armen Alten, der mehr sein Freund als sein Diener war, zu Hilfe. Man sah den innern Kampf sich auf seiner Stirn ausdrücken durch das Schwellen der Adern und das Zusammenziehen der um seine Augen beweglich gebliebenen Muskeln.

Barrois lag da mit zuckendem Gesicht, blutunterlaufenen

Augen und zurückgeworfenem Kopf; seine Hände schlugen den Boden, während seine Beine so steif waren, daß es schien, sie würden eher brechen, als sich beugen lassen. Ein leichter Schaum trat ihm vor den Mund, und er keuchte schmerzlich.

Villefort hatte Morrel nicht gesehen. Bei dem Anblick des Bildes vor ihm wurde sein Gesicht bleich, und die Haare auf seinem Kopf richteten sich auf.

»Doktor, Doktor«, rief er, nach der Tür eilend, »kommen Sie, kommen Sie!«

»Mama, Mama«, rief Valentine, die nach der Tür gestürzt war, »kommen Sie schnell und bringen Sie Ihr Salzfläschchen mit!«

»Was gibt es denn?« fragte Frau von Villefort mit ruhiger Stimme.

»Oh, kommen Sie, kommen Sie!«

»Aber wo ist denn der Doktor?« rief Villefort. »Wo bleibt er?«

Frau von Villefort kam langsam herunter; man hörte die Dielen unter ihren Tritten knarren. In der einen Hand hielt sie ein Taschentuch, mit dem sie sich das Gesicht wischte, in der andern ein Fläschchen mit englischen Salzen. Ihr erster Blick, als sie ins Zimmer trat, galt Noirtier, dessen Gesicht, von der unter diesen Umständen natürlichen Erregung abgesehen, von unveränderter Gesundheit zeugte; ihr zweiter Blick fiel auf den Sterbenden. Sie wurde blaß und blickte von dem Diener wieder auf den Herrn zurück.

»Aber um Gottes willen, wo ist denn der Doktor?« fragte Herr von Villefort. »Er ist zu Ihnen gegangen. Sie sehen, Barrois hat einen Schlaganfall; ein Aderlaß wird ihn retten.«

»Hat er kürzlich gegessen?« fragte Frau von Villefort, ohne auf die Frage zu antworten.

»Er hat nicht gefrühstückt«, sagte Valentine, »aber er ist sehr schnell gegangen, um einen Auftrag für Großpapa zu besorgen. Bei seiner Rückkehr hat er ein Glas Limonade getrunken.«

»Ah!« entgegnete Frau von Villefort. »Warum keinen Wein? Limonade ist nicht gut.«

»Es war die Limonade aus Großpapas Karaffe; der arme Barrois hatte Durst und hat getrunken, was er gefunden hat.«

Frau von Villefort zitterte. Noirtier ließ den Blick nicht von ihr. »Er hat einen so kurzen Hals«, sagte sie.

»Ich frage Sie, wo ist Herr d'Avrigny?« sagte Villefort. »Um des Himmels willen, antworten Sie!«

»Er ist bei Eduard, der ein wenig unwohl ist«, antwortete Frau von Villefort, die nicht länger ausweichen konnte.

Villefort eilte nach der Treppe, um selbst den Arzt zu holen.

»Da«, sagte Frau von Villefort, indem sie Valentine das Fläschchen reichte; »der Doktor wird ihn jedenfalls zur Ader lassen. Ich gehe wieder nach oben, denn ich kann kein Blut sehen.« Sie folgte ihrem Mann.

Morrel kam aus seinem dunklen Winkel hervor, wo ihn bei der Aufregung niemand gesehen hatte.

»Gehen Sie schnell, Maximilian«, sagte Valentine, »und warten Sie, bis ich Sie rufe. Gehen Sie!«

Morrel befragte Noirtier durch eine Bewegung. Noirtier, der seine Kaltblütigkeit bewahrt hatte, machte das Zeichen der Bejahung. Der junge Mann drückte Valentines Hand ans Herz und entfernte sich durch den Nebengang. Zu derselben Zeit traten Villefort und der Doktor durch die gegenüberliegende Tür ein.

Barrois begann wieder zu sich zu kommen; die Krise war vorüber, er stöhnte und erhob sich auf ein Knie. D'Avrigny und Villefort trugen ihn auf ein Sofa.

»Lassen Sie Wasser und Äther bringen, Herr von Villefort«, sagte der Arzt. »Haben Sie welchen im Hause?«

»Ja.«

»Lassen Sie schnell Terpentinöl und Brechpulver besorgen. Und jetzt bitte ich, daß sich alle entfernen.«

»Ich auch?« fragte Valentine schüchtern.

»Ja, Sie vor allem«, sagte der Doktor grob.

Valentine sah ihn erstaunt an, küßte ihren Großvater auf die Stirn und ging. Der Doktor schloß mit finsterer Miene die Tür hinter ihr.

»Da, sehen Sie, Doktor, er kommt wieder zu sich; es war nur ein unbedeutender Anfall.«

Herr d'Avrigny lächelte finster. »Wie fühlen Sie sich, Barrois?« fragte er.

»Etwas besser, Herr Doktor.«

»Können Sie dieses Glas austrinken?«

»Ich will's versuchen; aber rühren Sie mich nicht an.«

»Warum nicht?«

»Weil mir ist, als ob der Anfall sich sofort wiederholen würde, wenn Sie mich auch nur mit den Fingerspitzen berührten.«

»Trinken Sie.«

Barrois nahm das Glas, setzte es an seine violetten Lippen und leerte es ungefähr bis zur Hälfte.

»Wo haben Sie Schmerzen?« fragte der Doktor.

»Überall; mir ist's, als ob es mich überall zerkrampfte.«

»Wird es Ihnen schwarz vor den Augen?«

»Ja.«

»Haben Sie Ohrensausen?«

»Schreckliches.«

»Wann haben Sie das bekommen?«

»Eben erst.«

»Schnell?«

»Wie der Blitz.«

»Haben Sie gestern oder vorgestern nichts verspürt?«

»Nein.«

»Was haben Sie heute gegessen?«

»Ich habe nichts gegessen, nur ein Glas Limonade des Herrn getrunken«, antwortete Barrois, indem er mit dem Kopf nach Noirtier deutete, der, unbeweglich in seinem Stuhle sitzend, dieser schrecklichen Szene zusah, ohne sich ein Wort oder eine Bewegung entgehen zu lassen.

»Wo ist diese Limonade?« fragte der Doktor lebhaft.

»In der Karaffe unten.«

»Wo unten?«

»In der Küche.«

»Soll ich sie holen, Doktor?« fragte Villefort.

»Nein, bleiben Sie hier und versuchen Sie, den Kranken den Rest des Glases trinken zu lassen.«

»Aber die Limonade …«

»Ich gehe selbst.« Der Doktor lief die Treppe hinunter und hätte beinahe Frau von Villefort umgerannt, die gleichfalls nach der Küche ging. Sie stieß einen Schrei aus. D'Avrigny achtete nicht einmal darauf, sprang die letzten drei oder vier Stufen hinab und stürzte in die Küche. Er bemerkte die zu drei Viertel leere Karaffe auf dem Teller, ergriff sie und kehrte damit in das Zimmer im Erdgeschoß zurück. Frau von Villefort stieg langsam die zu ihren Zimmern führende Treppe hinauf.

»Ist dies die Karaffe, die hier war?« fragte d'Avrigny.

»Jawohl, Herr Doktor.«

»Dies ist dieselbe Limonade, die Sie getrunken haben?«

»Ich glaube.«

»Wie hat sie geschmeckt?«

»Bitter.«

Der Doktor goß sich einige Tropfen der Limonade in die Hand, kostete sie und spuckte sie dann in den Kamin.

»Es ist dieselbe«, sagte er. »Und Sie haben auch davon getrunken, Herr Noirtier?«

»Ja«, bekundete der Greis.

»Fanden Sie auch diesen bittern Geschmack?«

»Ja.«

»Oh, Herr Doktor«, rief Barrois, »es kommt wieder! O Gott, sei mir gnädig!«

Der Doktor eilte zu dem Kranken.

»Das Brechpulver, Villefort, sehen Sie zu, ob es kommt!«

Villefort eilte aus dem Zimmer und rief: »Das Brechpulver, das Brechpulver! Hat man es gebracht?«

Niemand antwortete. Der größte Schrecken herrschte in dem Hause.

»Wenn ich ein Mittel hätte, ihm die Luft in die Lunge zu blasen«, sagte d'Avrigny, indem er sich umsah, »so könnte man vielleicht der Erstickung vorbeugen. Aber nein, nichts, nichts!«

»Oh, wollen Sie mich so hilflos sterben lassen?« rief Barrois. »Oh, ich sterbe! Ich sterbe!«

»Eine Feder, eine Feder!« rief der Doktor.

Er bemerkte eine auf dem Tisch und versuchte, sie dem Kranken, der mitten in seinen Zuckungen vergebliche Versuche machte, zu erbrechen, in den Mund einzuführen; aber die Kinnladen waren so fest geschlossen, daß er die Feder nicht hindurchbringen konnte.

Barrois hatte einen noch heftigeren Anfall als das erstemal; er war von dem Sofa auf den Boden geglitten und streckte die Glieder krampfhaft.

Der Doktor, der ihm nicht helfen konnte, ging zu Noirtier.

»Wie befinden Sie sich«, fragte er schnell und leise, »gut?«

»Ja.«

»Leicht im Magen oder schwer? Leicht?«

»Ja.«

»Wie wenn Sie die Pille eingenommen haben, die ich Ihnen jeden Sonntag gebe?«

»Ja.«

»Hat Barrois Ihre Limonade gemacht?«

»Ja.«

Ein Seufzer Barrois', ein Gähnen, das die Kinnbacken krachen ließ, erregten die Aufmerksamkeit des Doktors; er eilte zu dem Kranken.

»Barrois«, sagte er, »können Sie sprechen?«

Barrois stammelte einige unverständliche Worte.

»Machen Sie eine Anstrengung, mein Freund.«

Barrois öffnete die blutunterlaufenen Augen.

»Wer hat die Limonade gemacht?«

»Ich.«

»Haben Sie sie gleich nach dem Anrichten zu Ihrem Herrn gebracht?«

»Nein.«

»Sie haben sie also irgendwo stehenlassen?«

»In der Küche, weil ich gerufen wurde.«

»Wer hat sie hierher gebracht?«

»Fräulein Valentine.«

D'Avrigny schlug sich vor den Kopf.

»O mein Gott, mein Gott!« murmelte er.

»Herr Doktor, Herr Doktor!« rief Barrois, der den dritten Anfall kommen fühlte.

»Bringt man denn das Brechpulver nicht endlich?« rief der Doktor.

»Hier ist ein Glas schon fertig«, sagte Villefort, indem er eintrat.

»Wer hat es gemacht?«

»Der Apothekergehilfe, der mit mir gekommen ist.«

»Trinken Sie.«

»Unmöglich, es ist zu spät; meine Kehle drückt sich zusammen; ich ersticke. O mein Herz! O mein Kopf … Oh, welche Hölle … Muß ich lange so leiden?«

»Nein, mein Freund«, sagte der Doktor, »Sie werden bald nicht mehr leiden.«

»Ah, ich verstehe!« rief der Unglückliche. »Mein Gott, erbarme dich!«

Er stieß einen Schrei aus und sank wie vom Blitz getroffen zurück. D'Avrigny legte ihm die Hand aufs Herz und hielt ihm einen Spiegel vor den Mund.

»Nun?« fragte Villefort.

»Sagen Sie in der Küche, daß schnell Veilchensaft gebracht wird.«

Villefort ging sofort hinunter.

»Erschrecken Sie nicht, Herr Noirtier«, sagte d'Avrigny, »ich bringe den Kranken in ein andres Zimmer, um ihn zur Ader zu lassen; diese Anfälle sind schrecklich anzusehen.«

Er faßte Barrois unter die Arme und zog ihn in ein anstoßendes Zimmer, er kam aber sofort zurück und nahm den Rest der Limonade.

Noirtier schloß das rechte Auge.

»Valentine, nicht wahr, Sie wollen Valentine haben? Ich werde sagen, daß man sie herschickt.«

Villefort kam wieder herauf, d'Avrigny traf ihn im Korridor.

»Nun?« fragte er.

»Kommen Sie«, sagte d'Avrigny und führte ihn in das Zimmer.

»Immer noch ohnmächtig?« fragte der Staatsanwalt.

»Er ist tot.«

Villefort wich drei Schritte zurück, schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sagte, indem er den Toten mit nicht geheucheltem Mitleid betrachtete: »So schnell gestorben!«

»Ja, sehr schnell, nicht wahr?« sagte d'Avrigny. »Aber das darf Sie nicht wundern, Herr und Frau von Saint-Méran sind ebenso schnell gestorben. Oh, man stirbt schnell in Ihrem Hause, Herr von Villefort.«

»Was!« rief der Staatsanwalt mit dem Tone des Schreckens und der Bestürzung. »Sie kommen wieder auf diesen entsetzlichen Gedanken zurück?«

»Immer wieder, Herr von Villefort, immer wieder«, sagte d'Avrigny mit Feierlichkeit, »denn er hat mich nicht einen Augenblick verlassen; und damit Sie sich überzeugen, daß ich mich diesmal nicht täusche, so hören Sie mich an, Herr von Villefort.«

Villefort zitterte krampfhaft.

»Es gibt ein Gift, welches tötet, fast ohne eine Spur zu hinterlassen; dieses Gift habe ich soeben bei Barrois festgestellt, wie ich es schon bei Frau Saint-Méran festgestellt hatte. Es gibt ein Mittel, das Vorhandensein dieses Giftes nachzuweisen; es stellt die blaue Farbe des durch eine Säure geröteten Lackmuspapiers wieder her und färbt Veilchensirup grün. Lackmuspapier haben wir nicht, aber da kommt der Veilchensaft, den ich bestellt habe.«

In der Tat hörte man Schritte auf dem Korridor; der Doktor öffnete die Tür ein wenig, nahm dem Mädchen ein Glas ab, in dem sich einige Löffel Sirup befanden, und schloß die Tür wieder.

»Sehen Sie«, sagte er zu dem Staatsanwalt, dessen Herz so heftig klopfte, daß man es hätte hören können, »hier in diesem Glase ist Veilchensirup und in dieser Karaffe der Rest der Limonade, von der Ihr Vater und Barrois getrunken haben. Wenn die Limonade rein und unschädlich ist, wird der Sirup seine Farbe nicht verändern, ist sie aber vergiftet, so wird er grün werden. Geben Sie acht.«

Der Doktor goß langsam einige Tropfen Limonade aus der Karaffe in das Glas, und man sah sofort auf dem Grunde des Glases eine Wolke entstehen; sie nahm zuerst eine blaue Fär-

bung an, dann eine saphirne, darauf eine opale und schließlich eine smaragdfarbene. Das Experiment ließ keinen Zweifel übrig.

»Der unglückliche Barrois ist mit Bruzin und der Nuß der Ignatia vergiftet worden«, sagte d'Avrigny; »ich bürge jetzt dafür vor Gott und vor den Menschen.«

Villefort sagte nichts; er hob die Arme zum Himmel, warf einen wirren Blick umher und sank in einen Stuhl.

Die Anklage

Herr d'Avrigny hatte den Staatsanwalt, der die zweite Leiche in diesem Totenzimmer zu sein schien, wieder zu sich gebracht.

»Oh, der Tod ist in meinem Hause!« rief Villefort.

»Sagen Sie, das Verbrechen«, antwortete der Doktor.

»Herr d'Avrigny«, rief Villefort, »ich kann Ihnen nicht sagen, was in diesem Augenblick alles in mir vorgeht: Entsetzen, Schmerz, Wahnsinn erfüllen mich.«

»Ich glaube Ihnen«, sagte d'Avrigny mit imponierender Ruhe, »aber ich glaube, daß es Zeit ist, daß wir handeln, daß wir diesem Sterben Einhalt gebieten. Ich meinerseits fühle mich nicht mehr imstande, länger derartige Geheimnisse für mich zu behalten, ohne die Hoffnung zu haben, daß die Verbrechen gesühnt werden.«

Villefort warf einen finstern Blick umher.

»In meinem Hause«, murmelte er, »in meinem Hause!«

»Hören Sie, Herr Staatsanwalt«, sagte d'Avrigny, »seien Sie ein Mann, ehren Sie sich als Vertreter des Gesetzes durch eine vollständige Opferung.«

»Sie machen mich zittern, Doktor; eine Opferung!«

»Ich habe das Wort ausgesprochen.«

»Sie haben also jemand im Verdacht?«

»Ich habe niemand im Verdacht; der Tod klopft an Ihre Tür, tritt ein, geht, nicht blind, sondern klug, wie er ist, von einem Zimmer zum andern. Nun wohl, ich folge seiner Spur, ich

erkenne seinen Weg; ich folge der Weisheit der Alten: ich taste; denn meine Freundschaft für Ihre Familie, meine Achtung vor Ihnen sind zwei Binden vor meinen Augen; nun wohl …!«

»Oh, sprechen Sie, Doktor, ich werde Mut haben«, unterbrach Villefort.

»Wohlan denn, Herr von Villefort, Sie haben in Ihrem Hause, im Schoße Ihrer Familie vielleicht, eins dieser schrecklichen Phänomene, wie jedes Jahrhundert nur eins hervorbringt. Lokusta und Agrippina, die zu gleicher Zeit lebten, sind eine Ausnahme, die beweist, daß die Vorsehung es nicht abwarten konnte, mit dem durch so viel Verbrechen befleckten römischen Reiche ein Ende zu machen. Brunhilde und Fredegunde lebten zur Zeit einer erstehenden Kultur, in der der Mensch auch den Tod seinen Zwecken dienstbar machte. Nun wohl, alle diese Frauen waren früher oder waren noch jung und schön; ihre Stirn war geschmückt gewesen oder war noch geschmückt mit diesem selben Hauch der Unschuld, den man auch auf der Stirn der Verbrecherin, die in Ihrem Hause ist, wiederfindet.«

Villefort stieß einen Schrei aus, faltete die Hände und machte eine beschwörende Bewegung. Aber der Doktor fuhr ohne Mitleid fort: »Suche den, dem das Verbrechen Nutzen bringt, sagt ein Grundsatz der Rechtsgelehrten.«

»Doktor«, rief Villefort, »wie oft ist die Justiz der Menschen nicht durch diese unglücklichen Worte getäuscht worden! Ich weiß nicht, aber mir scheint, daß dieses Verbrechen …«

»Ah, Sie geben also endlich zu, daß das Verbrechen existiert?«

»Ja, ich erkenne es an. Ich muß es anerkennen; aber mir scheint, daß das Verbrechen mich mehr trifft als die Opfer. Ich vermute irgendein Unheil für mich hinter all diesem Unheil andrer.«

»O Mensch«, murmelte d'Avrigny, »selbstsüchtigstes aller Geschöpfe, der immer glaubt, daß für ihn allein die Erde sich drehe, die Sonne scheine und der Tod mähe! Und diejenigen, die das Leben verloren haben, haben die nichts verloren? Herr von Saint-Méran, Frau von Saint-Méran, Herr Noirtier …«

»Wie? Mein Vater!«

»Ja, Ihr Vater. Glauben Sie denn, daß man diesem unglücklichen Diener habe zu Leibe gehen wollen? Nein, er ist für einen andern gestorben. Herr Noirtier sollte die Limonade trinken, er hat sie ja auch getrunken, wie von ihm erwartet worden war, der andere hat nur durch Zufall davon genommen, und wenn auch Barrois derjenige ist, den der Tod traf, so war er doch für Herrn Noirtier bestimmt.«

»Aber wie kommt es denn, daß mein Vater dem Gift nicht erlegen ist?«

»Ich habe es Ihnen schon an dem Abend im Garten nach dem Tode der Frau von Saint-Méran gesagt: weil sein Körper sich an dieses Gift gewöhnt hat; weil die für ihn unbedeutende Dosis für jeden andern tödlich war; weil endlich niemand, selbst der Mörder nicht, weiß, daß ich die Lähmung des Herrn Noirtier seit einem Jahre mit Bruzin behandle, während der Mörder wohl weiß und sich durch Experimente überzeugt hat, daß das Bruzin ein starkes Gift ist.«

»Mein Gott, mein Gott!« murmelte Villefort, die Hände ringend.

»Verfolgen Sie den Gang des Verbrechers; er tötete Herrn von Saint-Méran.«

»O Herr Doktor!«

»Ich würde darauf schwören; was man mir von den Symptomen gesagt hat, stimmt zu gut mit dem überein, was ich mit eigenen Augen gesehen habe.«

Villefort gab den Kampf auf; er ächzte.

»Er tötet Herrn von Saint-Méran«, wiederholte der Doktor, »er tötet Frau von Saint-Méran; eine doppelte Erbschaft.«

Villefort wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Hören Sie gut zu.«

»Ach«, stammelte Villefort, »ich verliere nicht ein einziges Wort.«

»Herr Noirtier«, fuhr d'Avrigny unerbittlich fort, »hatte früher Ihre Familie enterbt und sein Vermögen den Armen vermacht; er wird verschont, man erwartet nichts von ihm. Aber kaum hat er sein erstes Testament vernichtet und das zweite

gemacht, so sucht man ihn zu treffen, offenbar aus Furcht, daß er noch ein drittes macht. Das Testament ist, glaube ich, gestern gemacht worden. Sie sehen, man hat keine Zeit verloren.«

»O Erbarmen, Herr d'Avrigny!«

»Kein Erbarmen, Herr von Villefort; der Arzt hat eine heilige Mission auf Erden; um sie zu erfüllen, ist er bis zu den Quellen des Lebens und in das geheimnisvolle Dunkel des Todes gestiegen. Wenn das Verbrechen begangen ist und Gott voll Entsetzen sein Angesicht von dem Verbrecher abwendet, so ist es an dem Arzte, zu sagen: Da ist er!«

»Erbarmen für meine Tochter!« murmelte Villefort.

»Sie sehen, Sie sind's, der sie genannt hat, Sie, der Vater!«

»Erbarmen für Valentine! Hören Sie, das ist unmöglich; ich könnte ebensogut mich selbst anklagen. Valentine, ein Herz rein wie ein Diamant, eine Lilie an Unschuld!«

»Kein Erbarmen, Herr Staatsanwalt; das Verbrechen ist offenbar; Fräulein von Villefort hat selbst die Medikamente eingepackt, die man Herrn von Saint-Méran geschickt hat, und Herr von Saint-Méran ist gestorben. Fräulein von Villefort hat die Arzneitränke der Frau von Saint-Méran bereitet, und Frau von Saint-Méran ist gestorben. Sie hat aus den Händen Barrois', der fortgeschickt worden ist, die Flasche Limonade genommen, die der Greis gewöhnlich vormittags trinkt, und der Greis ist nur durch ein Wunder dem Tode entgangen. Fräulein von Villefort ist die Schuldige, sie ist die Giftmischerin! Herr Staatsanwalt, ich zeige Fräulein von Villefort bei Ihnen an, tun Sie Ihre Pflicht!«

»Herr Doktor, ich widersetze mich nicht mehr, ich glaube Ihnen; aber seien Sie barmherzig, schonen Sie mein Leben, meine Ehre!«

»Herr von Villefort«, fuhr der Doktor mit wachsendem Nachdruck fort, »es gibt Umstände, wo ich mich nicht mehr um die törichte menschliche Vorsicht kümmere. Hätte Ihre Tochter bloß ein erstes Verbrechen begangen und sähe ich sie ein zweites planen, so würde ich Ihnen sagen: Warnen Sie sie, strafen Sie sie; mag sie den Rest ihres Lebens in irgendeinem Kloster mit

Weinen und Beten hinbringen. Hätte sie ein zweites Verbrechen begangen, so würde ich Ihnen sagen: Hier, Herr von Villefort, haben Sie ein Gift, für das kein Gegengift bekannt ist, schnell wirkend, tödlich wie der Blitz, geben Sie ihr dieses Gift, indem Sie dem Herrn ihre Seele empfehlen, und retten Sie so Ihre Ehre und Ihr Leben, denn jetzt kommen Sie an die Reihe. Ich sehe sie Ihrem Bette nahen mit ihrem heuchlerischen Lächeln und ihren sanften Worten. Wehe Ihnen, wenn Sie nicht zuerst den Schlag führen! Das würde ich Ihnen sagen, wenn sie zwei Personen getötet hätte; aber sie hat dreimal den Todeskampf mit angesehen, hat neben drei Leichen gekniet – aufs Schafott mit der Giftmischerin, aufs Schafott! Sie sprechen von Ihrer Ehre, tun Sie, was ich Ihnen sage, und die Unsterblichkeit wartet Ihrer.«

Villefort sank in die Knie. »Hören Sie«, sagte er, »ich habe nicht diese Stärke wie Sie, oder vielmehr wie Sie sie auch nicht haben würden, wenn es sich statt um meine Tochter um die Ihrige handelte.«

Der Doktor erblaßte.

»Doktor, jeder Mensch ist geboren zum Leiden und Sterben; Doktor, ich werde leiden und den Tod erwarten.«

»Nehmen Sie sich in acht«, sagte Herr d'Avrigny; »er wird langsam sein … dieser Tod; Sie werden ihn an sich herankommen sehen, nachdem er Ihren Vater, Ihre Frau, Ihren Sohn vielleicht getroffen hat.«

Villefort preßte den Arm des Arztes. »Hören Sie mich«, rief er, »beklagen Sie mich, stehen Sie mir bei … Nein, meine Tochter ist nicht schuldig … Schleppen Sie uns vor das Gericht, ich werde immer sagen: Nein, meine Tochter ist nicht schuldig … es gibt kein Verbrechen in meinem Hause … Ich will nicht, verstehen Sie, daß ein Verbrechen in meinem Hause sei; denn wenn das Verbrechen irgendwo eintritt, ist es wie der Tod, es kommt nicht allein. Hören Sie, was liegt Ihnen daran, ob ich hingemordet sterbe? … Sind Sie mein Freund? Sind Sie ein Mensch? Haben Sie ein Herz? … Nein, Sie sind Arzt! … Nun denn, ich sage Ihnen: Nein, meine Tochter soll nicht von mir aufs Schafott geschleppt werden … Ha! das ist ein Gedanke, der mich

verzehrt, der mich treibt, mir gleich einem Wahnsinnigen die Brust zu zerfleischen … Wenn Sie sich täuschten, Herr Doktor, wenn es jemand anders als meine Tochter wäre! Wenn ich eines Tages bleich wie ein Gespenst vor Sie hinträte und Ihnen sagte: Mörder, du hast meine Tochter getötet … Sehen Sie, wenn das geschähe, ich bin ein Christ, Herr d'Avrigny, und dennoch würde ich mich töten!«

»Gut«, sagte der Doktor nach einem Augenblick des Schweigens, »ich werde warten.«

Villefort sah ihn an, als ob er noch an seinen Worten zweifelte.

»Nur«, fuhr Herr d'Avrigny mit langsamer, feierlicher Stimme fort, »wenn irgend jemand in Ihrem Hause krank wird, wenn Sie selbst den Schlag gegen sich geführt fühlen, so rufen Sie mich nicht, denn ich werde nicht mehr kommen. Ich will mit Ihnen das schreckliche Geheimnis teilen, aber ich will nicht, daß Scham und Gewissensbisse in meinem Bewußtsein immer größer werden, wie das Verbrechen und das Unglück in Ihrem Hause immer größer werden wird.«

»Sie wollen mich verlassen, Doktor?«

»Ja, denn ich kann Ihnen nicht weiter folgen und mache nur am Fuße des Schafotts halt. Es wird irgendeine andere Enthüllung kommen, die das Ende dieser schrecklichen Tragödie herbeiführen wird. Leben Sie wohl!«

»Doktor! Ich beschwöre Sie!«

»Die Schrecken, die meine Seele beflecken, machen mir Ihr Haus verhaßt. Leben Sie wohl, Herr von Villefort.«

»Ein Wort, nur noch ein Wort! Sie gehen, und mir bleibt, das Entsetzen zu tragen, das Sie noch durch das, was Sie mir enthüllt haben, vergrößert haben. Aber was wird man von dem plötzlichen Tod dieses armen alten Dieners sagen?«

»Sie haben recht«, sagte Herr d'Avrigny, »geben Sie mir das Geleit.«

Der Doktor ging zuerst, Herr von Villefort folgte ihm; die Dienerschaft stand beunruhigt auf den Korridoren und Treppen, wo der Arzt vorbeikommen mußte.

»Herr von Villefort«, sagte d'Avrigny so laut, daß ihn alle

hören konnten, »der arme Barrois hat seit einigen Jahren zuviel im Hause gesessen; er, dessen Lust es war, zu Pferd oder Wagen mit seinem Herrn Europa nach allen Richtungen zu durchstreifen, hat sich in diesem einförmigen Dienst bei seinem an den Stuhl gefesselten Herrn den Tod geholt. Das Blut ist zu dick geworden; er war stark und hatte einen dicken, kurzen Hals. Er ist plötzlich vom Schlag getroffen worden, und man hat mich zu spät gerufen.«

Leise fügte er hinzu: »Gießen Sie ja das Glas Sirup ins Feuer.« Dann ging er, ohne Villeforts Hand zu berühren und ohne noch ein Wort weiter zu sagen, an der weinenden und klagenden Dienerschaft vorbei aus dem Hause.

An demselben Abend erbat die ganze Dienerschaft ihre Entlassung von Frau von Villefort. Kein Bitten, kein Versprechen einer Lohnerhöhung konnte sie zurückhalten; sie antworteten auf alles: »Wir wollen gehen, weil der Tod im Hause ist.«

Sie gingen, indem sie ihr lebhaftes Bedauern aussprachen, eine so gute Herrschaft zu verlassen, besonders Fräulein Valentine, die so gut, so wohltätig und sanft sei.

Villefort sah bei diesen Worten seine Tochter an. Valentine weinte.

Sonderbar, mitten in der Bewegung, die ihm diese Tränen verursachten, sah er auch seine Frau an, und es war ihm, als ob ein flüchtiges finsteres Lächeln um diese dünnen Lippen spielte.

Man schreibt uns aus Janina

Danglars war in seinem Arbeitszimmer mit seinem Monatsabschluß beschäftigt, als ihm der Graf von Morcerf gemeldet wurde. Seit einiger Zeit war dies nicht der Augenblick, den man wählen mußte, wenn man den Bankier bei guter Laune antreffen wollte. Beim Anblick seines alten Freundes nahm Danglars seine majestätische Miene an und setzte sich breitspurig in seinem Sessel zurecht.

Der sonst so steife und würdevolle Morcerf gab sich heute Mühe, freundlich und liebenswürdig zu erscheinen. »Baron«, sagte er, »hier bin ich. Seit langem winden wir uns um unser Wort von früher herum …«

Morcerf erwartete, bei diesen Worten das Gesicht des Bankiers sich aufklären zu sehen, aber der Bankier wurde, wenn möglich, noch kälter und unbeweglicher. Morcerf stockte.

»Welches Wort, Herr Graf?« fragte Danglars, als ob er sich vergeblich bemühte, zu erraten, was der General sagen wollte.

»Oh«, sagte der Graf, »Sie halten streng auf Form und erinnern mich daran, daß das Zeremonielle beobachtet werden muß. Sehr gut. Verzeihen Sie mir, da ich nur einen Sohn habe und es das erstemal ist, daß ich ihn verheiraten will, so bin ich noch in der Lehrzeit; nun, ich füge mich.«

Und Morcerf erhob sich mit einem gezwungenen Lächeln, machte Danglars eine tiefe Verbeugung und sagte zu ihm: »Herr Baron, ich habe die Ehre, Sie für meinen Sohn, den Vicomte Albert von Morcerf, um die Hand Ihrer Tochter, des Fräuleins Eugenie Danglars, zu bitten.«

Aber Danglars, statt diese Worte, wie Morcerf erwartet hatte, mit Freude aufzunehmen, machte ein finsteres Gesicht und sagte, ohne den Grafen, der stehengeblieben war, zum Sitzen einzuladen: »Herr Graf, ehe ich Ihnen antworte, brauche ich Zeit zur Überlegung.«

»Zur Überlegung!« entgegnete Morcerf, mehr und mehr erstaunt. »Haben Sie nicht in den bald acht Jahren, die es her ist, daß wir zum erstenmal von dieser Heirat gesprochen haben, Zeit genug zum Überlegen gehabt?«

»Herr Graf«, sagte Danglars, »es geschehen alle Tage Dinge, die Anlaß geben, sich gefaßte Entschlüsse noch einmal zu überlegen.«

»Wieso?« fragte Morcerf. »Ich verstehe Sie nicht mehr, Baron.«

»Ich will damit sagen, daß seit vierzehn Tagen neue Umstände …«

»Erlauben Sie«, sagte Morcerf; »spielen wir hier Komödie miteinander?«

»Wieso Komödie?«

»Ja, sprechen wir uns offen aus.«

»Weiter verlange ich nichts.«

»Sie haben Herrn von Monte Christo gesehen?«

»Den sehe ich sehr oft«, sagte Danglars, »er ist einer meiner Freunde.«

»Nun, bei einem der letzten Male, daß Sie ihn gesehen haben, haben Sie ihm gesagt, daß ich diese Heirat entweder vergessen habe oder noch unentschlossen bin.«

»Allerdings.«

»Nun denn, hier bin ich. Ich habe, wie Sie sehen, die Heirat weder vergessen, noch bin ich unentschlossen, da ich komme, um Sie aufzufordern, Ihr Versprechen zu halten.«

Danglars antwortete nichts.

»Sind Sie so bald andern Sinns geworden, oder haben Sie meine Bewerbung nur veranlaßt, um sich das Vergnügen zu machen, mich zu demütigen?« fuhr Morcerf fort.

Danglars sah ein, daß, wenn er die Unterhaltung in dem angeschlagenen Ton weiter fortsetzte, die Sache unangenehm für ihn werden könnte.

»Herr Graf«, sagte er, »Sie müssen mit Recht von meiner Zurückhaltung überrascht sein, das begreife ich; glauben Sie auch, daß es mir selbst leid tut; aber ich bin durch zwingende Umstände dazu genötigt.«

»Das sind Winkelzüge, mein lieber Herr«, sagte der Graf, »mit denen sich der erste beste zufriedengeben könnte; aber der Graf von Morcerf ist nicht der erste beste, und wenn ein Mann wie ich zu einem andern kommt und ihn an das gegebene Wort erinnert und dieser letztere bricht sein Wort, so hat er das Recht, daß ihm ein stichhaltiger Grund dafür angegeben wird.«

Danglars war feige, wollte es aber nicht scheinen; der Ton, den Morcerf angenommen hatte, reizte ihn.

»Der gute Grund fehlt mir auch nicht«, antwortete er.

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß ich einen guten Grund habe, daß er aber schwer anzugeben ist.«

»Sie fühlen wohl«, sagte Morcerf, »daß ich mich nicht mit Ihren halben Andeutungen zufriedengeben kann, und eines scheint mir auf alle Fälle klar: daß Sie die Verbindung ablehnen.«

»Nein, ich vertage einfach meine Entscheidung, weiter nichts.«

»Aber Sie werden doch nicht glauben, daß ich mich in Ihre Launen füge und ruhig und demütig abwarten werde, daß Sie mir Ihre Gnade wieder zuwenden wollen?«

»Nun, Herr Graf, wenn Sie nicht warten können, so betrachten wir unsere Abmachungen als nichtig.«

Der Graf biß sich die Lippen blutig, um seinen Stolz und seine Reizbarkeit zu unterdrücken und nicht heftig zu werden; er sah jedoch ein, daß er sich unter solchen Umständen nur lächerlich machen würde, und schickte sich deshalb an, den Salon zu verlassen. Er besann sich aber und kam zurück. Statt des verletzten Stolzes vom Augenblick vorher prägte sich eine gewisse Unruhe auf seinem Gesicht aus.

»Hören Sie, mein lieber Danglars«, sagte er, »wir kennen uns seit langen Jahren und sind uns deshalb gegenseitig etwas Rücksicht schuldig. Sie sind mir eine Erklärung schuldig, und es ist wohl das mindeste, daß ich erfahre, welchem unglücklichen Ereignisse mein Sohn den Verlust Ihrer guten Meinung zuzuschreiben hat.«

»Es betrifft durchaus nicht die Persönlichkeit des Vicomte, das ist alles, was ich Ihnen sagen kann«, antwortete Danglars, der wieder hochfahrend wurde, als er sah, daß der Graf seine stolze Haltung änderte.

»Und wessen Persönlichkeit betrifft es denn?« fragte Morcerf, dessen Gesicht bleich wurde, mit erregter Stimme.

Danglars, dem keins dieser Symptome entgangen war, sah ihn dreister an, als sonst seine Gewohnheit war, und erwiderte: »Danken Sie mir, daß ich mich nicht weiter ausspreche.«

Ein nervöses Zittern, jedenfalls die Folge verhaltenen Zorns, ging durch den Körper Morcerfs. »Ich habe das Recht, eine Erklärung von Ihnen zu verlangen«, sagte er, indem er sich zu beherrschen suchte. »Haben Sie etwas gegen meine Frau? Ist

mein Vermögen nicht groß genug? Sind es meine politischen Ansichten …?«

»Nichts von alledem«, sagte Danglars; »das wäre unverzeihlich, denn ich habe mich gebunden, während ich alles das kannte. Nein, suchen Sie nicht, ich bin wirklich beschämt, Sie diese Gewissensprüfung machen zu lassen. Lassen wir die Sache in der Schwebe, das ist weder ein Bruch noch eine Verpflichtung. Lieber Gott, es drängt uns ja nichts. Meine Tochter ist siebzehn und Ihr Sohn einundzwanzig. Die Zwischenzeit wird Ereignisse herbeiführen; was heute dunkel scheint, ist morgen manchmal ganz klar; in einem Tag fallen manchmal die schwersten Verleumdungen zusammen.«

»Verleumdungen, sagen Sie, mein Herr!« rief Morcerf erbleichend. »Man verleumdet mich, mich!«

»Herr Graf, lassen wir die Erklärungen, sage ich.«

»Also soll ich diese Abweisung ruhig hinnehmen?«

»Es ist peinlich für mich, Herr Graf, ja peinlicher als für Sie, denn ich rechnete auf die Ehre dieser Verbindung, und ein solcher Bruch tut der Braut immer mehr Schaden als dem Bräutigam.«

»Schön, sprechen wir nicht mehr davon«, sagte Morcerf und ging, vor Wut seine Handschuhe zerdrückend, aus dem Zimmer.

Danglars hatte bemerkt, daß Morcerf nicht ein einziges Mal zu fragen gewagt hatte, ob es wegen seiner eignen Person wäre, daß Danglars sein Wort zurücknähme.

Als Danglars am folgenden Morgen erwachte, ließ er sich die Zeitungen bringen, nahm den »Impartial« und las das Blatt hastig durch, bis sein Auge auf einem Artikel haftenblieb, der mit den Worten begann: »Man schreibt uns aus Janina.«

»Gut«, sagte er, als er den Artikel gelesen hatte, »dieser kleine Artikel über den Obersten Ferdinand wird mich aller Wahrscheinlichkeit nach der Mühe entheben, dem Grafen von Morcerf Erklärungen zu geben.«

Der Artikel lautete:

»Man schreibt uns aus Janina:

Eine bislang unbekannte oder wenigstens nicht öffentlich

erwähnte Tatsache ist zu unsrer Kenntnis gelangt. Die Schlösser, die die Stadt verteidigten, sind den Türken von einem französischen Offizier ausgeliefert worden, in den der Vezier Ali Tebelin sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte und der sich Ferdinand nannte.«

An demselben Abend war Herr Andrea Cavalcanti mit frisiertem Haar, gewichstem Schnurrbart und weißen Handschuhen auf seinem Phaeton in den Hof des Bankiers in der Chausée-d'Antin eingefahren. Nachdem er sich zehn Minuten im Salon unterhalten hatte, fand er Gelegenheit, Danglars in eine Fensternische zu führen, wo er ihm nach einer geschickten Einleitung die Qualen seines Lebens seit der Abreise seines edlen Vaters auseinandersetzte. Seit der Abreise hätte er, wie er sagte, in der Familie des Bankiers, wo man ihn so gütig wie einen Sohn aufgenommen hätte, alle Garantien des Glücks gefunden, die ein junger Mann immer mehr als die Launen der Leidenschaft suchen müsse; was die Leidenschaft selbst betreffe, so hätte er das Glück gehabt, ihr in den schönen Augen Fräulein Danglars' zu begegnen.

Danglars hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu; er erwartete diese Erklärung seit zwei oder drei Tagen, und als sie endlich kam, erheiterte sich sein Auge ebensosehr, wie es sich beim Anhören Morcerfs verfinstert hatte. Indessen wollte er den Antrag des jungen Mannes nicht annehmen, ohne diesem einige Bemerkungen zu machen.

»Herr Andrea«, sagte er, »sind Sie nicht noch etwas jung, um ans Heiraten zu denken?«

»O nein, Herr Baron, wenigstens finde ich das nicht«, antwortete Cavalcanti; »in Italien verheiratet man sich in der vornehmen Welt in der Regel jung; das ist eine vernünftige Sitte. Das Leben ist so wechselvoll, daß man das Glück ergreifen muß, sobald es in unsern Bereich kommt.«

»Aber dann, angenommen, daß Ihr Antrag, der mich ehrt, die Zustimmung meiner Frau und Tochter findet, mit wem werden wir die materielle Seite der Heirat erörtern? Das ist, scheint mir, eine wichtige Angelegenheit, über die die Väter allein für das Glück ihrer Kinder passend verhandeln können.«

»Herr Baron«, antwortete Cavalcanti, »mein Vater ist ein kluger Mann. Er hat die Möglichkeit, daß ich beabsichtigte, mich in Frankreich niederzulassen, vorausgesehen und mir bei seiner Abreise außer meinen Legitimationspapieren einen Brief hinterlassen, in dem er mir für den Fall, daß meine Wahl seine Billigung findet, vom Tage meiner Hochzeit an hundertfünfzigtausend Livres Rente zusichert. Das ist, soweit ich beurteilen kann, der vierte Teil des Einkommens meines Vaters.«

»Ich meinerseits«, sagte Danglars, »habe immer die Absicht gehabt, meiner Tochter bei der Heirat fünfmal hunderttausend Franken zu geben; sie ist außerdem meine einzige Erbin.«

»Nun wohl«, sagte Andrea, »Sie sehen, es steht alles gut, vorausgesetzt, daß mein Antrag von der Frau Baronin und Fräulein Eugenie nicht zurückgewiesen wird. Wir hätten also hundertfünfundsiebzigtausend Livres Rente. Wenn ich nun von meinem Vater verlange, daß er mir statt der Rente das Kapital gibt, was allerdings nicht leicht zu erreichen, aber immerhin doch möglich sein wird, so würden Sie uns diese zwei oder drei Millionen nutzbringend anlegen, und zwei bis drei Millionen können in geschickten Händen immer zehn Prozent Rente abwerfen.«

»Ich nehme Kapitalien immer nur zu vier, selbst zu dreieinhalb Prozent an«, entgegnete der Bankier. »Aber von meinem Schwiegersohn würde ich zu fünf annehmen, und wir würden uns in den Gewinn teilen.«

»Nun wohl, das ist ja famos, Schwiegervater«, sagte Cavalcanti. Er besann sich aber sofort und setzte hinzu: »O Verzeihung, Herr Baron, Sie sehen, die bloße Hoffnung macht mich toll; und nun erst die Wirklichkeit!«

»Aber es ist doch jedenfalls ein Teil Ihres Vermögens vorhanden, den Ihr Vater Ihnen nicht vorenthalten kann«, sagte Danglars.

»Welchen Teil meinen Sie?« fragte der junge Mann.

»Denjenigen, der die Erbschaft Ihrer Mutter ausmacht.«

»Ja, gewiß, die Erbschaft meiner Mutter, Oliva Corsinari.«

»Und auf wieviel kann sich der belaufen?«

»Wahrhaftig«, antwortete Andrea, »ich versichere Ihnen, daß ich mich nie darum gekümmert habe, aber ich denke, auf zwei Millionen wenigstens.«

Danglars empfand eine freudige Beklemmung, wie sie der Geizige fühlt, der einen verlorenen Schatz wiederfindet, oder der Ertrinkende, der wieder festen Boden unter den Füßen fühlt.

»Nun, Herr Baron«, sagte Andrea, »kann ich hoffen …«

»Herr Andrea«, entgegnete Danglars, »hoffen Sie und glauben Sie, daß, wenn nicht von Ihrer Seite ein Hindernis den Lauf der Angelegenheit aufhält, sie beschlossene Sache ist. Aber«, fügte er nachdenklich hinzu, »wie kommt es, daß der Herr Graf von Monte Christo, Ihr Beschützer in der Pariser Welt, nicht mitgekommen ist, um diese Werbung anzubringen?«

Andrea errötete unmerklich. »Ich komme von dem Grafen«, sagte er; »er ist unbestritten ein liebenswürdiger Mensch, aber auch ein unbegreiflicher Sonderling; er hat meine Absicht sehr gebilligt, mir sogar gesagt, daß er nicht glaube, daß mein Vater einen Augenblick Anstand nehmen werde, mir das Kapital statt der Rente zu geben, und er hat mir seinen Einfluß zugesagt, um mir beizustehen, es von meinem Vater zu erlangen; aber er hat mir erklärt, daß er persönlich nie die Verantwortlichkeit einer Werbung übernommen habe noch je übernehmen werde. Ich muß ihm aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er hinzugefügt hat, wenn er jemals diesen Widerwillen beklagt habe, so sei es dieses Mal der Fall, da er die geplante Verbindung für glücklich und passend halte. Wenn er übrigens auch von sich aus nichts unternehmen will, so hat er sich doch vorbehalten, Ihnen zu antworten, wenn Sie mit ihm sprächen.«

»Ah, sehr gut.«

»Jetzt«, sagte Andrea mit seinem liebenswürdigsten Lächeln, »habe ich das Gespräch mit dem Schwiegervater beendet und wende mich an den Bankier.«

»Was wünschen Sie von ihm? Lassen Sie sehen«, entgegnete Danglars, seinerseits lächelnd.

»Übermorgen habe ich etwa viertausend Franken bei Ihnen

zu erheben, aber der Graf hat eingesehen, daß der nächste Monat vielleicht größere Ausgaben mit sich bringt, für die mein kleines Junggesellenein kommen nicht genügen dürfte, und hier ist ein Wechsel von zwanzigtausend Franken, den er mir, ich will nicht sagen, gegeben, sondern angeboten hat. Er ist, wie Sie sehen, von ihm unterschrieben. Sind Sie einverstanden?«

»Bringen Sie mir eine Million von denen, und ich nehme sie Ihnen ab«, sagte Danglars, indem er den Wechsel einsteckte. »Bestimmen Sie mir die Zeit für morgen, und mein Kommis wird mit einer Quittung über vierundzwanzigtausend Franken bei Ihnen vorsprechen.«

»Um zehn Uhr früh, wenn ich bitten darf; je eher, je lieber; ich möchte morgen aufs Land gehen.«

»Gut, um zehn Uhr. Immer noch im ›Hotel des Princes‹?«

»Ja.«

Mit einer Pünktlichkeit, die dem Bankier Ehre machte, waren am andern Morgen die vierundzwanzigtausend Franken bei dem jungen Mann. Cavalcanti ließ zweihundert Franken für Caderousse zurück und ging fort. Sein Hauptzweck war dabei, seinen gefährlichen Freund zu vermeiden. Er kam denn auch erst spätabends wieder heim.

Kaum aber hatte er den Hof des Hotels betreten, als er den Portier vor sich sah, der ihn mit der Mütze in der Hand erwartete.

»Exzellenz«, sagte er, »der Mann ist dagewesen.«

»Welcher Mann?« fragte Andrea nachlässig, als ob er ihn vergessen hätte.

»Der, welchem Eure Exzellenz die kleine Rente ausgesetzt haben.«

»Ah, richtig«, entgegnete Andrea, »der alte Diener meines Vaters. Nun? Haben Sie ihm die zweihundert Franken gegeben?«

»Ja, Exzellenz, aber er hat sie nicht annehmen wollen.«

Andrea wurde blaß.

»Wie, er hat sie nicht annehmen wollen?« fragte er mit leicht erregter Stimme.

»Nein, er wollte mit Eurer Exzellenz sprechen, auch als ich ihm sagte, daß Sie nicht zu Hause seien. Endlich hat er sich überzeugen lassen und mir diesen Brief gegeben, den er versiegelt mitgebracht hatte.«

»Lassen Sie sehen«, sagte Andrea. Dann trat er an die Laterne seines Phaetons und las:

»Du weißt, wo ich wohne; ich erwarte dich morgen früh um neun Uhr.«

Cavalcanti verließ bald darauf, in der Livree seines Dieners verkleidet, das Hotel wieder. Er hatte dem Diener erzählt, er hätte ein Liebesabenteuer vor, zu dem er die Verkleidung brauchte. Er übernachtete in einem Gasthaus in der Vorstadt und suchte am nächsten Morgen um neun Uhr Caderousse auf.

»Laß sehen«, sagte Caderousse im Verlauf des Gesprächs, »kannst du mir fünfzehntausend Franken verschaffen? … Doch nein, das ist nicht genug, ich brauche dreißigtausend Franken, um in gesicherte Verhältnisse zu kommen und als anständiger Mensch zu leben.«

»Nein«, sagte Andrea, »das kann ich nicht.«

»Dann zeige mir wenigstens einen Weg, diese dreißigtausend Franken zu gewinnen. Du brauchst selbst nichts zu tun, nur mir freie Hand zu lassen.«

»Gut, ich werde sehen«, sagte Andrea.

»Aber inzwischen erhöhst du meine Rente auf fünfhundert Franken den Monat.«

»Du sollst deine fünfhundert Franken haben«, sagte Andrea, »aber es fällt mir schwer.«

»Pah«, sagte Caderousse, »wo der Graf dir so viel Geld zur Verfügung stellt.«

»Übrigens«, meinte Cavalcanti, »ich glaube, daß ich meinen Vater wiedergefunden habe.«

»Deinen wahren Vater?«

»Ja. Nicht den Vater Cavalcanti.«

»Und dieser Vater ist …?«

»Der Graf von Monte Christo.«

»Im Ernst?«

»Ja, so erklärt sich alles. Er kann mich nicht offen anerkennen, wie es scheint, aber er läßt mich durch Herrn Cavalcanti anerkennen, dem er fünfzigtausend Franken dafür gibt. Er hinterläßt mir fünfhunderttausend Franken in seinem Testament. Er hat es mir gezeigt.«

»Dein Vater ist also sehr reich?«

»Er weiß gar nicht, wieviel er besitzt.«

Caderousse blieb einen Augenblick nachdenklich.

»Ich möchte sein Haus gern einmal sehen«, rief er dann.

»Es ist prachtvoll«, sagte Andrea.

»Wohnt er nicht in der Avenue des Champs-Elysées?«

»Nummer dreißig.«

»Ah«, sagte Caderousse, »Nummer dreißig also! Aber wie ist das Haus gebaut?«

»Ich müßte Papier und Tinte haben, um eine Zeichnung zu machen.«

Caderousse brachte Papier und Tinte.

»Hier«, sagte er, »zeichne mir das alles auf Papier, mein Sohn.«

Andrea nahm mit einem unmerklichen Lächeln die Feder und machte eine Zeichnung von dem Garten, dem Hofe und dem Hause.

»Dein Vater ist oft abwesend?« fragte Caderousse.

»Zwei- oder dreimal wöchentlich geht er nach Auteuil, wo er ein Haus hat. Morgen will er den ganzen Tag und die Nacht dort bleiben.«

»Bist du dessen sicher?«

»Er hat mich zum Diner in Auteuil eingeladen.«

Beim Abschied versprach Cavalcanti, beim Portier seines Hotels fünfhundert Franken zu hinterlassen. Sobald er gegangen war, machte sich Caderousse daran, die Zeichnung genau zu studieren.

»Dieser teure Benedetto«, sagte er, »ich glaube, daß er nicht böse sein wird, zu erben, und derjenige, der den Zeitpunkt beschleunigen wird, an dem er seine fünfhunderttausend Franken erhebt, wird nicht sein schlechtester Freund sein.«

Am nächsten Tage begab sich der Graf von Monte Christo mit Ali und einigen Dienern und mit Pferden, die er versuchen wollte, nach Auteuil. Was ihn besonders zu dieser Reise bestimmt hatte, war die Ankunft Bertuccios, der aus der Normandie zurückgekehrt war und Nachrichten von dem Hause und der Korvette brachte. Das Haus war vollständig hergerichtet, und die vor acht Tagen angekommene Korvette lag in einer kleinen Bucht, wo sie sich mit ihrer aus sechs Mann bestehenden Besatzung nach Erfüllung aller Formalitäten schon wieder bereithielt, ins Meer zu stechen.

Der Graf lobte den Eifer Bertuccios und hieß ihn sich auf eine baldige Abreise vorbereiten, da sein Aufenthalt in Frankreich sich nicht mehr über vier Wochen erstrecken solle.

»Jetzt«, sagte er, »kann es vielleicht nötig sein, daß ich in einer Nacht von Paris nach Tréport reise; ich muß achtmal Pferde zum Wechseln auf dem Wege haben, so daß ich fünfzig Meilen in zehn Stunden machen kann.«

»Eure Exzellenz hatten diesen Wunsch bereits ausgesprochen«, antwortete Bertuccio, »und die Pferde sind bereit. Ich habe sie gekauft und selbst an den bequemsten Plätzen eingestellt, das heißt in Dörfern, wo gewöhnlich niemand haltmacht.«

»Gut«, sagte Monte Christo, »ich bleibe ein oder zwei Tage hier, richten Sie sich darauf ein.«

Als Bertuccio hinausging, um alles für diesen Aufenthalt Nötige anzuordnen, öffnete Baptistin die Tür; er brachte einen Brief auf einem silbernen Teller.

»Was haben Sie hier zu tun?« fragte der Graf, als er ihn ganz mit Staub bedeckt sah. »Ich habe Sie doch nicht herbestellt.«

Baptistin trat, ohne zu antworten, auf den Grafen zu, reichte ihm den Brief und sagte: »Wichtig und dringend.«

Der Graf öffnete den Brief und las:

»Herr von Monte Christo wird hierdurch benachrichtigt, daß diese Nacht jemand in sein Haus in den Champs-Elysées eindringen

wird, um sich der Papiere zu bemächtigen, die mutmaßlich in dem Schreibtisch des Ankleidezimmers eingeschlossen sind. Man kennt den Herrn Grafen als tapfer genug, um nicht das Einschreiten der Polizei zu veranlassen, was denjenigen, der diese Mitteilung macht, sehr bloßstellen könnte. Der Herr Graf wird sich selbst Gerechtigkeit verschaffen können, indem er sich entweder in dem anstoßenden Schlafzimmer oder in dem Ankleidezimmer selbst versteckt. Viele Leute und in die Augen fallende Vorsichtsmaßregeln würden sicher den Missetäter fernhalten und den Herrn Grafen eine Gelegenheit verfehlen lassen, einen Feind kennenzulernen, den der Schreiber dieses Briefes zufällig entdeckt hat; und wenn dieses erste Unternehmen mißglückte und der Missetäter ein neues ausführen sollte, wäre der Schreiber dieser Zeilen vielleicht nicht in der Lage, seine Warnung zu wiederholen.«

Im ersten Augenblick glaubte der Graf, das Ganze wäre eine Spitzbubenlist; er sollte vor einer kleinen Gefahr gewarnt werden, damit er sich einer größern aussetzte; er wollte deshalb den Brief zur Polizei schicken, als ihm plötzlich der Gedanke kam, daß es wirklich ein Feind sein könnte, den er allein zu erkennen vermöchte und den er vielleicht sogar für seine Zwecke verwenden könnte, wie Fiesko den Mohren, der ihn ermorden wollte. Der Graf war ein Charakter voll Kühnheit und Kraft und gewohnt, vor nichts zurückzuschrecken.

Sie wollen mir nicht meine Papiere stehlen, sondern mich töten! sagte er sich. Es sind keine Diebe, sondern Mörder. Die Polizei soll sich nicht in meine Privatangelegenheiten mischen!

Er rief Baptistin.

»Sie kehren nach Paris zurück und bringen die ganze Dienerschaft hierher zu mir, Baptistin«, sagte er; »ich brauche sie jetzt alle hier.«

»Soll denn niemand im Hause bleiben, Herr Graf?« fragte Baptistin.

»Doch, der Hausmeister.«

»Es ist aber weit von seinem Häuschen bis zum Hause.«

»Nun?«

»Man könnte die ganze Wohnung ausräumen, ohne daß er das geringste Geräusch hörte.«

»Wer könnte das?«

»Einbrecher.«

»Sie sind ein Dummkopf, Baptistin; wenn Räuber die ganze Wohnung ausräumten, würden sie mir nicht so viel Unannehmlichkeiten bereiten wie eine schlechte Bedienung.«

Baptistin verneigte sich.

»Sie verstehen mich«, fuhr der Graf fort, »Sie bringen die Dienerschaft sämtlich vom ersten bis zum letzten hierher. Alles bleibt aber in seinem gewöhnlichen Zustand; Sie schließen bloß die Läden des Erdgeschosses.«

»Und die des ersten Stocks?«

»Sie wissen doch, daß die nie geschlossen werden. Gehen Sie.«

Der Graf ließ sagen, daß er allein zu Hause speisen und nur von Ali bedient sein wolle.

Er aß wenig, wie gewöhnlich, und nach dem Essen gab er Ali ein Zeichen, ihm zu folgen; er verließ das Haus durch eine kleine Pforte, ging nach dem Bois de Boulogne, als ob er einen Spaziergang machte, schlug dann den Weg nach Paris ein und befand sich bei Einbruch der Dunkelheit vor seinem Hause in den Champs-Elysées. Alles war dunkel, nur in dem Häuschen des Hausmeisters, das etwa vierzig Schritt vom Hause entfernt lag, brannte ein schwaches Licht.

Monte Christo lehnte sich an einen Baum und musterte mit dem Auge, das sich so selten täuschte, die doppelte Allee, die Passanten und die benachbarten Straßen, um zu sehen, ob nicht jemand auf der Lauer stände. Nach zehn Minuten war er überzeugt, daß ihn niemand beobachtete. Er eilte mit Ali an den Nebeneingang, trat schnell ein und gelangte über die Dienertreppe, zu der er den Schlüssel bei sich hatte, in sein Schlafzimmer, ohne einen einzigen Fenstervorhang zu bewegen und ohne daß der Hausmeister selbst ahnen konnte, daß der Hausherr zurückgekommen war.

Er gab Ali ein Zeichen, im Schlafzimmer zu bleiben, und trat in das Ankleidezimmer. Er sah sich um, es war alles wie gewöhn-

lich; der Schreibtisch war an seinem Platz, und der Schlüssel steckte darin; er schloß zweimal um, nahm den Schlüssel an sich, entfernte dann von der Schlafzimmertür die doppelte Schließklappe des Riegels und trat wieder ins Ankleidezimmer.

Während dieser Zeit legte Ali die Waffen, die der Graf zu bringen befohlen hatte, auf den Tisch; es waren ein kurzer Karabiner und ein Paar Doppelpistolen. So bewaffnet, hielt der Graf, der ein ausgezeichneter Schütze war, das Leben von fünf Personen in seiner Hand.

Es war halb zehn Uhr; der Graf und Ali aßen in der Hast ein Stück Brot und tranken ein Glas spanischen Wein; dann schob Monte Christo eines der beweglichen Wandbretter zurück, die ihm gestatteten, von einem Zimmer in das andre zu sehen. Die Waffen lagen in seinem Bereich, und Ali, der neben ihm stand, hielt eine jener kleinen arabischen Äxte in der Hand, die seit den Kreuzzügen ihre Form nicht verändert haben.

Durch eines der Fenster des Schlafzimmers, das mit dem des Ankleidezimmers parallel war, konnte er auf die Straße hinabsehen.

So vergingen zwei Stunden; es herrschte die tiefste Dunkelheit, und doch vermochte Ali dank einer natürlichen Gabe und der Graf dank einer Fähigkeit, die er sich angeeignet hatte, die geringste Bewegung der Bäume im Hofe zu unterscheiden. Das Licht im Häuschen des Hausmeisters war längst erloschen.

Es war anzunehmen, daß der Angriff, wenn wirklich ein solcher geplant war, von der Treppe des Erdgeschosses aus und nicht durch ein Fenster stattfände. Monte Christo war der Meinung, daß man es auf sein Leben und nicht auf sein Geld abgesehen habe. Man würde also den Angriff auf sein Schlafzimmer richten und entweder über die Nebentreppe oder durch das Fenster im Ankleidezimmer den Weg nehmen. Er stellte Ali vor die Tür zur Treppe und fuhr fort, das Ankleidezimmer zu beobachten.

Es schlug in der Stadt drei Viertel zwölf. Als der dritte Schlag verhallte, glaubte der Graf ein leises Geräusch vom Ankleidezimmer her zu vernehmen; diesem ersten Geräusch folgte ein zweites, dann ein drittes; beim vierten wußte der Graf, woran er

war. Eine feste und geübte Hand war dabei, mit einem Diamanten eine Scheibe auszuschneiden.

Der Graf fühlte sein Herz schneller schlagen; er gab Ali ein Zeichen. Dieser, der begriff, daß die Gefahr von dem Ankleidezimmer her komme, tat einen Schritt, um sich seinem Herrn zu nähern.

Monte Christo war begierig, zu erfahren, mit was für Feinden und mit wie vielen er es zu tun habe. Das Fenster, an dem gearbeitet wurde, befand sich der Öffnung, durch die der Graf in das Ankleidezimmer sah, gegenüber. Der Graf sah einen Schatten sich abzeichnen, dann wurde eine der Scheiben ganz undurchsichtig, als ob von außen ein Stück Papier darangeklebt würde; gleich darauf knackte die Scheibe, ohne zu fallen. Durch die entstandene Öffnung kam ein Arm und suchte nach dem Fenstergriff; eine Sekunde darauf öffnete sich das Fenster, und ein Mann trat ein. Der Mann war allein.

Ein wagehalsiger Schuft! sagte der Graf zu sich selbst.

In diesem Augenblick fühlte er, daß Ali leicht seine Schulter berührte; er wandte sich um; Ali zeigte nach dem Fenster des Zimmers, wo sie waren und das nach der Straße hinausging. Monte Christo tat drei Schritte nach dem Fenster zu; er kannte die Schärfe der Sinne seines treuen Dieners. In der Tat sah er einen andern Mann, der sich von einer Tür loslöste, auf einen Prellstein stieg und sich bemühte, zu sehen, was bei dem Grafen vorging.

»Gut«, sagte er, »es sind ihrer zwei; der eine arbeitet, der andre steht Posten.«

Er gab Ali ein Zeichen, den Mann auf der Straße nicht aus den Augen zu verlieren, und trat wieder an die Öffnung. Der Eingestiegene tastete mit vorgehaltenen Armen im Zimmer umher. Endlich schien er sich über alles im klaren zu sein; das Zimmer hatte zwei Türen; an beiden schob er die Riegel vor.

Als er sich der Tür des Schlafzimmers näherte, glaubte Monte Christo, daß er eintreten würde, und machte eine von den Pistolen fertig; aber er hörte nur die Riegel vorschieben.

Der Mann zog etwas aus der Tasche, das er auf einen kleinen

Tisch stellte; dann ging er auf den Schreibtisch zu, betastete ihn an der Stelle des Schlosses und bemerkte, daß gegen seine Erwartung der Schlüssel abgezogen war. Gleich darauf hörte man ein Klirren wie von einem Bund Dietriche.

Ah, sagte sich Monte Christo mit einem Lächeln der Enttäuschung, es ist nur ein Dieb!

Aber der Mann konnte in der Dunkelheit nicht den passenden Dietrich finden. Nun nahm er den Gegenstand, den er auf den Tisch gestellt hatte, ließ eine Feder spielen, und sofort fiel ein bleicher Lichtstrahl auf seine Hände und sein Gesicht.

»Ah«, sagte plötzlich Monte Christo, indem er mit einer Bewegung der Überraschung zurückfuhr, »es ist …«

Ali erhob seine Axt.

»Rühre dich nicht«, flüsterte Monte Christo ihm zu, »laß die Axt in Ruhe, wir brauchen hier keine Waffen mehr.«

Dann fügte er mit noch leiserer Stimme noch einige Worte hinzu, denn der Ausruf, so schwach er gewesen war, war doch von dem Einbrecher gehört worden, der zusammengefahren und in gebeugter Haltung stehengeblieben war. Ali entfernte sich auf den Zehen und holte von der Wand des Alkovens einen langen Priesterrock und einen dreieckigen Hut. Unterdessen zog Monte Christo schnell Rock, Weste und Hemd aus, und man konnte in dem Lichtstrahl, der durch die Spalte in der Tür ins Zimmer fiel, einen feinen Stahlpanzer erkennen, den er auf der Brust trug. Dieser Panzer verschwand im nächsten Augenblick unter einem langen Priesterkleide, ebenso das Haar unter einer Perücke mit Tonsur; der Graf setzte dann den dreieckigen Hut auf und war in einen Abbé verwandelt.

Unterdessen hatte der Einbrecher, da er kein Geräusch weiter hörte, sich wieder aufgerichtet und war wieder an den Schreibtisch getreten, dessen Schloß unter seinem Dietrich zu knacken begann.

»Gut«, murmelte der Graf, der wußte, daß er sich auf dieses Geheimschloß verlassen konnte, »da hast du einige Minuten zu tun.« Damit ging er ans Fenster.

Der Mann, der vorhin auf den Prellstein gestiegen war, ging

auf und ab, aber statt auf die Vorübergehenden achtzugeben, schien er sich nur um das zu kümmern, was bei dem Grafen vorging, und er bemühte sich fortwährend, im Vorbeigehen Blicke in das Zimmer zu werfen.

Monte Christo schlug sich plötzlich vor die Stirn, und ein Lachen umspielte seine Lippen. Er näherte sich Ali. »Bleibe hier im Dunkeln versteckt«, sagte er leise, »und was du auch hörst und was sich auch ereigne, tritt nicht ein und zeige dich nicht eher, als bis ich dich beim Namen rufe.«

Darauf nahm Monte Christo aus einem Schranke eine Kerze und öffnete leise die Tür, wobei er das Licht sein Gesicht bescheinen ließ. Die Tür machte so wenig Geräusch, daß der am Schlosse arbeitende Einbrecher es nicht hörte. Aber zu seinem Erstaunen sah er plötzlich das Zimmer hell werden und wandte sich um.

»Ei, guten Abend, lieber Herr Caderousse«, sagte Monte Christo; »was zum Teufel haben Sie denn um diese Stunde hier zu tun?«

»Der Abbé Busoni!« rief Caderousse. Er war derartig über diese seltsame Erscheinung, die bei verschlossenen Türen ins Zimmer gekommen war, erstaunt, daß er seine Dietriche fallen ließ und wie erstarrt dastand.

Der Graf trat zwischen Caderousse und das Fenster und schnitt dem erschreckten Räuber so den einzigen Weg zur Flucht ab

»Der Abbé Busoni!« wiederholte Caderousse, indem er den Grafen bestürzt ansah.

»Nun, gewiß, der Abbé Busoni, er selbst in eigener Person«, erwiderte Monte Christo, »und es freut mich, daß Sie mich wiedererkennen, mein lieber Herr Caderousse; das beweist, daß wir ein gutes Gedächtnis haben, denn wenn ich mich nicht irre, sind es bald zehn Jahre, daß wir uns nicht gesehen haben.«

Diese Ruhe und Ironie jagten Caderousse noch größeren Schrecken ein.

»Wir wollen also den Grafen von Monte Christo bestehlen?« fuhr der angebliche Abbé fort.

»Herr Abbé«, murmelte Caderousse, indem er versuchte, das Fenster zu erreichen, das ihm der Graf unerbittlich versperrte, »Herr Abbé, ich weiß nicht … ich bitte Sie zu glauben … ich schwöre Ihnen …«

»Eine eingedrückte Fensterscheibe«, fuhr der Graf fort, »eine Blendlaterne, ein Bund Dietriche, ein halb erbrochener Schreibtisch, das ist doch klar genug.«

Caderousse blickte verzweifelt umher.

»Na, ich sehe, daß Sie noch immer derselbe sind, Herr Mörder.«

»Herr Abbé, da Sie alles wissen, so wissen Sie auch, daß ich es nicht war, sondern meine Frau; das ist gerichtlich festgestellt, da ich nur auf die Galeeren geschickt worden bin.«

»Sie haben also Ihre Zeit abgesessen, da ich Sie wieder auf dem besten Wege dahin finde?«

»Nein, Herr Abbé, ich bin durch jemand befreit worden.«

»Dieser Jemand hat der Gesellschaft einen schönen Dienst geleistet.«

»Oh«, sagte Caderousse, »ich hatte ja versprochen …«

»Ein böser Rückfall … das wird Sie, wenn ich mich nicht irre, aufs Schafott bringen.«

»Herr Abbé, ich folge einem Drange …«

»Das sagen alle Verbrecher.«

»Die Not …«

»Schweigen Sie doch«, sagte Busoni verächtlich, »die Not kann dahin bringen, zu betteln und ein Brot zu stehlen, aber nicht dahin, in einem Hause, das man für unbewohnt hält, einen Schreibtisch zu erbrechen. Und als Sie den Juwelier Joannes töteten, der Ihnen fünfundvierzigtausend Franken für den Diamanten bezahlt hatte, den ich Ihnen gegeben hatte, geschah das auch aus Not?«

»Verzeihung, Herr Abbé«, sagte Caderousse; »Sie haben mich schon einmal gerettet, retten Sie mich zum zweiten Male!«

»Ich habe wenig Lust dazu.«

»Sind Sie allein, Herr Abbé«, fragte Caderousse, indem er die Hände faltete, »oder haben Sie da Gendarmen, die bereit sind, mich festzunehmen?«

»Ich bin ganz allein«, sagte der Abbé, »und ich will noch einmal Mitleid mit Ihnen haben und Sie laufenlassen, auf die Gefahr hin, daß meine Schwäche weiteres Unglück herbeiführt, wenn Sie mir die ganze Wahrheit sagen.«

»Oh, Herr Abbé!« rief Caderousse, indem er Monte Christo einen Schritt näher trat. »Sie sind wirklich mein Retter.«

»Sie behaupten, daß man Sie aus dem Bagno befreit habe?«

»Ja, so wahr ich Caderousse heiße, Herr Abbé!«

»Wer denn?«

»Ein Engländer.«

»Wie hieß er?«

»Lord Wilmore.«

»Den kenne ich; ich werde also erfahren, ob Sie lügen.«

»Herr Abbé, ich sage die reine Wahrheit.«

»Dieser Engländer hatte also Interesse für Sie?«

»Nicht für mich, sondern für einen jungen Korsen, der mein Kettengenosse war.«

»Wie hieß er?«

»Benedetto.«

»Das ist ein Taufname.«

»Einen andern hatte er nicht, er war ein gefundenes Kind.«

»Dann ist dieser junge Mann also mit Ihnen entwichen?«

»Ja.«

»Auf welche Weise?«

»Wir arbeiteten in Saint-Mandrier bei Toulon. Kennen Sie Saint-Mandrier?«

»Jawohl.«

»Während die andern Mittagspause hielten, gingen wir ein wenig abseits, sägten unsre Ketten mit einer Feile durch, die wir von dem Engländer erhalten hatten, und retteten uns durch Schwimmen.«

»Und was ist aus dem Benedetto geworden?«

»Ich weiß es nicht.«

»Das müssen Sie doch wissen.«

»Nein, wahrhaftig nicht. Wir haben uns bei Hyères getrennt.« Und um seiner Beteuerung mehr Gewicht zu geben, tat Cade-

rousse noch einen Schritt auf den Abbé zu, der immer ruhig an seinem Platze blieb.

»Sie lügen!« sagte der Abbé.

»Herr Abbé …!«

»Sie lügen! Dieser Mensch ist noch Ihr Freund, und Sie bedienen sich seiner vielleicht als Helfer?«

»Oh, Herr Abbé …!«

»Wie haben Sie gelebt, seitdem Sie Toulon verlassen haben? Antworten Sie!«

»Wie ich gekonnt habe.«

»Sie lügen!« wiederholte der Abbé zum dritten Male mit noch größerem Nachdruck.

Caderousse sah den Grafen entsetzt an.

»Sie haben von dem Gelde gelebt, das er Ihnen gegeben hat«, fuhr dieser fort.

»Nun ja, es ist wahr«, sagte Caderousse; »Benedetto ist der Sohn eines vornehmen Herrn geworden.«

»Wie kann er der Sohn eines vornehmen Herrn sein?«

»Ein natürlicher Sohn.«

»Und wie heißt dieser vornehme Herr?«

»Der Graf von Monte Christo, derselbe, in dessen Hause wir sind.«

»Benedetto der Sohn des Grafen?« sagte Monte Christo erstaunt.

»Man muß es doch wohl glauben, da ihm der Graf einen falschen Vater besorgt hat, ihm viertausend Franken monatlich gibt und ihm testamentarisch fünfhunderttausend Franken hinterläßt.«

»So, so«, sagte der falsche Abbé, der zu verstehen anfing. »Und welchen Namen führt inzwischen der junge Mann?«

»Er nennt sich Andrea Cavalcanti.«

»Dann ist es also der junge Mann, den mein Freund, der Graf von Monte Christo, bei sich empfängt und der Fräulein Danglars heiraten soll?«

»Ganz recht.«

»Und das geben Sie zu, Elender! Sie, der Sie sein Leben und seine Schande kennen?«

»Warum soll ich einem Kameraden bei seinem Glück im Wege stehen?« entgegnete Caderousse.

»Da haben Sie recht, es ist nicht Ihre Sache, Herrn Danglars zu warnen, sondern die meinige.«

»Tun Sie das nicht, Herr Abbé.«

»Warum nicht?«

»Weil Sie uns damit um unser Brot bringen würden.«

»Und Sie glauben, daß ich mich zum Mitschuldigen zweier Verbrecher wie Sie machen werde?«

»Herr Abbé!« sagte Caderousse, wieder näher tretend.

»Ich werde alles sagen.«

»Wem?«

»Herrn Danglars.«

»Sakrament!« rief Caderousse, indem er ein offenes Messer aus seiner Weste zog und damit nach der Brust des Grafen stieß. »Du sagst nichts, Abbé!«

Zu seinem größten Erstaunen prallte der Dolch ab. Im selben Augenblick erfaßte der Graf mit der Linken das Handgelenk des Mörders und drehte es so kräftig herum, daß ihm das Messer aus der Hand fiel und er vor Schmerzen aufschrie. Aber der Graf ließ nicht nach, bis er den Arm so verrenkt hatte, daß Caderousse erst auf die Knie und dann mit dem Gesicht auf den Boden stürzte. Der Graf setzte ihm dann den Fuß auf den Kopf und sagte:

»Ich weiß nicht, was mich davon abhält, dir den Schädel zu zertreten, Bösewicht!«

»O Gnade! Gnade!« heulte Caderousse.

Der Graf zog seinen Fuß zurück. »Steh auf!« sagte er. Caderousse erhob sich.

»Himmel, welche Faust Sie haben, Herr Abbé!« sagte Caderousse, indem er sich den Arm rieb.

»Schweig! Gott gibt mir die Kraft, ein wildes Tier wie dich zu bändigen; ich handle im Namen Gottes, erinnere dich daran, Elender, und wenn ich dich jetzt schone, geschieht es wiederum, um den Plänen Gottes zu dienen.«

Caderousse stöhnte vor Schmerzen.

»Nimm diese Feder und dieses Papier und schreibe, was ich dir diktieren werde.«

»Ich kann nicht schreiben, Herr Abbé.«

»Du lügst; nimm diese Feder und schreib!«

Caderousse konnte dem überlegenen Willen des Grafen nicht widerstehen. Er setzte sich und schrieb nach dem Diktat des Grafen:

»Mein Herr, der Mann, den Sie bei sich empfangen und dem Sie Ihre Tochter zur Frau bestimmt haben, ist ein früherer Galeerensträfling, der mit mir aus dem Bagno von Toulon entsprungen ist; er trug die Nummer neunundfünfzig und ich die Nummer achtundfünfzig.

Er nannte sich Benedetto, aber er weiß seinen wirklichen Namen selbst nicht, da er seine Eltern nie gekannt hat.«

»Unterschreibe!« fuhr der Graf fort.

»Aber wollen Sie mich denn ins Verderben stürzen?«

»Wenn ich das wollte, so würde ich dich nach der ersten Wache schleppen; zur Zeit, wo das Papier an seine Adresse abgeliefert wird, wirst du nichts mehr zu fürchten haben; unterschreibe also.«

Caderousse unterschrieb.

»Die Adresse: Herrn Baron Danglars, Bankier, Rue de la Chaussée-d'Antin.«

Caderousse schrieb die Adresse.

Der Abbé nahm das Papier.

»Gut, jetzt geh«, sagte er.

»Auf welchem Wege?«

»Auf dem du gekommen bist.«

»Ich soll durch dieses Fenster steigen?«

»Du bist ja auch hereingestiegen.«

»Sie führen etwas gegen mich im Schilde, Herr Abbé?«

»Dummkopf, was soll ich gegen dich im Schilde führen?«

»Warum wollen Sie mir nicht die Tür öffnen?«

»Wozu den Hausmeister wecken?«

»Herr Abbé, sagen Sie mir, daß Sie nicht meinen Tod wollen.«

»Ich will, was Gott will.«

»Aber schwören Sie mir, daß Sie mir nichts tun, während ich heruntersteige.«

»Dummkopf und Feigling, du!«

»Was wollen Sie mit mir machen?«

»Das frage ich dich. Ich habe versucht, dich zu einem glücklichen Menschen zu machen, und habe nur einen Mörder aus dir gemacht!«

»Herr Abbé«, sagte Caderousse, »machen Sie einen letzten Versuch.«

»Gut«, entgegnete der Graf. »Höre denn, du weißt, daß ich ein Mann von Wort bin!«

»Ja«, antwortete Caderousse.

»Wenn du wohlbehalten nach Hause kommst, so verlaß Paris, verlaß Frankreich. Überall, wo du sein wirst, werde ich dir, wenn du dich anständig führst, eine kleine Pension zukommen lassen; wenn du wohlbehalten nach Hause kommst«, fügte der Abbé hinzu, während Caderousse erbebte, »werde ich glauben, daß Gott dir verziehen hat, und werde dir auch verzeihen.«

»So wahr ich ein Christ bin«, stammelte Caderousse, »Sie jagen mir Todesangst ein.«

»Fort jetzt!« sagte der Graf und zeigte nach dem Fenster.

Caderousse, der durch das Versprechen wenig beruhigt war, stieg aus dem Fenster, setzte den Fuß auf die Leiter und machte dann zitternd halt.

»Steig hinunter«, sagte der Abbé, indem er die Arme kreuzte.

Caderousse begann einzusehen, daß er von dieser Seite nichts zu befürchten habe, und stieg hinunter. Nun näherte sich der Graf mit der Kerze, so daß man von der Straße aus den Mann sehen konnte, der aus dem Fenster kletterte, während ihm ein andrer leuchtete.

»Was machen Sie denn, Herr Abbé?« sagte Caderousse. »Wenn eine Patrouille vorüberkäme …«

Damit blies er die Kerze aus und stieg weiter hinunter; aber erst, als er den Boden unter den Füßen fühlte, war er genügend beruhigt.

Monte Christo trat in sein Schlafzimmer und warf einen Blick über den Garten nach der Straße; er sah zuerst, wie Caderousse einen Umweg im Garten machte und dann seine Leiter am Ende der Mauer ansetzte, um an einer andern Stelle als der, wo er vorher übergeklettert war, den Garten zu verlassen. Als er dann seinen Blick auf die Straße richtete, sah er den Mann, der da zu warten schien, nach der Stelle laufen, wo Caderousse übersteigen wollte.

Caderousse stieg langsam die Leiter hinauf und spähte über die Mauer auf die Straße. Kein Mensch war zu sehen und kein Geräusch zu hören. In der Stadt schlug es ein Uhr.

Caderousse setzte sich rittlings auf die Mauer, zog die Leiter an sich und setzte sie an der Straßenseite wieder an; dann begann er an der Leiter hinabzugleiten. Als er aber einmal im Gleiten war, konnte er nicht mehr anhalten. Er sah einen Mann aus dem Schatten hervorspringen, sah einen Arm sich erheben, ehe er sich bereitmachen konnte, sich zu verteidigen, und dieser Arm traf ihn so furchtbar im Rücken, daß er die Leiter losließ und »Hilfe!« rief. Ein zweiter Stoß traf ihn fast gleich darauf in die Seite, und mit dem Rufe »Mörder!« sank er zusammen.

Sein Gegner faßte ihn bei den Haaren und versetzte ihm einen dritten Stich in die Brust. Caderousse wollte wieder rufen, aber er brachte nur ein Stöhnen hervor, während das Blut aus seinen drei Wunden strömte.

Als der Mörder gewahrte, daß er nicht mehr schrie, hob er den Kopf an den Haaren empor. Caderousses Augen waren geschlossen, der Mund verzerrt. Der Mörder hielt ihn für tot, ließ den Kopf zurückfallen und verschwand.

Als Caderousse merkte, daß jener sich entfernte, richtete er sich auf einem Ellbogen auf und rief mit größter Anstrengung

»Hilfe! Mörder! Ich sterbe, ich sterbe! Zu Hilfe, Herr Abbé, zu Hilfe!«

Der Schrei drang durch die dunkle Nacht. Die Tür der Nebentreppe öffnete sich, dann die kleine Gartentür, und Ali und sein Herr eilten mit Lichtern herbei.

Caderousse fuhr fort zu jammern: »Herr Abbé, Hilfe, Hilfe!«

»Was ist los?« fragte Monte Christo.

»Hilfe!« wiederholte Caderousse, »man hat mich niedergestochen.«

»Wir sind hier; Mut.«

»Oh, mit mir ist's aus. Sie kommen zu spät; ich sterbe. Oh, welche Stiche! welches Blut!« Caderousse wurde bewußtlos.

Ali und sein Herr trugen den Verwundeten in ein Zimmer. Auf Monte Christos Geheiß entkleidete Ali den Ohnmächtigen, und die drei furchtbaren Wunden wurden sichtbar.

»Gott«, sagte der Graf, »deine Rache läßt manchmal auf sich warten; aber sie kommt dann um so furchtbarer.«

Ali sah seinen Herrn an.

»Hole den Staatsanwalt, Herrn von Villefort, der Faubourg Saint-Honoré wohnt, und wecke im Vorbeigehen den Hausmeister, damit er einen Arzt hole.«

Ali gehorchte und ließ den falschen Abbé mit dem noch immer bewußtlosen Caderousse allein. Als der Unglückliche die Augen öffnete, sah ihn der Graf, der einige Schritte von ihm entfernt saß, mit einem düsteren Ausdruck des Mitleids an, und seine Lippen schienen ein Gebet zu murmeln.

»Einen Arzt, Herr Abbé, einen Arzt!« sagte Caderousse.

»Es wird schon einer geholt«, antwortete der Abbé.

»Ich weiß, daß er mich nicht retten kann, aber er kann mir vielleicht Kraft geben, und ich will Zeit haben, meine Aussage zu machen.«

»Worüber?«

»Über meinen Mörder.«

»Sie kennen ihn also?«

»Ob ich ihn kenne! Es ist Benedetto.«

»Der junge Korse?«

»Ja, derselbe.«

»Ihr Genosse?«

»Ja. Nachdem er mir den Plan von dem Hause des Grafen

gegeben hat, jedenfalls in der Hoffnung, daß ich den Grafen töten werde und daß er ihn beerben wird oder daß der Graf mich töten wird und er mich auf diese Weise los sein würde, hat er mir auf der Straße aufgelauert und mich ermordet.«

»Ich habe auch nach dem Staatsanwalt geschickt.«

»Er wird zu spät kommen«, sagte Caderousse, »ich verblute mich.«

»Warten Sie«, sagte Monte Christo. Er ging aus dem Zimmer und kehrte nach fünf Minuten mit einem Fläschchen zurück. Der Sterbende hielt seine starren Augen unverwandt auf die Tür gerichtet.

»Machen Sie schnell, Herr Abbé, machen Sie schnell«, sagte er, »ich fühle, daß ich wieder ohnmächtig werde.«

Monte Christo trat an ihn heran und goß ihm aus dem Fläschchen drei oder vier Tropfen auf die violetten Lippen. Caderousse stieß einen Seufzer aus.

»Oh«, sagte er, »Sie geben mir das Leben ein; mehr … mehr …«

»Zwei Tropfen mehr würden Sie töten«, antwortete der Abbé.

»Oh, wenn doch jemand käme, vor dem ich den Elenden anklagen könnte!«

»Soll ich Ihre Aussage niederschreiben? Sie unterzeichnen sie dann.«

»Ja … ja …«, sagte Caderousse, dessen Augen bei dem Gedanken an diese Rache glänzten.

Monte Christo schrieb: »Ich sterbe, ermordet von dem Korsen Benedetto, meinem Kettengenossen von Toulon unter Nr. 59.«

»Schnell, schnell«, sagte Caderousse, »ich kann sonst nicht mehr unterzeichnen!«

Monte Christo reichte ihm die Feder; Caderousse raffte alle seine Kraft zusammen, unterschrieb und sank auf das Bett zurück. Nach einer Pause sagte er:

»Sie werden das übrige erzählen, Herr Abbé; Sie werden sagen, daß er sich Andrea Cavalcanti nennen läßt, im ›Hotel des Princes‹ wohnt und … O mein Gott, mein Gott, ich sterbe!«

Caderousse wurde zum zweitenmal ohnmächtig. Der Abbé ließ ihn den Geruch des Fläschchens einatmen, und der Ver-

wundete öffnete die Augen wieder. Sein Verlangen nach Rache hatte ihn nicht verlassen.

»Sie werden das alles sagen, nicht wahr, Herr Abbé?«

»Ja, und noch vieles dazu.«

»Was werden Sie sagen?«

»Daß er Ihnen den Plan des Hauses jedenfalls in der Hoffnung gegeben hat, daß der Graf Sie töten würde; daß er den Grafen durch einen Brief benachrichtigt hat, den ich erhalten habe, da der Graf abwesend ist, und daß ich wach geblieben bin, um Sie zu erwarten.«

»Und er kommt aufs Schafott, versprechen Sie mir das? Diese Hoffnung wird mir den Tod leichter machen.«

»Ich werde sagen«, fuhr der Graf fort, »daß er Ihnen nachgegangen ist, daß er die ganze Zeit aufgepaßt und sich schnell hinter der Mauer versteckt hat, als er Sie hat fortgehen sehen.«

»Haben Sie denn das alles gesehen?«

»Erinnern Sie sich meiner Worte: ›Wenn du wohlbehalten nach Hause kommst, werde ich glauben, daß Gott dir verziehen hat, und ich werde dir auch verzeihen.‹«

»Und Sie haben mich nicht gewarnt?« rief Caderousse, indem er versuchte, sich auf dem Ellbogen aufzurichten. »Sie wußten, daß ich beim Verlassen des Hauses getötet werden würde, und haben mich nicht gewarnt?«

»Nein, denn ich habe in der Hand Benedettos die Gerechtigkeit Gottes gesehen, und ich hätte geglaubt, eine Sünde zu begehen, wenn ich mich den Absichten der Vorsehung widersetzt hätte.«

»Die Gerechtigkeit Gottes! Sprechen Sie mir nicht davon, Herr Abbé! Wenn es eine Gerechtigkeit Gottes gäbe, so wissen Sie besser als irgend jemand, daß es Leute gibt, die bestraft werden würden; und doch gehen sie straflos aus.«

»Geduld!« sagte der Abbé in einem Tone, der den Sterbenden erbeben machte. »Geduld!«

Caderousse betrachtete ihn mit Erstaunen.

»Und dann«, sagte der Abbé, »ist Gott voll Barmherzigkeit für alle, wie er es für dich gewesen ist; er ist erst Vater und dann Richter.«

»Sie glauben also an Gott, Sie?« fragte Caderousse.

»Wenn ich so unglücklich gewesen wäre, es bis jetzt nicht zu tun«, entgegnete Monte Christo, »so würde ich bei deinem Anblick an ihn glauben.«

Caderousse erhob die geballten Hände zum Himmel.

»Höre«, sagte der Abbé, indem er die Hand über den Verwundeten ausstreckte, wie um ihm Glauben zu befehlen, »höre, was dieser Gott, den du in deinem letzten Augenblick nicht anerkennen willst, für dich getan hat: Er hat dir Gesundheit, Kraft, eine gesicherte Arbeit, Freunde, kurz, alles gegeben, um deine natürlichen Wünsche zu befriedigen und in der Ruhe des Gewissens ein glückliches Leben zu führen. Anstatt diese Gaben des Herrn, die so selten in ihrer Fülle geboten werden, auszunützen, was hast du getan? Du hast dich dem Nichtstun, dem Trunk ergeben und in der Trunkenheit einen deiner besten Freunde verraten.«

»Hilfe!« rief Caderousse. »Ich brauche keinen Priester, sondern einen Arzt; vielleicht bin ich nicht tödlich verwundet, vielleicht kann man mich retten.«

»Du bist so schwer verwundet, daß du ohne die drei Tropfen, die ich dir gegeben habe, den Geist schon aufgegeben hättest. Höre also!«

»Oh«, murmelte Caderousse. »Sie sind ein sonderbarer Priester, der die Sterbenden zur Verzweiflung bringt, statt sie zu trösten.«

»Höre«, fuhr der Abbé fort, »als du deinen Freund verraten hattest, hat Gott angefangen, dich zu warnen, du bist in Not geraten und hast Hunger gelitten; du hattest die Hälfte deines Lebens vergeudet und, statt zu arbeiten, andre beneidet, und du dachtest schon ans Verbrechen, indem du dir selbst einreden wolltest, daß dich die Not dazu trieb. Da hat dir Gott durch mich mitten in deinem Elend ein Vermögen geschickt. Aber dieses unerwartete Vermögen genügte dir, der du nie etwas besaßest, in demselben Augenblick, wo es dein war, nicht mehr. Du wolltest es verdoppeln. Auf welche Weise? Durch einen Mord. Du hast es verdoppelt, und da hat Gott es dir genommen, indem er dich vor das Gericht der Menschen brachte.«

»Ich habe den Juden nicht töten wollen«, sagte Caderousse, »meine Frau war's.«

»Ja«, entgegnete Monte Christo, »der gerechte Gott hätte dir den Tod gegeben, aber der immer barmherzige Gott ließ zu, daß deine Richter von deinen Worten gerührt wurden und dich am Leben ließen.«

»Ha, um mich auf Lebenszeit ins Bagno zu schicken; eine schöne Gnade!«

»Elender, damals sahest du es doch als Gnade an; dein feiges Herz, das vor dem Tode zitterte, klopfte vor Freude bei der Ankündigung lebenslänglicher Schande, denn du sagtest dir: das Bagno hat eine Tür, das Grab nicht. Und du hattest recht, denn diese Tür hat sich dir auf unerhoffte Weise geöffnet. Ein Engländer, der das Gelübde getan hatte, zwei Menschen aus der Schande zu retten, besucht Toulon, seine Wahl fällt auf dich und deinen Genossen, zum zweiten Male wird dir ein unverhofftes Glück zuteil, du findest Geld und Ruhe wieder, konntest ein Leben beginnen wie alle Menschen, da aber versuchst du Gott zum dritten Male. Du hattest nicht genug, obgleich du mehr hattest, als du je besessen, und begehst ein drittes Verbrechen ohne Grund, ohne Entschuldigung. Gottes Langmut war erschöpft, er hat dich gestraft.«

Caderousse wurde zusehends schwächer.

»Zu trinken«, sagte er; »ich habe Durst … ich brenne!«

Monte Christo gab ihm ein Glas Wasser.

»Und der elende Benedetto«, sagte Caderousse, indem er das Glas zurückgab; »er wird entkommen.«

»Niemand wird entkommen, ich sage es dir, Caderousse … Benedetto wird bestraft werden.«

»Dann werden Sie auch bestraft werden«, sagte Caderousse; »denn Sie haben Ihre Pflicht als Priester nicht getan … Sie hätten Benedetto daran hindern müssen, mich zu töten.«

»Ich!« erwiderte der Graf mit einem Lächeln, das den Sterbenden erschauern machte. »Ich Benedetto hindern, dich zu töten in dem Augenblick, wo dein Messer von dem Kettenpanzer, der meine Brust bedeckte, abprallte! … Ja, wenn ich dich

demütig und reuig gefunden hätte, hätte ich Benedetto vielleicht daran gehindert, dich zu töten, aber ich fand dich stolz und blutdürstig und habe den Willen Gottes sich erfüllen lassen.«

»Ich glaube nicht an Gott«, heulte Caderousse, »du glaubst auch nicht an ihn … du lügst … du lügst!«

»Schweig«, entgegnete der Abbé, »denn du treibst den letzten Tropfen Blut aus deinem Körper heraus … Ha, du glaubst nicht an Gott und stirbst von ihm getroffen …! Ha, du glaubst nicht an Gott, und Gott, der doch nur ein Gebet, ein Wort, eine Träne verlangt, um zu vergeben … Gott, der den Dolch des Mörders so hätte lenken können, daß du auf der Stelle dahingefahren wärest, hat dir eine Viertelstunde Zeit gelassen, um zu bereuen … Geh in dich, Unglücklicher, und bereue!«

»Nein«, sagte Caderousse, »nein, ich bereue nicht: es gibt keinen Gott, es gibt keine Vorsehung, es gibt nur den Zufall.«

»Es gibt eine Vorsehung, es gibt einen Gott«, antwortete Monte Christo, »und der Beweis ist, daß du da liegst, voll Verzweiflung und Gott leugnend, und daß ich aufrecht vor dir stehe, reich, glücklich, gesund, und die Hände vor diesem Gott falte, an den du nicht glauben möchtest und im Grunde des Herzens doch glaubst.«

»Aber wer sind Sie denn?« fragte Caderousse, indem er seine sterbenden Augen auf den Grafen heftete.

»Sieh mich genau an«, sagte der Graf, indem er die Kerze nahm und vor sein Gesicht hielt.

»Nun, der Abbé … der Abbé Busoni …«

Monte Christo nahm die Perücke ab und ließ sein schwarzes Haar herunterfallen.

»Oh«, sagte Caderousse erschrocken, »wären nicht diese schwarzen Haare, so würde ich sagen, Sie seien der Engländer, Lord Wilmore.«

»Ich bin weder der Abbé Busoni noch Lord Wilmore«, entgegnete Monte Christo; »blicke weiter zurück, blicke in deine ersten Erinnerungen.«

Es lag in diesen Worten des Grafen etwas, wodurch die erschöpften Sinne des Elenden ein letztes Mal angeregt wurden.

»Oh, in der Tat«, sagte er, »mir ist, als ob ich Sie schon früher gesehen und gekannt hätte.«

»Ja, Caderousse, du hast mich gesehen, hast mich gekannt.«

»Aber wer sind Sie? Und warum, wenn Sie mich gekannt haben, lassen Sie mich sterben?«

»Weil dich nichts mehr retten kann, Caderousse, weil deine Wunden tödlich sind. Hättest du gerettet werden können, so hätte ich darin nochmals die Barmherzigkeit des Herrn gesehen und versucht, das schwöre ich dir beim Grabe meines Vaters, dich dem Leben und der Reue wiederzugeben.«

»Beim Grabe deines Vaters!« sagte Caderousse, dessen Leben noch einmal aufflackerte, indem er sich aufrichtete, um den Mann, der ihm diesen allen Menschen heiligen Schwur getan hatte, in größerer Nähe zu sehen. »Wer bist du denn?«

Der Graf hatte das Fortschreiten des Todeskampfes verfolgt und erkannte, daß dies das letzte Aufraffen des Lebens war; er trat dicht an den Sterbenden heran, betrachtete ihn mit ruhigem und zugleich traurigem Blick und flüsterte ihm ins Ohr: »Ich bin …«

Seine kaum geöffneten Lippen sprachen so leise einen Namen aus, als ob er selbst sich fürchtete, ihn zu hören.

Caderousse, der sich auf die Knie erhoben hatte, streckte die Arme aus, faltete die Hände und sagte, indem er sie mit einer letzten Anstrengung erhob:

»O mein Gott, vergib mir, daß ich dich verleugnet habe; ja, du existierst, du bist der Vater der Menschen im Himmel und der Richter der Menschen auf Erden! Mein Gott, vergib mir und nimm mich auf!«

Er fiel mit geschlossenen Augen, einen letzten Seufzer ausstoßend, nach hintenüber. Das Blut hörte auf, aus den Wunden zu fließen – er war tot.

»Einer!« sagte geheimnisvoll der Graf, die Augen auf die Leiche gerichtet.

Zehn Minuten darauf trafen der Arzt und der Staatsanwalt ein und wurden von dem Abbé Busoni empfangen, der neben dem Toten betete.

Vierzehn Tage lang war in Paris nur von diesem Einbruch bei dem Grafen die Rede. Der Sterbende hatte eine Erklärung unterschrieben, in der Benedetto als der Mörder bezeichnet wurde. Die Polizei gab sich die größte Mühe, den Mörder ausfindig zu machen.

Das Messer Caderousses, die Blendlaterne, die Dietriche und die Kleider, bis auf die Weste, die nicht aufzufinden war, wurden beim Gericht niedergelegt; die Leiche wurde nach dem Leichenhause gebracht.

Der Graf antwortete allen, daß dieser Vorfall sich zugetragen habe, während er in seinem Hause in Auteuil war, und daß er deshalb nur das davon wisse, was ihm der Abbé Busoni erzählt hatte, der ihn an jenem Abend gerade gebeten habe, die Nacht in seinem Hause zubringen zu dürfen, um einige wertvolle Bücher seiner Bibliothek durchzusehen.

Bertuccio allein erblaßte jedesmal, wenn der Name Benedetto in seiner Gegenwart ausgesprochen wurde, aber niemand hatte Grund, darauf zu achten.

Villefort, der herbeigerufen worden war, um das Verbrechen festzustellen, hatte die Sache für sich in Anspruch genommen und führte die Untersuchung mit jenem leidenschaftlichen Eifer, den er bei allen Verbrechen, bei denen er als Ankläger bestimmt war, an den Tag legte.

Aber es waren schon drei Wochen verflossen, ohne daß die eifrigsten Nachforschungen irgendein Ergebnis zutage gefördert hätten, und man begann in der Gesellschaft den Einbruch bei dem Grafen und die Ermordung des Diebes durch seinen Spießgesellen zu vergessen, um sich mit der bevorstehenden Heirat des Fräulein Danglars mit dem Grafen Andrea Cavalcanti zu beschäftigen.

Diese Heirat war jetzt beschlossene Sache, der junge Mann wurde bei dem Bankier als künftiger Schwiegersohn empfangen.

Man hatte an den Vater Cavalcanti nach Parma geschrieben;

der Alte hatte seine volle Zustimmung zu der Heirat gegeben, hatte sehr bedauert, daß sein Dienst ihn verhindere, die Stadt zu verlassen, und hatte erklärt, daß er bereit sei, seinem Sohn ein Kapital von drei Millionen zu geben.

Man war übereingekommen, daß dieses Geld bei Danglars angelegt werden sollte, der damit arbeiten wollte. Manche Leute hatten allerdings versucht, den jungen Mann zu warnen; sie bezweifelten die Vermögensverhältnisse seines zukünftigen Schwiegervaters, der seit einiger Zeit wiederholt Verluste an der Börse erlitten habe; aber der junge Mann hatte mit wirklich edlem Vertrauen alle diese Ratschläge zurückgewiesen und war rücksichtsvoll genug gewesen, dem Baron gegenüber kein Wort davon zu erwähnen.

Eines Morgens erschien in einem für offiziös geltenden Blatte folgende Notiz:

»Der französische Offizier im Dienste Ali Paschas von Janina, von dem vor drei Wochen in der Zeitung ›L'Impartial‹ die Rede war und der nicht allein den Türken die Schlösser von Janina auslieferte, sondern ihnen auch seinen Wohltäter verkaufte, nannte sich zu jener Zeit allerdings Ferdinand, wie das Blatt sagte, hat aber seitdem seinem Taufnamen einen Adelstitel beigefügt.

Er nennt sich heute Graf von Morcerf und ist Mitglied der Pairskammer.«

Infolge dieser Notiz war die Kammer der Pairs in großer Erregung. Alle waren vor der für die Sitzung anberaumten Stunde gekommen und unterhielten sich über die Zeitungsmeldung, die eines der bekanntesten Mitglieder der Kammer bloßstellte.

Man las leise den Artikel vor und machte seine Bemerkungen dazu. Der Graf von Morcerf war unter seinen Kollegen nicht beliebt; wie alle Emporkömmlinge hatte er ein übermäßig stolzes Wesen zur Schau tragen müssen, um sich in seinem Range zu behaupten. Die vornehmen Aristokraten lachten über ihn, die Talente wollten nichts von ihm wissen, und die Männer von ehrlich verdientem Ruf verachteten ihn.

Der Graf von Morcerf war der einzige, der von nichts wußte; er las nicht das Blatt, in dem der Artikel stand, und hatte den Morgen damit zugebracht, Briefe zu schreiben und ein Pferd zu probieren. Sein Sohn Albert war vor einigen Tagen mit dem Grafen Monte Christo nach dessen Gut in der Normandie gereist.

Der Graf von Morcerf trat also um seine gewohnte Stunde mit erhobenem Haupt und stolzem Gang in den Sitzungssaal, ohne das Zögern der Saaldiener und die halben Grüße seiner Kollegen zu bemerken. Die Sitzung war schon seit mehr als einer halben Stunde eröffnet.

Obgleich sein Auftreten sich nicht von seinem gewöhnlichen unterschied, so erschien er doch allen noch stolzer als gewöhnlich, und seine Anwesenheit bei dieser Gelegenheit schien dieser Versammlung, die so eifersüchtig über ihre Ehre wachte, so herausfordernd, daß alle sie für unpassend, manche sogar für eine Beleidigung hielten. Es war augenscheinlich, daß die ganze Kammer vor Begierde brannte, die Debatte zu beginnen. Man sah die Zeitung in allen Händen; aber jeder zögerte, die Verantwortlichkeit des Angriffs auf sich zu nehmen. Endlich bestieg einer der ehrenwerten Pairs, ein erklärter Feind des Grafen von Morcerf, die Tribüne mit einer Feierlichkeit, die ankündigte, daß der erwartete Augenblick gekommen sei. Die tiefste Stille trat ein; Morcerf allein kannte den Grund der Aufmerksamkeit nicht, die man diesmal einem Redner schenkte, um den das Haus sich nicht immer viel zu kümmern pflegte, wenn er sprach.

Der Graf ließ ruhig die Einleitung hingehen, in der der Redner erklärte, daß er von einer ernsten, heiligen, von einer für die Kammer lebenswichtigen Sache sprechen wolle, die die ganze Aufmerksamkeit seiner Kollegen erfordere. Bei den ersten Worten von Janina und dem Offizier Ferdinand wurde der Graf von Morcerf so blaß, daß ein Beben durch die Versammlung ging, deren Augen sämtlich auf ihn gerichtet waren.

Nachdem der Redner den Artikel verlesen hatte, setzte er seine Bedenken auseinander und wie schwierig seine Aufgabe

sei; er wolle die Ehre des Grafen von Morcerf, die Ehre der ganzen Versammlung verteidigen, indem er diese Dinge vorbringe. Zum Schlusse forderte er dann eine Untersuchung, die die Verleumdung tot mache, ehe sie sich noch weiter ausbreite.

Morcerf war so niedergeschmettert von diesem ungeheuren und unerwarteten Schlage, daß er kaum einige Worte stammeln konnte und seine Kollegen fassungslos ansah. Man konnte seine Fassungslosigkeit ebensogut für das Erstaunen eines Unschuldigen wie für das Geständnis eines beschämten Schuldigen ansehen, und so wurde die Stimmung ein wenig günstiger für ihn.

Der Präsident ließ über den Vorschlag einer Untersuchung abstimmen; der Vorschlag wurde angenommen. Der Graf wurde gefragt, wieviel Zeit er zur Vorbereitung seiner Rechtfertigung bedürfe.

»Meine Herren Pairs«, antwortete der Graf, der seinen Mut wiedergefunden hatte, »man braucht keine Zeit, um einen solchen Angriff, wie ihn unbekannte Feinde, die ohne Zweifel in ihrem Dunkel geblieben sind, in diesem Augenblick gegen mich richten, zurückzuschlagen; ich muß auf der Stelle, muß mit einem Donnerschlag auf den Blitzstrahl antworten, der mich einen Augenblick geblendet hat. Oh, daß ich statt solcher Rechtfertigung mein Blut vergießen könnte, um meinen Kollegen zu beweisen, daß ich würdig bin, an ihrer Seite zu sitzen!« Diese Worte machten einen günstigen Eindruck.

»Ich bitte also darum«, fuhr er fort, »daß die Untersuchung so schnell wie möglich stattfinde, und werde der Kammer alle nötigen Belege liefern.«

»Welchen Tag bestimmen Sie?« fragte der Präsident.

»Ich stelle mich von heute an der Kammer zur Verfügung«, antwortete der Graf.

Der Präsident läutete. »Ist die Kammer der Meinung, daß diese Untersuchung heute noch stattfinden soll?«

»Ja«, war die einstimmige Antwort der Versammlung.

Man ernannte eine Kommission von zwölf Mitgliedern zur Prüfung der von Morcerf zu liefernden Belege; die erste Sitzung

dieser Kommission wurde auf acht Uhr abends in dem Beratungszimmer der Kammer anberaumt.

Der Abend kam, ganz Paris war aufs höchste gespannt. Punkt acht Uhr war die Kommission versammelt. Mit dem achten Schlage traf Graf Morcerf ein; er hatte einige Papiere in der Hand und zeigte eine ruhige Haltung. Gegen seine Gewohnheit war sein Auftreten einfach; er trug den Rock bis oben hinauf zugeknöpft, wie es die Sitte der verabschiedeten Offiziere ist. Sein Erscheinen machte den besten Eindruck; die Kommission war weit entfernt, übelwollend zu sein, und mehrere Mitglieder traten an den Grafen heran und gaben ihm die Hand.

In diesem Augenblick brachte ein Saaldiener dem Präsidenten einen Brief.

»Sie haben das Wort, Herr Graf von Morcerf«, sagte der Präsident, während er den Brief öffnete.

Der Graf begann seine Verteidigung mit außerordentlicher Beredsamkeit und Geschicklichkeit. Er brachte Belege vor, die bewiesen, daß der Vezier von Janina ihm bis zur letzten Stunde vertraut hatte, da er ihn mit einer Verhandlung über Leben und Tod mit dem Sultan selbst beauftragt hatte. Er zeigte das Abzeichen des Befehlshabers, den Ring, vor, mit dem Ali Pascha gewöhnlich seine Briefe versiegelte und den er ihm gegeben hatte, damit er bei seiner Rückkehr zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht zu ihm kommen könne. Leider sei seine Verhandlung erfolglos geblieben, und als er zurückgekehrt sei, um seinen Wohltäter zu verteidigen, sei dieser schon tot gewesen; sterbend aber habe ihm Ali Pascha, so groß sei sein Vertrauen gewesen, seine Lieblingsfrau und seine Tochter anvertraut.

Die Mitglieder der Kommission waren bewegt. Unterdessen warf der Präsident nachlässig einen Blick auf den Brief, den man ihm übergeben hatte; bei den ersten Zeilen aber wurde seine Aufmerksamkeit erweckt; er las den Brief, las ihn nochmals und sah den Grafen von Morcerf an.

»Herr Graf«, sagte er, »Sie haben uns soeben gesagt, daß der Vezier von Janina Ihnen seine Frau und Tochter anvertraut habe?«

»Ja«, antwortete Morcerf, »aber hierbei, wie bei dem ganzen Unternehmen, verfolgte mich das Unglück. Bei meiner Rückkehr waren Vasiliki und ihre Tochter Haidee verschwunden.«

»Kannten Sie sie?«

»Infolge meiner Freundschaft mit dem Pascha und des großen Vertrauens, das er zu meiner Treue hatte, war es mir vergönnt gewesen, sie mehr als zwanzigmal zu sehen.«

»Wissen Sie, was aus ihnen geworden ist?«

»Ich habe gehört, daß sie dem Kummer und vielleicht dem Elend erlegen sind. Ich war nicht reich, lief große Gefahr für mein Leben und konnte zu meinem großen Bedauern keine Nachforschungen nach ihnen anstellen.«

Der Präsident zog unmerklich die Augenbrauen zusammen.

»Meine Herren«, sagte er, »Sie haben die Erklärungen des Herrn Grafen gehört. Herr Graf, können Sie zur Unterstützung Ihrer Angaben irgendeinen Zeugen stellen?«

»Leider nein«, antwortete der Graf, »alle, die den Vezier umgaben und mich an seinem Hof gekannt haben, sind entweder tot oder verschollen; ich bin, so glaube ich wenigstens, der einzige von meinen Landsleuten, der diesen schrecklichen Krieg überlebt hat; ich habe nur die Briefe von Ali Tebelin, die ich Ihnen unterbreitet habe; nur den Ring, das Pfand seines Willens, den ich Ihnen hier zeige; endlich den überzeugendsten Beweis, den ich nach einem anonymen Angriff liefern kann: das Fehlen jedes Zeugen gegen mein Wort als ehrlicher Mann und die Makellosigkeit meines Soldatenlebens.«

Ein Murmeln des Beifalls ging durch die Versammlung; da nahm der Präsident das Wort.

»Meine Herren«, sagte er, »und Sie, Herr Graf, ich habe soeben einen Brief erhalten, in dem sich uns ein, wie er versichert, sehr wichtiger Zeuge selbst anbietet. Nach dem, was uns der Graf gesagt hat, zweifeln wir nicht, daß dieser Zeuge die vollständige Unschuld unsres Kollegen beweisen wird. Soll der Brief vorgelesen werden, oder sind Sie der Ansicht, daß wir uns nicht damit aufhalten wollen?«

Morcerf erbleichte und zerknitterte die Papiere, die er in den

Händen hielt. Die Kommission entschied sich für die Verlesung; der Graf enthielt sich jeder Äußerung.

Daraufhin verlas der Präsident folgenden Brief:

»Geehrter Herr Präsident!

Ich kann der Kommission, die mit der Untersuchung des Verhaltens des Herrn Generalleutnants Grafen von Morcerf in Epirus und Mazedonien beauftragt ist, die genauesten Auskünfte geben.«

Der Präsident machte eine kurze Pause. Morcerf war bleich. Die Augen des Präsidenten befragten die Versammlung. »Fahren Sie fort!« rief man von allen Seiten. Der Präsident las weiter:

»Ich war beim Tode Ali Paschas anwesend und weiß, was aus Vasiliki und Haidee geworden ist. Ich halte mich zur Verfügung der Kommission und bitte um die Ehre, gehört zu werden. In dem Augenblick, wo Ihnen dieser Brief übergeben wird, werde ich im Vestibül der Kammer sein.«

»Und wer ist dieser Zeuge oder vielmehr dieser Feind?« fragte der Graf mit einer Stimme, der man eine tiefe Erregung anmerkte.

»Das werden wir sehen«, antwortete der Präsident. »Stimmt die Kommission dafür, diesen Zeugen anzuhören?«

Die Kommission bejahte. Der Diener an der Tür wurde gerufen.

»Wartet jemand im Vestibül?« fragte ihn der Präsident.

»Ja, eine Dame in Begleitung eines Dieners.«

»Lassen Sie diese Dame eintreten.«

Fünf Minuten darauf erschien der Diener wieder; aller Augen waren nach der Tür gerichtet. Dem Diener folgte eine Frau, die ganz in einen großen Schleier gehüllt war.

Auf die Aufforderung des Präsidenten nahm die Frau den Schleier ab. Sie trug griechische Tracht und war von großer Schönheit. Morcerf betrachtete diese Frau voll Überraschung und Schrecken. Der Präsident bot ihr mit der Hand einen Sitz an, aber die junge Frau schüttelte den Kopf und blieb stehen.

»Sie haben sich erboten«, sagte der Präsident, »der Kommission Auskunft über die Angelegenheit von Janina zu geben. Sie gaben an, daß Sie Augenzeugin der Ereignisse gewesen seien.«

»Das war ich in der Tat«, antwortete die Unbekannte mit einer wohllautenden Stimme voll sanfter Trauer.

»Erlauben Sie mir jedoch die Bemerkung«, fuhr der Präsident fort, »daß Sie damals sehr jung waren.«

»Ich war vier Jahre alt; aber da die Ereignisse für mich von höchster Bedeutung waren, so ist auch nicht die geringste Einzelheit meinem Gedächtnis entfallen.«

»Aber welche Bedeutung hatten denn diese Ereignisse für Sie, und wer sind Sie, daß diese Katastrophe einen so tiefen Eindruck auf Sie gemacht hat?«

»Es handelte sich um Leben oder Tod meines Vaters«, antwortete das junge Mädchen, »und ich bin Haidee, Tochter Ali Tebelins, des Paschas von Janina, und seiner geliebten Frau Vasiliki.«

Diese Worte des jungen Mädchens, das bescheiden und stolz zugleich errötete, brachten eine unbeschreibliche Wirkung auf die Versammlung hervor. Der Graf von Morcerf war so fassungslos, als wenn ein Blitz vor ihm niedergefahren wäre und einen Abgrund zu seinen Füßen geöffnet hätte.

»Madame«, sagte der Präsident, nachdem er sich ehrerbietig verneigt hatte, »gestatten Sie mir eine einfache Frage, die keinen Zweifel ausdrückt und die letzte Frage sein wird: Können Sie das, was Sie sagen, beweisen?«

»Das kann ich«, sagte Haidee, indem sie eine duftende Satintasche unter ihrem Schleier hervorzog. »Hier ist mein Geburtsschein, ausgestellt von meinem Vater, und von seinen ersten Offizieren unterzeichnet; hier ist mein Taufschein, denn mein Vater hatte eingewilligt, daß ich in dem Glauben meiner Mutter erzogen würde; der Schein ist von dem Großprimas von Mazedonien und Epirus mit seinem Siegel versehen. Hier ist endlich, und das ist jedenfalls das wichtigste, die Akte über den Verkauf meiner Person und meiner Mutter an den armenischen Händler El-Kobbir durch den fränkischen Offizier, der in seinem ehrlosen Abkommen mit der Pforte sich als seinen Beuteanteil die Tochter und die Frau seines Wohltäters vorbehalten hatte, die er für die Summe von tausend Beuteln, das heißt für etwa vierhunderttausend Franken verkaufte.«

Eine grünliche Blässe überzog die Wangen des Grafen von Morcerf, und seine Augen füllten sich mit Blut. Die Versammlung nahm die furchtbare Beschuldigung mit düsterem Schweigen auf.

Haidee, die vollständig ruhig geblieben war, aber in deren Ruhe eine größere Drohung lag als im Zorn einer andern, reichte dem Präsidenten die in arabischer Sprache abgefaßte Verkaufsakte.

Da man vermutet hatte, daß einige der Belege in arabischer, griechischer oder türkischer Sprache abgefaßt sein würden, war der Dolmetscher der Kammer benachrichtigt worden; man ließ ihn hereinkommen. Einer der Pairs, der das Arabische während des ägyptischen Feldzugs gelernt hatte, verfolgte den Text, während der Dolmetscher laut übersetzte:

»Ich, El-Kobbir, Sklavenhändler und Lieferant für den Harem des Großherrn, erkläre hiermit, daß ich für Seine Majestät den Sultan von dem fränkischen Grafen von Monte Christo einen Smaragd im Werte von zweitausend Beuteln empfangen habe als Preis für eine dreizehnjährige Christin namens Haidee, anerkannte Tochter des Paschas von Janina, Ali Tebelin, und dessen Favoritin Vasiliki, welche junge Christin mir vor neun Jahren mit ihrer bei der Ankunft in Konstantinopel gestorbenen Mutter von einem fränkischen Obersten im Dienste des Veziers Ali Tebelin, namens Ferdinand Mondego, verkauft worden ist.

Dieser Verkauf war mir für Rechnung des Großherrn, dessen Beauftragter ich war, gegen die Summe von tausend Beuteln gemacht worden.

Geschehen zu Konstantinopel mit Einwilligung des Großherrn im Jahre 1247 des Propheten.

Gezeichnet: El-Kobbir.

Gegenwärtige Akte wird, um ihr Glaubwürdigkeit und Authentizität zu verleihen, mit dem kaiserlichen Siegel versehen, das anbringen zu lassen der Verkäufer sich verpflichtet.«

In der Tat sah man neben der Unterschrift das Siegel des Großherrn.

Dieser Verlesung folgte ein unheimliches Schweigen; des

Grafen Blick, der wie gebannt auf Haidee ruhte, schien von Feuer und Blut erfüllt.

»Madame«, sagte der Präsident, »kann man nicht den Grafen von Monte Christo befragen, der, wie ich glaube, mit Ihnen gemeinschaftlich in Paris ist?«

»Der Graf von Monte Christo, mein zweiter Vater, ist seit drei Tagen in der Normandie«, antwortete Haidee.

»Wer hat Ihnen aber dann zu diesem Schritt geraten, für den die Versammlung Ihnen dankt und der nach Ihrem Unglück ganz natürlich ist?« fragte der Präsident.

»Mein Herr«, antwortete Haidee, »dieser Schritt ist mir durch meinen Schmerz geraten worden. Wenn ich auch eine Christin bin, so habe ich doch immer – Gott möge es mir verzeihen! – daran gedacht, meinen erlauchten Vater zu rächen. Als ich Frankreichs Boden betrat, als ich erfuhr, daß der Verräter in Paris lebte, sind meine Augen und Ohren beständig offengeblieben. Ich lebe zurückgezogen im Hause meines edlen Beschützers, und ich lebe so, weil ich die Stille liebe, die mir erlaubt, mich mit meinen Gedanken zu beschäftigen. Aber der Herr Graf von Monte Christo widmet mir väterliche Fürsorge, und nichts, was das Leben der Welt ausmacht, ist mir fremd; nur nehme ich aus der Ferne daran teil. So lese ich alle Zeitungen; und indem ich so das Leben der andern verfolge, habe ich erfahren, was heute morgen in der Pairskammer vorgefallen ist und was heute abend vor sich gehen sollte … Da habe ich geschrieben.«

»Der Herr Graf von Monte Christo hat also mit Ihrem Schritt nichts zu tun?«

»Er hat keine Ahnung davon, und ich habe sogar nur die eine Furcht, daß er ihn mißbilligt, wenn er davon erfährt. Aber es ist ein schöner Tag für mich«, fuhr das junge Mädchen fort, indem es einen flammenden Blick zum Himmel emporsandte, »an dem ich endlich Gelegenheit finde, meinen Vater zu rächen.«

Der Graf hatte während dieser Zeit nicht ein einziges Wort gesprochen.

Seine Kollegen betrachteten ihn und empfanden Mitleid mit dem Manne, dessen Glück von dem duftigen Atem einer Frau

vernichtet worden war. Sein Unglück schrieb sich allmählich in finsteren Zügen auf sein Gesicht.

»Herr Graf von Morcerf«, sagte der Präsident, »erkennen Sie die Dame als die Tochter Ali Tebelins, des Paschas von Janina?«

»Nein«, entgegnete Morcerf, indem er eine Anstrengung machte, um sich zu erheben, »es ist ein von meinen Feinden angezetteltes Komplott.«

Haidee, die den Blick nach der Tür gerichtet hatte, als ob sie von dort jemand erwartete, wandte sich plötzlich um und stieß, als sie den Grafen aufrecht dastehen sah, einen schrecklichen Schrei aus.

»Du erkennst mich nicht«, sagte sie; »aber ich erkenne dich. Du bist Ferdinand Mondego, der fränkische Offizier, der die Truppen meines Vaters instruierte. Du bist's, der die Schlösser von Janina ausgeliefert hat; du bist's, der von seinem Wohltäter nach Konstantinopel geschickt wurde, um direkt mit dem Kaiser über Leben und Tod zu unterhandeln, und der einen falschen Firman mitbrachte, der vollständige Gnade gewährte! Du bist's, der mit diesem Firman den Ring des Paschas erhielt, der dir bei Selim, dem Wächter der Pulverkammer, Gehorsam verschaffen sollte; du bist's, der uns, meine Mutter und mich, an den Händler El-Kobbir verkauft hat! Mörder! Mörder! An deiner Stirn klebt noch das Blut deines Herrn!«

Diese Worte waren mit einer solchen Begeisterung der Wahrheit gesprochen, daß aller Blicke sich nach der Stirn des Grafen wandten und dieser selbst sich mit der Hand an die Stirn faßte, als ob er dort das noch warme Blut Ali Paschas fühlte.

»Sie erkennen also bestimmt in dem Grafen von Morcerf den Offizier Ferdinand Mondego?«

»Ob ich ihn erkenne!« rief Haidee. »Oh, meine Mutter, du hast mir gesagt: ›Du warst frei, hattest einen Vater, den du liebtest, warst bestimmt, fast eine Königin zu werden. Sieh dir genau diesen Menschen an, der dich zur Sklavin gemacht, der das Haupt deines Vaters auf einen Spieß gesteckt, der uns verkauft, uns ausgeliefert hat! Sieh die große Narbe an seiner rechten Hand; wenn du sein Gesicht vergäßest, würdest du ihn an dieser Hand

wiedererkennen, in die die Goldstücke des Händlers El-Kobbir gefallen sind!‹ – Und ob ich ihn erkenne! Oh, lassen Sie ihn jetzt selbst sagen, ob er mich erkennt!« schloß Haidee.

Jedes dieser Worte war wie ein Säbelhieb auf Morcerf gefallen; bei den letzten Worten verbarg er rasch seine Hand, die in der Tat von einer Wunde verstümmelt war, in der Brust und sank in finsterer Verzweiflung in seinen Stuhl zurück.

»Herr Graf von Morcerf«, sagte der Präsident, »lassen Sie sich nicht niederschlagen; die Gerechtigkeit dieses Gerichtshofs ist erhaben und unparteiisch wie diejenige Gottes; sie wird Sie nicht von Ihren Feinden vernichten lassen, ohne Ihnen die Möglichkeit zu geben, sich zu verteidigen. Wollen Sie neue Untersuchungen? Soll ich eine Reise zweier Kammermitglieder nach Janina anordnen? Sprechen Sie!«

Morcerf antwortete nichts. Die Mitglieder der Kommission sahen sich mit einer Art Entsetzen an. Man kannte den energischen und heftigen Charakter des Grafen. Es mußte ein furchtbarer Schlag sein, der ihn so niederwarf, daß er sich nicht verteidigte; man mußte annehmen, daß diesem Schweigen, das einem Schlaf glich, ein Erwachen folgen werde, das einem Gewitter gleichen würde.

»Nun«, fragte ihn der Präsident, »was bestimmen Sie?«

»Nichts«, antwortete der Graf, indem er sich erhob, mit dumpfer Stimme.

»Die Tochter Ali Tebelins hat also wirklich die Wahrheit gesprochen?« fragte der Präsident. »Wir haben also in ihr den furchtbaren Zeugen, demgegenüber der Schuldige nicht mehr nein zu antworten wagt? Sie haben also wirklich alles das getan, dessen man Sie anklagt?«

Der Graf warf einen Blick um sich, dessen verzweifelter Ausdruck Tiger gerührt hätte, aber er konnte die Richter nicht entwaffnen; dann richtete er die Augen zur Decke empor, riß mit heftiger Bewegung den Rock auf, der ihn zu ersticken drohte, und ging wie ein Irrsinniger aus dem Saal. Einen Augenblick ertönte sein Schritt unter dem hallenden Gewölbe, dann hörte man seinen Wagen davonrollen.

»Meine Herren«, sagte der Präsident, als es wieder still geworden war, »ist der Graf von Morcerf der Untreue, des Verrats und der Unwürdigkeit überführt?«

»Ja«, antworteten einstimmig sämtliche Mitglieder der Kommission.

Haidee hatte der Sitzung bis zum Schluß beigewohnt, sie hörte das Urteil über den Grafen aussprechen, ohne daß ein Zug ihres Gesichts Freude oder Mitleid ausdrückte.

Dann zog sie den Schleier wieder über das Gesicht, grüßte die Räte und verließ den Saal mit den Schritten einer Königin.

Die Beschimpfung

Albert von Morcerf war an demselben Tage, an dem die Verhandlung in der Pairskammer stattfand, durch den Brief eines Freundes aus der Normandie, wo er sich auf der Besitzung des Grafen von Monte Christo aufhielt, nach Paris zurückgerufen worden und auf der Stelle dahin abgereist.

Er erfuhr, daß Danglars wegen der Affäre in Janina Erkundigungen eingezogen hatte, und war zu dem Bankier gegangen, um ihn zur Rede zu stellen. Dieser hatte ihm gesagt, daß er dem Grafen von Monte Christo gegenüber erwähnt habe, daß ihm die Herkunft des Vermögens des Generals immer dunkel geblieben sei, er wisse nur so viel, daß er es in Griechenland erworben habe. Darauf habe ihm der Graf von Monte Christo geraten, nach Janina zu schreiben, und er habe sich doch wohl nach der Vergangenheit des Mannes, der der Schwiegervater seiner Tochter werden sollte, erkundigen können. Er, Danglars, habe dem Grafen von Monte Christo die Antwort, die er aus Janina erhalten hatte, mitgeteilt, die Artikel in den Zeitungen aber nicht veranlaßt.

Albert, der seinen Vater stets für einen Ehrenmann gehalten hatte, war von den Ereignissen wie von einem Donnerschlag getroffen; aber er wollte wenigstens von denen Genugtuung

haben, die daran schuld waren, daß diese Dinge in die Öffentlichkeit gezerrt wurden. Umstände, denen er bis dahin keine Beachtung geschenkt hatte, wurden in seiner Erinnerung wieder lebendig. Monte Christo hatte alles gewußt, da er die Tochter Ali Paschas gekauft hatte, und er hatte Danglars den Rat gegeben, nach Janina zu schreiben. Monte Christo hatte seinem Wunsche, Haidee vorgestellt zu werden, nachgegeben, hatte die Unterhaltung auf den Tod Ali Paschas gebracht und das junge Mädchen veranlaßt, die Geschichte desselben zu erzählen. Der Graf hatte einige Worte griechisch gesprochen; jedenfalls hatte er ihr gesagt, daß sie den Namen des französischen Offiziers nicht nennen solle, wie er auch ihn selbst gebeten hatte, den Namen seines Vaters in Gegenwart des jungen Mädchens nicht zu nennen. Endlich hatte er Albert mit nach der Normandie genommen in dem Augenblick, da er wußte, daß der Schlag gegen seinen Vater geführt werden sollte. Es war nicht daran zu zweifeln, alles war Berechnung, und Monte Christo stand jedenfalls im Einvernehmen mit den Feinden seines Vaters.

Albert war mit seinem Freund Beauchamp vor dem Hause Avenue des Champs-Elysées Nummer 30 vorgefahren. Der Graf von Monte Christo war nach Paris zurückgekehrt, befand sich aber im Bade und hatte Baptistin verboten, irgend jemand, es sei, wer es wolle, vorzulassen.

»Aber nach dem Bade?« fragte Albert.

»Wird der gnädige Herr dinieren.«

»Und nach dem Diner?«

»Wird der gnädige Herr eine Stunde schlafen.«

»Und dann?«

»Dann wird er in die Oper gehen.«

»Wissen Sie das gewiß?« fragte Albert.

»Ganz gewiß; der Herr Graf hat seinen Wagen auf Punkt acht Uhr bestellt.«

»Gut«, erwiderte Albert; »weiter wollte ich nichts wissen.« Dann wandte er sich an Beauchamp.

»Wenn Sie etwas zu tun haben, tun Sie es sofort; haben Sie für heute abend etwas verabredet, so verschieben Sie es auf morgen.

Sie verstehen, daß ich darauf rechne, daß Sie mit mir zur Oper gehen. Wenn Sie können, bringen Sie Château-Renaud mit.«

Beauchamp versprach Albert, ihn um ein Viertel vor acht Uhr abzuholen. Als Albert wieder nach Hause zurückgekehrt war, schrieb er an Château-Renaud, Debray und Morrel und teilte ihnen den Wunsch mit, sie heute in der Oper zu treffen. Dann suchte er seine Mutter auf, die seit den Ereignissen des vorhergehenden Tages für niemand zu sprechen war; sie lag zu Bett, gebrochen von dem Schmerz über diese öffentliche Demütigung. Sie drückte ihrem Sohn die Hand und brach in Schluchzen aus.

Albert blieb einen Augenblick mit bleichem Gesicht und zusammengezogenen Brauen stumm vor seiner Mutter stehen.

»Mutter«, sagte er, »kennen Sie irgendeinen Feind des Herrn von Morcerf?«

Mercedes fuhr zusammen; sie hatte bemerkt, daß der junge Mann nicht gesagt hatte: Meines Vaters.

»Mein Sohn«, sagte sie, »Leute in der Stellung des Grafen haben viele Feinde, die sie nicht kennen. Übrigens weißt du ganz gut, daß die Feinde, die man kennt, nicht die gefährlichsten sind.«

»Ja, das weiß ich, und deshalb bitte ich Sie, Ihren ganzen Scharfsinn anzuwenden. Sie sind eine so kluge Frau, daß Ihnen nichts entgeht.«

»Warum sagst du mir das?«

»Weil Sie zum Beispiel bemerkt haben, daß der Graf von Monte Christo auf unserm Ball nichts hat genießen wollen.«

Mercedes setzte sich in größter Erregung auf.

»Der Graf von Monte Christo!« rief sie. »Und in welcher Beziehung steht das zu deiner Frage?«

»Sie wissen, Mutter, der Graf von Monte Christo ist fast ein Orientale, und die Orientalen genießen nie etwas bei ihren Feinden, um sich volle Freiheit für ihre Rache zu bewahren.«

»Der Graf von Monte Christo unser Feind, sagst du, Albert?« fragte Mercedes, indem sie weißer wurde als das Bettuch. »Wer hat dir das gesagt? Warum? Du bist wahnsinnig, Albert. Der

Graf von Monte Christo ist sehr zuvorkommend gegen uns; er hat dir das Leben gerettet; du selbst hast ihn uns vorgestellt. Oh, ich bitte dich, mein Sohn, wenn du einen solchen Gedanken hättest, so weise ihn von dir, und wenn ich dir einen Rat geben, ja, ich will noch mehr sagen, wenn ich eine Bitte an dich richten darf, so stelle dich gut mit ihm.«

»Liebe Mutter«, entgegnete der junge Mann mit einem finstern Blick, »Sie haben Ihren Grund dafür, daß Sie mir sagen, mich mit ihm gut zu stellen.«

»Ich!« rief Mercedes errötend.

»Ja, jedenfalls, und nicht wahr, dieser Grund ist, damit dieser Mann davon abgehalten wird, uns Böses zuzufügen?«

Mercedes erschauerte und sah ihren Sohn forschend an. »Du sprichst seltsam«, sagte sie. »Was hat dir denn der Graf getan? Vor drei Tagen warst du mit ihm in der Normandie; vor drei Tagen sahen ich und du selbst ihn als deinen besten Freund an.«

Ein spöttisches Lächeln umspielte Alberts Lippen. Mercedes sah dieses Lächeln und erriet alles; aber klug und stark, wie sie war, verbarg sie ihre Unruhe und ihr Zittern. Albert ließ die Unterhaltung fallen; die Gräfin nahm sie nach einem Augenblick wieder auf.

»Du kamst, um mich zu fragen, wie es mir gehe«, sagte sie; »ich antworte offen, daß ich mich nicht wohl fühle. Du solltest dich hier einrichten, Albert. Du würdest mir Gesellschaft leisten; ich habe es sehr nötig, nicht allein zu sein.«

»Liebe Mutter, ich würde mit großer Freude zu Ihrer Verfügung stehen, wenn mich nicht eine eilige und wichtige Sache zwänge, Sie den ganzen Abend zu verlassen.«

»Gut«, antwortete Mercedes mit einem Seufzer; »geh, Albert, ich will dich nicht zum Sklaven deiner Kindesliebe machen.«

Albert tat, als ob er das nicht hörte, verabschiedete sich von seiner Mutter und ging. Kaum hatte er die Tür hinter sich zugemacht, so ließ Mercedes einen vertrauten Diener kommen und befahl ihm, Albert am Abend überallhin zu folgen und ihr sofort Mitteilung zu machen. Dann ließ sie sich, so krank sie war, von ihrer Kammerjungfer ankleiden, um für jeden Fall bereit zu sein.

Der Auftrag, den Mercedes dem Diener gegeben hatte, war nicht schwierig auszuführen. Albert begab sich in seine Wohnung und kleidete sich wie für eine ernste Feierlichkeit. Zehn Minuten vor acht kam Beauchamp; er hatte Château-Renaud gesehen, der versprochen hatte, sich vor dem Aufgehen des Vorhangs in seiner Loge neben dem Orchester zu befinden. Beide bestiegen den Wagen Alberts, der, da er keinen Grund hatte, zu verbergen, wohin er ging, laut sagte: »In die Oper!«

Die Vorstellung hatte noch nicht begonnen. Château-Renaud war auf seinem Platze, und da er durch Beauchamp von allem unterrichtet war, so brauchte ihm Albert keine Erklärung zu geben. Das Vorgehen des Sohnes, der seinen Vater zu rächen suchte, war so natürlich, daß Château-Renaud nicht versuchte, ihn davon abzubringen. Er gab ihm die Versicherung, daß er zu seiner Verfügung stehe. Debray war noch nicht angekommen, aber Albert wußte, daß er selten eine Vorstellung der Oper verfehlte. Albert ging bis zum Aufgehen des Vorhangs im Theater hin und her; er hoffte Monte Christo zu treffen. Die Glocke rief ihn an seinen Platz, und er setzte sich in die Loge zwischen Château-Renaud und Beauchamp. Aber seine Augen verließen nicht die Loge des Grafen, die während des ganzen ersten Aktes leer blieb.

Endlich, als Albert zum hundertsten Male nach der Uhr sah, öffnete sich beim Beginn des zweiten Aktes die Tür der Loge. Monte Christo trat schwarz gekleidet ein und stütze sich auf die Brüstung, um in den Saal zu sehen. Morrel folgte ihm und sah sich nach seiner Schwester und seinem Schwager um; er bemerkte sie in einer Loge des zweiten Ranges und grüßte sie.

Der Graf bemerkte bei seinem Rundblick im Saal ein blasses Gesicht und zwei funkelnde Augen, die seine Blicke zu suchen schienen; er erkannte Albert wohl, aber der Ausdruck, den er auf diesem Gesicht bemerkte, riet ihm jedenfalls, sich den Anschein zu geben, als ob er ihn nicht gesehen habe. Ohne daher eine Bewegung zu machen, die seine Gedanken offenbarte, setzte er sich, zog sein Opernglas aus dem Futteral und sah nach einer andern Seite.

Aber wenn der Graf auch Albert nicht zu sehen schien, verlor

er ihn doch nicht aus den Augen, und als der Vorhang nach dem zweiten Akte fiel, folgte sein Blick dem jungen Mann, der, von seinen beiden Freunden begleitet, seine Loge verließ. Der Graf fühlte das Gewitter an sich herankommen, und als er den Schlüssel in seiner Logentür drehen hörte, wußte er, obgleich er in dem Augenblick mit seinem heitersten Gesicht mit Morrel sprach, woran er war. Er hatte sich auf alles gefaßt gemacht.

Die Tür wurde geöffnet. Erst da wandte Monte Christo sich um und bemerkte Albert, blaß und zitternd; hinter ihm standen Beauchamp und Château-Renaud.

»Sieh da!« sagte er mit der wohlwollenden Höflichkeit, die seinen Gruß gewöhnlich von den nichtssagenden Redensarten der Gesellschaft unterschied. »Glücklich angekommen? Guten Abend, Herr von Morcerf.« Und das Gesicht dieses Mannes, der so seltsam Herr seiner selbst war, drückte die größte Herzlichkeit aus. Jetzt erst erinnerte sich Morrel des Briefes, den er von dem Vicomte erhalten hatte und worin dieser ihn ohne weitere Erklärung bat, in die Oper zu kommen; er begriff, daß sich etwas Furchtbares ereignen würde.

»Wir kommen nicht hierher, um heuchlerische Höflichkeiten oder falsche Freundschaftsbekundungen auszutauschen«, sagte der junge Mann, »sondern um eine Erklärung von Ihnen zu fordern, Herr Graf.«

Die Stimme des jungen Mannes zitterte.

»Eine Erklärung in der Oper?« fragte der Graf mit seiner ruhigen Stimme und seinem durchdringenden Blick. »So wenig vertraut ich auch mit den Pariser Gewohnheiten bin, so hätte ich doch nicht geglaubt, daß das der Platz wäre, wo man Erklärungen forderte.«

»Wenn sich die Leute aber verleugnen lassen«, antwortete Albert, »wenn man nicht zu ihnen kommen kann, weil sie vorschützen, im Bad, bei Tisch oder im Bett zu sein, so muß man sich da an sie halten, wo man sie findet.«

»Ich bin nicht schwer zu finden«, sagte Monte Christo, »denn noch gestern waren Sie, wenn ich ein gutes Gedächtnis habe, bei mir.«

»Gestern«, entgegnete der junge Mann, »war ich bei Ihnen, weil ich nicht wußte, wer Sie waren.«

Bei diesen Worten hatte Albert seine Stimme erhoben, so daß die Leute in den benachbarten Logen ihn hörten, ebenso die im Gang Vorübergehenden. Die ersteren wandten sich um, und die letzteren blieben hinter Beauchamp und Château-Renaud stehen.

»Wo kommen Sie her, mein Herr?« sagte Monte Christo ohne die geringste erkennbare Erregung. »Sie scheinen nicht bei Sinnen zu sein.«

»Wenn ich Ihre Falschheit erkenne und es mir gelingt, Ihnen begreiflich zu machen, daß ich mich dafür rächen will, so werde ich immer noch vernünftig genug sein«, entgegnete Albert wütend.

»Ich verstehe Sie nicht«, sagte Monte Christo, »und selbst wenn ich Sie verstände, sprächen Sie immer noch zu laut. Ich bin hier bei mir, ich allein habe das Recht, hier lauter zu sprechen als die andern. Gehen Sie!« Und Monte Christo wies mit einer befehlenden Bewegung nach der Tür.

»Oh, ich werde Sie schon herausbringen!« entgegnete Albert, indem er mit den Händen seinen Handschuh zerdrückte, den der Graf nicht aus den Augen verlor.

»Gut«, sagte Monte Christo gleichmütig; »Sie suchen Streit mit mir, das sehe ich; aber einen Rat, Vicomte, und merken Sie sich den wohl: es ist eine schlechte Sitte, beim Herausfordern Lärm zu machen. Das paßt nicht für jeden, Herr von Morcerf.«

Bei diesem Namen ging ein Murmeln des Erstaunens durch die Zuhörer dieses Auftritts; seit gestern war der Name Morcerf in aller Munde.

Albert verstand sofort und besser als alle die Anspielung und machte eine Bewegung, um dem Grafen seinen Handschuh ins Gesicht zu werfen; aber Morrel erfaßte seine Hand, während Beauchamp und Château-Renaud in der Besorgnis, daß die Szene über die Grenze einer Herausforderung hinausgehen möchte, ihn von hinten zurückhielten.

Aber Monte Christo streckte, ohne aufzustehen, die Hand

aus, nahm dem jungen Mann den feuchten und zerknitterten Handschuh aus der Hand und sagte mit einer furchtbaren Stimme:

»Mein Herr, ich nehme Ihren Handschuh als geworfen an und werde Ihnen denselben um eine Kugel gerollt zurückschicken. Jetzt entfernen Sie sich von hier, oder ich rufe meine Bedienten und lasse Sie hinauswerfen.«

Albert trat mit blutunterlaufenen Augen zwei Schritte zurück; Morrel benutzte es, um die Tür zu schließen.

Monte Christo nahm sein Opernglas und sah sich wieder im Saale um, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre. Dieser Mann hatte ein Herz von Erz und ein Gesicht von Marmor. Morrel beugte sich zu seinem Ohr.

»Was haben Sie ihm getan?« fragte er.

»Ich? Nichts, persönlich wenigstens nicht«, antwortete Monte Christo.

»Dieser sonderbare Auftritt muß jedoch einen Grund haben.«

»Das Abenteuer des Grafen von Morcerf hat den armen jungen Mann aufgebracht.«

»Haben Sie damit etwas zu tun?«

»Die Kammer ist von Haidee von dem Verrat seines Vaters unterrichtet worden.«

»In der Tat«, sagte Morrel, »man hat mir gesagt, daß diese griechische Sklavin, mit welcher ich Sie manchmal hier in der Oper gesehen habe, die Tochter Ali Paschas sei, aber ich habe es nicht glauben wollen.«

»Es ist indessen die Wahrheit.«

»Oh, dann verstehe ich; diese Szene war vorüberlegt.«

»Wieso?«

»Albert hat mich schriftlich gebeten, heute abend in die Oper zu kommen; ich sollte also Zeuge der Beleidigung sein, die er Ihnen antun wollte.«

»Wahrscheinlich«, entgegnete Monte Christo mit seiner unerschütterlichen Ruhe.

»Aber was werden Sie mit ihm machen?«

»Mit wem?«

»Mit Albert.«

»Mit Albert? So wahr Sie hier sind und ich Ihnen die Hand drücke, werde ich ihn morgen vor zehn Uhr morgens töten.«

Morrel nahm die Hand Monte Christos in die seinigen und schauerte, als er diese kalte und ruhige Hand fühlte.

»Oh, Graf«, sagte er, »sein Vater liebt ihn so sehr!«

»Sagen Sie mir das nicht«, rief Monte Christo, der zum erstenmal an diesem Abend zornig zu werden schien, »ich würde ihn leiden machen!«

Morrel ließ bestürzt die Hand Monte Christos fallen.

»Graf, Graf!« sagte er.

»Mein lieber Maximilian«, unterbrach ihn der Graf, »hören Sie, wie schön Duprez singt: ›Oh, Mathilde, Abgott meiner Seele!‹ – Sehen Sie, ich habe Duprez in Neapel entdeckt und ihm zuerst applaudiert. Bravo, bravo!«

Morrel sah ein, daß weitere Worte unnütz waren, und wartete. Der Vorhang fiel. Man klopfte an die Tür.

»Herein!« sagte Monte Christo, ohne daß seine Stimme die geringste Erregung verriet. Beauchamp erschien.

»Guten Abend, Herr Beauchamp«, sagte Monte Christo, als ob er den Journalisten heute zum ersten Male sähe; »setzen Sie sich.«

Beauchamp grüßte, trat ein und setzte sich. »Herr Graf«, sagte er, »ich begleitete vorhin, wie Sie haben sehen können, Herrn von Morcerf.«

»Das will sagen«, entgegnete Monte Christo lachend, »daß Sie wahrscheinlich zusammen diniert haben. Es freut mich, Herr Beauchamp, zu sehen, daß Sie nüchterner sind als er.«

»Herr Graf«, antwortete Beauchamp, »ich gestehe, daß es unrecht von Albert war, sich hinreißen zu lassen, und ich komme, um für meine Person um Entschuldigung zu bitten. Jetzt, da ich mich entschuldigt habe, verstehen Sie wohl, ich für meine Person, bitte ich Sie als Ehrenmann, einige Erklärungen über Ihre Beziehungen zu den Leuten von Janina zu geben; dann werde ich zwei Worte über diese junge Griechin hinzufügen.«

Monte Christo machte mit den Lippen und den Augen eine

Bewegung, die Stillschweigen heischte. »Nun«, sagte er lachend, »da sind alle meine Hoffnungen zerstört.«

»Wieso?« fragte Beauchamp.

»Erst lassen Sie es sich angelegen sein, mir den Ruf eines Sonderlings zu verschaffen: ich bin nach Ihnen ein Lara, ein Manfred, ein Lord Ruthwen, dann auf einmal behandeln Sie mich wie jeden andern gewöhnlichen Menschen und verlangen Erklärungen von mir. Gehen Sie doch, Herr Beauchamp, Sie scherzen.«

»Aber es gibt Umstände«, entgegnete Beauchamp mit Stolz, »wo die Rechtlichkeit gebietet …«

»Herr Beauchamp«, unterbrach ihn der seltsame Mann, »dem Grafen von Monte Christo befiehlt der Graf von Monte Christo. Also kein Wort von alledem, wenn ich bitten darf. Ich tue, was ich will, Herr Beauchamp, und glauben Sie mir, das ist immer sehr gut getan.«

»Herr Graf«, antwortete der junge Mann, »mit solcher Münze bezahlt man anständige Leute nicht; es bedarf Bürgschaften der Ehre.«

»Mein Herr, ich bin eine lebende Bürgschaft«, entgegnete Monte Christo gelassen, aber in seinen Augen flammten drohende Blitze. »Wir haben beide in unsern Adern Blut, das wir zu vergießen Lust haben; das ist unsre gegenseitige Bürgschaft. Bringen Sie dem Vicomte diese Antwort und sagen Sie ihm, daß ich morgen vor zehn Uhr die Farbe des seinigen gesehen haben werde.«

»Es bleibt mir also nur übrig, die Bedingungen des Zweikampfes festzulegen«, sagte Beauchamp.

»Die sind mir vollständig gleichgültig«, entgegnete Monte Christo; »es war also überflüssig, daß Sie mich wegen einer solchen Kleinigkeit im Theater störten. Sagen Sie dem Herrn, der Sie geschickt hat, daß ich ihm, um bis zum Ende ein Sonderling zu sein, obgleich ich der Beleidigte bin, die Wahl der Waffen überlasse und alles annehmen werde; alles, verstehen Sie? Selbst den Kampf durchs Los, was stets dumm ist. Aber bei mir ist es etwas andres; ich bin sicher, daß ich gewinne.«

»Sicher, daß Sie gewinnen!« wiederholte Beauchamp erstaunt.

»Nun gewiß«, entgegnete Monte Christo, indem er leicht die

Achseln zuckte. »Ohne das würde ich mich nicht mit Herrn von Morcerf schlagen. Ich werde ihn töten, es muß sein und wird sein. Lassen Sie mich heute abend die Waffe und die Zeit wissen.«

»Auf Pistolen, um acht Uhr morgens im Gehölz von Vincennes«, sagte Beauchamp, der nicht wußte, ob er es mit einem Prahler oder einem übernatürlichen Wesen zu tun hatte.

»Gut, mein Herr«, entgegnete Monte Christo. »Jetzt, da alles geregelt ist, lassen Sie mich, bitte, die Vorstellung hören und sagen Sie Ihrem Freund Albert, daß er heute abend nicht wiederkomme; er würde sich mit seinen geschmacklosen Auftritten nur in schlechtes Licht setzen. Lassen Sie ihn nach Hause gehen und schlafen.«

Beauchamp entfernte sich erstaunt.

»Jetzt«, sagte Monte Christo, indem er sich zu Morrel wandte, »rechne ich auf Sie, nicht wahr?«

»Gewiß«, entgegnete Morrel, »Sie können über mich verfügen, Graf; indessen …«

»Was?«

»Es wäre wichtig, daß ich den wahren Grund erführe …«

»Das heißt, Sie schlagen es mir ab?«

»Nein.«

»Der wahre Grund?« sagte der Graf. »Dieser junge Mann selbst kennt ihn nicht. Nur ich kenne ihn und Gott kennt ihn; aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Morrel, daß Gott, der ihn kennt, für uns sein wird.«

»Das genügt«, entgegnete Morrel. »Wer ist Ihr zweiter Zeuge?«

»Ich kenne in Paris niemand, dem ich diese Ehre antun will, als Sie und Ihren Schwager Emanuel. Glauben Sie, daß er mir diesen Dienst erweisen wird?«

»Ich bürge Ihnen für ihn wie für mich.«

»Gut, weiter ist nichts nötig. Morgen früh um sieben Uhr in meiner Wohnung, nicht wahr?«

»Wir werden dort sein.«

»Pst! Der Vorhang geht auf, lassen Sie uns zuhören. Ich pflege nie eine Note von dieser Musik zu verlieren; eine herrliche Oper, dieser ›Wilhelm Tell‹!«

Der Graf von Monte Christo wartete nach seiner Gewohnheit, bis Duprez sein berühmtes »Folge mir!« gesungen hatte; dann erhob er sich und ging. Vor der Tür verabschiedete er sich ruhig und lächelnd von Morrel, stieg in seinen Wagen und war fünf Minuten darauf zu Hause. Beim Eintreten sagte er zu Ali: »Ali, die Pistolen mit den Elfenbeinkolben!«

Ali brachte seinem Herrn den Kasten, und Monte Christo, der im Begriff stand, sein Leben aufs Spiel zu setzen, prüfte sie sorgfältig. Es waren besonders gearbeitete Pistolen, die der Graf sich hatte machen lassen, um in seinen Gemächern nach der Scheibe zu schießen. Ein Zündhütchen genügte, um die Kugel aus dem Lauf zu treiben, und man hätte im Nebenzimmer nicht ahnen können, welche Übung der Graf vornahm.

Er suchte eben sein Ziel auf einer kleinen Blechplatte, die ihm als Scheibe diente, als die Tür seines Arbeitszimmers geöffnet wurde und Baptistin eintrat. Aber ehe er noch den Mund geöffnet hatte, bemerkte der Graf durch die offengebliebene Tür in dem Halbdunkel des Nebenzimmers eine verschleierte Dame, die Baptistin gefolgt war. Die Dame hatte die Pistole in der Hand des Grafen und zwei Säbel auf einem Tische bemerkt; mit einer schnellen Bewegung trat sie ins Zimmer. Baptistin befragte seinen Herrn mit dem Blick; der Graf machte ein Zeichen, Baptistin ging und machte die Tür hinter sich zu.

»Wer sind Sie, meine Gnädige?« fragte der Graf die Verschleierte.

Die Unbekannte warf einen Blick umher, wie um sich zu vergewissern, daß sie allein waren, dann neigte sie sich, als ob sie hätte niederknien wollen, faltete die Hände und sagte mit dem Ausdruck der Verzweiflung: »Edmond, Sie werden meinen Sohn nicht töten!«

»Welchen Namen haben Sie da ausgesprochen, Frau von Morcerf?« fragte der Graf.

»Den Ihrigen!« rief sie, indem sie ihren Schleier zurückwarf. »Den Ihrigen, den vielleicht ich allein nicht vergessen habe.

Edmond, nicht Frau von Morcerf kommt zu Ihnen, sondern Mercedes.«

»Mercedes ist tot, gnädige Frau«, sagte Monte Christo, »und ich kenne niemand dieses Namens mehr.«

»Mercedes lebt, und Mercedes erinnert sich, denn sie allein hat Sie erkannt, als sie Sie gesehen hat, ja schon vorher, als sie nur Ihre Stimme gehört hat; und seit dieser Zeit folgt sie Ihnen Schritt für Schritt, überwacht Sie und fürchtet Sie, und sie für ihre Person braucht nicht die Hand zu suchen, die den Streich gegen Herrn von Morcerf geführt hat.«

»Ferdinand wollen Sie sagen, gnädige Frau«, entgegnete Monte Christo mit bitterer Ironie; »da wir einmal dabei sind, unsre Namen wieder hervorzusuchen, so wollen wir sie auch alle hervorsuchen.«

Monte Christo hatte den Namen Ferdinand mit einem solchen Ausdruck des Hasses ausgesprochen, daß Mercedes einen Schauer des Schreckens durch ihren Körper gehen fühlte.

»Sie sehen, Edmond, daß ich mich nicht getäuscht habe«, rief Mercedes, »und daß ich recht habe, Ihnen zu sagen: Schonen Sie meinen Sohn!«

»Und wer hat Ihnen gesagt, daß ich Ihrem Sohn etwas tun wollte?«

»Niemand, aber einer Mutter ist es gegeben, das Kommende vorauszusehen. Ich habe alles erraten, bin ihm heute abend in die Oper gefolgt und habe, in einer Parterreloge verborgen, alles gesehen.«

»Wenn Sie alles gesehen haben, so haben Sie also gesehen, daß der Sohn Ferdinands mich öffentlich beschimpft hat?« sagte Monte Christo mit schrecklicher Ruhe.

»Oh, Barmherzigkeit!«

»Sie haben gesehen«, fuhr der Graf fort, »daß er mir seinen Handschuh ins Gesicht geworfen hätte, wenn einer meiner Freunde, Herr Morrel, ihm nicht den Arm festgehalten hätte.«

»Hören Sie mich an. Mein Sohn hat Sie gleichfalls erraten; er schreibt Ihnen das Unglück zu, das seinen Vater getroffen hat.«

»Gnädige Frau«, sagte Monte Christo, »Sie verwechseln die Begriffe; nicht ein Unglück hat Herrn Morcerf getroffen, sondern die Strafe der Vorsehung.«

»Und weshalb setzen Sie sich an die Stelle der Vorsehung?« rief Mercedes. »Warum erinnern Sie sich, wenn sie vergißt? Was geht Sie Janina und sein Vezier an? Welches Unrecht hat Ferdinand Mondego Ihnen getan, als er Ali Tebelin verriet?«

»Ganz recht, das ist eine Angelegenheit zwischen dem fränkischen Offizier und der Tochter Vasilikis und geht mich nichts an«, antwortete Monte Christo, »und wenn ich geschworen habe, mich zu rächen, so galt es weder dem fränkischen Offizier noch dem Grafen von Morcerf: es galt dem Fischer Ferdinand, dem Gatten der Katalonierin Mercedes.«

»Oh«, rief die Gräfin, »welche schreckliche Rache für eine Schuld, die das Verhängnis mich hat begehen lassen! Denn ich bin die Schuldige, Edmond, und wenn Sie an jemand Rache zu nehmen haben, so bin ich's, der die Kraft gefehlt hat, ihre Verlassenheit zu ertragen, während Sie abwesend waren.«

»Aber warum war ich abwesend«, fragte Monte Christo, »warum waren Sie verlassen?«

»Weil man Sie gefangenhielt, Edmond.«

»Und warum war ich gefangen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Mercedes.

»Nein, Sie wissen es nicht, ich hoffe es wenigstens. Nun wohl, ich will es Ihnen sagen. Ich wurde ins Gefängnis geworfen, weil einen Tag vor unsrer festgesetzten Hochzeit in der Laube der ›Réserve‹ ein Mann namens Danglars diesen Brief geschrieben hatte, den der Fischer Ferdinand auf die Post gab.«

Monte Christo ging an einen Schreibtisch, zog eine Schublade heraus und entnahm ihr ein vergilbtes Papier. Er hielt die verblaßten Schriftzüge Mercedes vor die Augen. Es war der Brief Danglars' an den Staatsanwalt, den Monte Christo, als er unter der Maske eines Beauftragten des Hauses Thomson und French Herrn von Boville zweihunderttausend Franken ausgezahlt hatte, den Akten über Edmond Dantès entnommen hatte. Mercedes las den Brief mit Entsetzen.

»Oh, mein Gott!« sagte sie, indem sie mit der Hand über die Stirn fuhr. »Und dieser Brief …«

»Ich habe ihn mit zweimal hunderttausend Franken bezahlt«, entgegnete Monte Christo; »aber das ist noch billig, da er es mir heute ermöglicht, mich in Ihren Augen zu rechtfertigen.«

»Und die Folge dieses Briefes?«

»Sie wissen es, es war meine Festnahme; aber Sie wissen nicht, wie lange meine Gefangenschaft gedauert hat; wissen nicht, daß ich vierzehn Jahre eine Viertelmeile von Ihnen entfernt in einem Verlies des Château d'If zugebracht habe; wissen nicht, daß ich jeden Tag dieser vierzehn Jahre das Rachegelübde erneuert habe, das ich am ersten Tage getan hatte; und dennoch wußte ich nicht, daß Sie Ferdinand geheiratet hatten und daß mein Vater Hungers gestorben war!«

»Gerechter Gott!« rief Mercedes wankend.

»Aber das erfuhr ich, als ich nach vierzehn Jahren aus dem Gefängnis kam, und da habe ich bei der lebenden Mercedes und meinem toten Vater geschworen, mich an Ferdinand zu rächen, und ich räche mich.«

»Und Sie sind sicher, daß der unglückliche Ferdinand dies getan hat?«

»Bei meiner Seele, er hat es getan. Übrigens, ist es nicht viel schlimmer, daß er als französischer Staatsangehöriger zu den Engländern übergegangen ist, daß er als geborener Spanier gegen die Spanier gekämpft hat, daß er als Söldling Alis diesen verraten und ermordet hat? Was ist solchen Dingen gegenüber der Brief, den Sie eben gelesen haben? Eine kleine Verleumdung aus Liebe, die, das begreife ich, die Frau, die diesen Mann geheiratet hat, vergeben muß, die aber der Geliebte nicht vergibt, der sie heiraten sollte. Nun wohl, die Franzosen haben sich nicht an dem Verräter gerächt, die Spanier haben ihn nicht füsiliert, und der im Grabe ruhende Ali hat ihn unbestraft gelassen; aber ich, der Verratene, Gemordete, ins Grab Geworfene, ich bin durch die Gnade Gottes aus dem Grabe herausgestiegen und bin es Gott schuldig, mich zu rächen; er sendet mich dazu her, und hier bin ich.«

Die arme Frau ließ ihren Kopf zwischen die Hände sinken; sie fiel auf die Knie.

»Verzeihen Sie, Edmond«, sagte sie, »verzeihen Sie meinetwegen, die ich Sie noch liebe.«

Die Würde der Gattin gebot dem Ausbruch der Liebenden Halt. Ihre Stirn neigte sich fast bis auf den Teppich. Der Graf eilte auf sie zu und hob sie auf. Sie sank auf einen Stuhl und betrachtete durch ihre Tränen das männliche Gesicht Monte Christos, auf dem Schmerz und Haß sich drohend ausprägten.

»Ich sollte dieses verwünschte Geschlecht nicht zertreten«, sagte er, »sollte Gott nicht gehorchen, der mich zu seiner Bestrafung dem Leben wiedergegeben hat! Unmöglich, unmöglich!«

»Edmond«, sagte die arme Mutter, die kein Mittel unversucht lassen wollte, »wenn ich Sie Edmond nenne, warum nennen Sie mich nicht Mercedes?«

»Mercedes«, wiederholte Monte Christo, »Mercedes! Wohlan denn, ja, Sie haben recht, dieser Name ist mir noch süß auszusprechen. O Mercedes, ich habe Ihren Namen ausgesprochen mit den Seufzern der Schwermut, mit dem Stöhnen des Schmerzes, mit dem Röcheln der Verzweiflung; ich habe ihn ausgesprochen, starr vor Kälte, zusammengekauert auf dem Stroh, habe ihn ausgesprochen, während ich mich, von Hitze verzehrt, auf den Fliesen meines Kerkers wälzte. Mercedes, ich muß mich rächen; denn vierzehn Jahre habe ich gelitten, geweint, geflucht; jetzt, Mercedes, muß ich mich rächen.«

Der Graf rief seine Erinnerungen zu Hilfe, um sich in seinem Haß zu bestärken und davor zu bewahren, den Bitten der Frau, die er so sehr geliebt hatte, nachzugeben.

»Rächen Sie sich, Edmond«, rief die arme Mutter; »rächen Sie sich an dem Schuldigen, an ihm, an mir, aber nicht an meinem Sohne!«

»Die Heilige Schrift sagt«, antwortete Monte Christo, »die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Da Gott diese Worte seinem Propheten diktiert hat, warum sollte ich besser sein als Gott?«

»Weil Gott über Zeit und Ewigkeit verfügt, der Mensch aber nicht.«

Monte Christo stieß einen Seufzer aus, der einem Aufschrei glich, und faßte sich mit beiden Händen ins Haar.

»Edmond«, fuhr Mercedes fort, indem sie die Arme nach dem Grafen ausstreckte, »Edmond, seit ich Sie kenne, habe ich Ihren Namen angebetet, Ihr Andenken hochgehalten. Edmond, mein Freund, löschen Sie das edle und reine Bild, das ich von Ihnen im Herzen trage, nicht aus. Edmond, wenn Sie wüßten, wie viele Gebete ich für Sie zu Gott gesandt habe, solange ich Sie noch unter den Lebenden glaubte und seitdem ich Sie für tot hielt, ja, für tot! Ich glaubte Ihre Leiche im Grund irgendeines finsteren Turmes begraben oder in einen jener Abgründe gestürzt, in die die Gefängniswärter die gestorbenen Gefangenen hinabrollen lassen, und ich weinte! Was konnte ich für Sie tun als beten oder weinen? Hören Sie mich an: Während zehn Jahren habe ich jede Nacht denselben Traum gehabt. Man hat erzählt, daß Sie hätten fliehen wollen, daß Sie die Stelle eines anderen Gefangenen eingenommen hätten, in das Grabtuch eines Toten gekrochen seien und daß man Sie dann von den Felsen des Schlosses herabgeworfen habe; erst der Schrei, den Sie beim Zerschmettern auf den Felsen ausgestoßen haben, habe Ihren Totengräbern, die nun Ihre Henker geworden waren, die Verwechslung offenbar gemacht. Nun wohl, Edmond, ich schwöre Ihnen bei dem Haupte des Sohnes, für den ich Sie anflehe: Während zehn Jahren habe ich jede Nacht Menschen gesehen, die etwas Unförmiges auf der Höhe eines Felsens hin und her schwenkten; zehn Jahre lang habe ich jede Nacht einen fürchterlichen Schrei gehört und bin zitternd und vor Schreck erstarrt erwacht. Und auch ich, Edmond, glauben Sie mir, so schuldig ich war, auch ich habe viel gelitten!«

»Haben Sie Ihren Vater in Ihrer Abwesenheit sterben fühlen?« rief Monte Christo. »Haben Sie das Weib, das Sie liebten, Ihrem Nebenbuhler die Hand reichen sehen, während Sie in der Tiefe des Verlieses schmachteten …«

»Nein«, unterbrach ihn Mercedes; »aber ich habe den Mann,

den ich liebte, bereit gesehen, der Mörder meines Sohnes zu werden!«

Mercedes sprach diese Worte mit einem so tiefen Schmerz, mit einem so verzweifelten Ton aus, daß ein Schluchzen die Kehle des Grafen zerriß. Der Löwe war gebändigt, der Rächer war besiegt.

»Was fordern Sie?« sagte er. »Daß Ihr Sohn lebe? Gut denn, er wird leben!«

Mercedes stieß einen Schrei aus, der dem Grafen die Tränen in die Augen trieb. »Oh«, rief sie, indem sie die Hand des Grafen ergriff und an die Lippen führte, »o Dank, Dank, Edmond! Du bist so, wie ich dich immer geträumt, dich immer geliebt habe. Oh, jetzt kann ich es sagen!«

»Um so mehr«, antwortete Monte Christo, »als der arme Edmond nicht mehr lange Zeit hat, um von Ihnen geliebt zu werden. Der Tote wird ins Grab zurückkehren, das Gespenst wieder in der Nacht verschwinden.«

»Was sagen Sie, Edmond?«

»Ich sage, daß ich sterben muß, da Sie es befehlen, Mercedes.«

»Sterben! Wer sagt das? Woher kommen Ihnen diese Todesgedanken?«

»Sie nehmen doch nicht an, daß ich nach dieser öffentlichen Beleidigung vor dem ganzen Theater, vor Ihren Freunden und den Freunden Ihres Sohnes, nach dieser Herausforderung durch ein Kind, das sich mit meiner Verzeihung wie mit einem Siege brüsten wird … Sie nehmen nicht an, sage ich, daß ich nach alledem noch einen Augenblick das Verlangen habe, zu leben. Nach Ihnen, Mercedes, habe ich am meisten mich selbst geliebt, das heißt meine Würde, diese Kraft, die mich andern Männern überlegen machte; diese Kraft war mein Leben. Sie brechen sie mit einem Wort. Ich sterbe.«

»Aber das Duell wird nicht stattfinden, Edmond, da Sie verzeihen.«

»Es wird stattfinden«, sagte Monte Christo feierlich; »nur wird statt des Blutes Ihres Sohnes, das die Erde tränken sollte, das meinige fließen.«

Mercedes schrie laut auf und eilte auf Monte Christo zu; plötzlich aber hielt sie inne. »Edmond«, sagte sie, »es gibt einen Gott über uns, da Sie leben, da ich Sie wiedergesehen habe, und ich verlasse mich auf ihn mit ganzem Herzen. Indem ich auf seinen Beistand warte, baue ich auf Ihr Wort. Sie haben gesagt, mein Sohn solle leben; er wird leben, nicht wahr?«

»Er wird leben, ja«, entgegnete Monte Christo, erstaunt, daß Mercedes das Opfer, das er ihr brachte, ohne weitere Worte annahm.

Mercedes reichte ihm die Hand. »Edmond«, sagte sie, die Augen voller Tränen, »wie schön, wie edel ist das, was Sie getan haben; wie erhaben ist es, daß Sie Mitleid mit einer Armen gehabt haben. Ach, ich bin durch den Kummer noch mehr gealtert als durch die Jahre und kann meinen Edmond nicht einmal mehr durch ein Lächeln, durch einen Blick an die Mercedes von früher erinnern. Edmond, ich habe Ihnen gesagt, daß auch ich viel gelitten habe; ich wiederhole es Ihnen, es ist sehr traurig, sein Leben hingehen zu sehen, ohne sich einer einzigen Freude zu erinnern, ohne eine einzige Hoffnung zu bewahren; aber dies beweist, daß mit dem Leben hier auf Erden nicht alles zu Ende ist. Nein, es ist nicht alles zu Ende, ich fühle es an dem, was mir noch im Herzen bleibt. Oh, ich wiederhole es Ihnen, Edmond, es ist schön, es ist erhaben, zu verzeihen, wie Sie es getan haben!«

»Sie sagen das, Mercedes; und was würden Sie erst sagen, wenn Sie die Größe des Opfers kennten, das ich Ihnen bringe! Denken Sie sich, daß der Herr der Welt, nachdem er sie erschaffen, nachdem er das Chaos fruchtbar gemacht hatte, bei dem dritten Teile der Schöpfung haltgemacht hätte, um einem Engel die Tränen zu ersparen, die unsre Sünden eines Tages aus seinen unsterblichen Augen fließen machen sollten; denken Sie sich, daß Gott in dem Augenblick, da er sein Werk bewundern konnte, die Sonne ausgelöscht und die Welt mit dem Fuße in die ewige Nacht zurückgestoßen hätte, dann würden Sie eine Vorstellung haben, oder vielmehr, nein, Sie können sich noch immer keine Vorstellung von dem machen, was ich verliere, indem ich in diesem Augenblick das Leben verliere.«

In den Blicken Mercedes' lagen Erstaunen, Bewunderung und Dankbarkeit. Monte Christo stützte seinen Kopf auf die brennenden Hände, als ob sein Kopf das Gewicht seiner Gedanken nicht mehr allein zu tragen vermöchte.

»Edmond«, sagte Mercedes, »ich habe Ihnen nur noch ein Wort zu sagen.« Der Graf lächelte bitter. »Edmond«, fuhr sie fort, »Sie werden sehen, daß, wenn auch meine Stirn bleich ist, meine Augen erloschen sind, meine Schönheit dahin ist, das Herz doch immer dasselbe ist! … Leben Sie denn wohl, Edmond; ich habe den Himmel um nichts mehr zu bitten … Ich habe Sie so edel und groß wie früher wiedergesehen. Ich danke Ihnen aus ganzem Herzen. Leben Sie wohl, Edmond!«

Der Graf antwortete nicht. Mercedes öffnete die Tür und war verschwunden, ehe er aus den schmerzlichen Gedanken, in die ihn der Verlust seiner Rache hatte versinken lassen, wieder zu sich gekommen war.

Es schlug ein Uhr, als das Geräusch des Wagens, der Frau von Morcerf davonführte, den Grafen von Monte Christo den Kopf erheben ließ.

»Ich Tor«, sagte er, »daß ich mir an dem Tage, da ich beschloß, mich zu rächen, nicht das Herz aus der Brust gerissen habe!«

Auf der Walstatt

Als Mercedes gegangen war, wurde es wieder dunkel um Monte Christo; sein Geist erschlaffte, wie der Körper nach einer großen Anstrengung.

Oh, sagte er sich, während die Lampen und Kerzen traurig herabbrannten und die Diener mit Ungeduld im Vorzimmer warteten, da stürzt das Gebäude, das ich mit so viel Mühe und Sorgen langsam aufgebaut habe, mit einem Schlage zusammen! Nicht den Verlust des Daseins bedaure ich, denn was ist der Tod? Ruhe und Frieden. Nein, nicht das Leben bedaure ich, sondern das Fehlschlagen meiner Pläne. Die Vorsehung, die ich

für sie glaubte, war also gegen sie; Gott wollte also nicht, daß sie ausgeführt würden!

Und alles dies, fuhr er fort, weil mein Herz, das ich tot glaubte, nur betäubt war, weil es wieder erweckt worden ist durch die Stimme einer Frau! Und doch ist es unmöglich, daß diese Frau, deren Herz so edel ist, die Absicht hat, mich töten zu lassen; ihre Mutterliebe kann sie unmöglich so weit verblenden. Nein, sie wird sich irgendeine rührende Szene ausgedacht haben, wird sich zwischen die Säbel werfen, und das wird, so erhaben ihr Auftritt hier war, draußen lächerlich sein! Die Röte des Stolzes stieg dem Grafen ins Gesicht.

Und die Lächerlichkeit wird auf mich zurückfallen … Ich lächerlich! Oh, lieber sterben! Ich bin es der Ehre meines Andenkens schuldig, daß die Welt erfährt, daß ich aus freiem Willen meinen schon zum Treffen erhobenen Arm habe sinken und mich selbst habe treffen lassen!

Er ergriff eine Feder, nahm aus dem geheimen Fach seines Schreibtisches ein Papier, das nichts anderes war als sein schon bei seiner Ankunft in Paris gemachtes Testament, und schrieb eine Art Kodizill, in dem er die Umstände seines Todes klarlegte.

»Ich tue dies, mein Gott«, sagte er, den Blick nach oben richtend, »ebensosehr für deine Ehre als für die meinige. Seit zehn Jahren habe ich mich, o Gott, als den Sendboten deiner Rache betrachtet, und es sollen nicht andere Elende, wie dieser Morcerf, es soll nicht ein Danglars, ein Villefort, auch nicht dieser Morcerf selbst, sich einbilden, daß der Zufall sie von ihrem Feinde befreit habe. Sie sollen wissen, daß die Vorsehung, die bereits ihre Bestrafung beschlossen hatte, einzig und allein durch die Macht meines Willens gehemmt worden ist und daß die Züchtigung, die ihnen in dieser Welt erspart geblieben ist, sie in der andern erwartet.«

Unterdessen begann der Tag bleich durch die Fenster zu scheinen; es war fünf Uhr morgens. Plötzlich drang ein leichtes Geräusch an sein Ohr. Er glaubte einen verhaltenen Seufzer gehört zu haben. Er blickte sich um, es war niemand im Zimmer. Das Geräusch wiederholte sich ziemlich deutlich. Monte

Christo stand auf und öffnete vorsichtig die Tür des Salons. In einem Lehnstuhl, das schöne Haupt zurückgeneigt, saß Haidee, die sich vor die Tür gesetzt hatte, so daß er sie beim Herauskommen sehen mußte, aber vom Schlaf überwältigt worden war. Monte Christo sah sie mit einem Blick voll Zärtlichkeit und Bedauern an. Sie hat sich erinnert, daß sie einen Sohn hat, sagte er sich, und ich habe vergessen, daß ich eine Tochter habe! Er schüttelte traurig den Kopf. Arme Haidee! Sie hat mich sehen wollen, sie hat erraten, daß etwas vorging … Oh, ich kann nicht scheiden, ohne ihr Lebewohl zu sagen, kann nicht sterben, ohne sie jemand anzuvertrauen!

Er ging an seinen Platz zurück und fügte dem vorher Geschriebenen noch folgendes hinzu:

»Ich vermache Maximilian Morrel, Hauptmann der Spahis und Sohn meines frühern Patrons, des Schiffsreeders Pierre Morrel zu Marseille, die Summe von zwanzig Millionen, wovon er einen Teil seiner Schwester Julie und seinem Schwager Emanuel geben wird, falls er nicht glaubt, daß diese Vergrößerung ihres Vermögens ihr Glück beeinträchtigen könne. Diese zwanzig Millionen befinden sich in meiner Grotte auf der Insel Monte Christo, deren Geheimnis Bertuccio bekannt ist.

Wenn sein Herz frei ist und er Haidee, die Tochter Ali Paschas von Janina, heiraten will, die ich mit der Liebe eines Vaters erzogen habe und die für mich die Zärtlichkeit einer Tochter gehabt hat, so wird er, ich will nicht sagen meinen letzten Willen, aber meinen letzten Wunsch erfüllen.

Vorstehendes Testament hat Haidee schon zur Erbin meines übrigen Vermögens gemacht, das in Güterbesitz, englischen, österreichischen und holländischen Anleihen und Mobiliar in meinen verschiedenen Palästen und Häusern besteht und sich nach Abzug dieser zwanzig Millionen und der meinen Dienern ausgesetzten Legate noch auf ungefähr sechzig Millionen beläuft.«

Er beendigte die letzte Zeile, als ein Aufschrei ihm die Feder aus der Hand fallen ließ.

»Haidee«, sagte er, »du hast gelesen?«

Das junge Mädchen war durch das Tageslicht erwacht und hatte sich dem Grafen genähert, ohne daß er ihre leichten Schritte auf dem Teppich gehört hatte.

»Oh, Herr«, sagte sie, die Hände faltend, »warum schreibst du so um diese Stunde? Warum vermachst du mir dein ganzes Vermögen? Du verläßt mich also?«

»Ich will eine Reise machen, mein Engel«, entgegnete Monte Christo mit einem Ausdruck unendlicher Schwermut und Zärtlichkeit, »und wenn mir ein Unglück zustieße …«

Der Graf hielt inne.

»Nun?« fragte das junge Mädchen.

»Nun, wenn mir ein Unglück zustieße, so soll meine Tochter doch glücklich sein.«

Haidee lächelte traurig und schüttelte den Kopf. »Du denkst an Sterben, Herr?« fragte sie.

»Das ist ein heilsamer Gedanke, mein Kind, wie der Weise sagt«, entgegnete der Graf.

»Nun wohl, wenn du stirbst«, sagte sie, »so vermache dein Vermögen andern, denn, wenn du stirbst … so brauche ich nichts mehr.«

Sie nahm das Papier, zerriß es in Stücke und warf sie ins Zimmer; dann sank sie bewußtlos auf den Teppich. Monte Christo beugte sich zu ihr und hob sie in seinen Armen auf. Als er dieses schöne Gesicht erblaßt, diese schönen Augen geschlossen, diesen schönen Körper leblos sah, kam ihm zum ersten Male der Gedanke, daß sie ihn vielleicht anders als eine Tochter liebe. Ach! sagte er sich mit einem Gefühl trostloser Entmutigung. Ich hätte also noch glücklich sein können!

Er trug Haidee in ihre Gemächer und übergab die noch immer Ohnmächtige den Händen ihrer Frauen. Dann kehrte er in sein Arbeitszimmer zurück und schrieb das zerrissene Testament von neuem nieder. Als er es versiegelt hatte, kamen Maximilian und Emanuel an; es war zwanzig Minuten vor der bestimmten Zeit.

»Ich komme vielleicht zu früh, Herr Graf«, sagte Morrel; »aber ich gestehe Ihnen, daß ich nicht eine Minute geschlafen

habe. Ich mußte Ihre mutige Sicherheit sehen, um wieder ich selbst zu werden.«

Monte Christo konnte diesem Beweis von Freundschaft nicht widerstehen; er reichte dem jungen Mann nicht die Hand, sondern öffnete ihm beide Arme. »Morrel«, sagte er mit bewegter Stimme, »es ist ein schönes Gefühl für mich, von einem Mann wie Sie geliebt zu werden. Guten Tag, Herr Emanuel. Sie kommen also mit mir, Maximilian?«

»Hatten Sie daran gezweifelt?« fragte der junge Hauptmann.

»Wenn ich jedoch unrecht hätte …«

»Ich habe Sie gestern während des Auftritts mit Albert beobachtet, habe die ganze Nacht daran gedacht, wie sicher und ruhig Sie waren, und ich habe mir gesagt, daß das Recht auf Ihrer Seite sein müsse, wenn noch irgend etwas auf das Gesicht eines Mannes zu geben ist.«

»Aber Albert ist Ihr Freund.«

»Nur ein Bekannter, Graf.«

»Sie haben ihn und mich an demselben Tag kennengelernt?«

»Ja, allerdings; aber daran mußten Sie mich erst wieder erinnern.«

»Ich danke, Morrel.« Der Graf klingelte. »Hier«, sagte er, als Ali gleich darauf erschien, »laß dies zu meinem Notar bringen. Es ist mein Testament, Morrel; wenn ich tot bin, werden Sie Kenntnis davon nehmen.«

»Wie!« rief Morrel. »Sie tot?«

»Muß man nicht jede Möglichkeit vorher erwägen, lieber Freund? Aber was haben Sie gestern noch gemacht, nachdem Sie mich verlassen hatten?«

»Ich war bei Tortoni, wo ich, wie ich erwartet hatte, Beauchamp und Château-Renaud traf. Ich gestehe Ihnen, daß ich sie suchte.«

»Warum, da alles abgemacht war?«

»Hören Sie, Graf, die Sache ist ernst, unvermeidlich.«

»Zweifelten Sie daran?«

»Nein, die Beleidigung war eine öffentliche, und jeder sprach schon davon. Aber ich hoffte, es zu erreichen, daß anstatt der Pistole der Säbel bestimmt werde. Die Pistole ist blind.«

»Ist es Ihnen gelungen?« fragte lebhaft Monte Christo mit unmerklichem Hoffnungsschimmer.

»Nein, denn man weiß, daß Sie ein Meister im Gebrauch des Säbels sind.«

»Pah, wer hat mich verraten?«

»Die Fechtmeister, die von Ihnen geschlagen worden sind.«

»Und Ihr Bemühen war vergeblich?«

»Sie haben es entschieden abgelehnt.«

»Morrel«, sagte der Graf, »haben Sie mich je mit der Pistole schießen sehen?«

»Nein, nie.«

»Nun, wir haben Zeit, geben Sie acht.«

Monte Christo befestigte ein Treff-As an der Blechscheibe, nahm seine Pistolen vom Tisch und schoß mit vier Schüssen hintereinander die vier Teile des Kreuzes fort. Bei jedem Schusse zuckte Morrel zusammen; er besah die Kugeln, mit denen Monte Christo geschossen hatte, und sah, daß sie nicht größer waren als Rehposten. »Das ist fürchterlich«, sagte er, »sieh doch, Emanuel!« Dann zu Monte Christo gewandt:

»Graf, um des Himmels willen, töten Sie Albert nicht! Der Unglückliche hat eine Mutter!«

»Ganz recht«, antwortete Monte Christo, »und ich habe keine.« Diese Worte wurden mit einem Tone gesprochen, der Morrel erbeben machte.

»Sie sind der Beleidigte, Graf, und haben den ersten Schuß.«

»So?«

»Darauf habe ich bestanden; wir haben ihnen genug Zugeständnisse gemacht, so daß wir das verlangen konnten.«

»Und wieviel Schritte?«

»Zwanzig.«

Ein schreckliches Lächeln umspielte die Lippen des Grafen.

»Morrel«, sagte er, »vergessen Sie nicht, was Sie soeben gesehen haben.«

»Ich rechne auch auf Ihre Erregtheit, die Albert retten könnte.«

»Ich erregt?« sagte Monte Christo.

»Oder auf Ihre Hochherzigkeit, mein Freund; da Sie Ihrer

Kugel sicher sind, so kann ich Ihnen etwas sagen, was lächerlich wäre, wenn ich es einem andern sagte.«

»Was?«

»Schießen Sie ihn in den Arm, verwunden Sie ihn, aber töten Sie ihn nicht.«

»Morrel, hören Sie noch eins«, sagte der Graf, »ich brauche nicht dazu aufgefordert zu werden, Herrn von Morcerf zu schonen; er wird ruhig mit seinen Freunden heimkehren, während ich …«

»Nun, Sie?«

»Mich wird man zurückschaffen.«

»Um Himmels willen!« rief Morrel außer sich.

»Wie ich Ihnen sage, mein lieber Morrel; Herr von Morcerf wird mich töten.«

Morrel sah den Grafen an, als verstände er ihn nicht mehr. »Was ist Ihnen denn seit gestern abend geschehen, Graf?«

»Was Brutus vor der Schlacht bei Philippi geschehen ist: Ich habe eine Erscheinung gesehen, und diese Erscheinung hat mir gesagt, daß ich genug gelebt hätte.«

Maximilian und Emanuel sahen einander an; Monte Christo zog seine Uhr.

»Lassen Sie uns aufbrechen«, sagte er, »es ist fünf Minuten nach sieben, und das Duell ist auf Punkt acht Uhr festgesetzt.«

Ein Wagen wartete; Monte Christo bestieg ihn mit seinen beiden Zeugen. Als sie über den Korridor gingen, war Monte Christo stehengeblieben, um an einer Tür zu lauschen. Maximilian und Emanuel waren aus Rücksicht weitergegangen und glaubten ein Schluchzen durch einen Seufzer beantworten zu hören.

Um acht Uhr waren sie zur Stelle.

»Wir sind die ersten«, sagte Morrel, der aus dem Schlage sah.

»Entschuldigen Sie«, sagte Baptistin, der seinem Herrn mit unaussprechlichem Schrecken gefolgt war, »aber ich glaube da unter den Bäumen einen Wagen zu bemerken.«

Monte Christo sprang leicht aus dem Wagen und reichte Emanuel und Maximilian die Hand, um ihnen beim Aussteigen behilflich zu sein. Maximilian behielt die Hand des Grafen in

den seinigen. »Oh«, sagte er, »das ist eine Hand, wie ich sie bei einem Mann, dessen Leben auf der Gerechtigkeit seiner Sache ruht, zu fühlen liebe.«

»Dort gehen zwei junge Herren auf und ab, die uns zu erwarten scheinen«, sagte Emanuel.

Monte Christo hielt Morrel einige Schritte hinter seinem Schwager zurück.

»Maximilian«, fragte er ihn, »ist Ihr Herz frei?«

Morrel sah Monte Christo erstaunt an.

»Ich verlange kein Geständnis von Ihnen, lieber Freund, es ist eine einfache Frage; antworten Sie ja oder nein, weiter verlange ich nichts.«

»Ich liebe ein Mädchen, Graf.«

»Lieben Sie sie sehr?«

»Mehr als mein Leben.«

»Nun«, sagte Monte Christo, »da schwindet mir wieder eine Hoffnung.« Dann sagte er mit einem Seufzer zu sich selbst: Arme Haidee!

»Wahrhaftig, Graf«, rief Morrel, »wenn ich Sie nicht so gut kennte, würde ich Sie für weniger tapfer halten, als Sie sind!«

»Weil ich an jemand denke, den ich verlassen werde, und weil ich seufze! Gehen Sie, Morrel, versteht ein Soldat sich so schlecht auf Mut? Bedaure ich das Leben? Was liegt mir, der ich zwanzig Jahre zwischen Leben und Sterben zugebracht habe, daran, ob ich lebe oder sterbe? Übrigens seien Sie ruhig, Morrel, diese Schwäche, wenn es eine ist, sollen nur Sie wahrgenommen haben. Ich weiß, daß die Welt ein Salon ist, den man höflich und anständig verlassen muß, das heißt, indem man grüßt und seine Spielschulden bezahlt.«

»So ist es recht«, sagte Morrel. »Haben Sie Ihre Waffen mitgebracht?«

»Ich, wozu? Ich hoffe doch, daß die Herren die ihrigen bei sich haben.«

»Ich werde mich erkundigen«, sagte Morrel.

»Ja, aber keine Unterhandlungen, Sie verstehen mich?«

»Oh, seien Sie beruhigt!«

Morrel ging auf Beauchamp und Château-Renaud zu, die, als sie ihn kommen sahen, ihm einige Schritte entgegengingen. Man grüßte sich, wenn nicht freundschaftlich, so doch höflich.

»Verzeihen Sie, meine Herren«, sagte Morrel, »aber ich bemerke Herrn von Morcerf nicht.«

»Er hat uns heute morgen benachrichtigt, daß er uns erst hier treffen werde«, antwortete Château-Renaud.

»Ah!« äußerte Morrel.

Beauchamp zog seine Uhr. »Fünf Minuten nach acht, es ist noch nicht zu spät, Herr Morrel«, sagte er.

»Oh«, antwortete Morrel, »so habe ich es nicht gemeint.«

»Zudem kommt da ein Wagen«, sagte Château-Renaud.

In der Tat sah man einen Wagen, der sich rasch der Stelle näherte, wo die Herren standen.

»Meine Herren«, sagte Morrel, »Sie haben jedenfalls Pistolen mitgebracht? Der Herr Graf von Monte Christo erklärt, auf das Recht, sich der seinigen zu bedienen, zu verzichten.«

»Wir haben vorausgesehen, daß der Graf so vornehm handeln würde, Herr Morrel«, antwortete Beauchamp, »und ich habe Waffen mitgebracht. Sie sind vollständig neu und noch von niemand benutzt. Wollen Sie sie untersuchen?«

»Oh, Herr Beauchamp«, entgegnete Morrel, sich verneigend, »wenn Sie mir versichern, daß Herr von Morcerf diese Waffen nicht kennt, so genügt mir Ihr Wort.«

»Meine Herren«, sagte Château-Renaud, »in dem Wagen ist nicht Morcerf gekommen, sondern Franz und Debray.«

In der Tat kamen die beiden genannten jungen Leute auf die Gruppe zu.

»Sie hier, meine Herren«, sagte Château-Renaud, indem er beiden die Hand drückte; »und durch welchen Zufall?«

»Weil Albert uns heute morgen hat ersuchen lassen, uns an der Stelle des Zweikampfs einzufinden«, entgegnete Debray.

Beauchamp und Château-Renaud sahen sich erstaunt an.

»Meine Herren«, sagte Morrel, »ich glaube zu verstehen. Gestern nachmittag hat mich Herr von Morcerf brieflich ersucht, in der Oper zu sein.«

»Mich auch«, sagte jeder der andern Herren.

»Er wollte, daß Sie bei der Herausforderung zugegen wären, und nun sollen Sie auch beim Kampf anwesend sein.«

»Ja«, meinten die jungen Leute, »Sie haben wahrscheinlich richtig geraten.«

»Aber bei alledem kommt Albert nicht«, sagte Château-Renaud; »er hat sich schon zehn Minuten verspätet.«

»Da ist er«, sagte Beauchamp; »sehen Sie, er kommt in vollem Galopp angeritten, gefolgt von seinem Diener.«

»Welche Unklugheit, zu Pferde zum Pistolenduell zu kommen!« meinte Château-Renaud. »Ich hatte ihm doch so gute Verhaltungsmaßregeln gegeben.«

Albert war bis auf zehn Schritte an die Gruppe herangeritten. Er stieg vom Pferd, warf seinem Diener die Zügel zu und kam heran.

Er war bleich, seine Augen waren gerötet und geschwollen; man sah ihm an, daß er keine Minute geschlafen hatte. Ein bei ihm ungewöhnlicher trauriger Ernst war auf seinem Gesicht ausgeprägt.

»Ich danke Ihnen, meine Herren, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind«, sagte er; »glauben Sie mir, daß ich diesen Beweis Ihrer Freundschaft zu würdigen weiß.«

Morrel war bei Annäherung Morcerfs etwa zehn Schritte zurückgetreten und hielt sich abseits.

»Auch Ihnen, Herr Morrel, danke ich«, sagte Albert. »Treten Sie nur näher, Sie sind hier nicht überflüssig.«

»Sie wissen vielleicht nicht, daß ich der Zeuge des Grafen von Monte Christo bin«, entgegnete Morrel.

»Ich war dessen nicht sicher, ahnte es aber. Um so besser, je mehr Ehrenmänner hier sind, um so befriedigter werde ich sein.«

»Herr Morrel«, sagte Château-Renaud, »Sie können dem Herrn Grafen anzeigen, daß Herr von Morcerf angekommen ist und daß wir uns zu seiner Verfügung halten.«

Morrel wollte gehen, um den Grafen zu benachrichtigen; Beauchamp nahm den Pistolenkasten aus dem Wagen.

»Warten Sie, meine Herren«, sagte Albert, »ich habe dem Herrn Grafen von Monte Christo zwei Worte zu sagen.«

»Privat?« fragte Morrel.

»Nein, in Gegenwart aller.«

Alberts Zeugen sahen sich überrascht an. Franz und Debray wechselten leise einige Worte, und Morrel, über diesen unerwarteten Zwischenfall erfreut, suchte den Grafen auf, der auf einem Seitenweg mit Emanuel auf und ab ging.

»Was will er von mir?« fragte Monte Christo.

»Ich weiß nicht, aber er wünscht Sie zu sprechen.«

»Oh«, sagte Monte Christo, »möge er nicht Gott durch irgendeine neue Beleidigung versuchen!«

»Ich glaube nicht, daß das seine Absicht ist«, meinte Morrel.

Der Graf trat mit Maximilian und Emanuel vor; sein ruhiges und heiteres Gesicht stand in seltsamem Gegensatz zu der Fassungslosigkeit Alberts, der sich seinerseits, von den vier jungen Leuten gefolgt, näherte. Drei Schritte voneinander entfernt, machten beide Gruppen halt.

»Meine Herren«, sagte Albert, »treten Sie näher; ich wünsche, daß kein Wort von dem, was ich die Ehre haben werde, dem Herrn Grafen von Monte Christo zu sagen, verlorengehe; denn das, was ich ihm sagen werde, soll jedem, dem daran liegt, es zu hören, wiederholt werden, so seltsam meine Rede Ihnen auch erscheinen möge.«

»Ich höre, mein Herr«, sagte der Graf.

»Herr Graf«, fuhr Albert fort, dessen Stimme anfangs zitterte, dann aber allmählich sicher wurde, »ich warf Ihnen vor, daß Sie das Verhalten des Herrn von Morcerf in Epirus vor die Öffentlichkeit gebracht haben; denn so schuldig der Graf von Morcerf auch war, so glaubte ich nicht, daß Sie das Recht hatten, ihn zu bestrafen. Aber heute weiß ich, daß Sie dieses Recht haben. Nicht der Verrat Ferdinand Mondegos an Ali Pascha veranlaßt mich dazu, Ihnen recht zu geben, sondern der Verrat des Fischers Ferdinand an Ihnen, das unerhörte Unglück, das die Folge dieses Verrats gewesen ist. Und ich bekenne es laut: Ja, mein Herr, Sie hatten das Recht, an meinem Vater Rache zu

nehmen, und ich, sein Sohn, danke Ihnen, daß Sie keine schlimmere genommen haben!«

Wäre der Blitz mitten unter die Versammelten gefahren, sie hätten nicht mehr betroffen sein können als bei dieser Erklärung Alberts.

Was Monte Christo betrifft, so hatte er mit dem Ausdruck unendlicher Dankbarkeit die Augen zum Himmel erhoben. Er konnte nicht genug bewundern, wie die hitzige Natur Alberts, dessen Mut er unter den römischen Banditen zur Genüge kennengelernt hatte, sich plötzlich zu dieser Demütigung verstanden hatte. Er erkannte den Einfluß Mercedes' und begriff nun, weshalb dieses edle Herz sich nicht widersetzt hatte, als er ihr sagte, daß er, statt Albert zu töten, sich von ihm töten lassen werde.

»Jetzt, mein Herr«, sagte Albert, »wenn Sie finden, daß meine Entschuldigungen Ihnen genügen, so bitte ich um Ihre Hand. Nach der so seltsamen Tugend der Unfehlbarkeit, die Sie, wie mir scheint, besitzen, ist meiner Meinung nach die erste Tugend, sein Unrecht eingestehen zu können. Doch dieses Geständnis geht mich allein an. Ich handelte gut in den Augen der Menschen. Sie handelten gut in den Augen Gottes. Ein Engel allein konnte einen von uns vom Tode retten, und er ist vom Himmel gestiegen, wenn nicht, um aus uns beiden Freunde zu machen – ach, das ist durch das Verhängnis unmöglich –, so doch wenigstens zwei Männer, die sich achten.«

Monte Christo reichte feuchten Auges Albert die Hand, die dieser mit einem Gefühl ehrerbietiger Scheu drückte.

»Meine Herren«, sagte er, »der Herr Graf nimmt meine Entschuldigung gütigst an. Voreiligkeit ist eine schlechte Ratgeberin: ich hatte schlecht gehandelt. Jetzt ist mein Fehler wiedergutgemacht. Ich hoffe, daß die Welt mich nicht für feig halten wird, weil ich tue, was mein Gewissen mich zu tun geheißen hat. Jedenfalls aber, wenn man sich in bezug auf mich täuschte«, fügte der junge Mann hinzu, indem er stolz den Kopf erhob, als ob er seinen Freunden und Feinden eine Herausforderung

zuschleudern wollte, »so werde ich versuchen, die Meinungen wieder richtigzustellen.«

»Was ist denn diese Nacht vorgegangen?« fragte Beauchamp den Baron von Château-Renaud. »Mir scheint, wir spielen hier eine traurige Rolle.«

»In der Tat, was Albert da gesagt hat, ist sehr erbärmlich oder sehr schön«, antwortete der Baron.

»Was soll das heißen?« fragte Debray, zu Franz gewandt. »Wie, der Graf von Monte Christo entehrt Herrn von Morcerf und hat in den Augen des Sohnes recht gehabt? Hätte ich zehn Janina in meiner Familie, so würde ich mich für verpflichtet halten, mich zehnmal zu schlagen.«

Was Monte Christo betrifft, so dachte er, niedergedrückt von dem Gewicht vierundzwanzigjähriger Erinnerungen, weder an Albert noch an sonst jemand von den Anwesenden; er dachte an die mutige Frau, die ihn um das Leben ihres Sohnes gebeten hatte, der er das seinige angeboten und die ihn gerettet hatte durch das schreckliche Geständnis eines Familiengeheimnisses, das imstande war, in diesem jungen Mann das Gefühl der Sohnesliebe zu ertöten.

Immer wieder die Vorsehung! sagte er zu sich selbst. Ah, erst heute bin ich gewiß, der Sendbote Gottes zu sein!

Mutter und Sohn

Als Albert nach Hause zurückgekehrt war und vom Pferd stieg, glaubte er, hinter dem Vorhang des Schlafzimmers seines Vaters dessen bleiches Gesicht zu bemerken; er wandte mit einem Seufzer den Kopf ab und trat in seine Gemächer. Hier warf er einen letzten Blick auf alle die Schätze, die ihm seit seiner Kindheit das Leben so süß und glücklich gemacht hatten. Dann löste er das Bild seiner Mutter aus dem Goldrahmen und rollte es zusammen; er sah seine Schränke nach und steckte in jeden den Schlüssel, warf alles Taschengeld, das er bei sich hatte, in eine

Schublade, die er offenstehen ließ, fügte alle Kleinodien hinzu, stellte ein genaues Verzeichnis zusammen und legte es auf einen Tisch, wo es in die Augen fallen mußte.

Während er noch mit dieser Arbeit beschäftigt war, trat sein Diener ein, obwohl er ihm befohlen hatte, ihn nicht zu stören.

»Was willst du?« fragte Morcerf eher traurig als böse.

»Verzeihen Sie, gnädiger Herr, aber der Herr Graf von Morcerf hat mich rufen lassen, und ich habe erst Ihre Befehle einholen wollen.«

»Warum?«

»Weil der Graf jedenfalls weiß, daß ich den gnädigen Herrn zu dem Duell begleitet habe.«

»Wahrscheinlich«, sagte Albert.

»Er will mich jedenfalls ausfragen, was vorgefallen ist. Was soll ich antworten?«

»Die Wahrheit.«

»Ich soll also sagen, daß das Duell nicht stattgefunden hat?«

»Du sagst, daß ich dem Grafen von Monte Christo Abbitte getan habe; geh.«

Albert machte sich dann wieder an seine Arbeit. Als er damit fertig war, hörte er einen Wagen im Hofe vorfahren; er trat ans Fenster und sah seinen Vater in den Wagen steigen und abfahren.

Kaum hatte sich das Tor hinter dem Grafen geschlossen, als Albert sich nach den Gemächern seiner Mutter begab; da niemand da war, um ihn anzumelden, so ging er bis zu dem Schlafzimmer Mercedes' und blieb, das Herz geschwellt von dem, was er sah und erriet, auf der Schwelle stehen.

Als ob eine Seele diese beiden Körper belebt hätte, tat Mercedes in ihrem Zimmer dasselbe, was Albert eben bei sich getan hatte. Alles war in Ordnung gebracht: Spitzen, Schmuck, Kleinodien, Wäsche, Geld waren in die Schubladen getan. Albert sah alle diese Vorbereitungen und verstand. Er eilte auf sie zu und legte seine Arme um ihren Hals. »Meine Mutter«, rief er. Diese Zurüstungen, die Kunde von dem Entschluß seiner Mutter gaben, erschreckten ihn, obwohl er für sich selbst denselben Entschluß gefaßt hatte.

»Was machen Sie denn?« fragte er.

»Was machtest du?« antwortete sie.

»O Mutter!« rief Albert, der vor Bewegung kaum sprechen konnte, »mit Ihnen ist es nicht so wie mit mir. Nein, Sie können nicht dasselbe beschlossen haben wie ich, denn ich komme, um Ihnen mitzuteilen, daß ich dem Hause … und Ihnen Lebewohl sage.«

»Auch ich gehe fort, Albert«, antwortete Mercedes. »Ich hatte allerdings darauf gerechnet, daß mein Sohn mich begleiten würde; habe ich mich getäuscht?«

»Liebe Mutter«, sagte Albert mit Festigkeit, »ich kann Sie das Schicksal, das ich für mich bestimme, nicht teilen lassen; ich muß von nun an ohne Namen und Vermögen leben; ich muß, um die Lehrzeit dieses rauhen Daseins zu beginnen, von einem Freund das Brot borgen, das ich essen werde, bis ich etwas verdiene. Ich will deshalb zu Franz gehen und ihn bitten, mir die kleine Summe zu leihen, die ich nach meiner Berechnung nötig habe.«

»Du, mein armes Kind!« rief Mercedes. »Du Elend, Hunger leiden! Oh, sage so etwas nicht, du würdest alle meine Entschlüsse vernichten.«

»Aber nicht die meinigen, liebe Mutter«, antwortete Albert. »Ich bin jung, ich bin stark, ich glaube, daß ich mutig bin, und seit gestern habe ich erfahren, was der Wille vermag. Ach, Mutter, es gibt Leute, die so viel gelitten haben und die nicht nur nicht gestorben sind, sondern die sich auf den Trümmern aller Hoffnungen ein neues Glück aufgebaut haben. Ich habe das erfahren, Mutter, habe diese Männer gesehen; ich weiß, daß sie sich aus der Tiefe des Abgrunds, in welchen ihr Feind sie gestürzt hatte, mit so viel Kraft und Ruhm erhoben haben, daß sie ihren einstigen Besieger überwunden und seinerseits hinabgestürzt haben. Nein, Mutter, nein; von heute ab habe ich mit der Vergangenheit gebrochen und will nichts mehr von ihr behalten, selbst nicht meinen Namen, weil – Sie verstehen das doch, Mutter? – Ihr Sohn nicht den Namen eines Mannes tragen kann, der vor einem andern Manne erröten muß!«

»Albert, mein Kind«, sagte Mercedes, »wenn mein Herz stär-

ker gewesen wäre, so hätte ich dir diesen Rat gegeben; dein Gewissen hat gesprochen, als meine Stimme schwieg; höre auf dein Gewissen, mein Sohn. Du hattest Freunde, Albert, brich mit ihnen, aber verzweifle nicht. Das Leben ist noch schön, wenn man zweiundzwanzig Jahre alt ist; und da du einen makellosen Namen brauchst, so nimm den meines Vaters an; er hieß Herrera. Ich kenne dich, mein Albert; welche Laufbahn du auch einschlägst, du wirst in kurzer Zeit diesen Namen berühmt machen. Dann erscheine wieder in der Welt, glänzender noch durch dein früheres Unglück; und wenn es nicht so sein soll, trotz aller meiner Voraussicht, so laß mir wenigstens diese Hoffnung, mir, die ich nur noch diesen einen Gedanken haben werde, mir, die ich keine Zukunft mehr habe und für die an der Schwelle dieses Hauses das Grab beginnt.«

»Ich werde nach Ihren Wünschen handeln, Mutter«, sagte der junge Mann; »ja, ich teile Ihre Hoffnungen. Der Zorn des Himmels wird uns nicht verfolgen, die wir beide schuldlos sind. Aber da wir entschlossen sind, so lassen Sie uns schnell handeln. Herr von Morcerf hat das Haus vor einer halben Stunde verlassen; die Gelegenheit ist günstig, um Lärm und Auseinandersetzungen zu vermeiden.«

»Ich erwarte dich, mein Sohn«, sagte Mercedes. Albert eilte auf die Straße und kam mit einer Droschke zurück; er erinnerte sich einer kleinen Fremdenpension in der Rue des Saints-Pères, wo seine Mutter eine bescheidene, aber anständige Wohnung finden würde. Dorthin wollte er sie bringen.

In dem Augenblick, da die Droschke vor der Tür hielt und Albert ausstieg, trat ein Mann an ihn heran und übergab ihm einen Brief. Albert erkannte den Verwalter des Grafen von Monte Christo.

»Vom Grafen«, sagte Bertuccio.

Albert nahm den Brief und las ihn. Als er gelesen hatte, sah er sich nach Bertuccio um, aber dieser war verschwunden.

Tränen in den Augen und die Brust von Bewegung geschwellt, ging Albert zu Mercedes und reichte ihr, ohne ein Wort zu sagen, den Brief. Mercedes las:

»Albert!

Indem ich Ihnen zeige, daß ich den Plan, den auszuführen Sie im Begriff stehen, kenne, glaube ich Ihnen auch zu zeigen, daß ich mich auf Zartgefühl verstehe. Sie sind frei, Sie verlassen das Haus des Grafen und wollen sich mit Ihrer Mutter zurückziehen, die frei ist wie Sie; aber bedenken Sie, Albert, Sie sind ihr mehr schuldig, als Sie, armes edles Herz, ihr vergelten können. Nehmen Sie Kampf und Leiden auf sich, aber ersparen Sie ihr das Elend, das Ihre ersten Bemühungen unvermeidlich begleiten wird; denn sie verdient nicht den Schatten von dem Unglück, das sie heute trifft, und die Vorsehung will nicht, daß die Unschuld für den Schuldigen leide.

Ich weiß, daß Sie beide das Haus in der Rue du Helder verlassen werden, ohne irgend etwas mitzunehmen. Machen Sie sich keine Gedanken darüber, wie ich es erraten habe. Ich weiß es eben. Nun hören Sie, Albert:

Vor vierundzwanzig Jahren kehrte ich frohen Muts in mein Vaterland zurück. Ich hatte eine Braut, ein reines junges Mädchen, das ich anbetete, und ich brachte hundertfünfzig Louisdors mit, die ich mir durch mühevolle Arbeit erworben hatte. Dieses Geld war für sie; und da ich die Treulosigkeit des Meeres kannte, so hatte ich unsern Schatz in dem kleinen Garten des Hauses, das mein Vater in den Allées de Meilhan in Marseille bewohnte, vergraben. Ihre Mutter kennt dieses Häuschen.

Als ich jüngst nach Paris reiste, habe ich Marseille berührt und dieses Haus mit seinen schmerzlichen Erinnerungen besucht; abends habe ich in dem Winkel nachgegraben, wo ich meinen Schatz versteckt hatte. Die eiserne Kassette war noch an demselben Platz; sie war von niemand berührt worden. Sie befindet sich an der Stelle des Gartens, wo ein von meinem Vater am Tage meiner Geburt gepflanzter schöner Feigenbaum steht.

Nun wohl, Albert, ein seltsamer und schmerzlicher Zufall fügt es, daß dieses Geld, das ehemals für das Leben und die Ruhe derjenigen, die ich anbetete, bestimmt war, heute wieder demselben Zweck dienen soll. Verstehen Sie mich recht, der ich dieser Armen Millionen anbieten könnte und ihr nur das Stück schwarzes Brot

gebe, das seit dem Tage, da ich für immer von ihr getrennt wurde, unter meinem armen Dach vergessen worden ist.

Sie sind ein edler Mann, Albert, aber vielleicht sind Sie von Stolz oder Empfindlichkeit verblendet. Wenn Sie mich abweisen und von jemand anders erbitten, was ich das Recht habe, Ihnen anzubieten, so sage ich, daß es wenig edel von Ihnen ist, mir, dessen Vater durch Ihren Vater in Hunger und Verzweiflung gestorben ist, die Anteilnahme am Leben Ihrer Mutter zu verwehren.«

Albert erwartete bleich und unbeweglich, was seine Mutter entscheiden würde. Mercedes warf einen Blick von unaussprechlichem Ausdruck zum Himmel.

»Ich nehme es an«, sagte sie; »er hat das Recht, den Brautschatz zu bezahlen, den ich in ein Kloster mitbringen werde.« Sie verbarg den Brief an ihrem Herzen, nahm den Arm ihres Sohns und ging festen Schritts die Treppe hinab.

Der Selbstmord

Monte Christo war mit Emanuel und Maximilian nach der Stadt zurückgefahren. An der Barrière du Trône trafen sie Bertuccio, der dort unbeweglich wie eine Schildwache wartete. Monte Christo steckte den Kopf aus dem Wagenschlag heraus und wechselte leise einige Worte mit dem Verwalter, der darauf verschwand.

Monte Christo setzte Emanuel in der Nähe seiner Wohnung ab und forderte Maximilian auf, ihn noch bis zu den Champs-Elysées zu begleiten.

»Sehr gern«, antwortete Morrel, »um so mehr, da ich in Ihrem Viertel zu tun habe.«

Der Wagen fuhr weiter. »Sehen Sie, wie ich Ihnen Glück gebracht habe«, sagte Morrel, als er mit dem Grafen allein war. »Haben Sie nicht daran gedacht?«

»Doch«, antwortete Monte Christo, »und deshalb möchte ich Sie immer bei mir haben.«

»Es ist wunderbar!« fuhr Morrel, mit seinen Gedanken beschäftigt, fort.

»Was?« fragte Monte Christo.

»Was sich soeben ereignet hat.«

»Ja«, entgegnete der Graf lächelnd, »das ist das richtige Wort, Morrel; es ist wunderbar!«

»Denn Albert ist tapfer«, fuhr Morrel fort.

»Sehr tapfer«, bestätigte Monte Christo, »ich habe ihn schlafen sehen, während der Dolch über seinem Haupte schwebte.«

»Und ich weiß, daß er sich zweimal, und zwar sehr brav, geschlagen hat. Erklären Sie nun sein Betragen von heute.«

»Ihr Einfluß wieder«, entgegnete Monte Christo lächelnd.

»Ein Glück für Albert, daß er nicht Soldat ist«, sagte Morrel.

»Warum?«

»Abbitte auf dem Kampfplatz!« bemerkte der junge Hauptmann kopfschüttelnd.

»Nun«, sagte der Graf freundlich, »verfallen Sie nicht auch in die Vorurteile der gewöhnlichen Menschen? Geben Sie nicht zu, daß Albert, da er tapfer ist, sich nicht auf einmal feige benehmen kann, daß er einen Grund gehabt haben muß, so zu handeln, und daß sein Benehmen deshalb für edel angesehen werden muß?«

»Ohne Zweifel«, antwortete Morrel; »aber ich sage mit dem Spanier: Er war heute nicht so tapfer wie gestern.«

»Sie frühstücken bei mir, nicht wahr, Morrel?« sagte der Graf, um dieses Gespräch abzubrechen.

»Nein, ich verlasse Sie um zehn Uhr.«

»Sie haben sich also zum Frühstück mit jemand verabredet?«

Morrel lächelte und schüttelte den Kopf.

»Aber Sie müssen doch irgendwo frühstücken.«

»Wenn ich jedoch keinen Hunger habe?«

»Oh«, sagte der Graf, »ich kenne nur zwei Gefühle, die den Appetit benehmen, das sind Schmerz – und da ich Sie zum Glück sehr heiter sehe, so ist es das nicht – und Liebe. Nach dem, was Sie mir in bezug auf Ihr Herz gesagt haben, muß ich allerdings glauben …«

»Wahrhaftig, Graf«, erwiderte Morrel heiter, »ich sage nicht nein.«

»Und Sie erzählen mir nichts davon, Maximilian?« fragte der Graf in einem Ton, der zeigte, daß es ihn lebhaft interessierte, dieses Geheimnis kennenzulernen.

»Ich habe Ihnen heute morgen gezeigt, daß ich ein Herz habe, nicht wahr, Graf?« Statt aller Antwort reichte Monte Christo dem jungen Mann die Hand. »Nun wohl«, fuhr dieser fort, »seit dieses Herz nicht mehr bei Ihnen im Wald von Vincennes ist, ist es anderwärts, wo ich es aufsuchen werde.«

»Gehen Sie, lieber Freund«, sagte der Graf langsam; »und wenn Sie auf irgendein Hindernis stoßen, so erinnern Sie sich, daß ich ein wenig Macht in dieser Welt habe, daß ich glücklich bin, diese Macht zum Nutzen derer, die ich liebe, anzuwenden, und daß ich Sie liebe, Morrel.«

»Gut«, entgegnete Morrel, »ich werde mich dessen erinnern, wie die selbstsüchtigen Kinder sich ihrer Eltern erinnern, wenn sie sie brauchen. Wenn ich Sie brauchen werde, und vielleicht kommt dieser Augenblick, so werde ich mich an Sie wenden, Graf.«

»Gut, ich halte Sie beim Wort. Leben Sie wohl!«

»Auf Wiedersehen!«

Sie waren vor Monte Christos Haus angelangt. Monte Christo öffnete den Schlag, Morrel sprang aus dem Wagen und entfernte sich. Auf der Freitreppe wartete Bertuccio; der Graf ging ihm entgegen. »Nun?« fragte er.

»Sie wird ihr Haus verlassen«, antwortete Bertuccio.

»Und ihr Sohn?«

»Florentin, sein Kammerdiener, meint, daß er das gleiche tun wird.«

»Kommen Sie.« Monte Christo nahm Bertuccio mit in sein Arbeitszimmer, schrieb den Brief an Albert und übergab ihn dem Verwalter.

»Beeilen Sie sich«, sagte er; »vorher lassen Sie Haidee sagen, daß ich zurück bin.«

»Da bin ich«, sagte das junge Mädchen. Sie war, als sie den

Wagen einfahren hörte, heruntergeeilt. Ihr Gesicht strahlte vor Freude, als sie den Grafen wohlbehalten wiedersah. Bertuccio ging.

Was eine Tochter empfindet, die einen geliebten Vater wiedersieht, was eine Geliebte fühlt, die mit ihrem angebeteten Geliebten wieder vereinigt ist, all dieses Glück und Entzücken empfand Haidee in den ersten Augenblicken nach der Rückkehr des Grafen, die sie mit solcher Ungeduld erwartet hatte. Monte Christos Freude war nicht weniger groß, wenn er sie auch weniger zeigte. Für Herzen, die lange gelitten haben, ist die Freude das, was der Tau ist für die von der Sonne ausgetrocknete Erde. Herz und Erde nehmen diesen wohltuenden Niederschlag in sich auf, und nichts erscheint davon außerhalb. Seit einigen Tagen begann Monte Christo zu erkennen, was er seit langer Zeit nicht mehr zu glauben gewagt: daß es zwei Mercedes auf der Welt gab, daß er noch glücklich sein könne.

Sein nach Glück verlangendes Auge tauchte begierig in die feuchten Blicke Haidees, als plötzlich die Tür sich öffnete. Der Graf zog die Augenbrauen zusammen.

»Herr von Morcerf!« sagte Baptistin, als ob dieses Wort allein seine Entschuldigung enthielte. In der Tat hellte sich das Gesicht des Grafen auf.

»Welcher?« fragte er. »Der Vicomte oder der Graf?«

»Der Graf.«

»Mein Gott!« rief Haidee. »Ist es denn noch nicht zu Ende?«

»Ich weiß nicht, ob es zu Ende ist, mein geliebtes Kind«, sagte Monte Christo, indem er beide Hände des jungen Mädchens nahm, »aber das weiß ich, daß du nichts zu fürchten hast.«

»Oh, es ist aber der Elende …«

»Dieser Mann vermag nichts gegen mich, Haidee«, entgegnete Monte Christo; »Anlaß zur Furcht bestand nur, als ich mit seinem Sohn zu tun hatte.«

»Du wirst nie erfahren, was ich gelitten habe, Herr«, sagte das junge Mädchen.

Monte Christo lächelte. »Beim Grabe meines Vaters schwöre ich dir«, sagte er, indem er die Hand über das Haupt des

Mädchens ausstreckte, »daß, wenn sich ein Unglück ereignet, es mich nicht treffen wird.«

»Ich glaube dir, Herr, als wenn Gott mit mir spräche«, sagte das Mädchen, indem es dem Grafen seine Stirn bot. Monte Christo drückte auf diese reine und schöne Stirn einen Kuß, der zwei Herzen schlagen machte, das eine ungestüm, das andre heimlich und leise.

O mein Gott, sagte der Graf für sich, solltest du mir gewähren, daß ich noch lieben kann! – »Lassen Sie den Herrn Grafen von Morcerf in den Salon eintreten«, sagte er zu Baptistin, während er die schöne Griechin nach einer geheimen Treppe geleitete.

Morcerfs Besuch hatte einen besonderen Anlaß. Während Mercedes ihre Kleinodien ordnete, ihre Schubladen abschloß und die Schlüssel zusammenlegte, um alles in vollständiger Ordnung zurückzulassen, hatte sie nicht bemerkt, daß ein bleiches, finsteres Gesicht an einer nach dem Korridor führenden Glastür erschienen war, von wo man nicht nur sehen, sondern auch hören konnte. Derjenige, der da hereinsah, sah und hörte alles, was bei Frau von Morcerf vorging, ohne daß er selbst gehört oder gesehen wurde.

Von der Glastür aus ging der Mann mit dem bleichen Gesicht nach dem Schlafzimmer des Grafen von Morcerf und hob dort den Vorhang eines Fensters, das nach dem Hof hinausging. Er blieb da zehn Minuten unbeweglich und stumm, auf das Klopfen seines eignen Herzens hörend. Diese zehn Minuten schienen ihm endlos lang.

So hatte Albert bei seiner Rückkehr seinen Vater bemerkt, der auf ihn wartete, und hatte den Kopf abgewandt.

Das Auge des Grafen weitete sich; er wußte, daß die Beleidigung, die Albert dem Grafen von Monte Christo angetan hatte, derartig gewesen war, daß sie einen Kampf auf Tod und Leben nach sich ziehen mußte. Da Albert nun wohlbehalten zurückkehrte, war er, der Graf, also gerächt. Ein Strahl unbeschreiblicher Freude erhellte das finstere Gesicht. Aber er wartete vergebens darauf, daß Albert zu ihm käme, um ihm seinen Triumph

mitzuteilen. Daß sein Sohn vor dem Kampf den Vater nicht hatte sehen wollen, dessen Ehre er zu rächen unternahm, war begreiflich. Aber warum kam der Sohn jetzt, da die Ehre des Vaters gerächt war, nicht, um sich in seine Arme zu werfen?

Da war es, daß der Graf den Bedienten Alberts rufen ließ und Albert diesem gesagt hatte, er brauche nichts zu verheimlichen.

Zehn Minuten darauf sah man den General von Morcerf auf der Freitreppe erscheinen; er hatte offenbar vorher seine Befehle gegeben, denn kaum hatte er die letzte Stufe der Freitreppe erreicht, als sein Wagen vorfuhr. Sein Kammerdiener kam und legte zwei in einem Militärmantel eingehüllte Degen in den Wagen, machte den Schlag zu und setzte sich zu dem Kutscher. Dieser beugte sich herab und fragte nach dem Ziel.

»Nach den Champs-Elysées«, sagte der General, »zum Grafen von Monte Christo. Schnell!«

Fünf Minuten darauf hielt der Wagen vor dem Hause des Grafen. Herr von Morcerf öffnete selbst den Schlag, sprang aus dem Wagen, während er noch in Bewegung war, klingelte und verschwand mit seinem Diener in der Tür. Eine Sekunde darauf meldete Baptistin seinem Herrn den Grafen von Morcerf.

Der General schritt zum drittenmal den Salon in seiner ganzen Länge ab, als er, sich umwendend, Monte Christo auf der Schwelle stehen sah.

»Ah, wirklich Herr von Morcerf«, sagte Monte Christo ruhig; »ich glaubte, falsch gehört zu haben.«

»Ja, ich bin's selbst«, entgegnete der General, dessen Lippen verzerrt waren, so daß die Worte nur abgebrochen hervorkamen.

»Ich brauche also jetzt nur noch zu erfahren, was mir das Vergnügen verschafft, den Herrn Grafen von Morcerf zu so früher Stunde bei mir zu sehen«, sagte Monte Christo.

»Sie haben heute morgen ein Zusammentreffen mit meinem Sohn gehabt?« fragte der General.

»Sie wissen das?« antwortete der Graf.

»Ich weiß auch, daß mein Sohn gute Gründe hatte, sich mit Ihnen zu schlagen und alles zu tun, um Sie zu töten.«

»In der Tat, er hatte sehr gute Gründe; aber Sie sehen, daß er

mich trotz dieser guten Gründe nicht getötet hat und sich sogar überhaupt nicht geschlagen hat.«

»Und dennoch betrachtete er Sie als den Urheber der Schande seines Vaters, als den Anstifter des furchtbaren Unglücks, das in diesem Augenblick mein Haus heimsucht.«

»Das ist richtig, mein Herr«, sagte Monte Christo mit seiner schrecklichen Ruhe, »als die Neben-, aber nicht als die Hauptursache.«

»Jedenfalls haben Sie ihm Abbitte getan oder eine Erklärung gegeben?«

»Ich habe ihm durchaus keine Erklärung gegeben, und er hat mir Abbitte getan.«

»Aber welcher Ursache schreiben Sie dieses Betragen zu?«

»Der Überzeugung; wahrscheinlich war bei der Sache jemand mehr schuldig als ich.«

»Und wer war dieser Jemand?«

»Sein Vater.«

»Sei es«, sagte der General erbleichend; »aber Sie wissen, daß der Schuldige es nicht liebt, sich der Schuld überführen zu hören.«

»Ich weiß es … Ich erwartete daher das, was in diesem Augenblick eintritt.«

»Sie erwarteten, daß mein Sohn ein Feigling sei!« rief der General.

»Herr Albert von Morcerf ist kein Feigling«, antwortete Monte Christo.

»Ein Mann, der einen Degen in der Hand hält und vor diesem Degen seinen Todfeind, ist ein Feigling, wenn er sich nicht schlägt! Warum ist er nicht hier, daß ich ihm das sagen könnte!«

»Ich glaube nicht, mein Herr«, antwortete Monte Christo kalt, »daß Sie hierhergekommen sind, um mir Ihre Familienangelegenheiten zu erzählen. Sagen Sie das Herrn Albert, vielleicht wird er Ihnen zu antworten wissen.«

»O nein, nein«, entgegnete der General mit einem Lächeln, das sofort wieder verschwand, »Sie haben recht, deshalb bin ich nicht hierhergekommen! Ich bin gekommen, um Ihnen zu

sagen, daß auch ich Sie als meinen Feind betrachte, daß ich Sie hasse, daß mir ist, als hätte ich Sie immer gekannt, immer gehaßt! Kurz, daß, da die jungen Leute sich in unserem Jahrhundert nicht mehr schlagen, es an uns ist, uns zu schlagen … Ist das Ihre Meinung, mein Herr?«

»Vollkommen, und wenn ich vorhin sagte, daß ich auf das, was geschieht, gefaßt gewesen sei, so meinte ich die Ehre Ihres Besuchs.«

»Um so besser … Ihre Vorbereitungen sind also getroffen?«

»Das sind sie immer.«

»Sie wissen, daß einer von uns auf dem Platz bleiben muß?« fragte der General, der vor Wut die Zähne aufeinanderbiß.

»Daß einer von uns auf dem Platz bleiben muß«, wiederholte Monte Christo mit leichtem Kopfnicken.

»Dann lassen Sie uns gehen, Zeugen brauchen wir nicht.«

»In der Tat«, sagte Monte Christo, »das ist überflüssig, wir kennen uns ja!«

»Im Gegenteil, wir kennen uns eben nicht«, antwortete der General.

»Pah!« sagte Monte Christo immer mit derselben Gelassenheit, die den Grafen zur Verzweiflung brachte, »lassen Sie einmal sehen. Sind Sie nicht der Soldat Ferdinand, der am Vorabend der Schlacht bei Waterloo desertiert ist? Sind Sie nicht der Leutnant Ferdinand, der der französischen Armee in Spanien als Führer und Spion gedient hat? Sind Sie nicht der Oberst Ferdinand, der seinen Wohltäter Ali verraten, verkauft und ermordet hat? Und haben alle diese Ferdinands zusammen nicht den Generalleutnant Grafen von Morcerf, Pair von Frankreich, gemacht?«

»Elender«, rief der General, den diese Worte wie ein glühendes Eisen trafen, »der du mir meine Schande in dem Augenblick vorwirfst, wo du mich vielleicht töten wirst! Nein, ich habe nicht gesagt, daß ich dir unbekannt wäre; ich weiß wohl, Dämon, daß du in das Dunkel der Vergangenheit gedrungen bist und im Licht, ich weiß nicht welcher Lampe, alle Seiten meines Lebens gelesen hast; aber vielleicht ist noch mehr Ehre in mir,

in meiner Schande, als in dir unter deinem prunkenden Äußern. Nein, nein, ich bin dir bekannt, das weiß ich, aber ich kenne dich nicht, mit Gold und Steinen behängter Abenteurer! Du nennst dich in Paris Monte Christo, in Italien Sindbad der Seefahrer, in Malta Gott weiß wie. Aber ich verlange von deinen hundert Namen den wahren zu wissen, damit ich ihn auf dem Kampfplatz aussprechen kann, wenn ich dir den Degen ins Herz stoße.«

Der Graf von Monte Christo erbleichte furchtbar, sein Auge füllte sich mit einem verzehrenden Feuer; er eilte mit einem Satz in das anstoßende Zimmer, riß sich Krawatte, Rock und Weste ab, warf eine kleine Seemannsjacke über und setzte einen Matrosenhut auf, unter dem sein langes schwarzes Haar hervorquoll.

So kam er zurück, furchtbar, unerbittlich, ging mit gekreuzten Armen auf den General zu, der sein Verschwinden nicht begriffen hatte und jetzt mit klappernden Zähnen zurücktaumelte, bis er eine Stütze an einem Tisch fand.

»Ferdinand«, rief der Graf, »von meinen hundert Namen brauche ich dir nur einen einzigen zu nennen, um dich niederzuschmettern; aber du errätst ihn, nicht wahr? Du erinnerst dich seiner? Denn trotz all meines Kummers und meiner Qualen zeige ich dir heute ein Gesicht, das das Glück der Rache verjüngt, ein Gesicht, das du in deinen Träumen oft gesehen haben mußt, seit deiner Heirat … mit Mercedes, meiner Braut!«

Der General starrte mit zurückgeworfenem Kopf und vorgestreckten Händen die schreckliche Erscheinung an, dann wich er, an der Wand entlangtastend, langsam nach der Tür zurück.

Ein unheimlicher, jammernder Schrei entrang sich seiner Brust: »Edmond Dantès!«

Stöhnend schleppte er sich bis zum Säulengang, taumelte wie ein Trunkener über den Hof und fiel in die Arme seines Kammerdieners, indem er mit unverständlicher Stimme murmelte: »Nach Hause, nach Hause!«

Die frische Luft und die Scham, die ihm die Aufmerksamkeit seiner Leute verursachte, machten ihn fähig, seine Gedanken zu

sammeln; aber die Fahrt war kurz, und in dem Maße, wie er sich dem Hause näherte, fühlte er seine Schmerzen sich wieder erneuern. Einige Schritte vor dem Hause ließ der General halten und stieg aus.

Das Tor des Hauses war weit geöffnet, eine Droschke hielt im Hof, die sich in dieser prächtigen Umgebung seltsam ausnahm. Der General sah diese Droschke mit Schrecken an, wagte aber niemand zu fragen und begab sich nach seinen Zimmern.

Zwei Personen kamen die Treppe herab; er hatte gerade noch Zeit, in ein Zimmer zu treten, um ihnen auszuweichen. Mercedes, auf den Arm ihres Sohnes gestützt, verließ mit diesem das Haus.

Sie gingen dicht an dem Unglücklichen vorüber, der, hinter der Portiere versteckt, von dem seidenen Kleide Mercedes' gestreift wurde und die Stimme seines Sohnes hörte, als er sagte: »Mut, liebe Mutter! Kommen Sie, wir sind hier nicht mehr zu Hause.«

Die Worte verhallten, die Schritte entfernten sich. Der General, dessen Hände den Vorhang umklammert hielten, richtete sich auf; er unterdrückte das schrecklichste Schluchzen, das sich je der Brust eines von Frau und Sohn zugleich verlassenen Vaters entrang.

Er hörte den Schlag der Droschke zuwerfen, dann die Stimme des Kutschers, und gleich darauf erzitterten die Scheiben unter dem Rollen des schwerfälligen Wagens. Er stürzte nach seinem Schlafzimmer, um noch einmal alles, was er auf der Welt geliebt hatte, zu sehen. Aber die Droschke fuhr davon, ohne daß der Kopf Mercedes' oder der Alberts am Schlage erschienen wäre, um dem einsamen Hause, dem Vater und verlassenen Gatten einen letzten Blick des Abschieds und der Verzeihung zu gewähren.

In dem Augenblick, wo die Räder der Droschke das Pflaster des Torwegs erschütterten, ertönte ein Schuß, und schwärzlicher Rauch drang durch eine Scheibe aus dem Schlafzimmer des Generals.

Herr von Villefort war in einer Droschke an der Tür des Herrn d'Avrigny vorgefahren; er klingelte so heftig, daß der Portier ganz bestürzt öffnete. Villefort eilte nach der Treppe, ohne ein Wort zu sagen; der Portier, der ihn kannte, ließ ihn, ohne Fragen an ihn zu stellen, vorüber. Er rief ihm nur zu: »In seinem Arbeitszimmer, Herr Staatsanwalt, in seinem Arbeitszimmer!«

Villefort stieß schon die Tür zu Herrn d'Avrignys Arbeitszimmer auf.

»Ah, Sie sind's!« sagte der Doktor.

»Ja«, sagte Villefort, indem er die Tür hinter sich zumachte; »ich bin's. Doktor, mein Haus ist verflucht!«

»Was«, entgegnete der Doktor anscheinend ruhig, aber im Innern aufs tiefste erregt, »haben Sie wieder einen Kranken?«

»Ja, Doktor!« rief Villefort, indem er sich krampfhaft ins Haar faßte. »Ja!«

Der Blick d'Avrignys besagte: Ich hatte es Ihnen ja gesagt! Dann sprachen seine Lippen langsam:

»Wer stirbt denn bei Ihnen, und welches neue Opfer wird uns vor Gott der Schwäche anklagen?«

Ein schmerzhaftes Schluchzen entrang sich dem Herzen Villeforts; er näherte sich dem Arzte, erfaßte dessen Arm und sagte:

»Valentine! Die Reihe ist an Valentine!«

»Ihre Tochter?« rief d'Avrigny voll Schmerz und Überraschung.

»Sie sehen, daß Sie sich getäuscht haben«, sagte der Staatsanwalt; »kommen Sie mit und bitten Sie es ihr auf ihrem Schmerzenslager ab, daß Sie sie in Verdacht gehabt haben.«

»Jedesmal, wo Sie mir Mitteilung gemacht haben, war es zu spät«, entgegnete d'Avrigny; »doch einerlei, ich komme; lassen Sie uns eilen, bei den Feinden in Ihrem Hause ist keine Zeit zu verlieren.«

»Oh, diesmal, Doktor, sollen Sie mir nicht mehr meine Schwäche vorwerfen; diesmal werde ich den Mörder in Erfahrung bringen und gegen ihn vorgehen.«

»Versuchen wir das Opfer zu retten, ehe wir daran denken, es zu rächen«, sagte d'Avrigny. »Kommen Sie!«

Beide fuhren in der Droschke, die Villefort hergeführt hatte, im Trabe nach dessen Wohnung.

Zu derselben Zeit klopfte Morrel an die Tür Monte Christos. Der Graf war in seinem Arbeitszimmer und las sorgenvoll eine kurze Mitteilung, die Bertuccio ihm in Eile geschickt hatte. Als er Morrel anmelden hörte, der ihn vor kaum zwei Stunden verlassen hatte, hob er den Kopf. Für Morrel sowohl wie für den Grafen hatte sich jedenfalls in diesen beiden Stunden viel ereignet, denn der junge Mann, der den Grafen lächelnd verlassen hatte, kam in größter Bestürzung zurück. Der Graf eilte Morrel entgegen.

»Was gibt es denn, Maximilian?« fragte er ihn. »Sie sind bleich, und Ihre Stirn ist schweißbedeckt.«

Morrel sank mehr, als daß er sich setzte, auf einen Stuhl.

»Ich bin schnell zurückgekommen«, sagte er, »ich mußte mit Ihnen sprechen.«

»Es sind doch in Ihrer Familie alle wohl?« fragte der Graf in liebevollem Ton, über dessen Aufrichtigkeit niemand im Zweifel gewesen wäre.

»Danke, Graf, danke«, antwortete der junge Mann, der sichtlich in Verlegenheit war, wie er die Unterhaltung einleiten sollte; »ja, in meiner Familie ist alles wohl.«

»Um so besser; aber Sie haben mir etwas zu sagen?« fragte der Graf mehr und mehr beunruhigt.

»Ja«, antwortete Morrel; »ich komme aus einem Hause, wo der Tod eingekehrt ist.«

»Kommen Sie von Herrn von Morcerf?« fragte Monte Christo.

»Nein«, antwortete Morrel; »ist bei Herrn von Morcerf jemand gestorben?«

»Der General hat sich soeben erschossen.«

»O welch furchtbares Unglück!« rief Morrel.

»Nicht für die Gräfin noch für Albert«, sagte Monte Christo; »besser ein toter Vater und Gatte als ein entehrter; das Blut wird die Schande abwaschen.«

»Die arme Gräfin!« sagte Maximilian. »Sie beklage ich besonders, eine so edle Frau!«

»Beklagen Sie auch Albert, Maximilian; denn glauben Sie mir, er ist der würdige Sohn der Gräfin. Aber kommen wir auf Sie zurück; Sie sagen, Sie müßten mit mir sprechen; sollten Sie meiner bedürfen?«

»Ja, ich bedarf Ihrer, das heißt, ich habe wie ein Wahnsinniger gedacht, daß Sie mir Hilfe bringen könnten unter Umständen, wo Gott allein helfen kann.«

»Sprechen Sie immerhin«, antwortete Monte Christo.

»Oh«, entgegnete Morrel, »ich weiß wirklich nicht, ob ich ein solches Geheimnis menschlichen Ohren anvertrauen darf; aber das Verhängnis, die Notwendigkeit zwingt mich dazu, Graf.« Morrel hielt zögernd inne.

»Glauben Sie, daß ich Ihnen zugetan bin?« fragte Monte Christo, indem er die Hand des jungen Mannes zwischen die seinigen nahm.

»Sie machen mir Mut, und dann sagt mir hier etwas«, erwiderte Morrel, indem er die Hand aufs Herz legte, »daß ich vor Ihnen kein Geheimnis zu haben brauche.«

»Sie haben recht, Morrel, Gott spricht zu Ihrem Herzen, und Ihr Herz spricht zu Ihnen. Sagen Sie mir wieder, was Ihnen Ihr Herz sagt.«

»Graf, wollen Sie mir erlauben, daß ich Baptistin fortschicke, um sich nach jemand zu erkundigen, den Sie kennen?«

»Ich habe mich Ihnen zur Verfügung gestellt, um so viel mehr steht Ihnen meine Dienerschaft zu Gebote.«

»Ich kann nicht leben, wenn ich nicht die Gewißheit habe, daß es ihr besser geht.«

»Soll ich nach Baptistin klingeln?«

»Nein, ich will ihn selbst aufsuchen.«

Morrel ging hinaus, rief Baptistin und sagte ihm leise einige Worte. Der Kammerdiener eilte davon.

»Nun, ist es erledigt?« fragte Monte Christo, als er Morrel wieder eintreten sah.

»Ja, und nun werde ich etwas ruhiger sein.«

»Sie wissen, daß ich warte«, sagte Monte Christo lächelnd.

»Ja, hören Sie denn. Eines Abends befand ich mich in einem Garten; ich war hinter einem Gebüsch versteckt, und niemand hatte eine Ahnung von meiner Anwesenheit. Da gingen zwei Personen an mir vorbei – erlauben Sie, daß ich vorläufig ihre Namen verschweige –; sie sprachen mit leiser Stimme, ich aber hatte ein solches Interesse daran, zu hören, was sie sagten, daß mir kein Wort entging.«

»Nach Ihrer Blässe und Ihrem Zittern zu urteilen, muß es etwas Schlimmes gewesen sein, Morrel.«

»O ja, etwas sehr Schlimmes, mein Freund! Es war bei dem Besitzer des Gartens, in dem ich mich befand, jemand gestorben; die eine der Personen, deren Unterhaltung ich anhörte, war dieser Besitzer und die andere der Arzt. Der erste vertraute dem andern seine Besorgnisse und Schmerzen an, denn es war das zweitemal, daß der Tod innerhalb vier Wochen schnell und unerwartet in diesem Hause einkehrte, über dem der Zorn Gottes zu walten schien.«

»Ah, ah!« sagte Monte Christo, indem er den jungen Mann ansah und seinen Stuhl unmerklich in den Schatten rückte, während dem jungen Mann das Licht ins Gesicht fiel.

»Ja«, fuhr dieser fort, »zweimal war der Tod innerhalb eines Monats in diesem Hause eingekehrt.«

»Und was antwortete der Doktor?« fragte Monte Christo.

»Er antwortete … er antwortete, dieser Tod sei nicht natürlich, sondern eine Folge …«

»Wovon?«

»Von Vergiftung!«

»So!« sagte Monte Christo. »Wirklich, Maximilian, das haben Sie gehört?«

»Ja, lieber Graf, und der Doktor hat hinzugefügt, daß, wenn sich Ähnliches wiederholte, er sich für verpflichtet halten würde, dem Gericht Anzeige zu machen.«

Monte Christo hörte dem Anschein nach mit der größten Ruhe zu.

»Nun denn«, sagte Maximilian, »der Tod ist zum drittenmal

eingekehrt, und weder der Hausherr noch der Doktor haben etwas gesagt; jetzt kehrt er vielleicht zum viertenmal ein. Graf, was glauben Sie, das ich bei Kenntnis dieses Geheimnisses zu tun habe?«

»Lieber Freund«, antwortete Monte Christo, »Sie erzählen mir da etwas, was jeder von uns auswendig weiß. Ich kenne das Haus, wo Sie das gehört haben, oder wenigstens ein ähnliches, ein Haus mit einem Garten, wo ein alter Großvater lebt, wo ein Doktor aus und ein geht, ein Haus, wo drei seltsame und unerwartete Todesfälle vorgekommen sind. Nun, sehen Sie mich an, ich habe kein Geheimnis belauscht und weiß doch alles so gut wie Sie, und plagt mich etwa mein Gewissen, ob ich darüber Anzeige erstatten muß? Nein, das geht mich nichts an. Sie sagen, der Zorn des Herrn scheine über diesem Hause zu walten; nun denn, wer sagt Ihnen, daß Ihre Vermutung keine Wirklichkeit ist? Kümmern Sie sich nicht um Dinge, vor denen die die Augen verschließen, die ein Interesse daran haben sollten, sie zu sehen. Wenn die Gerechtigkeit und nicht der Zorn Gottes dieses Haus heimsucht, so wenden Sie sich ab und lassen Sie der Gerechtigkeit Gottes ihren Lauf.«

Morrel erbebte; es lag etwas zugleich Trauriges, Feierliches und Schreckliches in dem Ton des Grafen.

»Zudem«, fuhr der Graf mit so veränderter Stimme fort, daß man hätte daran zweifeln können, ob diese Worte aus dem Munde desselben Mannes kämen, »zudem, wer sagt Ihnen, daß es wieder anfangen wird?«

»Es fängt wieder an, Graf«, rief Morrel, »und deshalb bin ich zu Ihnen geeilt.«

»Nun, was soll ich denn dabei tun, Morrel? Soll ich vielleicht dem Staatsanwalt Anzeige machen?«

Monte Christo sprach diese Worte mit einer so eigenen Betonung aus, daß Morrel aufsprang und rief: »Graf, Graf, Sie wissen, von wem ich sprechen will, nicht wahr?«

»Vollkommen, mein lieber Freund. Sie sind eines Abends im Garten des Herrn von Villefort spazierengegangen; nach dem, was Sie mir gesagt haben, nehme ich an, daß es an dem Sterbe-

tage der Frau von Saint-Méran war. Sie haben Herrn von Villefort mit Herrn d'Avrigny über den Tod des Marquis und den nicht weniger überraschenden der Marquise sprechen hören. Herr d'Avrigny sagte, daß er an eine Vergiftung, selbst an eine doppelte Vergiftung glaube; und Sie, als ehrlicher Mann, quälen sich nun seitdem damit ab, ob Sie dieses Geheimnis offenbaren oder verschweigen sollen. Wir sind nicht mehr im Mittelalter, lieber Freund, und es gibt keine heilige Feme mehr! Was, zum Teufel, verlangen Sie von diesen Leuten? ›Gewissen, was willst du von mir?‹ wie Sterne sagt. Ei, mein Lieber, lassen Sie sie schlafen, wenn sie schlafen, oder lassen Sie sie in ihren schlaflosen Nächten sich quälen und schlafen Sie in Frieden, Sie, den keine Gewissensbisse am Schlaf hindern.«

Ein furchtbarer Schmerz malte sich auf den Zügen Morrels; er ergriff Monte Christos Hand und sagte:

»Aber ich sage Ihnen, es fängt wieder an.«

»Nun denn«, entgegnete Monte Christo, indem er Maximilian, dessen Benehmen er nicht verstand, aufmerksam ansah, »lassen Sie es wieder anfangen; Gott hat diese Familie verdammt, sie werden alle vom Erdboden verschwinden. Vor drei Monaten war's Herr von Saint-Méran, vor zwei Monaten die Marquise, neulich Barrois, heute ist's der alte Noirtier oder Valentine.«

»Sie wußten es?« rief Morrel mit einem solchen Entsetzen, daß selbst Monte Christo erbebte. »Sie wußten es und sagten nichts!«

»Nun, was liegt mir daran?« entgegnete Monte Christo achselzuckend. »Kenne ich diese Leute, und soll ich den einen verderben, um den andern zu retten? Mir ist das Opfer nicht mehr wert als der Schuldige.«

»Aber mir, mir!« rief Morrel, vor Schmerz schreiend. »Ich liebe sie!«

»Sie lieben wen?« rief Monte Christo, indem er aufsprang und Morrels beide Hände ergriff, die dieser vor Verzweiflung zum Himmel emporhob.

»Ich liebe wahnsinnig, liebe wie ein Mann, der jeden Bluts-

tropfen hingeben würde, um ihr eine Träne zu ersparen, Valentine von Villefort, die man in diesem Augenblick hinmordet. Ich habe die Erlaubnis, sie heimlich, ohne Wissen ihres Vaters, in den Gemächern ihres Großvaters zu besuchen. Eben war ich mit ihr und ihrem Großvater zusammen, und sie erkrankte plötzlich. Es gelang mir, ungesehen aus dem Hause zu kommen, und ich eilte zu Ihnen. Ich liebe sie und frage Gott und Sie, wie ich sie retten kann.«

Monte Christo stieß einen wilden Schrei aus. »Unglücklicher!« rief er, seinerseits die Hände ringend. »Du liebst Valentine, liebst die Tochter dieses verfluchten Geschlechts!«

Nie hatte Morrel einen ähnlichen Ausdruck auf dem Gesicht eines Menschen gesehen, nie hatte ein so schreckliches Auge vor ihm geflammt. Er wich entsetzt zurück.

Monte Christo schloß nach diesem Ausbruch einen Moment die Augen; er nahm seine ganze Kraft zusammen, um seiner Erregung Herr zu werden, und man sah, wie seine wild wogende Brust sich allmählich beruhigte. Dann richtete er seine bleiche Stirn wieder auf.

»Sehen Sie«, sagte er mit kaum bewegter Stimme, »sehen Sie, lieber Freund, wie Gott diejenigen, die mit prahlerischem Gleichmut die schrecklichen Schauspiele, die er ihnen gibt, mit ansehen, für ihre Gleichgültigkeit zu strafen weiß. Ich, der ich unbeteiligt und neugierig dieser traurigen Tragödie zusah, der ich gleich dem bösen Engel über das Böse lachte, das die Menschen im verborgenen – und es ist den Reichen und Mächtigen leicht, im verborgenen zu bleiben – begehen, ich fühle mich nun selbst von der Schlange gebissen, deren Schleichen ich zusah, und ins Herz gebissen.«

Morrel stieß ein dumpfes Stöhnen aus.

»Nun«, fuhr der Graf fort, »genug des Klagens; seien Sie ein Mann, seien Sie stark und hoffnungsvoll, denn ich bin da, ich wache über Sie.«

Morrel schüttelte traurig den Kopf.

»Ich sage Ihnen, Sie sollen hoffen!« rief Monte Christo. »Wissen Sie, daß ich nie lüge, daß ich mich nie täusche. Es ist

Mittag; danken Sie dem Himmel, daß Sie am Mittag statt am Abend oder morgen früh gekommen sind. Hören Sie also, was ich Ihnen sage. Es ist Mittag; wenn Valentine um diese Zeit noch nicht gestorben ist, wird sie nicht sterben.«

»O mein Gott, mein Gott!« rief Morrel. »Und ich habe sie sterbend verlassen!«

Monte Christo faßte sich an die Stirn; als er den Kopf wieder erhob, war er vollkommen ruhig.

»Maximilian«, sagte er, »kehren Sie ruhig nach Hause zurück; ich befehle Ihnen, nichts zu unternehmen, nicht den Schatten einer Beunruhigung auf Ihrem Gesicht zu zeigen; ich werde Ihnen Nachricht geben, gehen Sie.«

»Mein Gott!« sagte Morrel. »Sie erschrecken mich mit dieser Kaltblütigkeit, Graf. Vermögen Sie denn etwas gegen den Tod? Sind Sie mehr als ein Mensch? Sind Sie ein Engel, ein Gott?«

Und der junge Mann, der noch vor keiner Gefahr einen Schritt zurückgewichen war, wich, von unsagbarem Schrecken ergriffen, vor Monte Christo zurück. Monte Christo sah ihn mit einem zugleich so schwermütigen und milden Lächeln an, daß Maximilian die Tränen in seine Augen treten fühlte.

»Ich vermag viel, mein Freund«, antwortete der Graf. »Gehen Sie, ich muß allein sein.«

Morrel erlag dem unerklärlichen Einfluß, den Monte Christo über alles, was ihn umgab, ausübte, und gehorchte. Er drückte dem Grafen die Hand und ging. An der Tür blieb er stehen, um auf Baptistin zu warten, den er eilends zurückkommen sah.

Unterdessen hatten Villefort und d'Avrigny sich beeilt. Der Arzt fand bei seiner Ankunft Valentine besinnungslos und untersuchte sie mit der Sorgfalt, die die Krankheit verlangte und die um so größer war, weil dem Arzt das Geheimnis ja bekannt war. Villefort, der an seinem Blick und seinen Lippen hing, wartete auf das Ergebnis der Untersuchung. Noirtier, in dessen Zimmer Valentine plötzlich von der Krankheit überfallen worden war, war bleicher als das Mädchen und wartete gespannter als Villefort selbst auf den Ausspruch des Arztes.

Endlich sagte d'Avrigny langsam: »Sie lebt noch.«

»Noch!« rief Villefort. »Doktor, welch schreckliches Wort haben Sie da ausgesprochen!«

»Ja«, sagte der Arzt, »ich wiederhole: sie lebt noch, und das überrascht mich sehr.«

»Aber ist sie gerettet?« fragte der Vater.

»Ja, da sie lebt.«

In diesem Augenblick begegnete der Blick d'Avrignys dem Auge Noirtiers; es strahlte von solcher Freude und redete eine so vielsagende Sprache, daß es dem Arzte auffiel. Er ließ das junge Mädchen, dessen bleiche Lippen kaum von dem bleichen Gesicht abstachen, auf den Sessel zurückfallen und sah Noirtier an.

»Herr von Villefort«, sagte er dann, »rufen Sie bitte die Kammerjungfer Ihrer Tochter.«

Villefort ließ den Kopf des jungen Mädchens, den er gestützt hatte, los und eilte selbst fort, um die Kammerjungfer zu rufen. Sobald er die Tür zugemacht hatte, trat d'Avrigny an Noirtier heran. »Haben Sie mir etwas zu sagen?« fragte er.

Der Greis blinzelte mit den Wimpern; das war das einzige Zeichen der Bejahung, das er zu geben vermochte.

»Mir allein?«

»Ja«, machte Noirtier.

»Gut, ich werde bei Ihnen bleiben.«

In diesem Augenblick kam Villefort zurück, gefolgt von der Kammerjungfer; hinter dem Mädchen ging Frau von Villefort.

»Aber was hat denn das liebe Kind?« rief sie. »Als sie vorhin bei mir war, klagte sie allerdings über Unpäßlichkeit, aber ich glaubte nicht, daß es etwas Ernstliches sei.«

Und die junge Frau näherte sich Valentine mit Tränen in den Augen und allen Zeichen der Zärtlichkeit einer Mutter und nahm die Hand des jungen Mädchens. D'Avrigny fuhr fort, Noirtier zu betrachten, er sah die Augen des Greises sich erweitern, seine Wangen blaß werden und zittern; der Schweiß perlte ihm auf der Stirn.

»Ah!« äußerte er unwillkürlich, indem er der Richtung des Blickes Noirtiers folgte und Frau von Villefort ansah, die sagte:

»Das arme Kind wird sich in seinem Bett am besten fühlen. Kommen Sie, Fanny, wir wollen sie in ihr Bett bringen.«

Herr d'Avrigny, der in diesem Vorschlag ein Mittel sah, mit Noirtier allein zu bleiben, machte mit dem Kopfe ein Zeichen, daß dies in der Tat das beste sei, aber er verbot, ihr irgend etwas andres zu geben, als was er verordnen würde.

Man trug Valentine fort, die wieder zum Bewußtsein gekommen war, aber unfähig war, sich zu bewegen oder zu sprechen. Indessen hatte sie die Kraft, mit einem Blick ihren Großvater zu grüßen, dem man die Seele auszureißen schien, indem man sie forttrug.

Der Arzt ging hinterher, schrieb ein Rezept und bat Villefort, eine Droschke zu nehmen und sich selbst zum Apotheker zu begeben, um in seiner Gegenwart das Verschriebene anfertigen zu lassen, es dann selbst mitzubringen und ihn im Zimmer Valentines zu erwarten. Nachdem er dann nochmals eingeschärft hatte, daß Valentine nichts genießen solle, ging er wieder zu Noirtier hinauf, schloß sorgfältig die Türen, versicherte sich, daß niemand horchte, und sagte: »Sie wissen etwas über die Krankheit Ihrer Enkelin?«

»Ja«, blinzelte der Greis.

»Wir haben keine Zeit zu verlieren, ich werde Sie fragen, und Sie antworten mir.«

Noirtier machte ein Zeichen, daß er bereit sei.

»Haben Sie das, was Valentine heute zugestoßen ist, vorhergesehen?«

»Ja.«

D'Avrigny dachte einen Augenblick nach, dann näherte er sich dem Greise. »Verzeihen Sie, was ich Ihnen sagen werde«, sagte er, »aber in der schrecklichen Lage, in der wir sind, darf kein Umstand vernachlässigt werden. Sie haben den armen Barrois sterben sehen?«

Noirtier erhob die Augen zum Himmel.

»Wissen Sie, woran er gestorben ist?« fragte d'Avrigny, indem er dem Greise die Hand auf die Schulter legte.

»Ja«, antwortete der Greis.

»Glauben Sie, daß sein Tod ein natürlicher war?«

Etwas wie ein Lächeln zog über die bewegungslosen Lippen Noirtiers.

»Dann glauben Sie also, daß Barrois vergiftet worden ist?«

»Ja.«

»Glauben Sie, daß das Gift, dessen Opfer er geworden ist, für ihn bestimmt war?«

»Nein.«

»Glauben Sie nun, daß dieselbe Hand, die Barrois getroffen hat, indem sie einen andern treffen wollte, heute Valentine getroffen hat?«

»Ja.«

»Sie wird also auch erliegen?« fragte d'Avrigny, indem er seinen Blick auf Noirtier richtete und die Wirkung dieser Worte auf den Greis erwartete.

»Nein«, antwortete Noirtier mit einer Miene des Triumphs.

»Dann hoffen Sie?« fragte d'Avrigny überrascht.

»Ja.«

»Was hoffen Sie?«

Der Greis gab mit den Augen zu verstehen, daß er nicht antworten könne.

»O ja, das ist ja wahr«, murmelte d'Avrigny.

»Hoffen Sie, daß der Mörder müde wird?« fragte er dann.

»Nein.«

»Dann hoffen Sie, daß das Gift auf Valentine ohne Wirkung sein werde?«

»Ja.«

»Denn ich sage Ihnen nichts Neues, wenn ich Ihnen sage, daß man soeben versucht hat, Sie zu vergiften, nicht wahr?« fügte der Arzt hinzu.

Der Greis bekundete mit den Augen, daß er darüber keinen Zweifel habe.

»Wie hoffen Sie denn, daß Valentine durchkommen wird?«

Noirtier hielt hartnäckig die Augen nach derselben Seite gerichtet; d'Avrigny folgte der Richtung und sah, daß er eine Flasche ansah, welche die Arznei enthielt, die man ihm jeden Morgen brachte.

»Ah, ah!« äußerte d'Avrigny, dem plötzlich ein Gedanke kam. »Sollten Sie den Einfall gehabt haben …«

Noirtier ließ ihn nicht aussprechen. »Ja«, bekundete er.

»Sie gegen das Gift gefeit zu machen …«

»Ja.«

»Durch allmähliche Gewöhnung …«

»Ja, ja, ja«, machte Noirtier, entzückt darüber, daß er verstanden worden war.

»Sie haben mich sagen hören, daß die Arznei, die ich Ihnen gebe, Bruzin enthält?«

»Ja.«

»Und indem Sie sie an das Gift gewöhnten, haben Sie die Wirkung des Giftes neutralisieren wollen?«

Noirtier bekundete dieselbe triumphierende Freude.

»Und es ist Ihnen gelungen!« rief d'Avrigny. »Ohne diese Vorsicht wäre Valentine heute getötet, getötet, ohne daß man ihr hätte helfen können; der Schlag war heftig, aber sie ist nur erschüttert worden, und diesmal wenigstens wird Valentine nicht sterben.«

Eine übermenschliche Freude strahlte in den Augen des Greises. In diesem Augenblick kam Villefort zurück.

»Da, Doktor«, sagte er, »hier ist die Medizin.«

»Ist sie in Ihrer Gegenwart zubereitet worden?«

»Ja«, antwortete der Staatsanwalt.

»Sie ist nicht aus Ihren Händen gekommen?«

»Nein.«

D'Avrigny nahm die Flasche, goß von dem Inhalt einige Tropfen in die hohle Hand und kostete.

»Gut«, sagte er, »gehen wir nach Valentines Zimmer; ich werde dort allen meine Anweisungen geben, und Sie wachen darüber, Herr von Villefort, daß niemand davon abweicht.«

In dem Augenblick, da d'Avrigny in Begleitung Villeforts in das Zimmer Valentines trat, mietete ein italienischer Priester von ernstem Äußern, ruhigem und entschiedenem Wesen für seinen Gebrauch das Haus, das an das Haus Villeforts anstieß.

Man erfuhr nicht, was die drei Mieter dieses Hauses bewog, zwei Stunden später auszuziehen; aber es ging in dem Viertel allgemein das Gerücht, daß das Haus nicht sicher auf seinem

Unterbau ruhe und einzustürzen drohe, was den neuen Mieter durchaus nicht hinderte, noch an demselben Tage gegen fünf Uhr mit seinem bescheidenen Mobiliar einzuziehen.

Der neue Mieter hatte auf drei, sechs oder neun Jahre Kontrakt gemacht und die Miete für sechs Monate im voraus bezahlt; er nannte sich Signor Giacomo Busoni.

Es wurden sofort Arbeiter bestellt, und in derselben Nacht sahen verspätete Passanten zu ihrer Überraschung Zimmerleute und Maurer damit beschäftigt, den unteren Teil des wankenden Hauses auszubessern.

Der Kontrakt

Es verstrichen einige Tage. Eines Nachmittags gegen fünf Uhr fuhr ein eleganter Phaeton in die Einfahrt des Hauses in den Champs-Elysées ein und setzte Herrn Andrea Cavalcanti an der Freitreppe ab. Der junge Mann sah glänzend aus, erkundigte sich freundschaftlich wie immer nach dem Befinden des Grafen von Monte Christo und stieg leicht die Treppe zum ersten Stock empor.

Oben an der Treppe traf er den Grafen selbst, der bei seinem Anblick stehenblieb.

»Ei, guten Tag, mein lieber Graf«, sagte Andrea.

»Ah, Herr Andrea!« entgegnete Monte Christo mit seiner ein wenig spöttischen Stimme. »Wie geht es Ihnen?«

»Ausgezeichnet, wie Sie sehen. Ich komme, um mit Ihnen von hundert Dingen zu sprechen; aber zuerst, gehen Sie aus, oder kommen Sie nach Hause?«

»Ich wollte ausgehen.«

»Nun, um Sie nicht aufzuhalten, werde ich, wenn Sie erlauben, mit in Ihren Wagen steigen; Tom wird uns mit meinem Phaeton folgen.«

»Nein«, antwortete der Graf, dem nichts an der Begleitung des jungen Mannes lag, mit einem unmerklichen Lächeln der

Geringschätzung; »nein, ich ziehe es vor, Ihnen hier Audienz zu geben, mein lieber Herr Andrea; man plaudert besser im Zimmer, wo kein Kutscher in der Nähe ist, der auffängt, was man sagt.«

Der Graf trat in einen kleinen Salon des ersten Stocks, setzte sich und forderte den jungen Mann auf, gleichfalls Platz zu nehmen.

Andrea nahm seine freundlichste Miene an.

»Sie wissen, lieber Graf«, sagte er, »daß die Feierlichkeit heute abend stattfindet; um neun Uhr wird der Ehekontrakt bei meinem Schwiegervater unterzeichnet.«

»So, wirklich?« fragte Monte Christo.

»Wie, teile ich Ihnen damit etwas Neues mit? Hat Herr Danglars Ihnen keine Anzeige gemacht?«

»Doch«, entgegnete der Graf, »ich habe gestern einen Brief von ihm erhalten; aber ich glaube nicht, daß die Stunde darin angegeben war.«

»Das ist möglich; mein Schwiegervater wird darauf gerechnet haben, daß es allgemein bekannt ist.«

»Nun, Sie haben Glück, Herr Cavalcanti«, sagte Monte Christo; »Sie machen da eine sehr gute Partie, und Fräulein Danglars ist hübsch dazu.«

»Allerdings«, antwortete Cavalcanti mit einem Ton voll Bescheidenheit.

»Sie ist vor allem sehr reich, wenigstens glaube ich das«, sagte Monte Christo.

»Sehr reich, glauben Sie?« wiederholte der junge Mann.

»Gewiß; man sagt, daß Herr Danglars mindestens die Hälfte seines Vermögens verschweigt.«

»Und er gibt fünfzehn oder zwanzig Millionen zu«, sagte Andrea mit einem vor Freude strahlenden Blick.

»Und dabei steht er im Begriff, in eine Eisenbahnspekulation einzutreten, bei der er, wie es allgemein heißt, mindestens seine zehn Millionen verdienen wird.«

»Zehn Millionen! Sie glauben? Das ist prächtig«, sagte Cavalcanti, der sich an dem Klang dieser Worte berauschte.

»Und dieses ganze Vermögen wird Ihnen zufallen«, fuhr Monte Christo fort, »da das Fräulein Danglars' einzige Tochter ist. Zudem ist Ihr Vermögen, wie mir wenigstens Ihr Vater gesagt hat, fast dem Ihrer Braut gleich. Doch lassen wir die Geldsachen ruhen. Wissen Sie, Herr Andrea, daß Sie diese ganze Sache schnell und geschickt durchgeführt haben?«

»Ich glaube, ich habe es nicht übel gemacht«, antwortete der junge Mann; »ich war geboren, um Diplomat zu werden.«

»Nun, man wird Sie in die Diplomatie eintreten lassen; die Diplomatie, wissen Sie, lernt sich nicht, man muß dazu veranlagt sein … Das Herz ist also gefangen?«

»Wirklich, ich fürchte«, entgegnete Andrea in einem Ton, wie er ihn im Theater gehört hatte.

»Liebt man Sie ein wenig?« fragte der Graf.

»Es muß wohl so sein«, sagte Andrea mit dem Lächeln des Siegers, »da man mich heiratet. Aber vergessen wir einen wichtigen Punkt nicht.«

»Welchen?«

»Daß ich bei allem in ungewöhnlicher Weise unterstützt worden bin.«

»Pah!«

»Gewiß.«

»Durch die Umstände?«

»Nein, durch Sie!«

»Durch mich? Lassen Sie doch, Prinz«, sagte Monte Christo. »Was habe ich für Sie tun können? Genügten etwa Ihr Name, Ihre gesellschaftliche Stellung und Ihr persönlicher Wert nicht?«

»Nein«, antwortete Andrea, »was Sie auch sagen, Herr Graf, ich behaupte, daß die Stellung eines Mannes wie Sie mehr getan hat als mein Name und alles übrige.«

»Sie irren sich vollkommen, mein Herr«, sagte Monte Christo, der die Hinterlist des jungen Mannes wohl erkannte; »mein Schutz ist Ihnen erst zuteil geworden, nachdem ich von dem Einflusse und Vermögen Ihres Herrn Vaters Kenntnis erhalten hatte; denn wer hat mir, der ich weder Sie noch den erlauchten Urheber Ihrer Tage gesehen hatte, die Ehre Ihrer Bekanntschaft

verschafft? Es waren zwei gute Freunde von mir, Lord Wilmore und der Abbé Busoni. Was hat mich ermutigt, Sie in die Welt einzuführen? Es ist der Name Ihres Vaters, der in Italien so bekannt und angesehen ist; persönlich kenne ich Sie nicht.«

Diese Ruhe ließ Andrea verstehen, daß er sich einem überlegenen Gegner gegenüber befand. »Je nun«, sagte er, »mein Vater hat also wirklich ein sehr großes Vermögen, Herr Graf?«

»Es scheint so«, entgegnete Monte Christo.

»Wissen Sie, ob die Mitgift, die er mir versprochen hat, angekommen ist?«

»Die drei Millionen sind unterwegs, aller Wahrscheinlichkeit nach.«

»Ich werde sie also wirklich bekommen?«

»Nun, mir scheint, daß Ihr Geld bis jetzt noch niemals ausgeblieben ist.«

Andrea war so überrascht, daß er einen Augenblick in Träumerei versank. »Dann«, sagte er, »bleibt mir noch übrig, eine Bitte an Sie zu richten, die Sie verstehen werden, selbst wenn sie Ihnen unangenehm sein sollte.«

»Sprechen Sie«, entgegnete Monte Christo.

»Ich bin, dank meinem Vermögen, mit vielen angesehenen Leuten in Beziehungen getreten und habe sogar, für den Augenblick wenigstens, eine Menge Freunde. Um mich aber, wie ich es tue, im Angesicht der ganzen Pariser Gesellschaft zu verheiraten, muß ich durch einen erlauchten Namen unterstützt werden, und in Ermangelung der väterlichen Hand muß mich die Hand eines angesehenen Mannes zum Altar führen; nun aber kommt mein Vater nicht nach Paris, nicht wahr?«

»Er ist alt, seine Wunden machen ihm zu schaffen, und er hat, wie er sagt, bei jeder Reise furchtbar zu leiden.«

»Ich verstehe. Nun habe ich eine Bitte an Sie.«

»An mich?«

»Ja, an Sie!«

»Und das wäre?«

»An seine Stelle zu treten.«

»Ah, mein lieber Herr! Wie? Sie kennen mich nach den zahl-

reichen Beziehungen, die ich das Glück hatte mit Ihnen zu haben, so schlecht, um ein solches Verlangen an mich zu stellen? Verlangen Sie von mir ein Darlehen von einer halben Million, und, auf Ehrenwort, wenn ein solches Darlehen auch selten gegeben wird, Sie wären mir weniger lästig. So wissen Sie denn, ich glaubte es Ihnen schon gesagt zu haben, daß der Graf von Monte Christo in Dingen dieser Welt nie seine Eigenheiten, ich sage mehr, seinen Aberglauben als Orientale aufgegeben hat. Ich, der ich ein Serail in Kairo, eins in Smyrna und eins in Konstantinopel habe, soll eine Hochzeit leiten! Niemals!«

»Sie schlagen es mir also ab?«

»Rundweg; wären Sie mein Sohn, wären Sie mein Bruder, ich würde es Ihnen ebenso abschlagen.«

»Oh!« rief Andrea enttäuscht. »Aber was soll ich denn machen?«

»Sie haben ja hundert Freunde, wie Sie selbst gesagt haben.«

»Zugegeben, aber Sie haben mich bei Herrn Danglars eingeführt.«

»Durchaus nicht. Ich habe Sie gemeinsam mit ihm nach Auteuil eingeladen, und Sie haben sich selbst eingeführt, das ist etwas ganz andres.«

»Ja, aber Sie haben mir zur Heirat verholfen.«

»Ich! In keiner Weise; erinnern Sie sich doch daran, was ich Ihnen geantwortet habe, als Sie mich darum angingen, den Freiwerber zu machen: Ich mache nie Heiraten, mein lieber Prinz, das ist bei mir ein unerschütterlicher Grundsatz.«

Andrea biß sich auf die Lippen. »Aber Sie werden doch wenigstens anwesend sein?«

»Ganz Paris wird da sein?«

»O gewiß!«

»Nun, ich werde da sein wie ganz Paris.«

»Werden Sie den Kontrakt mit unterzeichnen?«

»Darin sehe ich nichts Bedenkliches«, antwortete der Graf.

»Nun, da Sie mir nicht mehr gewähren wollen, muß ich mich damit zufriedengeben. Aber ein letztes Wort, Graf.«

»Nun?«

»Einen Rat.«

»Sehen Sie sich vor; ein Rat, das ist schlimmer als ein Dienst.«

»Diesen können Sie mir ruhig geben.«

»Sprechen Sie.«

»Die Mitgift meiner Frau beträgt fünfmal hunderttausend Livres.«

»Das ist die Ziffer, dir mir von Herrn Danglars selbst genannt worden ist.«

»Nehme ich sie an, oder lasse ich sie in den Händen des Notars?«

»Die Dinge gehen in feinen Kreisen gewöhnlich folgendermaßen vor sich: Ihre beiden Notare kommen am folgenden oder zweitfolgenden Tage nach der Unterzeichnung des Kontraktes zusammen und wechseln die Mitgiften aus, worüber sie sich gegenseitig Quittungen ausstellen; ist die Heirat vollzogen, so stellen sie Ihnen als Haupt der Gemeinschaft die Millionen zur Verfügung.«

»Hm«, sagte Andrea mit einer gewissen schlecht verhehlten Unruhe, »ich glaubte von meinem Schwiegervater gehört zu haben, daß er die Absicht habe, unser Vermögen bei diesem Eisenbahngeschäft anzulegen.«

»Nun, das ist ja aber, wie alle Welt versichert, ein Mittel, um Ihre Kapitalien in einem Jahre zu verdreifachen. Der Baron von Danglars ist ein guter Vater und versteht zu rechnen.«

»Nun denn«, sagte Andrea, »so geht alles gut, bis auf Ihre Ablehnung, die mir sehr nahegeht.«

»Schreiben Sie dieselbe nur Bedenken zu, die unter solchen Umständen sehr natürlich sind.«

»Nun, so sei es denn, wie Sie wollen«, sagte Andrea. »Also auf heute abend neun Uhr.«

»Auf heute abend.«

Und trotz eines leichten Widerstrebens von seiten Monte Christos, dessen Lippen blaß wurden, der aber doch sein förmliches Lächeln bewahrte, ergriff Andrea die Hand des Grafen, drückte sie, sprang auf seinen Phaeton und verschwand.

Die vier oder fünf Stunden, die Andrea bis zur neunten Stunde

blieben, benutzte er zu Besuchen, um die Freunde, von denen er gesprochen hatte, zu veranlassen, mit dem ganzen Luxus ihrer Equipagen bei dem Bankier zu erscheinen. Er sprach überall von den Aussichten der geplanten großartigen Unternehmungen seines Schwiegervaters und blendete seine Freunde damit.

Um halb neun Uhr abends waren der große Saal und die anstoßenden Gemächer im Danglarsschen Hause von einer parfümierten Menge erfüllt, die weniger die Teilnahme als das unwiderstehliche Bedürfnis anzog, dabeizusein, wo es etwas Neues gab. Die Gemächer mit ihrer geschmacklosen und protzenhaften Einrichtung waren in ein Lichtmeer getaucht.

Danglars hatte seine Tochter Eugenie nur dadurch zur Eingehung dieser Ehe bewegen können, daß er ihr gesagt hatte, er sei ruiniert, wenn seinem Kredit nicht durch diese Verbindung aufgeholfen würde. Jetzt erschien sie mit der elegantesten Einfachheit gekleidet: eine weiße gestickte Seidenrobe, eine halb in ihrem schwarzen Haar versteckte weiße Rose bildeten ihren ganzen Schmuck.

Dreißig Schritt von ihr plauderte Frau Danglars mit Debray, Beauchamp und Château-Renaud. Herr Danglars erklärte in einem Kreise von Deputierten und Finanzmännern das System einer neuen Steuerverteilung, die er zur Ausführung zu bringen gedachte, wenn die Macht der Verhältnisse die Regierung gezwungen haben würde, ihn ins Ministerium zu berufen.

Andrea, der einen der ersten Stutzer der Oper untergefaßt hatte, setzte ihm, um ungezwungen zu erscheinen, auseinander, wie er in Zukunft zu leben gedenke und welchen Luxus er mit seinen hundertfünfundsiebzigtausend Livres Rente in Paris entfalten werde.

Jeden Augenblick rief die Stimme des Lakaien einen angesehenen Namen aus der Finanzwelt, der Armee oder der Gelehrten- und Schriftstellerwelt, worauf eine schwache Bewegung der Gruppen folgte. In dem Augenblick, da die goldene Stutzuhr neun schlug, ertönte der Name des Grafen Monte Christo, und die Blicke richteten sich auf die Tür.

Der Graf war mit seiner gewöhnlichen Einfachheit gekleidet;

die Blässe seines männlichen Gesichts hob sich scharf von dem Schwarz des Anzugs ab. Es bildete sich sofort ein Kreis um die Tür. Der Graf warf einen Blick auf seine Umgebung; er bemerkte Frau Danglars an einem Ende des Salons, Herrn Danglars am andern und Fräulein Eugenie vor sich. Er näherte sich zuerst der Baronin, die mit Frau von Villefort sprach; letztere war allein erschienen, da Valentine noch immer leidend war. Dann ging er durch die sich vor ihm öffnende Gasse von der Baronin zu Eugenie, der er in einigen wenigen und zurückhaltenden Worten seinen Glückwunsch aussprach, so daß die stolze Künstlerin – sie bildete sich ein, eine große Musikerin zu sein – davon betroffen wurde. Neben ihr stand Fräulein Louise d'Armilly, ihre Gesellschafterin, die dem Grafen für die Empfehlungsbriefe dankte, die er ihr liebenswürdigerweise für Italien gegeben hatte und von denen sie, wie sie sagte, sofort Gebrauch machen würde. Als er die Damen verließ, wandte er sich um und befand sich neben Danglars, der herangekommen war, um ihm die Hand zu geben. Nachdem er diese drei gesellschaftlichen Pflichten erfüllt hatte, sah er sich im Saale um. Andrea, der in einem anstoßenden Salon war, bemerkte das Aufsehen, das Monte Christo in der Gesellschaft gemacht hatte, und eilte herbei, um ihn zu begrüßen.

In diesem Augenblick traten die Notare ein und legten ihre Mappen auf die goldgestickte Samtdecke des für die Unterzeichnung hergerichteten Tisches. Einer der Notare setzte sich, der andere blieb stehen; man schritt zur Verlesung des Kontrakts, den das bei dieser Feierlichkeit anwesende halbe Paris unterzeichnen sollte. Die Damen nahmen im Halbkreis Platz, während die Herren ihre Bemerkungen über die fieberhafte Aufgeregtheit Andreas, den Ernst Danglars', die Gleichgültigkeit Eugenies und die leichte Weise, mit der die Baronin diese wichtige Angelegenheit behandelte, austauschten. Dann wurde der Kontrakt unter tiefer Stille verlesen. Aber sobald die Verlesung vorüber war, begann das Gespräch in den Salons mit verdoppelter Stärke. Diese großen Summen, diese Millionen, die die Zukunft der beiden jungen Leute überglänzten, zusammen mit

der Aussteuer und dem Schmuck der jungen Frau, die in einem ausschließlich für diesen Zweck bestimmten Zimmer ausgestellt waren, machten Eindruck auf die neidische Versammlung.

Andrea, dem seine Freunde die Hand schüttelten und Glück wünschten, begann an die Wirklichkeit des Traumes zu glauben. Er war nahe daran, den Kopf zu verlieren. Der Notar nahm feierlich die Feder, hob sie empor und sagte: »Meine Herren, nun zur Unterzeichnung des Kontrakts.«

Der Baron nahm die Feder und unterzeichnete, dann der Bevollmächtigte des alten Cavalcanti.

Die Baronin trat am Arme der Frau von Villefort an den Tisch.

»Meine Liebe«, sagte sie, während sie die Feder nahm, »es ist zu schade. Ein unerwarteter Zwischenfall in dieser Raubmordgeschichte, dessen Opfer beinahe der Herr Graf von Monte Christo geworden wäre, hindert Herrn von Villefort daran, hier anwesend zu sein.«

»Wahrhaftig?« bemerkte Danglars in demselben Ton, in dem er gesagt hätte: »Meiner Treu, das ist mir höchst gleichgültig!«

»Ich fürchte die unfreiwillige Ursache dieser Abwesenheit zu sein«, sagte Monte Christo näher tretend.

»Wie! Sie, Herr Graf?« fragte Frau Danglars, während sie unterzeichnete. »Wenn dem so ist, nehmen Sie sich in acht, ich werde es Ihnen nie verzeihen.«

Andrea spitzte die Ohren.

»Mich würde indessen keine Schuld treffen«, sagte der Graf, »und es liegt mir daran, das zu beweisen.«

Man hörte begierig zu: Monte Christo, der so selten den Mund öffnete, wollte sprechen.

»Sie erinnern sich«, sagte der Graf, während um ihn herum das tiefste Stillschweigen herrschte, »daß jener Unglückliche, der mich bestehlen wollte und beim Verlassen meines Hauses, wie man glaubt, von seinem Spießgesellen ermordet wurde, in meiner Wohnung gestorben ist?«

»Ja«, sagte Danglars.

»Nun, um ihm zu helfen, hatte man ihn entkleidet und seine

Kleider in einen Winkel geworfen, wo das Gericht sie an sich genommen hat. Das Gericht nahm aber nur den Rock und die Beinkleider und vergaß die Weste.«

Andrea erbleichte sichtlich und bewegte sich langsam nach der Tür zu.

»Nun wohl, diese Weste hat man heute, ganz mit Blut bedeckt und an der Stelle des Herzens durchstochen, aufgefunden«, sagte Monte Christo.

Die Damen stießen einen Schrei aus, und einige bereiteten sich vor, in Ohnmacht zu fallen.

»Man hat sie zu mir gebracht. Niemand konnte erraten, woher dieser Lumpen komme; ich allein dachte daran, daß es wahrscheinlich die Weste des Opfers sei. Mein Kammerdiener, der mit Ekel und Vorsicht diese Reliquie durchsuchte, fühlte plötzlich ein Papier in der Tasche und zog es heraus; es war ein Brief – wissen Sie, an wen adressiert? An Sie, Baron.«

»An mich?« rief Danglars.

»Ja, an Sie; es gelang mir, unter den Blutflecken Ihren Namen zu entziffern«, antwortete Monte Christo mitten unter der allgemeinen Überraschung.

»Aber inwiefern behindert das Herrn von Villefort?« fragte Frau Danglars, indem sie ihren Mann voll Unruhe ansah.

»Ganz einfach, gnädige Frau«, antwortete Monte Christo, »diese Weste und dieser Brief waren, was man Überführungsbeweise nennt, und ich habe sie an den Staatsanwalt geschickt. Sie begreifen, lieber Baron, der gesetzliche Weg ist in Kriminalsachen der sicherste; es war vielleicht irgendein Anschlag gegen Sie.«

Andrea sah Monte Christo forschend an und verschwand im zweiten Salon.

»Wohl möglich«, entgegnete Danglars. »War dieser Ermordete nicht ein früherer Galeerensträfling?«

»Ja«, antwortete der Graf, »ein früherer Galeerensträfling namens Caderousse.«

Danglars erblaßte leicht; Andrea verließ den zweiten Salon und gewann das Vorzimmer.

»Aber untereichnen Sie doch«, sagte Monte Christo. »Ich bemerke, daß meine Erzählung alle Welt in Erregung versetzt hat, und bitte Sie, Frau Baronin, und das gnädige Fräulein untertänigst um Verzeihung.«

Die Baronin, die unterzeichnet hatte, gab dem Notar die Feder zurück.

»Herr Prinz von Cavalcanti«, sagte der Notar, »wo sind Sie?«

»Andrea! Andrea!« wiederholten mehrere junge Leute, die mit dem edlen Italiener schon so vertraut geworden waren, daß sie ihn bei seinem Vornamen nannten.

»Rufen Sie doch den Prinzen, sagen Sie ihm, daß die Reihe zu unterzeichnen an ihm ist!« rief Danglars einem Lakaien zu. Aber in demselben Augenblick strömte die Menge der Gäste erschrocken in den großen Salon, als ob irgendein Ungeheuer ins Zimmer getreten wäre.

Es gab in der Tat Grund zu erschrecken. Ein Gendarmerieoffizier stellte zwei Gendarmen an die Tür jedes Salons und trat hinter einem mit der Schärpe bekleideten Polizeikommissar auf Danglars zu.

Frau Danglars stieß einen Schrei aus und wurde ohnmächtig. Danglars, der sich in Gefahr glaubte, bot den Augen seiner Gäste ein von Furcht entstelltes Gesicht.

»Was gibt es denn, mein Herr?« fragte Monte Christo, dem Kommissar entgegengehend.

»Welcher von Ihnen, meine Herren«, fragte der Beamte, ohne dem Grafen zu antworten, »nennt sich Andrea Cavalcanti?«

Ein Schrei der Bestürzung ertönte. Man suchte, man fragte.

»Aber wer ist denn dieser Andrea Cavalcanti?« fragte Danglars fassungslos.

»Ein früherer Galeerensträfling, der aus dem Bagno von Toulon entwichen ist.«

»Und welches Verbrechen hat er begangen?«

»Er wird angeklagt, einen gewissen Caderousse, seinen früheren Kettengenossen, in dem Augenblick ermordet zu haben, als derselbe das Haus des Grafen von Monte Christo verließ«, antwortete der Kommissar mit seiner gelassenen Stimme.

Monte Christo warf einen schnellen Blick um sich. Andrea war verschwunden.

An demselben Abend verließ Eugenie mit ihrer Gesellschafterin heimlich das Haus ihres Vaters.

Das Gesetz

Am folgenden Morgen um neun Uhr stand Frau Danglars auf und kleidete sich ohne die Hilfe ihrer Kammerjungfer an. Darauf verließ sie das Haus, ging bis zur nächsten Straße, nahm dort eine Droschke und ließ sich nach dem Hause des Herrn von Villefort fahren.

Seit einem Monat bot dieses Haus den Anblick eines Lazaretts; ein Teil der Zimmer war von innen und außen verschlossen; die Läden öffneten sich nur einen Augenblick, um frische Luft einzulassen. Frau Danglars wurde beim Anblick dieses düstern Hauses von einem Schauer ergriffen; sie stieg aus dem Wagen, näherte sich mit zitternden Beinen der geschlossenen Tür und klingelte. Beim dritten Klingeln erschien der Hausmeister und öffnete die Tür ein wenig. Er sah eine elegante Dame, und doch wurde die Tür nicht geöffnet.

»Aber so öffnen Sie doch!« sagte die Baronin.

»Zuerst, Madame, sagen Sie, wer sind Sie?« fragte der Hausmeister.

»Wer ich bin? Sie kennen mich doch?«

»Wir kennen niemand mehr, Madame.«

»Sie sind verrückt!« rief die Baronin.

»Von wem kommen Sie?«

»Oh, das ist zu stark!«

»Madame, ich habe den Befehl, entschuldigen Sie mich. Ihr Name?«

»Frau Baronin Danglars. Sie haben mich schon zwanzigmal gesehen.«

»Das ist möglich, Madame; jetzt, was wollen Sie?«

»Ich werde mich bei Herrn Villefort über die Frechheit seiner Leute beklagen.«

»Madame, es ist nur Vorsicht; niemand tritt hier ein, mit Ausnahme der Leute, die von Herrn d'Avrigny geschickt sind oder die den Herrn Staatsanwalt sprechen wollen.«

»Ich muß den Staatsanwalt sprechen.«

»Dringend?«

»Das sehen Sie wohl, da ich noch nicht wieder zu meinem Wagen zurückgekehrt bin. Aber machen wir ein Ende, hier ist meine Karte, bringen Sie sie Ihrem Herrn.«

»Wollen Sie warten, bis ich zurückkomme?«

»Ja, gehen Sie.«

Der Hausmeister schloß die Tür und ließ Frau Danglars draußen stehen. Sie brauchte allerdings nicht lange zu warten; einen Augenblick später öffnete sich die Tür genügend weit, daß sie eintreten konnte. Hinter ihr wurde die Tür wieder geschlossen.

Im Hofe angekommen, zog der Hausmeister, der die Tür nicht aus den Augen ließ, eine Pfeife aus der Tasche und pfiff. Der Kammerdiener des Herrn von Villefort erschien auf der Freitreppe.

»Gnädige Frau werden diesen guten Mann entschuldigen«, sagte er zu der Baronin, »aber er hat strenge Weisungen, und Herr von Villefort hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß er nicht anders handeln konnte.«

Im Hofe stand ein Händler, der mit denselben Vorsichtsmaßregeln eingelassen worden war. Seine Waren wurden untersucht.

Die Baronin ging die Freitreppe hinauf, sie fühlte die Traurigkeit im ganzen Hause tief auf sich wirken; immer von dem Kammerdiener begleitet, betrat sie das Arbeitszimmer des Staatsanwalts.

Sosehr auch Frau Danglars mit der Angelegenheit beschäftigt war, die sie zu dem Staatsanwalt führte, so schien ihr doch dieser Empfang durch die Dienerschaft so unwürdig, daß sie sich beklagte. Aber Villefort hob den Kopf und sah sie mit

einem so traurigen Lächeln an, daß die Klagen auf ihren Lippen erstarben.

»Entschuldigen Sie meine Diener wegen einer Angst, die ich ihnen nicht übelnehmen kann; selbst beargwöhnt, sind sie argwöhnisch geworden.«

Frau Danglars hatte oft von dieser Angst im Hause Villefort sprechen hören; aber sie hätte nie glauben können, daß dieses Gefühl so weit getrieben werden konnte, wenn sie es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte.

»Auch Sie sind also unglücklich?« fragte sie.

»Ja, gnädige Frau«, antwortete der Staatsanwalt.

»Dann beklagen Sie mich also?«

»Aufrichtig, gnädige Frau.«

»Und Sie verstehen, was mich herführt?«

»Sie kommen, um mit mir von dem zu sprechen, was Ihnen zugestoßen ist, nicht wahr?«

»Ja, ein schreckliches Unglück!«

»Das heißt eine Unannehmlichkeit.«

»Eine Unannehmlichkeit!« rief die Baronin.

»Gnädige Frau«, antwortete der Staatsanwalt mit seiner unerschütterlichen Ruhe, »ich bin dahin gekommen, nur das, was nicht wiedergutzumachen ist, Unglück zu nennen.«

»Glauben Sie, daß man je vergessen wird? …«

»Alles vergißt sich«, sagte Villefort; »die Heirat Ihrer Tochter wird morgen stattfinden, wenn nicht heute, und wenn nicht morgen, so in acht Tagen. Und was den Zukünftigen des Fräuleins Eugenie betrifft, so glaube ich nicht, daß Sie ihn bedauern!«

Frau Danglars sah Villefort bestürzt über diese fast spöttische Ruhe an.

»Bin ich zu einem Freund gekommen?« fragte sie in einem Ton voll schmerzlicher Würde.

»Sie wissen das ja, gnädige Frau«, antwortete Villefort, über dessen Gesicht bei diesen Worten eine leichte Röte flog.

»Nun denn«, sagte die Baronin, »so bezeigen Sie mir ein wenig Teilnahme; sprechen Sie mit mir nur als Freund und nicht

als Beamter, und wenn ich tief unglücklich bin, so sagen Sie nicht, ich solle heiter sein.«

Villefort verbeugte sich. »Wenn ich von Unglück sprechen höre«, sagte er, »so habe ich seit einem Vierteljahr die leidige Gewohnheit angenommen, an das meinige zu denken und Vergleiche anzustellen; deshalb erscheint mir neben meinem Unglück das Ihrige wie eine Unannehmlichkeit und Ihre Lage, mit meiner verglichen, beneidenswert. Aber das ist Ihnen unangenehm, lassen wir es. Sie sagten, gnädige Frau?«

»Ich komme, um von Ihnen zu hören, wie es mit dem Fall dieses Betrügers steht.«

»Betrüger!« wiederholte Villefort. »Gnädige Frau, Sie haben sich entschieden vorgenommen, gewisse Dinge milder aufzufassen und andre zu übertreiben. Herr Andrea Cavalcanti oder vielmehr Herr Benedetto ein Betrüger! Sie irren sich, Herr Benedetto ist einfach ein Mörder!«

»Ich bestreite nicht, daß Sie recht haben, aber je strenger Sie gegen diesen Unglücklichen vorgehen, desto schlimmer treffen Sie unsre Familie. Folgen Sie mir, vergessen Sie ihn für einen Augenblick; statt ihn zu verfolgen, lassen Sie ihn fliehen.«

»Sie kommen zu spät, die Befehle sind schon gegeben.«

»Nun, wenn man ihn ergreift … Glauben Sie, daß man ihn ergreifen wird?«

»Ich hoffe es.«

»Wenn man ihn ergreift – nun, so lassen Sie ihn im Gefängnis; es sollen ja so viele Untersuchungsgefangene da sein, daß die Gerichte überlastet sind.«

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf.

»Wenigstens so lange, bis meine Tochter verheiratet ist«, fügte die Baronin hinzu.

»Unmöglich, gnädige Frau; die Gerechtigkeit hat ihre Vorschriften, nach denen sie verfahren muß.«

»Selbst für mich?« fragte die Baronin halb lächelnd, halb im Ernst.

»Für alle«, antwortete Villefort; »und für mich ebensogut wie für die andern.«

»So!« äußerte die Baronin, ohne durch ein weiteres Wort ihren Gedanken Ausdruck zu geben.

»Ja, ich weiß, was Sie sagen wollen«, fuhr Villefort in seiner Rede fort; »Sie spielen auf die schrecklichen Gerüchte an, daß alle diese Todesfälle, die seit drei Monaten mein Haus heimgesucht haben, und ebenso die Krankheit Valentines, die wie durch ein Wunder dem Tode entgangen ist, nicht natürlich seien.«

»Daran dachte ich nicht«, entgegnete Frau Danglars lebhaft.

»Doch, Sie dachten daran, und das war gerechtfertigt, denn Sie konnten nicht anders, als daran denken, und sie sagten sich: Du, der du das Verbrechen verfolgst, antworte, warum geschehen um dich her Verbrechen, die unbestraft bleiben?«

Die Baronin erbleichte.

»Das sagten Sie, nicht wahr, gnädige Frau?«

»Nun, ich gebe es zu.«

»Ich will Ihnen antworten.« Villefort rückte seinen Stuhl neben Frau Danglars, stützte beide Hände auf seinen Schreibtisch und sagte in dumpferem Ton, als seine Stimme gewöhnlich hatte: »Es gibt Verbrechen, die unbestraft bleiben, weil man die Verbrecher nicht kennt und ein unschuldiges Haupt zu treffen fürchtet; wenn aber diese Verbrecher bekannt sein werden«, fuhr er fort, indem er die Hand gegen ein Kruzifix ausstreckte, das auf seinem Schreibtisch stand, »bei dem lebendigen Gott, so werden sie sterben! Nach diesem Eid, den ich halten werde, wagen Sie mich jetzt um Gnade für diesen Elenden zu bitten!«

»Sind Sie ganz sicher, daß er so schuldig ist, wie man sagt?« entgegnete Frau Danglars.

»Hier sind seine Akten: Benedetto, zuerst mit sechzehn Jahren wegen Fälschung zu einer Galeerenstrafe von fünf Jahren verurteilt; der junge Mann war vielversprechend, wie Sie sehen; dann entwichen, dann Mörder.«

»Und wer ist dieser Unglückliche?«

»Weiß man das! Ein Vagabund, ein Korse.«

»Es haben sich keine Verwandten von ihm gemeldet?«

»Niemand; man kennt seine Eltern nicht.«

»Aber der Mann, der von Lucca gekommen war?«

»Ein Gauner gleich ihm, vielleicht sein Komplice.«

Die Baronin faltete die Hände.

»Villefort!« sagte sie mit sanftem und einschmeichelndem Ton.

»Um Gottes willen, gnädige Frau«, antwortete der Staatsanwalt mit einer Festigkeit, die nicht frei von Schroffheit war, »verlangen Sie von mir niemals Gnade für einen Schuldigen. Wer bin ich? Das Gesetz. Hat das Gesetz Augen, um Ihre Traurigkeit zu sehen? Hat das Gesetz Ohren, um Ihre sanfte Stimme zu hören? Nein, gnädige Frau, das Gesetz befiehlt, und wenn es befohlen hat, so schlägt es zu. Sie werden sagen, ich sei ein lebendes Wesen und kein Gesetz, ein Mensch und kein Buch. Sehen Sie mich an, haben mich die Menschen als Bruder behandelt, haben sie mich geliebt, haben sie mich geschont? Hat jemand um Gnade für Herrn von Villefort gebeten, und hat jemand Gnade für ihn gewährt? Nein, nein, nein, getroffen, immer getroffen! Sie lassen nicht nach, Weib, das Sie sind, in mich zu dringen mit diesem reizenden, ausdrucksvollen Auge, das mich immer daran erinnert, daß ich erröten muß. Nun wohl, sei's, ich erröte über das, was Sie wissen, und vielleicht, vielleicht noch über andres.

Aber seitdem ich selbst gefehlt habe, und das vielleicht mehr als die andern, seit der Zeit habe ich die Hüllen der andern durchsucht, um das Geschwür zu finden, und ich habe es immer gefunden, ich habe es mit Glück, mit Freude gefunden, dieses Siegel der menschlichen Schwäche oder Verderbtheit. Denn jeder, den ich für schuldig erkannte, und jeder Schuldige, den ich traf, schien mir ein lebender, ein neuer Beweis, daß ich keine entsetzliche Ausnahme sei. Die ganze Welt ist schlecht, wir wollen es beweisen und den Schlechten treffen.«

Villefort sprach diese letzten Worte mit einem fieberhaften Zorn, der seiner Sprache eine wilde Beredsamkeit gab.

Frau Danglars machte einen letzten Versuch. »Sie sagen aber, daß dieser junge Mann ein Vagabund, eine Waise, ein Mensch ist, der von allen verlassen ist.«

»Um so schlimmer oder vielmehr um so besser; die Vorse-

hung hat das so gemacht, damit niemand über ihn zu weinen braucht.«

»Das heißt grausam gegen den Schwachen sein.«

»Den Schwachen, welcher mordet!«

»Seine Schande würde auf mein Haus zurückfallen.«

»Habe ich nicht den Tod in dem meinigen?«

»Oh«, rief die Baronin, »Sie sind ohne Mitleid für andre. Wohlan denn, ich sage Ihnen, man wird ohne Mitleid für Sie sein!«

»Sei es!« sagte Villefort, indem er drohend den Arm zum Himmel erhob.

»Verschieben Sie wenigstens den Fall dieses Unglücklichen, wenn er ergriffen wird, bis zu der nächsten Verhandlungsperiode; damit gewinnen wir ein halbes Jahr, in dem man vergessen kann.«

»Nein«, sagte Villefort; »ich habe noch fünf Tage; die Untersuchung ist fertig, fünf Tage sind mehr, als ich brauche; zudem verstehen Sie nicht, daß auch ich vergessen muß? Nun wohl, wenn ich arbeite, und ich arbeite Tag und Nacht, gibt es Augenblicke, wo ich mich nicht mehr erinnere, und wenn ich mich nicht mehr erinnere, bin ich glücklich nach Art der Toten, aber das ist immer noch besser, als zu leiden.«

»Herr von Villefort, er ist geflohen, lassen Sie ihn entkommen! Es ist leicht, gut zu sein, indem man einfach nichts tut.«

»Aber ich habe Ihnen gesagt, daß es zu spät ist; der Telegraph hat gespielt, und um diese Stunde …«

»Gnädiger Herr«, sagte der Kammerdiener, der in diesem Augenblick eintrat, »ein Dragoner hat diese Depesche aus dem Ministerium des Innern gebracht.«

Villefort ergriff das Papier und riß es rasch auf; Frau Danglars bebte vor Schrecken, Villefort vor Freude.

»Verhaftet!« rief Villefort. »Man hat ihn in Compiègne verhaftet; wir sind am Ziel.«

Frau Danglars erhob sich kalt und bleich.

»Adieu, mein Herr«, sagte sie.

»Adieu, gnädige Frau«, antwortete der Staatsanwalt fast freudig, indem er sie bis zur Tür geleitete.

Als sein Besuch fort war, setzte er sich wieder an den Schreibtisch.

»So«, sagte er, indem er mit dem Rücken der rechten Hand auf den Brief schlug, »ich hatte eine Fälschung, drei Diebstähle, drei Brandstiftungen, es fehlte nur noch ein Mord. Da ist er; die Sitzungsperiode wird schön sein.«

Die Erscheinung

Valentine war noch nicht wiederhergestellt. Erschöpft und kraftlos hütete sie das Bett und hörte teilnahmslos aus dem Munde ihrer Stiefmutter von der Flucht Eugenies und der Verhaftung Andrea Cavalcantis. Wäre sie gesund gewesen, so hätten sie die Ereignisse aufs tiefste betroffen, aber jetzt waren es nur einige unklare Vorstellungen mehr, die durch ihr krankes Gehirn zogen, und bald verschwand alles wieder, und es blieb nur das Gefühl ihres eigenen Zustandes.

Während des Tags wurde Valentine noch durch die Anwesenheit Noirtiers in der Wirklichkeit erhalten; der Greis ließ sich zu seiner Enkelin tragen und blieb bei ihr, sie mit väterlichem Auge betrachtend. Wenn Villefort dann aus dem Justizpalaste kam, brachte er eine oder zwei Stunden mit seinem Vater und seinem Kinde zu.

Um sechs Uhr zog sich Villefort in sein Arbeitszimmer zurück; um acht Uhr kam d'Avrigny, der selbst die Arznei für die Nacht mitbrachte; dann wurde Noirtier in seine Gemächer getragen. Dann kam eine Pflegerin, die der Doktor selbst ausgesucht hatte, und diese zog sich erst zurück, wenn Valentine gegen zehn oder elf Uhr eingeschlafen war.

Wenn die Pflegerin hinunterging, übergab sie den Schlüssel zu dem Zimmer Valentines Herrn von Villefort selbst, so daß man nur noch durch die Zimmer der Frau von Villefort und das Zimmer des kleinen Eduard zu der Kranken gelangen konnte.

Jeden Morgen kam Morrel zu Noirtier und erkundigte sich

nach Valentine; aber Morrel erschien mit jedem Tage weniger unruhig. Einmal ging es Valentine, obgleich sie sich im Zustand einer heftigen nervösen Erregung befand, mit jedem Tage besser, und dann hatte ihm ja Monte Christo gesagt, daß, wenn Valentine in zwei Stunden nicht tot wäre, sie gerettet wäre. Jetzt waren vier Tage verflossen, und Valentine lebte noch.

Die nervöse Erregung verfolgte Valentine bis in ihren Schlummer oder vielmehr in den Zustand des Halbschlafs, der ihrem Wachen folgte. In der Stille der Nacht und in dem schwachen Licht, das die auf dem Kamin stehende Nachtlampe unter ihrer Alabasterglocke verbreitete, sah sie undeutliche Schatten vorüberhuschen, wie sie das Zimmer der Kranken bevölkern.

Es war ihr dann, als ob sie bald ihre Stiefmutter sähe, die sie bedrohte, bald Morrel, der ihr die Arme entgegenstreckte. Manchmal sah sie Personen, die ihrem gewohnten Leben fast Fremde waren, wie den Grafen von Monte Christo; selbst die Möbel schienen sich in diesen Augenblicken des Fiebers zu bewegen, und das dauerte so bis gegen zwei oder drei Uhr morgens, da sie bis zum Tage in einen bleiernen Schlaf verfiel.

An dem Abend des Tages, an dem Valentine die Flucht Eugenies und die Verhaftung Benedettos erfahren hatte, nachdem die Pflegerin die von dem Doktor bereitete Arznei in den Bereich der Kranken gestellt und sich in die Gesinderäume zurückgezogen hatte, ging in dem so sorgfältig verschlossenen Krankenzimmer ein merkwürdiges Ereignis vor.

Die Pflegerin war seit ungefähr zehn Minuten fort. Valentine war seit einer Stunde die Beute des Fiebers, das jede Nacht wiederkehrte. Unablässig arbeitete ihr Gehirn und stellte ihr immer von neuem dieselben Bilder vor Augen. Plötzlich glaubte sie in dem zitternden Schein der Nachtlampe ihren Bücherschrank, der neben dem Kamin in einer Vertiefung der Wand stand, sich langsam drehen zu sehen. Sie vernahm nicht das geringste Geräusch.

Zu einer andern Zeit hätte Valentine nach dem seidenen Glockenzug gegriffen und um Hilfe gerufen, aber in der Lage, in der sie sich befand, wunderte sie nichts mehr. Sie hatte das

Bewußtsein, daß alle diese Visionen Ausgeburten ihres Fiebers seien, und diese Überzeugung war ihr dadurch gekommen, daß morgens keine Spur von all den nächtlichen Phantomen zurückgeblieben war.

An der Stelle, wo der Bücherschrank gestanden hatte, wurde eine Öffnung sichtbar, und in dieser Öffnung erschien eine menschliche Gestalt.

Valentine war, dank ihrem Fieber, zu vertraut mit dieser Art Erscheinungen, als daß sie erschrocken wäre; sie öffnete nur die Augen weit, da sie hoffte, Morrel zu erkennen.

Die Gestalt kam dem Bett näher, blieb dann stehen und schien aufmerksam zu lauschen. In diesem Augenblick spielte ein Reflex der Nachtlampe auf dem Gesicht des nächtlichen Gastes.

»Er ist es nicht«, murmelte Valentine.

Und sie erwartete, überzeugt, daß sie träume, daß dieser Mann, wie es in den Träumen vorkommt, verschwinde oder sich in irgendeine andere Person verwandle.

Nun fühlte sie ihren Puls, der heftig klopfte. Sie erinnerte sich, daß sie diese lästigen Visionen am besten verschwinden machen könne, wenn sie tränke. Der Arzt hatte ihr zum Zwecke der Beruhigung das erfrischende Getränk bereitet, und wenn sie getrunken hatte, litt sie für einen Augenblick weniger.

Sie streckte also die Hand nach dem Glase aus; aber während sie ihren zitternden Arm aus dem Bett streckte, machte die Erscheinung noch rasch zwei Schritte nach dem Bett zu und kam so nahe, daß sie ihren Atem hörte und den Druck ihrer Hand zu fühlen glaubte.

Diesmal übertraf die Illusion oder vielmehr die Wirklichkeit alles, was Valentine bisher erfahren hatte; sie begann sich für wach zu halten; sie hatte das Bewußtsein, daß sie bei klaren Sinnen war, und zitterte.

Der Druck, den Valentine gespürt hatte, hatte zum Zweck, ihren Arm festzuhalten; sie zog den Arm langsam wieder zurück.

Die Gestalt, von der ihr Blick sich nicht wieder losmachen konnte und die übrigens mehr schützend als drohend erschien, nahm dann das Glas, näherte sich der Nachtlampe und besah

das Getränk, als ob sie die Durchsichtigkeit und Klarheit des Inhalts hätte prüfen wollen. Aber diese Untersuchung genügte noch nicht. Dieser Mann oder vielmehr dieses Phantom, denn es ging so leise, daß der Teppich das Geräusch der Schritte erstickte, dieser Mann nahm einen Löffel voll von dem Getränk aus dem Glase und kostete es. Valentine sah dem, was vor ihren Augen vorging, in einem Zustand regungsloser Betäubung zu.

Sie glaubte, daß alles sofort verschwinden werde, um einem andern Bild Platz zu machen; aber der Mann, statt zu verschwinden, näherte sich ihr wieder, hielt ihr das Glas hin und sagte mit bewegter Stimme:

»Jetzt trinken Sie!«

Valentine zitterte. Es war das erstemal, daß eine ihrer Visionen mit diesem lebhaften Klang zu ihr sprach. Sie öffnete den Mund, um einen Schrei auszustoßen. Der Mann hielt einen Finger an seine Lippen.

»Herr Graf von Monte Christo!« murmelte sie.

»Rufen Sie nicht, erschrecken Sie nicht«, sagte der Graf, »hegen Sie nicht den leisesten Argwohn oder die geringste Unruhe; der Mann, den sie vor sich sehen, hat für Sie die Gefühle des zärtlichsten Vaters und respektvollsten Freundes.«

Valentine fand keine Antwort; sie hatte eine so große Furcht vor dieser Stimme, die ihr die wirkliche Anwesenheit des Sprechenden offenbarte, daß sie sich scheute, ihre Stimme zu der Stimme des Grafen zu gesellen; aber ihr erschrockener Blick besagte: Wenn Ihre Absichten rein sind, warum sind Sie hier?

Der Graf begriff, was im Herzen des jungen Mädchens vorging. »Hören Sie mich an«, sagte er, »oder vielmehr sehen Sie mich an; sehen Sie, wie meine Augen gerötet sind und mein Gesicht noch bleicher ist als sonst; das kommt daher, weil ich seit vier Nächten kein Auge geschlossen habe; seit vier Nächten wache ich über Sie und beschütze Sie, um Sie unserm Freunde Maximilian zu erhalten.«

Eine Blutwelle stieg in das Gesicht der Kranken. Der Name, den der Graf ausgesprochen hatte, nahm ihr den Rest des Mißtrauens.

»Maximilian …!« wiederholte Valentine, der es süß war, diesen Namen auszusprechen. »Maximilian! Er hat Ihnen also alles erzählt?«

»Alles. Er hat mir gesagt, daß Ihr Leben das seinige sei, und ich habe ihm versprochen, daß Sie leben sollten.«

»Sie haben ihm versprochen, daß ich leben sollte?«

»Ja.«

»Sie haben soeben von Wachen und Beschützen gesprochen, Herr Graf, sind Sie denn Arzt?«

»Ja, und der beste, den der Himmel Ihnen in diesem Augenblick senden konnte, glauben Sie mir.«

»Sie sagen, Sie haben gewacht?« fragte Valentine unruhig; »wo denn? Ich habe Sie nicht gesehen.«

Der Graf zeigte nach der Wandöffnung.

»Ich war hinter dieser Tür verborgen; sie geht nach dem Nachbarhause, das ich gemietet habe.«

Valentine wandte mit einer Bewegung schamhaften Stolzes die Augen ab und sagte:

»Mein Herr, was Sie da getan haben, ist beispielloser Wahnwitz, und der Schutz, den Sie mir gewährt haben, gleicht sehr einer Beleidigung.«

»Valentine«, antwortete er, »ich habe während dieses langen Wachens weiter nichts gesehen, als welche Leute zu Ihnen kamen, welche Nahrung man Ihnen bereitete, welche Getränke man Ihnen hinstellte, und wenn diese Getränke mir gefährlich erschienen, bin ich eingetreten wie jetzt, habe Ihr Glas ausgegossen und das Gift durch ein wohltuendes Getränk ersetzt, das statt des Todes, der Ihnen bereitet war, das Leben in Ihren Adern kreisen ließ.«

»Gift! Tod!« rief Valentine, die sich von neuem unter der Herrschaft einer fieberhaften Halluzination wähnte. »Was sagen Sie da, Herr Graf?«

»Still, mein Kind«, sagte Monte Christo, indem er wieder den Finger an die Lippen legte; »ich habe gesagt Gift, ich habe gesagt Tod und wiederhole es, aber trinken Sie zuerst dieses.« Er zog ein Fläschchen aus der Tasche, das eine rote Flüssigkeit

enthielt, von der er einige Tropfen in das Glas goß. »Und wenn Sie getrunken haben, so nehmen Sie diese Nacht nichts mehr.«

Valentine streckte die Hand aus, aber kaum hatte sie das Glas berührt, so zog sie sie voll Schrecken zurück. Monte Christo nahm das Glas, trank die Hälfte und reichte es Valentine, die nun lächelnd den Rest des Inhalts austrank.

»O ja«, sagte sie, »ich erkenne den Geschmack meiner nächtlichen Getränke, des Wassers, das meiner Brust etwas Erquikkung, meinem Kopf etwas Ruhe gab. Ich danke Ihnen.«

»So haben Sie vier Nächte zugebracht, Valentine«, sagte der Graf. »Aber ich, wie lebte ich? O die grausamen Stunden, die ich zugebracht habe, die schrecklichen Qualen, die ich erduldet habe, wenn ich das tödliche Gift in Ihr Glas gießen sah und zitterte, daß Sie es trinken möchten, ehe ich Zeit gehabt hätte, es in den Kamin zu schütten!«

»Sie sagen«, entgegnete Valentine in höchstem Schrecken, »daß Sie tausend Qualen erlitten haben, als Sie das tödliche Gift in mein Glas gießen sahen? Aber wenn Sie das gesehen haben, so haben Sie auch die Person sehen müssen, die es eingoß.«

»Ja.«

Valentine richtete sich auf, indem sie den gestickten Batist über ihre bleiche Brust zog, und wiederholte:

»Sie haben sie gesehen?«

»Ja«, sagte der Graf zum zweiten Mal.

»Was Sie mir sagen, ist entsetzlich; was Sie mich da glauben machen wollen, ist fürchterlich. Wie, im Hause meines Vaters, in meinem Zimmer, auf meinem Schmerzenslager fährt man fort, mich zu morden? O gehen Sie, Sie versuchen mein Gewissen, Sie lästern die Güte Gottes! Es ist unmöglich, unmöglich.«

»Sind Sie denn die erste, die von dieser Hand getroffen wird, Valentine? Haben Sie nicht Herrn von Saint-Méran, Frau von Saint-Méran, Barrois fallen sehen? Und so wäre auch Herr Noirtier ums Leben gekommen, wenn die Behandlung, die er seit drei Jahren befolgt, ihn nicht durch die Gewöhnung an Gift gegen das Gift geschützt hätte.«

»O mein Gott«, sagte Valentine, »deshalb verlangt Großpapa

seit mehr als einem Monat, daß ich von allen seinen Medizinen einnehme!«

»Und diese Medizinen haben einen bitteren Geschmack wie halb getrocknete Orangenschalen, nicht wahr?« fragte Monte Christo.

»Ja, mein Gott, ja.«

»Oh, das erklärt mir alles«, entgegnete Monte Christo; »auch er weiß, daß man hier vergiftet, und vielleicht auch, wer vergiftet. Er hat sie, sein geliebtes Kind, gegen den todbringenden Stoff gefeit gemacht; deshalb leben Sie noch, was ich mir nicht erklären konnte, nachdem Sie vor vier Tagen mit einem Gifte vergiftet worden sind, das für gewöhnlich todbringend ist.«

»Aber wer ist denn der Mörder?«

»Ich frage Sie: Haben Sie des Nachts niemals jemand in Ihr Zimmer kommen sehen?«

»Doch. Oft habe ich es wie Schatten sich nähern, sich entfernen und verschwinden sehen; aber ich hielt diese Schatten für Visionen, und auch als Sie eben eintraten, habe ich lange geglaubt, daß ich fiebere oder träume.«

»Also kennen Sie die Person nicht, die Ihnen ans Leben will?«

»Nein«, antwortete Valentine, »warum sollte jemand meinen Tod wünschen?«

»Dann werden Sie sie kennenlernen«, sagte Monte Christo, indem er lauschte.

»Wie das?« fragte Valentine, die sich voll Entsetzen im Zimmer umsah.

»Weil Sie heute abend kein Fieber mehr haben, weil Sie wach sind, weil es jetzt Mitternacht schlägt und das die Stunde der Mörder ist.«

»Mein Gott, mein Gott!« sagte Valentine, indem sie sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn wischte.

In der Tat schlug die Uhr langsam und traurig zwölf, jeder Schlag des Hammers schien das Herz des jungen Mädchens zu treffen.

»Valentine«, fuhr der Graf fort, »nehmen Sie Ihre ganze Kraft zusammen, atmen Sie ruhig, tun Sie, als ob Sie schliefen, und Sie werden sehen.«

Valentine ergriff die Hand des Grafen.

»Mir ist, als ob ich Geräusch hörte«, sagte sie; »ziehen Sie sich zurück.«

»Adieu, oder vielmehr auf Wiedersehen!« antwortete der Graf. Dann ging er mit so traurigem und väterlichem Lächeln, daß das Herz des Mädchens von Dankbarkeit erfüllt wurde, auf den Zehen nach der Türöffnung in der Wand; ehe er sie aber wieder schloß, wandte er sich noch einmal um. »Keine Bewegung, kein Wort«, sagte er, »daß man Sie für eingeschlafen hält, sonst könnte man Sie vielleicht töten, ehe ich Zeit hätte, herbeizueilen.«

Nach diesen furchtbaren Worten verschwand der Graf hinter der Tür, die sich geräuschlos schloß.

Die Giftmischerin

Valentine blieb allein; draußen schlugen noch zwei Uhren Mitternacht; in der Ferne fuhren einige Wagen vorüber, dann versank alles in tiefste Stille.

Die ganze Aufmerksamkeit des Mädchens richtete sich auf die Stutzuhr, deren Pendel die Sekunden anzeigte. Sie begann die Sekunden zu zählen und bemerkte, daß ihr Herz doppelt so schnell schlug. Sie zweifelte noch; sie konnte sich nicht denken, daß jemand ihren Tod wünschte. Warum? Zu welchem Zweck? Was für Böses hatte sie getan, das ihr einen Feind schaffen konnte?

Es war keine Gefahr, daß sie einschliefe; ein einziger schrecklicher Gedanke hielt ihren Geist gespannt; es gab eine Person auf der Welt, die versucht hatte, sie zu ermorden, und es nochmals versuchen wollte. Wenn nun diese Person, da sie die Wirkungslosigkeit des Giftes sah, zu einem Mordinstrument griffe, wie Monte Christo gesagt hatte! Wenn der Graf nicht rechtzeitig herbeieilen könnte! Wenn ihre letzte Stunde bevorstand! Wenn sie Morrel nicht wiedersehen sollte!

Bei diesem Gedanken, der sie erblassen machte, während sich ihr Körper mit eiskaltem Schweiß bedeckte, war Valentine nahe daran, den Glockenzug zu ergreifen und um Hilfe zu rufen. Aber es war ihr, als ob sie durch die Tür hinter dem Bücherschrank hindurch das Auge des Grafen funkeln sähe, dieses Auge, das ihr so schwer im Sinn lag und sie mit solcher Scham erfüllte, daß sie sich fragte, ob es je möglich wäre, daß das Gefühl der Dankbarkeit diese peinliche Erinnerung auslöschte.

Zwanzig Minuten, zwanzig Ewigkeiten verflossen so, dann noch zehn Minuten; endlich tönte ein Schlag der Uhr durch das Zimmer. In diesem Augenblick benachrichtigte ein leises Kratzen mit den Fingernägeln an dem Bücherschrank das junge Mädchen, daß der Graf wachte und ihr empfahl zu wachen.

Plötzlich hörte Valentine auf der entgegengesetzten Seite, wo das Zimmer Eduards lag, den Fußboden knarren; sie lauschte und hielt fast den Atem an. Das Schloß an der Tür knirschte, und die Tür drehte sich in ihren Angeln.

Valentine, die sich auf den Ellbogen gestützt hatte, hatte gerade noch Zeit, sich aufs Bett zurückfallen zu lassen und ihre Augen unter dem Arme zu verbergen. Zitternd, das Herz von unsagbarem Schrecken zusammengepreßt, wartete sie.

Jemand näherte sich dem Bett und streifte die Vorhänge. Valentine nahm ihre ganze Kraft zusammen und atmete gleichmäßig, als ob sie in ruhigem Schlaf läge.

»Valentine!« sagte ganz leise eine Stimme.

Das junge Mädchen erbebte bis auf den Grund des Herzens, antwortete aber nicht.

»Valentine!« wiederholte dieselbe Stimme.

Dasselbe Schweigen: Valentine hatte versprochen, nicht aufzuwachen.

Dann blieb alles unbeweglich. Nur hörte Valentine das fast unmerkliche Geräusch einer Flüssigkeit, die in das Glas gegossen wurde, welches sie vorhin ausgetrunken hatte.

Nun wagte sie unter dem Schutz ihres Armes die Lider zu öffnen. Sie sah eine Frau im weißen Nachtkleid, die aus einer Flasche eine Flüssigkeit in ihr Glas goß.

Während dieses kurzen Augenblicks hielt Valentine vielleicht den Atem an oder machte irgendeine Bewegung, denn die Frau hielt unruhig inne und beugte sich über ihr Bett, um besser sehen zu können, ob sie wirklich schliefe: es war Frau von Villefort.

Als Valentine ihre Stiefmutter erkannte, ergriff sie ein so heftiger Schauder, daß das Bett sich bewegte. Frau von Villefort drückte sich sofort an die Wand und beobachtete, durch den Vorhang des Bettes geschützt, stumm und aufmerksam die Liegende.

Diese erinnerte sich der schrecklichen Worte Monte Christos; es hatte ihr geschienen, als ob sie in der andern Hand, die nicht die Flasche hielt, ein langes scharfes Messer hätte blitzen sehen. Sie bot ihre ganze Willenskraft auf und bemühte sich, die Augen zu schließen; aber das wurde ihr in diesem Augenblick fast unmöglich, so stark war der Drang, die Augen offenzuhalten und zu beobachten, was im Zimmer vorging.

Frau von Villefort, die wieder den ruhigen Atem Valentines hörte und dadurch über ihren Schlaf beruhigt wurde, streckte, halb hinter dem Vorhang am Kopfende des Bettes verborgen, wieder den Arm aus und goß den Inhalt der Flasche vollständig in das Glas. Dann zog sie sich zurück, ohne daß das geringste Geräusch dem jungen Mädchen anzeigte, daß sie gegangen sei.

Valentine hatte den Arm verschwinden sehen, weiter nichts; diesen frischen runden Arm einer schönen jungen Frau von fünfundzwanzig Jahren, der den Tod ins Glas goß. Es ist unmöglich auszudrücken, was Valentine während dieser anderthalb Minuten, die Frau von Villefort im Zimmer gewesen war, empfand.

Das Kratzen an dem Bücherschrank entriß das junge Mädchen dem Zustande der Betäubung, in den sie verfallen war; sie hob mit großer Anstrengung den Kopf. Die Tür öffnete sich wieder leise, und der Graf von Monte Christo trat wieder ein.

»Nun«, fragte er, »zweifeln Sie noch?«

»O mein Gott!« murmelte das Mädchen.

»Sie haben gesehen?«

»Ach!«

»Haben Sie sie erkannt?« Valentine stieß ein Stöhnen aus.

»Ja«, sagte sie, »aber ich kann nicht daran glauben.«

»Sie wollen also lieber sterben und Maximilian in den Tod treiben!«

»Mein Gott, mein Gott!« wiederholte das junge Mädchen, fast von Sinnen. »Aber kann ich denn nicht das Haus verlassen, mich retten? …«

»Valentine, die Hand, die Sie verfolgt, wird Sie überall erreichen; mit Gold wird man ihre Dienstboten verführen, und der Tod wird Ihnen unter jeder Form entgegentreten, in dem Wasser, das Sie an der Quelle trinken, in der Frucht, die Sie vom Baum pflücken werden.«

»Aber haben Sie nicht gesagt, daß die Vorsicht Großpapas mich gegen das Gift gefeit habe?«

»Gegen ein Gift, wenn es nicht in starker Dosis gegeben wird; man wird ein andres nehmen oder die Dosis verstärken.« Er nahm das Glas und tauchte seine Lippen hinein. »Und sehen Sie«, fuhr er fort, »es ist schon geschehen. Man vergiftet Sie nicht mehr mit Bruzin, sondern mit einem einfachen narkotischen Mittel. Ich erkenne den Geschmack des Alkohols, in dem es aufgelöst ist. Wenn Sie das, was Frau von Villefort in dieses Glas geschüttet hat, getrunken hätten, Valentine, Sie wären verloren.«

»Aber mein Gott«, rief das junge Mädchen, »warum verfolgt sie mich denn so?«

»Wie! Sie sind so sanft, so gut, so ohne Glauben an das Schlechte, daß Sie das nicht begreifen, Valentine?«

»Nein«, antwortete das Mädchen; »ich habe ihr nie etwas zuleide getan.«

»Aber Sie sind reich, Valentine! Sie haben zweihunderttausend Franken Rente, und die zweihunderttausend Franken Rente entziehen Sie ihrem Sohn.«

»Wieso? Mein Vermögen ist nicht das ihrige und kommt von meinen Großeltern.«

»Allerdings, und eben deshalb sind Herr und Frau von Saint-Méran gestorben, damit Sie sie beerbten; deshalb war an dem Tage, wo er Sie zu seiner Erbin einsetzte, Herr Noirtier zum Tode verdammt; deshalb sollen Sie Ihrerseits sterben, Valentine,

damit Ihr Vater Sie beerbt und Ihr Bruder, der dann das einzige Kind ist, Ihren Vater beerbt.«

»Eduard, das arme Kind, und für ihn werden alle diese Verbrechen begangen?«

»Ah, Sie verstehen endlich.«

»O mein Gott, möge alles dies nicht auf ihn zurückfallen!«

»Sie sind ein Engel, Valentine.«

»Aber mein Großvater, man hat also darauf verzichtet, ihn zu töten?«

»Man hat sich gesagt, daß, wenn Sie tot sind, das Vermögen naturgemäß an Ihren Bruder fällt, und da das Verbrechen also überflüssig geworden ist, so hat man es für doppelt gefährlich gehalten, es zu begehen.«

»Und eine solche Berechnung ist in der Seele einer Frau entstanden! O mein Gott!«

»Denken Sie an Perusa, an die Laube im Gasthof zur Post, an den Mann im braunen Mantel, den Ihre Stiefmutter wegen der Aqua Toffana befragte; nun, seit jener Zeit ist dieser höllische Plan in ihrem Gehirn herangereift.«

»Oh«, rief das sanfte junge Mädchen, indem es in Tränen ausbrach, »ich sehe ein, wenn es so ist, so bin ich zum Sterben verdammt.«

»Nein, Valentine, Sie werden nicht sterben, denn ich habe alle diese Anschläge vorausgesehen, denn unsre Feindin ist besiegt, da sie erraten ist; nein, Sie werden leben, Valentine, leben, um zu lieben und geliebt zu werden, leben, um glücklich zu sein und ein edles Herz glücklich zu machen; aber um zu leben, müssen Sie Vertrauen zu mir haben.«

»Befehlen Sie; was soll ich tun?«

»Sie müssen blindlings einnehmen, was ich Ihnen geben werde.«

»Oh, Gott ist mein Zeuge«, rief Valentine, »daß, wenn ich allein wäre, ich mich lieber töten lassen würde!«

»Sie dürfen sich niemand anvertrauen, selbst nicht Ihrem Vater.«

»Mein Vater ist nicht an diesem abscheulichen Verbrechen beteiligt, nicht wahr?« sagte Valentine, die Hände faltend.

»Nein, und dennoch muß Ihr Vater ahnen, daß alle diese

Todesfälle in seinem Hause nicht natürlich sind. Ihr Vater hätte über Sie wachen müssen, er hätte um diese Stunde an meiner Stelle sein, er hätte dieses Glas ausschütten, er hätte sich schon gegen den Mörder erhoben haben müssen.«

»Herr Graf«, sagte Valentine, »ich werde alles tun, um am Leben zu bleiben, denn es gibt zwei Wesen auf der Welt, die mich lieben und es nicht überleben würden, wenn ich stürbe: mein Großvater und Maximilian.«

»Ich werde über Sie wachen, wie ich über Sie gewacht habe.«

»Wohlan denn, verfügen Sie über mich«, sagte Valentine. Dann fügte sie leise hinzu: »O mein Gott! Was wird mit mir geschehen?«

»Was auch mit Ihnen geschehe, Valentine, erschrecken Sie nicht; wenn Sie leiden, wenn Sie Gesicht, Gehör, Gefühl verlieren, fürchten Sie nichts; wenn Sie aufwachen, ohne zu wissen, wo Sie sind, haben Sie keine Furcht, sollten Sie sich beim Erwachen selbst in einem Grabgewölbe oder einem Sarg befinden; rufen Sie Ihre Erinnerung zurück und sagen Sie sich: In diesem Augenblick wacht ein Vater über mich, ein Mann, der mein Glück und das Glück Maximilians will.«

»Ach, welch schreckliche Lage!«

»Valentine, wollen Sie lieber Ihre Stiefmutter anzeigen?«

»Ich würde lieber hundertmal sterben! O ja, sterben!«

»Nein, Sie werden nicht sterben, und was Ihnen auch zustoße, Sie versprechen mir, nicht zu klagen, sondern zu hoffen?«

»Ich werde an Maximilian denken.«

»Sie sind meine geliebte Tochter, Valentine; ich allein kann Sie retten und werde Sie retten.«

Valentine, deren Schrecken auf das höchste gestiegen war, faltete die Hände, denn sie fühlte, daß der Augenblick gekommen sei, Gott um Mut zu bitten; sie richtete sich auf, um zu beten, und murmelte Worte ohne Zusammenhang, dabei vergessend, daß ihre weißen Schultern keine andere Decke hatten als ihr langes Haar und daß man ihr Herz unter der feinen Spitze ihres Nachtkleides klopfen sah.

Der Graf legte leicht seine Hand auf den Arm des jungen Mädchens, zog die samtne Bettdecke bis zu ihrem Halse empor

und sagte mit väterlichem Lächeln: »Meine Tochter, glauben Sie an meine Ergebenheit wie an die Güte Gottes und die Liebe Maximilians.«

Valentine sah ihn dankbar an. Der Graf zog eine kleine, aus einem Smaragd gefertigte Büchse mit goldenem Deckel aus der Westentasche und schüttete eine kleine erbsengroße Pastille in die rechte Hand des Mädchens. Valentine nahm die Pastille mit der andern Hand und sah den Grafen aufmerksam an; auf den Zügen ihres Beschützers lag ein Abglanz göttlicher Majestät und Macht. Valentine befragte ihn mit den Augen.

»Ja«, antwortete der Graf.

Valentine führte die Pastille an den Mund und verschluckte sie.

»Und jetzt auf Wiedersehen, mein Kind«, sagte er; »ich will versuchen zu schlafen, denn Sie sind gerettet.«

»Gehen Sie«, antwortete Valentine, »was mit mir auch vorgehen möge, ich verspreche Ihnen, keine Furcht zu haben.«

Monte Christo sah das junge Mädchen lange an, welches infolge der Wirkung des narkotischen Mittels, das ihr der Graf gegeben hatte, allmählich einschlief.

Dann nahm er das Glas, goß drei Viertel des Inhalts in den Kamin, damit es aussähe, als ob Valentine davon getrunken hätte, und stellte es wieder auf den Nachttisch. Hierauf verschwand er durch die Tür hinter dem Bücherschrank, nachdem er noch einen letzten Blick auf Valentine geworfen hatte, die vertrauend und unschuldsvoll wie ein Engel zu den Füßen des Herrn einschlief.

Valentine

Das Nachtlicht brannte weiter auf dem Kamin in Valentines Zimmer und verzehrte die letzten Tropfen Öl, die noch auf dem Wasser schwammen; die alabasterne Glocke färbte sich bereits röter; schon knisterte die Flamme, dem Erlöschen nahe, und warf ein trübes Licht auf die weißen Vorhänge und die Decken auf dem Bett des jungen Mädchens.

Auf der Straße war jedes Geräusch erstorben, und im Gemach herrschte eine schreckliche Stille.

Da öffnete sich die Tür von Eduards Zimmer her, und ein Kopf erschien in dem der Tür gegenüber befindlichen Spiegel. Es war Frau von Villefort, die zurückkehrte, um die Wirkung ihres Trankes zu sehen.

Sie blieb auf der Schwelle stehen, horchte auf das Knistern des Nachtlichts, das einzige in diesem Zimmer wahrnehmbare Geräusch, und ging dann sacht auf den Nachttisch zu, um zu sehen, ob das Glas Valentines leer sei. Es war noch zu einem Viertel gefüllt. Frau von Villefort nahm es und goß es in die Asche, welche sie umrührte; dann reinigte sie es sorgfältig mit ihrem Taschentuch und stellte es wieder auf den Nachttisch.

Wer in das Zimmer hätte sehen können, würde bemerkt haben, wie sie zögerte, Valentine anzusehen und sich dem Bett zu nähern. Das düstere Licht, die Stille, der Schrecken der Nacht verbanden sich mit dem Schrecken ihres Gewissens: die Giftmischerin hatte Furcht vor ihrem Werke.

Endlich faßte sie Mut, zog den Vorhang beiseite, stützte sich auf das Kopfende des Bettes und sah Valentine an. Das junge Mädchen atmete nicht mehr, ihre halbgeöffneten Zähne ließen keine Spur des Hauches entschlüpfen, der vom Leben Kunde gibt; die bleichen Lippen hatten aufgehört zu beben; die Augen waren in einen violetten Schimmer getaucht, aus dem über dem Augapfel die Lider noch weißer hervortraten, und die langen schwarzen Wimpern hoben sich von der Farbe der Haut ab, die schon gelb wie Wachs war.

Frau von Villefort betrachtete dieses Gesicht, das in seiner Unbeweglichkeit so beredt war; sie faßte Mut, hob die Decke empor und legte ihre Hand auf das Herz des Mädchens. Es war stumm und eisig. Was sie schlagen fühlte, waren die Adern ihrer Finger; sie zog mit einem Schauder ihre Hand zurück.

Valentines Arm hing aus dem Bett; der Vorderarm war etwas zusammengekrampft, und die Hand stützte sich starr und mit gespreizten Fingern auf die Kante des Bettes. Der Ansatz der Nägel war bläulich.

Frau von Villefort hatte keinen Zweifel mehr: es war zu Ende, das schreckliche Werk, das letzte, das sie auszuführen hatte, war endlich vollbracht.

Die Giftmischerin hatte nichts mehr in diesem Zimmer zu tun; sie wich vorsichtig zurück, um mit ihren Schritten kein Geräusch zu machen, aber während sie zurückging, hielt sie den Vorhang in die Höhe und genoß das Schauspiel des Todes, das eine unwiderstehliche Anziehungskraft hat, solange der Tod nicht Zersetzung ist, sondern nur Unbeweglichkeit, solange er Geheimnis bleibt und noch nicht Ekel ist.

Die Minuten verflossen; Frau von Villefort konnte den Vorhang nicht loslassen, den sie wie ein Leichentuch über dem Haupte Valentines hielt.

In diesem Augenblick verstärkte sich das Knistern des Nachtlichts; Frau von Villefort fuhr zusammen und ließ den Vorhang fallen. Das Licht erlosch, und das Zimmer versank in Dunkelheit. Da holte die Stutzuhr aus und schlug halb fünf.

Die Giftmischerin tastete, von Angst ergriffen, nach der Tür und kehrte mit Angstschweiß auf der Stirn in ihr Zimmer zurück.

Die Dunkelheit dauerte noch zwei Stunden. Allmählich fiel durch die Spalten der Jalousien ein bleiches Licht ins Zimmer, und bald gewannen die Gegenstände Form und Farbe.

Auf der Treppe ertönte der Husten der Pflegerin, die gleich darauf mit einer Tasse in der Hand eintrat. Für einen Vater oder Liebhaber wäre der erste Blick entscheidend gewesen, für diese bezahlte Person schlief Valentine nur.

»Gut«, sagte sie, indem sie an den Nachttisch trat, »sie hat einen Teil der Medizin getrunken, das Glas ist zu drei Viertel leer.«

Dann ging sie an den Kamin, fachte das Feuer an, setzte sich in einen Stuhl, obgleich sie eben aus dem Bett kam, benutzte sie den Schlummer Valentines, um noch einige Augenblicke zu schlafen.

Als es acht Uhr schlug, erwachte sie. Erstaunt über den langen Schlaf des jungen Mädchens und erschrocken über den Arm, der aus dem Bett hing und den die Schlafende nicht wieder an sich gezogen hatte, trat sie an das Bett, und jetzt erst bemerkte sie die kalten Lippen und die eisige Brust.

Sie wollte den Arm an den Körper legen, aber der Arm gab nur mit jener entsetzlichen Starrheit nach, über die sich eine Pflegerin nicht täuschen konnte.

Sie stieß einen Schreckensschrei aus, dann lief sie nach der Tür und rief: »Hilfe, Hilfe!«

»Was heißt das, Hilfe?« antwortete unten von der Treppe die Stimme d'Avrignys, der gewöhnlich um diese Zeit kam.

»Wieso Hilfe?« rief die Stimme Villeforts, der aus seinem Arbeitszimmer stürzte. »Doktor, haben Sie nicht Hilfe rufen hören?«

»Ja, ja, gehen wir nach oben, zu Valentine«, antwortete der Doktor.

Aber ehe der Arzt und der Vater noch eingetreten waren, hatten die Dienstboten, die sich in den Zimmern und Gängen desselben Stockwerks befanden, das Zimmer betreten, und als sie Valentine bleich und unbeweglich im Bett liegen sahen, hoben sie die Arme zum Himmel und taumelten wie vom Schwindel befallen.

»Ruft die gnädige Frau! Weckt die gnädige Frau!« rief der Staatsanwalt an der Tür des Zimmers, das er, wie es schien, nicht zu betreten wagte.

Aber die Dienstboten sahen Herrn d'Avrigny an, der ans Bett geeilt war und Valentine in seinen Armen aufrichtete.

»Auch diese wieder …!« murmelte er, indem er sie fallen ließ. »O mein Gott, mein Gott, wann wirst du es müde werden?«

Villefort stürzte ins Zimmer. »Was sagen Sie?« rief er, beide Hände zum Himmel erhebend. »Doktor! … Doktor! …«

»Ich sage, daß Valentine tot ist!« antwortete d'Avrigny mit feierlicher, schrecklicher Stimme.

Villefort stürzte nieder, als ob ihm die Beine gebrochen wären, und sank mit dem Kopf auf das Bett Valentines.

Bei den Worten des Doktors, dem Aufschrei des Vaters flohen die Dienstboten entsetzt und mit dumpfen Verwünschungen davon; man hörte ihre eiligen Schritte auf den Treppen und Gängen, dann eine große Bewegung in den Höfen, und darauf wurde es still; sie hatten vom ersten bis zum letzten das fluchbeladene Haus verlassen.

In diesem Augenblick hob Frau von Villefort, die den einen Arm halb in ihrem Morgenrock hatte, den Türvorhang; einen Augenblick blieb sie auf der Schwelle stehen, indem sie die Anwesenden mit fragenden Blicken ansah und einige widerspenstige Tränen zu Hilfe rief. Plötzlich aber tat sie einen Schritt oder vielmehr einen Sprung vorwärts, indem sie die Arme nach dem Tisch ausstreckte. Sie hatte d'Avrigny sich aufmerksam über den Tisch beugen und das Glas hochheben sehen, das sie, wie sie sicher war, in der Nacht ausgegossen hatte.

Das Glas war zu einem Viertel voll, gerade wie es gewesen war, als sie den Inhalt in die Asche geschüttet hatte. Hätte der Geist Valentines sich vor der Giftmischerin erhoben, er hätte weniger Eindruck auf sie gemacht.

In der Tat, es ist genau die Farbe des Trankes, den sie in Valentines Glas gegossen und den diese getrunken hat; es ist das Gift, das das Auge d'Avrignys nicht täuschen kann und das dieser aufmerksam betrachtet! Es ist ein Wunder, das Gott jedenfalls getan hat, damit trotz der Vorsicht des Mörders eine Spur, ein Beweis, eine Anzeige des Verbrechens zurückbliebe.

Während Frau von Villefort unbeweglich wie der verkörperte Schrecken dastand und Villefort, den Kopf in die Tücher des Totenbettes vergraben, nichts von dem sah, was um ihn her vorging, trat d'Avrigny ans Fenster, um den Inhalt des Glases besser betrachten zu können. Er tauchte die Fingerspitze ein und kostete einen Tropfen.

»Ah!« murmelte er, »es ist jetzt kein Bruzin mehr; laß sehen, was es ist.«

Er eilte an einen der Schränke in Valentines Zimmer, der in eine Apotheke verwandelt worden war, nahm ein Fläschchen Salpetersäure und ließ einige Tropfen davon in die opalfarbene Flüssigkeit fallen, die sofort eine hochrote Farbe annahm.

»Ah!« äußerte d'Avrigny zugleich mit dem Abscheu des Richters, dem sich die Wahrheit enthüllt, und der Freude des Gelehrten, dem sich ein Problem löst.

Frau von Villefort drehte sich um, ihre Augen schleuderten Flammen und erloschen dann; sie suchte taumelnd die Tür und

verschwand. Einen Augenblick nachher hörte man aus einiger Entfernung ein Geräusch wie von einem Körper, der zu Boden fiel, aber niemand achtete darauf. Die Pflegerin sah dem Experiment des Doktors zu, Villefort war noch immer vernichtet. D'Avrigny allein war mit den Augen Frau von Villefort gefolgt und hatte ihr eiliges Entfernen bemerkt. Er hob den Türvorhang und konnte durch das Zimmer Eduards in dasjenige der Frau von Villefort sehen. Frau von Villefort lag ausgestreckt und bewegungslos auf dem Boden.

»Stehen Sie Frau von Villefort bei«, sagte er zu der Pflegerin; »sie befindet sich schlecht.«

»Aber Fräulein Valentine?« stammelte die Pflegerin.

»Fräulein Valentine braucht keine Hilfe mehr«, antwortete d'Avrigny, »Fräulein Valentine ist tot.«

»Tot, tot!« schrie Villefort im tiefsten Schmerz, der ihn um so mehr zerriß, als er neu, unbekannt, unerhört für dieses Herz von Stein war.

»Tot, sagen Sie?« rief eine dritte Stimme. »Wer hat gesagt, daß Valentine tot sei?«

Die beiden Männer wandten sich um und sahen Morrel bleich, bestürzt, mit entstelltem Gesicht in der Tür stehen.

Folgendes hatte sich zugetragen:

Morrel hatte sich um seine gewohnte Stunde an der Nebentür eingefunden, um zu Noirtier zu gehen. Gegen die Gewohnheit fand er die Tür offen; er brauchte also nicht zu klingeln und trat ein. Im Vestibül wartete er einen Augenblick und rief nach einem Dienstboten, der ihn zu dem alten Noirtier führen sollte. Aber es hatte niemand geantwortet; die Dienstboten hatten das Haus verlassen.

Morrel hatte an diesem Tag keinen besonderen Grund, unruhig zu sein; er hatte das Versprechen Monte Christos, daß Valentine am Leben bleiben werde, und bis dahin war das Versprechen getreulich gehalten worden. Der Graf hatte ihm jeden Abend gute Nachrichten gegeben, welche Noirtier selbst am andern Morgen bestätigte.

Es erschien ihm indessen sonderbar, daß das Haus so verlassen

war; er rief zum zweiten Mal, zum dritten Mal, dieselbe Stille. Da entschloß er sich, nach oben zu gehen. Die Tür Noirtiers war offen wie die andern Türen. Das erste, was er sah, war der Greis in seinem Lehnstuhl an seinem gewohnten Platz; seine weit geöffneten Augen schienen einen inneren Schrecken auszudrücken, den die seltsame Blässe der Züge bestätigte.

»Wie geht es Ihnen?« fragte der junge Mann, nicht ohne eine gewisse Beklemmung.

»Gut«, antwortete der Greis durch ein Zwinkern der Augen. »Gut.« Aber die Unruhe auf seinem Gesicht schien zuzunehmen.

»Sie haben etwas«, sagte Morrel; »Sie bedürfen etwas. Soll ich jemand von Ihren Leuten rufen?«

»Ja«, antwortete Noirtier.

Morrel zog wiederholt an der Klingelschnur, aber niemand kam. Er sah Noirtier an, dessen Gesichtsausdruck eine wachsende Angst bezeigte.

»Mein Gott, warum kommt denn niemand?« fragte Morrel. »Ist im Hause jemand krank?«

Die Augen des Greises schienen aus ihren Höhlen treten zu wollen.

»Aber was haben Sie denn?« fuhr Morrel fort. »Sie erschrecken mich. Valentine! Valentine! …«

»Ja, ja«, machte Noirtier.

Maximilian öffnete den Mund, um zu sprechen, konnte aber keinen Laut hervorbringen; er taumelte und hielt sich am Getäfel fest. Dann streckte er die Hand nach der Tür aus.

»Ja, ja, ja«, bekundete der Greis.

Maximilian stürzte nach der kleinen Treppe, während der Greis ihm mit den Augen zuzurufen schien: »Schneller, schneller!«

Eine Minute genügte dem jungen Mann, um durch mehrere Zimmer zu eilen, die einsam waren wie das übrige Haus, und das Zimmer Valentines zu erreichen. Die Tür brauchte er nicht zu öffnen, sie stand weit offen.

Ein Seufzer war der erste Laut, den er vernahm. Er sah wie

durch eine Wolke eine schwarze Gestalt, die in einer wirren Masse weißer Stoffe kniete. Angst, entsetzliche Angst nagelte ihn an die Schwelle.

In diesem Augenblick hörte er eine Stimme, welche sagte: »Valentine ist tot«, und eine zweite, die wie ein Echo antwortete: »Tot! Tot!«

Maximilian

Villefort erhob sich fast beschämt, im Anfall dieses Schmerzes überrascht worden zu sein. Der furchtbare Beruf, den er seit fünfundzwanzig Jahren ausübte, hatte aus ihm mehr oder weniger als einen Menschen gemacht. Sein einen Augenblick wirrer Blick heftete sich auf Morrel.

»Wer sind Sie, mein Herr«, sagte er, »Sie vergessen, daß man ein Haus, worin der Tod wohnt, nicht auf diese Weise betritt. Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie!«

Aber Morrel blieb unbeweglich; er konnte seine Augen nicht von dem schrecklichen Anblick dieses in Unordnung befindlichen Bettes und des darin liegenden bleichen Gesichtes losreißen.

»Gehen Sie, hören Sie«, rief Villefort, während d'Avrigny seinerseits vortrat, um Morrel zum Gehen zu veranlassen.

Dieser betrachtete mit verwirrten Augen den Leichnam, die beiden Männer, das ganze Zimmer, schien einen Augenblick zu zögern und öffnete den Mund; aber trotz der zahllosen schrecklichen Vorstellungen, die sich in seinem Gehirn drängten, fand er kein Wort. Er machte plötzlich kehrt und fuhr sich mit den Händen in die Haare, so daß d'Avrigny und Villefort, die einen Augenblick von dem, was sie beschäftigte, abgelenkt waren, einen Blick wechselten, der besagte: Er ist irr!

Aber ehe fünf Minuten verflossen waren, hörte man die Treppe unter einem schweren Gewicht ächzen und sah Morrel, der mit übermenschlicher Kraft den Lehnstuhl mit dem Greise

nach dem ersten Stockwerk trug. Oben angekommen, setzte Morrel den Stuhl nieder und rollte ihn in das Zimmer Valentines. Die wahnsinnige Erregung des jungen Mannes hatte seine Kraft verzehnfacht.

Aber eins war besonders schrecklich: das war das Gesicht Noirtiers, während er von Morrel an das Bett herangeschoben wurde, dieses Gesicht, in dem die Augen alle ihre Macht vereinten, um die andern Fähigkeiten zu ersetzen.

Dieses bleiche Gesicht mit dem flammenden Blick war für Villefort eine schreckliche Erscheinung. Jedesmal, wenn er sich mit seinem Vater in Berührung gefunden hatte, war etwas Furchtbares vorgegangen.

»Sehen Sie, was sie aus ihr gemacht haben!« rief Morrel, dessen eine Hand sich noch auf die Lehne des Stuhles stützte, den er bis zum Bett geschoben hatte, während die andre auf Valentine zeigte. »Sehen Sie, Vater, sehen Sie!«

Villefort wich einen Schritt zurück und sah mit Staunen diesen jungen Mann an, der ihm fast unbekannt war und Noirtier Vater nannte. In diesem Augenblick schien die ganze Seele des Greises in seine Augen zu treten, die sich mit Blut füllten; dann schwollen die Adern seines Halses an, eine bläuliche Farbe, wie sie die Haut Epileptischer zeigt, bedeckte seinen Hals, seine Wangen und Schläfen; es fehlte diesem inneren Ausbruch des ganzen Wesens nur ein Schrei.

Dieser Schrei brach sozusagen aus allen Poren, schrecklich in seiner Stummheit, herzzerreißend in seinem Schweigen.

D'Avrigny stürzte auf den Greis zu und ließ ihn ein starkes Beruhigungsmittel einatmen.

»Herr Noirtier«, rief Morrel, indem er die kraftlose Hand des Gelähmten ergriff, »man fragt mich, wer ich bin und welches Recht ich habe, hier zu sein. Oh, Sie, der Sie es wissen, sagen Sie es!« Und die Stimme des jungen Mannes erstickte in Schluchzen.

Der keuchende Atem des Greises erschütterte seine Brust; man hätte meinen können, daß er eine Beute jener Erregungen sei, die dem Todeskampfe vorhergehen. Endlich flossen ihm die Tränen aus den Augen; er war glücklicher als der junge Mann,

der schluchzte, ohne zu weinen; da sein Kopf sich nicht neigen konnte, schlossen sich seine Augen.

»Sagen Sie«, fuhr Morrel mit erstickter Stimme fort, »sagen Sie, daß ich ihr Bräutigam war! Sagen Sie, daß sie meine edle Freundin, meine einzige Liebe auf Erden war! Sagen Sie, sagen Sie, daß dieser Leichnam mir gehört!«

Und der junge Mann, ein schreckliches Schauspiel einer brechenden gewaltigen Kraft, stürzte schwer vor dem Bett in die Knie, und seine Finger krampften sich in die Decken.

Dieser Schmerz war so gewaltig, daß d'Avrigny sich abwandte, um seine Bewegung zu verbergen, und daß Villefort mit jener Sympathie, welche wir für diejenigen empfinden, die die Teuren, die wir beweinen, geliebt haben, dem jungen Mann die Hand entgegenstreckte. Aber Morrel sah nichts; er hatte die eiskalte Hand Valentines ergriffen und biß, da er nicht zu weinen vermochte, stöhnend in die Tücher.

Während einiger Zeit hörte man im Zimmer nur Schluchzen, Verwünschungen und Gebete. Und doch beherrschte ein Geräusch alle diese Laute: das war das heisere Atmen, das bei jedem Zug der Lungen eine der Lebenskräfte Noirtiers zu zerreißen schien.

Endlich nahm Villefort, der von allen am meisten seiner selbst Herr war, das Wort. »Mein Herr«, sagte er zu Maximilian, »Sie liebten Valentine, sagen Sie, Sie waren ihr Bräutigam; ich wußte nichts von dieser Liebe und diesem Verlöbnis, und dennoch verzeihe ich Ihnen als Vater, denn ich sehe, Ihr Schmerz ist groß und wahr. Zudem ist auch mein Schmerz zu groß, als daß in meinem Herzen Platz bliebe für den Zorn. Aber Sie sehen, der Engel, auf den Sie hofften, hat die Erde verlassen; nehmen Sie darum Abschied von der traurigen Hülle, die sie bei uns vergessen hat; drücken Sie ein letztes Mal die Hand, auf die Sie Ihre Hoffnung gesetzt hatten, und scheiden Sie auf immer von ihr; Valentine bedarf jetzt nur noch des Priesters, der sie segnen soll.«

»Sie irren sich, mein Herr«, rief Morrel, indem er sich auf ein Knie erhob, »Sie irren! Valentine, die so gestorben ist, bedarf nicht nur eines Priesters, sondern auch eines Rächers. Herr von

Villefort, lassen Sie den Priester holen, ich werde der Rächer sein.«

»Was wollen Sie damit sagen?« fragte Villefort erbebend.

»Ich will damit sagen«, fuhr Morrel fort, »daß zwei Menschen in Ihnen stecken. Der Vater hat genug geweint; lassen Sie den Staatsanwalt sein Amt beginnen.«

Die Augen Noirtiers funkelten; d'Avrigny näherte sich.

»Mein Herr«, fuhr der junge Mann fort, dessen Augen die Gefühle verfolgten, die sich auf den Gesichtern der Anwesenden ausdrückten, »ich weiß, was ich sage, und Sie wissen alle ebensogut wie ich, was ich sagen will. Valentine ist ermordet worden!«

Villefort senkte den Kopf; d'Avrigny trat noch einen Schritt näher; Noirtier stimmte mit den Augen zu.

»Nun, mein Herr«, fuhr Morrel fort, »heute verschwindet nicht ein Wesen, und wäre es nicht jung, nicht schön, nicht anbetungswürdig, wie Valentine war, gewaltsam aus der Welt, ohne daß man über sein Verschwinden Rechenschaft fordert!

Nun, Herr Staatsanwalt«, setzte Morrel mit wachsender Heftigkeit hinzu, »kein Mitleid! Ich zeige Ihnen das Verbrechen an, suchen Sie den Mörder!«

Und sein unerbittliches Auge sah fragend Villefort an, der seinerseits bald Noirtier, bald d'Avrigny mit dem Blick befragte.

Aber statt Hilfe bei seinem Vater und dem Arzt zu finden, begegnete Villefort bei ihnen nur einem ebenso unerbittlichen Blick, wie der Blick Morrels war.

»Ja«, bekundete der Greis.

»Gewiß!« sagte d'Avrigny.

»Mein Herr«, entgegnete Villefort, indem er gegen diesen dreifachen Willen und seine eigene Bewegung ankämpfte, »Sie irren sich, in meinem Hause wird kein Verbrechen begangen; das Verhängnis trifft mich, Gott prüft mich; es ist schrecklich zu denken, aber man ermordet niemand!«

Die Augen Noirtiers flammten; d'Avrigny öffnete den Mund, um zu sprechen, aber Morrel streckte den Arm aus und gebot Schweigen. »Und ich sage Ihnen, daß man hier mordet!« rief er mit leiserer Stimme, die aber nichts von ihrem schrecklichen

Klang verloren hatte. »Ich sage Ihnen, daß dies seit vier Monaten das vierte Opfer ist; ich sage Ihnen, daß man schon vor vier Tagen versucht hat, Valentine zu vergiften, daß es aber dank den Vorsichtsmaßregeln, die Herr Noirtier getroffen, nicht gelungen ist. Ich sage Ihnen, daß Sie dies alles ebensogut wissen wie ich, da Herr d'Avrigny hier Sie als Arzt und Freund gewarnt hat.«

»Oh, Sie sprechen im Fieber!« entgegnete Villefort, der vergeblich versuchte, sich aus dem Netz, in dem er sich gefangen fühlte, zu befreien.

»Ich spreche im Fieber!« rief Morrel. »Nun wohl, ich berufe mich auf Herrn d'Avrigny selbst. Fragen Sie ihn, ob er sich noch der Worte erinnert, die er in Ihrem Garten am Abend nach dem Tode der Frau von Saint-Méran, damals, als Sie beide sich allein glaubten und sich von diesem tragischen Todesfall unterhielten, gesprochen hat.«

Villefort und d'Avrigny sahen einander an.

»Ja, erinnern Sie sich«, sagte Morrel; »denn was Sie da gesprochen haben, ist an mein Ohr gedrungen. Gewiß hätte ich schon an demselben Abend, da ich die Nachsicht des Herrn von Villefort den Seinigen gegenüber sah, von allem Anzeige machen sollen; ich wäre dann nicht wie jetzt mitschuldig an deinem Tod, Valentine, meine geliebte Valentine! Aber der Mitschuldige wird der Rächer werden; dieser vierte Mord ist offenbar vor aller Augen, und wenn dein Vater dich verläßt, Valentine, so werde ich, das schwöre ich dir, den Mörder verfolgen!«

Und diesmal, als ob die Natur endlich Mitleid hätte, erstickten die letzten Worte Morrels in seiner Kehle, aus seiner Brust rang sich ein Schluchzen hervor, und die Tränen brachen ihm aus den Augen; weinend sank er neben dem Bett Valentines von neuem in die Knie.

Da nahm d'Avrigny das Wort. »Auch ich«, sagte er mit fester Stimme, »auch ich schließe mich Herrn Morrel an, um Sühne für das Verbrechen zu verlangen; denn mein Herz empört sich bei dem Gedanken, daß meine feige Rücksicht den Mörder ermuntert hat!«

»O mein Gott, mein Gott!« murmelte Villefort vernichtet.

Morrel hob den Kopf und sagte, als er in den Augen des Greises ein übernatürliches Licht sah: »Herr Noirtier will sprechen.«

»Ja«, bekundete Noirtier mit einem Ausdruck, der um so schrecklicher war, als alle Fähigkeiten dieses armen, machtlosen Greises sich in seinem Blick vereinten.

»Sie kennen den Mörder?« fragte Morrel.

»Ja«, gab Noirtier zurück.

»Und Sie wollen uns auf die Spur leiten?« rief der junge Mann. »Lassen Sie uns hören!«

Noirtier lächelte dem unglücklichen Morrel melancholisch zu; es war jenes milde Lächeln der Augen, das Valentine so oft beglückt hatte. Nachdem er so den jungen Mann aufmerksam gemacht hatte, sah er nach der Tür.

»Sie wollen sagen, ich solle fortgehen?« rief Morrel schmerzlich.

»Ja«, bekundete Noirtier.

»Oh, Herr Noirtier, haben Sie doch Mitleid mit mir!«

Die Augen des Greises blieben unerbittlich nach der Tür gerichtet.

»Kann ich wenigstens wiederkommen?« fragte Morrel.

»Ja.«

»Soll ich allein gehen?«

»Nein.«

»Wen soll ich mitnehmen? Den Herrn Staatsanwalt?«

»Nein.«

»Den Arzt?«

»Ja.«

»Sie wollen mit Herrn von Villefort allein bleiben?«

»Ja.«

»Aber wird er Sie verstehen?«

»Ja.«

»Oh«, sagte Villefort, erfreut darüber, daß die Sache zwischen ihm und seinem Vater bleiben sollte, »seien Sie unbesorgt, ich verstehe meinen Vater sehr gut.« Aber während er dies mit dem Ausdruck der Freude sagte, klapperten ihm die Zähne.

D'Avrigny nahm den jungen Mann am Arm und zog ihn mit ins Nebenzimmer. Eine Totenstille entstand im Hause.

Nach einer Viertelstunde ließ sich endlich ein taumelnder Schritt hören, und Villefort erschien auf der Schwelle des Zimmers, in dem sich d'Avrigny und Morrel befanden.

»Kommen Sie«, sagte er und führte sie an den Stuhl Noirtiers. Morrel sah Villefort aufmerksam an. Das Gesicht des Staatsanwalts war fahl; er zerquetschte eine Feder zwischen seinen Fingern.

»Meine Herren«, sagte er mit erstickter Stimme zu d'Avrigny und Morrel, »Ihr Ehrenwort, daß das entsetzliche Geheimnis zwischen uns begraben sein wird!«

Beide Männer machten eine Bewegung.

»Ich beschwöre Sie darum«, fuhr Villefort fort.

»Aber der Schuldige! … Der Mörder!« sagte Morrel.

»Seien Sie beruhigt, mein Herr, der Gerechtigkeit wird Genüge geschehen«, entgegnete Villefort. »Mein Vater hat mir den Namen des Schuldigen mitgeteilt; mein Vater dürstet gleich Ihnen nach Rache, und doch beschwört er Sie, wie ich, das Geheimnis über das Verbrechen zu bewahren. Nicht wahr, Vater?«

»Ja«, bekundete Noirtier entschlossen.

Morrel ließ sich eine Bewegung des Abscheus und des Mißtrauens entschlüpfen.

»Oh«, rief Villefort, indem er ihn am Arme zurückhielt, »wenn mein Vater, der unbeugsame Mann, diese Bitte an Sie richtet, so geschieht das, weil er weiß, daß Valentine fürchterlich gerächt werden wird. Nicht wahr, Vater?«

Der Greis bejahte. Villefort fuhr fort: »Er kennt mich, und ich habe ihm mein Wort verpfändet. Beruhigen Sie sich also, meine Herren; drei Tage, ich bitte Sie um drei Tage, das ist weniger, als das Gericht verlangen würde, und in diesen drei Tagen wird die Rache, die ich an dem Mörder meines Kindes nehmen werde, auch die Gleichgültigsten bis ins tiefste Herz erschauern machen. Nicht wahr, Vater?« Und indem er diese Worte sagte, knirschte er mit den Zähnen und schüttelte die erstarrte Hand des Greises.

»Wird alles, was eben versprochen worden ist, gehalten werden, Herr Noirtier?« fragte Morrel, während d'Avrigny mit den Augen forschte.

»Ja«, erwiderte Noirtier mit einem Blick finsterer Freude.

»Schwören Sie also, meine Herren«, sagte Villefort, indem er die Hände d'Avrignys und Morrels ineinanderlegte, »schwören Sie, daß Sie mit der Ehre meines Hauses Erbarmen haben und die Sorge, sie zu rächen, mir überlassen wollen.«

D'Avrigny wandte sich ab und murmelte ein ganz schwaches Ja, aber Morrel riß seine Hand aus der des Staatsanwalts, stürzte nach dem Bett, drückte die Lippen auf die eisigen Lippen Valentines und eilte mit verzweiflungsvollem Stöhnen aus dem Zimmer.

Da kein Diener mehr im Hause war, sah sich Villefort genötigt, Herrn d'Avrigny zu bitten, alle jene zahlreichen Schritte zu tun, welche ein Todesfall in einer großen Stadt nach sich zieht und die bei einem Todesfall unter so verdächtigen Umständen besonders unangenehm sind.

Was Noirtier betraf, so war es schrecklich, diesen Schmerz ohne Bewegung, diese Tränen ohne Stimme zu sehen.

Villefort kehrte in sein Arbeitszimmer zurück; d'Avrigny holte den Totenarzt; Noirtier wollte seine Enkelin nicht verlassen.

Nach einer halben Stunde kam Herr d'Avrigny mit seinem Kollegen zurück; man hatte die Straßentüren verschlossen, und da der Hausmeister mit der übrigen Dienerschaft verschwunden war, so öffnete Villefort selbst. Aber er blieb auf dem Flur stehen; er hatte nicht mehr den Mut, das Sterbezimmer zu betreten. Die beiden Ärzte gingen allein zu Valentine.

Noirtier saß neben dem Bett, bleich wie die Tote, unbeweglich und stumm wie diese. Der Totenarzt trat an das Bett mit der Gleichgültigkeit eines Mannes, der die Hälfte seines Lebens mit Leichen zubringt; er hob das Tuch auf, das das Mädchen bedeckte, und öffnete nur leicht die Lippen.

»Oh«, sagte d'Avrigny seufzend, »das arme Kind ist tot.«

»Ja«, antwortete lakonisch der Totenarzt, indem er das Gesicht Valentines wieder zudeckte.

Noirtier ließ ein dumpfes Röcheln hören. D'Avrigny wandte sich um, die Augen des Greises funkelten. Der Arzt verstand, daß Noirtier sein Kind sehen wollte; er schob ihn ans Bett und enthüllte das stille bleiche Gesicht, das das Gesicht eines schla-

fenden Engels zu sein schien. Eine Träne im Auge Noirtiers war der Dank für den Doktor.

Der Totenarzt, der sich unterdessen die Finger, mit denen er die Lippen der Verstorbenen berührt hatte, in Chlorwasser gewaschen hatte, schrieb an einem Tisch sein Protokoll nieder und wurde dann von d'Avrigny hinausgeleitet. Villefort hörte sie herabkommen und erschien an der Tür seines Arbeitszimmers. Er dankte dem Totenarzt mit einigen Worten und sagte dann, sich an d'Avrigny wendend: »Und jetzt der Priester?«

»Haben Sie einen Geistlichen, den Sie besonders gern damit beauftragen möchten, bei Valentine zu beten?« fragte d'Avrigny.

»Nein«, antwortete Villefort, »gehen Sie bitte zu dem nächsten.«

»Der nächste«, bemerkte der Totenarzt, »ist ein braver italienischer Abbé, der Ihr Nachbarhaus bezogen hat. Soll ich ihn benachrichtigen?«

»Herr d'Avrigny«, sagte Villefort, »wollen Sie so gütig sein, den Herrn zu begleiten? Hier ist der Schlüssel, damit Sie nach Belieben ein und aus gehen können. Bringen Sie den Priester her und übernehmen Sie es, ihn in das Zimmer meines armen Kindes zu führen.«

»Wünschen Sie mit ihm zu sprechen, mein Freund?«

»Ich wünsche allein zu sein. Sie werden mich entschuldigen, nicht wahr? Ein Priester muß alle Schmerzen verstehen, auch den väterlichen.«

Herr von Villefort gab Herrn d'Avrigny einen Schlüssel, grüßte den fremden Arzt und trat wieder in sein Zimmer, wo er zu arbeiten begann. Für manche Naturen ist die Arbeit das Heilmittel für alle Schmerzen.

In dem Augenblick, da beide auf die Straße traten, bemerkten sie vor der Nachbartür einen Mann im Priesterkleide.

»Da ist er, von dem ich gesprochen habe«, sagte der Totenarzt zu d'Avrigny. Dieser trat an den Geistlichen heran.

»Mein Herr«, sagte er zu ihm, »wären Sie geneigt, einem unglücklichen Vater, der soeben seine Tochter verloren hat, dem Herrn Staatsanwalt von Villefort, einen Dienst zu leisten?«

»Ah, mein Herr«, antwortete der Priester mit ausgesprochen italienischem Akzent, »ja, ich weiß, der Tod ist in seinem Hause.«

»Dann brauche ich Ihnen nicht zu sagen, welchen Dienst er von Ihnen erwartet.«

»Ich wollte mich eben dazu erbieten«, entgegnete der Priester; »es ist unsere Pflicht, unsern Aufgaben entgegenzugehen.«

»Es ist ein junges Mädchen.«

»Ja, ich weiß; ich habe es von den Dienstboten gehört, die ich aus dem Hause habe fliehen sehen. Ich habe erfahren, daß sie Valentine hieß, und habe schon für sie gebetet.«

»Dank, Dank, mein Herr«, sagte d'Avrigny, »und da Sie schon angefangen haben, Ihren heiligen Dienst auszuüben, setzen Sie ihn gütigst fort. Kommen Sie an das Totenbett, eine ganze trauernde Familie wird Ihnen dankbar sein.«

»Ich komme«, antwortete der Abbé, »und ich wage zu sagen, daß nie inbrünstigere Gebete zum Himmel aufsteigen werden als die meinigen.«

D'Avrigny führte den Abbé in das Zimmer Valentines, die erst in der folgenden Nacht eingesargt werden sollte. Villefort hatte sich in seinem Zimmer eingeschlossen und blieb unsichtbar.

Als sie das Zimmer betraten, war der Blick Noirtiers dem des Abbés begegnet, und der Greis glaubte etwas Besonderes darin zu lesen, denn er wandte kein Auge mehr von ihm. D'Avrigny empfahl dem Priester nicht nur die Tote, sondern auch den Lebenden, und der Priester versprach ihm, seine Gebete der Toten und seine Fürsorge Herrn Noirtier zu widmen.

Sobald Herr d'Avrigny gegangen war, verriegelte der Abbé nicht nur die Tür nach der Treppe, sondern auch die nach den Gemächern der Frau von Villefort, jedenfalls damit er nicht bei seinem Beten und Noirtier nicht in seinem Schmerz gestört werde.

Grau und trübe brach der folgende Tag an. Die Totenfrauen hatten während der Nacht ihr trauriges Werk getan und die Leiche in das Totentuch genäht. Dieses Totentuch war ein Stück prächtiger Batist, den das junge Mädchen vor vierzehn Tagen gekauft hatte.

Noirtier hatte gegen alle Erwartung keine Schwierigkeiten gemacht, als man ihn am Abend aus Valentines Zimmer wieder in das seinige gebracht hatte. Der Abbé Busoni hatte bis zum Morgen bei der Toten gewacht und sich dann zurückgezogen, ohne jemand zu rufen.

Gegen acht Uhr morgens war d'Avrigny gekommen; er hatte Villefort getroffen, der zu Noirtier ging, und ihn begleitet, um zu hören, wie der Greis die Nacht zugebracht habe. Sie fanden ihn in dem großen Lehnstuhl, der ihm als Bett diente, in sanftem Schlummer und fast lächelnd. Beide machten erstaunt auf der Schwelle halt.

»Sehen Sie«, sagte d'Avrigny zu Villefort, der seinen schlafenden Vater betrachtete, »die Natur weiß den heftigsten Schmerz zu beruhigen. Niemand wird sagen, daß Herr Noirtier seine Enkelin nicht liebte, und dennoch schläft er.«

»Ja, Sie haben recht«, antwortete Villefort; »er schläft, und das ist höchst seltsam, denn die geringste Widerwärtigkeit hält ihn ganze Nächte wach.«

»Der Schmerz hat ihn übermannt«, entgegnete d'Avrigny, und beide begaben sich in das Arbeitszimmer des Staatsanwalts.

»Sehen Sie, ich habe nicht geschlafen«, sagte Villefort, indem er d'Avrigny sein unberührtes Bett zeigte; »mich übermannt der Schmerz nicht, ich habe mich seit zwei Nächten nicht niedergelegt; aber dafür sehen Sie meinen Schreibtisch an; was habe ich geschrieben, mein Gott! Während zweier Tage und Nächte habe ich die Akten und die Anklageschrift des Mörders Benedetto durchgearbeitet! … O Arbeit, Arbeit, meine Leidenschaft, meine Freude, du mußt alle meine Schmerzen niederzwingen!« Er drückte krampfhaft die Hand des Arztes.

»Bedürfen Sie meiner?« fragte d'Avrigny.

»Nein«, antwortete Villefort, »nur kommen Sie, bitte, um elf Uhr wieder; um Mittag geht die Bestattung vor sich … Mein Gott! Mein armes Kind! Mein armes Kind!«

Und der Staatsanwalt, der wieder Mensch geworden war, blickte zum Himmel und stieß einen Seufzer aus.

»Werden Sie im Empfangszimmer sein?«

»Nein, ich habe einen Vetter, der diese traurige Ehre auf sich nimmt. Ich werde arbeiten, Doktor; wenn ich arbeite, verschwindet alles.«

In der Tat war der Arzt noch nicht an der Tür, als der Staatsanwalt sich schon wieder an die Arbeit gesetzt hatte.

Während die Bekannten des Staatsanwalts sich im Trauerhaus einfanden, fuhr Monte Christo vor dem Danglarsschen Hause vor.

Der Bankier hatte vom Fenster aus den Wagen des Grafen in den Hof fahren sehen und war ihm mit traurigem, aber liebenswürdigem Gesicht entgegengegangen.

»Nun, Herr Graf«, sagte er, indem er Monte Christo die Hand entgegenstreckte, »Sie kommen, um mir Ihr Beileid zu bezeugen. Wahrhaftig, das Unglück ist in meinem Hause; ja, als ich Sie eben bemerkte, fragte ich mich gerade, ob ich nicht etwa diesen armen Morcerfs Unglück gewünscht hätte und deshalb selbst getroffen wäre. Aber nein, auf Ehre, ich wünschte Morcerf nichts Böses; er war vielleicht für einen Mann, der aus dem Nichts hervorgegangen ist wie ich, der alles sich selbst verdankt wie ich, etwas stolz; aber jeder hat seine Fehler. Oh, halten Sie sich gut, Graf, die Leute unserer Generation … aber Pardon, Sie gehören nicht zu unserer Generation, Sie sind ein junger Mann … die Leute unserer Generation sind dieses Jahr nicht glücklich; Beweis: unser Puritaner von Staatsanwalt, Villefort, der jetzt auch noch seine Tochter verloren hat. Sehen Sie: Villefort verliert seine ganze Familie in sonderbarer Weise; Morcerf entehrt und Selbstmörder; ich durch diesen Bösewicht von Benedetto mit Lächerlichkeit bedeckt und dann …«

»Dann, was?« fragte der Graf.

»Ach, Sie wissen es noch nicht?«

»Ein neues Unglück?«

»Meine Tochter … verläßt uns.«

»Mein Gott, was Sie sagen!«

»Die Wahrheit, mein lieber Graf. Gott, wie glücklich Sie sind, weder Frau noch Kind zu haben!«

»Finden Sie?«

»Wahrhaftig!«

»Und Sie sagen, daß Fräulein Eugenie …«

»Sie hat den Schimpf, den uns dieser Elende angetan hat, nicht ertragen können und mich um die Erlaubnis gebeten, zu reisen.«

»Und sie ist abgereist?«

»Neulich nacht.«

»Mit Ihrer Frau Gemahlin?«

»Nein, mit einer Verwandten … Aber wir verlieren sie nichtsdestoweniger; denn bei ihrem Charakter zweifle ich daran, daß sie sich je wieder dazu versteht, nach Frankreich zurückzukehren.«

»Je nun, mein lieber Baron«, entgegnete Monte Christo, »was wollen Sie, solch Familienkummer wäre für einen armen Teufel, dessen Kind sein ganzes Vermögen wäre, niederschmetternd, für einen Millionär ist er aber zu ertragen. Mögen die Philosophen noch so viel reden – die Männer der Praxis werden sie stets durch die Tat widerlegen: das Geld tröstet über manches, und Sie müssen schneller getröstet sein als sonst jemand, wenn Sie die Kraft dieses allmächtigen Balsams zugeben, Sie, der König der Finanzwelt, der Brennpunkt, in dem alle Macht zusammentrifft.«

Danglars warf einen Seitenblick auf den Grafen, um zu sehen, ob er spotte oder im Ernst spräche.

»Ja«, sagte er, »allerdings, wenn Vermögen tröstet, so muß ich getröstet sein: ich bin reich.«

»So reich, mein lieber Baron, daß Ihr Vermögen den Pyramiden gleicht; wollte man sie niederreißen, so würde man's nicht wagen; wagte man's, so würde man's nicht können.«

Danglars lächelte über diese vertrauende Gutmütigkeit des Grafen.

»Das erinnert mich daran«, sagte er, »daß ich bei Ihrem Eintritt dabei war, fünf kleine Wechsel auszustellen; zwei davon hatte ich schon unterzeichnet; wollen Sie mir erlauben, die drei andern fertigzumachen?«

»Nur zu, mein lieber Baron, nur zu.«

Es entstand ein Augenblick des Schweigens, währenddessen man die Feder des Bankiers kratzen hörte und Monte Christo den goldenen Schmuck der Decke besah. Dann fragte er:

»Spanische, haïtische, neapolitanische Wechsel?«

»Nein«, antwortete Danglars mit seinem selbstgefälligen Lachen, »Wechsel auf den Inhaber, Anweisungen auf die Bank von Frankreich. Da, sehen Sie, Herr Graf«, fügte er hinzu, »Sie, der Sie der Kaiser der Finanzwelt sind, wie ich der König bin, haben Sie schon viele solcher Papierfetzen gesehen, jeder im Werte von einer Million?«

Monte Christo wog die fünf Scheine, die ihm Danglars stolz reichte, in der Hand und las:

»Ersuche den Herrn Direktor der Bank von Frankreich, an meine Ordre von meinem Depot die Summe von einer Million bar auszahlen zu lassen.

Baron Danglars.«

»Eins, zwei, drei, vier, fünf«, zählte Monte Christo die Scheine, »fünf Millionen! Alle Wetter, wie Sie loslegen, Herr Krösus!«

»So besorge ich die Geschäfte«, sagte Danglars.

»Das ist großartig, wenn, wie ich nicht bezweifle, diese Summe bar gezahlt wird.«

»Das wird sie.«

»Es ist etwas Schönes, einen solchen Kredit zu haben; wahrhaftig, so etwas sieht man auch nur in Frankreich; fünf Papierfetzen im Werte von fünf Millionen; man muß es sehen, um es zu glauben.«

»Zweifeln Sie daran?«

»Nein.«

»Sie sagen das in einem Ton … Hören Sie, machen Sie sich das Vergnügen: fahren Sie mit meinem Kommis nach der Bank, und Sie werden ihn mit Schatzanweisungen in derselben Höhe wieder herauskommen sehen.«

»Nein«, sagte Monte Christo, indem er die fünf Scheine zusammenfaltete, »meiner Treu, nein, die Sache ist zu interessant, und ich werde selbst das Experiment machen. Mein Kredit bei Ihnen beläuft sich auf sechs Millionen, ich habe neunhunderttausend Franken entnommen, Sie schulden mir also noch fünf Millionen einmal hunderttausend. Ich nehme Ihre fünf Papierfetzen, die ich bei bloßer Ansicht Ihrer Unterschrift für gut halte, und hier haben Sie eine Generalquittung über sechs Millionen, die unsere Rechnung berichtigt. Ich hatte sie im voraus bereit, denn ich muß Ihnen sagen, daß ich heute sehr nötig Geld brauche.«

Und während Monte Christo mit der einen Hand die fünf Scheine in die Tasche steckte, reichte er mit der andern dem Bankier seine Quittung.

Wäre der Blitz vor Danglars eingeschlagen, er hätte keinen größeren Schrecken bekommen können.

»Wie«, stammelte er, »wie, Herr Graf, Sie nehmen dieses Geld? Aber entschuldigen Sie, das ist Geld, das ich den Hospitälern schulde, ein Depot, und ich habe versprochen, heute vormittag zu zahlen.«

»So«, sagte Monte Christo, »das ist etwas anderes. Es kommt mir nicht gerade auf diese fünf Scheine an, zahlen Sie mir in andern Werten; ich hätte diese genommen, weil es mir interessant gewesen wäre, sagen zu können, daß das Haus Danglars mir ohne Avis, ohne fünf Minuten Frist zu verlangen, fünf Millionen bar ausgezahlt habe. Das wäre großartig gewesen! Aber da sind Ihre Scheine; ich wiederhole Ihnen, geben Sie mir andere Werte.«

Und er hielt Danglars die fünf Scheine hin; der Bankier steckte zuerst die Hand aus, wie ein Geier die Klaue durch das Gitter seines Käfigs streckt, um das Stück Fleisch festzuhalten, das man ihm fortnimmt. Plötzlich aber besann er sich, tat sich

Gewalt an und zog die Hand zurück. Dann erschien auf seinem bestürzten Gesicht allmählich das Lächeln wieder.

»In der Tat«, sagte er, »Ihre Quittung ist so gut wie Geld.«

»Nun, ich denke, und wenn Sie in Rom wären, machte das Haus Thomson und French nicht mehr Schwierigkeiten, Ihnen auf meine Quittung zu zahlen, als Sie selbst gemacht haben.«

»Verzeihen Sie, Herr Graf!«

»Ich kann also dieses Geld behalten?«

»Ja«, sagte Danglars, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte, »behalten Sie's, behalten Sie's.«

Monte Christo steckte die fünf Scheine wieder in die Tasche mit jenem nicht wiederzugebenden Gesichtsausdruck, der soviel sagen will wie: Na, überlegen Sie sich's; wenn es Ihnen leid tut, ist's noch Zeit!

»Nein«, sagte Danglars, »behalten Sie meine Unterschriften. Aber Sie wissen, es gibt keinen größern Pedanten als einen Geldmann; ich hatte dieses Geld für die Hospitäler bestimmt und glaubte, sie zu bestehlen, wenn ich ihnen nicht genau dieses Geld gäbe, als ob ein Taler nicht so gut wäre wie der andere. Entschuldigen Sie!«

Und er lachte laut, aber nervös.

»Ich entschuldige«, erwiderte Monte Christo höflich, »und stecke ein.« Und er steckte die Scheine in seine Brieftasche.

»Aber«, sagte Danglars, »wir haben noch eine Summe von hunderttausend Franken?«

»Das ist eine Kleinigkeit«, entgegnete Monte Christo. »Ihre Gebühren müssen sich ungefähr auf diese Summe belaufen; behalten Sie sie, und wir sind quitt.«

»Graf«, sagte Danglars, »sprechen Sie im Ernst?«

»Ich spaße nie mit Bankiers«, entgegnete Monte Christo mit einem Ernst, der an Unverschämtheit streifte, und er ging nach der Tür, als gerade der Kammerdiener meldete:

»Herr von Boville, Generaleinnehmer der Hospitäler.«

»Siehe da«, sagte Monte Christo, »ich scheine gerade rechtzeitig gekommen zu sein, um Ihre Unterschriften zu erhalten, man streitet sich um sie.«

Danglars erbleichte zum zweiten Mal und beeilte sich, sich vom Grafen zu verabschieden. Der Graf tauschte einen höflichen Gruß mit Herrn von Boville aus, der im Wartezimmer stand und gleich darauf in das Arbeitszimmer Danglars' geführt wurde.

Man hätte auf dem so ernsten Gesicht des Grafen beim Anblick der Mappe, die Herr von Boville in der Hand hatte, ein Lächeln sehen können. Am Tor bestieg er seinen Wagen und ließ sich auf der Stelle nach der Bank fahren.

Unterdessen ging Danglars, jede Erregung unterdrückend, dem Generaleinnehmer entgegen; er lächelte wie immer.

»Guten Tag, mein lieber Gläubiger«, sagte er, »denn ich wette, der Gläubiger kommt zu mir.«

»Sie haben richtig erraten, Herr Baron«, antwortete Herr von Boville, »die Hospitäler stellen sich Ihnen in meiner Person vor; die Witwen und Waisen bitten Sie durch meine Hand um ein Almosen von fünf Millionen.«

»Und man sagt, die Waisen seien zu bedauern!« sagte Danglars, auf den scherzhaften Ton eingehend; »die armen Kinder!«

»Ich komme also in ihrem Namen«, sagte Herr von Boville. »Sie haben doch gestern meinen Brief erhalten?«

»Ja.«

»Ich bringe die Quittung.«

»Mein lieber Herr von Boville«, entgegnete Danglars, »Ihre Witwen und Waisen werden die Güte haben, gefälligst noch vierundzwanzig Stunden zu warten, da Herr von Monte Christo, den Sie eben haben fortgehen sehen … Sie haben ihn gesehen, nicht wahr?«

»Ja; nun?«

»Nun, Herr von Monte Christo hat Ihre fünf Millionen mitgenommen.«

»Wieso?«

»Der Graf hat einen unbegrenzten Kredit auf mich, der ihm von dem Hause Thomson und French in Rom eröffnet ist. Er ist gekommen, um mich um eine Summe von fünf Millionen auf einen Schlag zu bitten; ich habe ihm eine Anweisung auf die Bank gegeben; dort sind meine Kapitalien deponiert; und Sie

begreifen, ich würde, wenn ich an einem Tage zehn Millionen entnehme, fürchten, daß das dem Vorstand der Bank sonderbar vorkäme. In zwei Tagen«, fügte Danglars lächelnd hinzu, »ist das was anderes.«

»Na, hören Sie!« rief Herr von Boville ungläubig. »Fünf Millionen dem Herrn, der eben fortging und der mich grüßte, als ob er mich kenne?«

»Vielleicht kennt er Sie, ohne daß Sie ihn kennen. Herr von Monte Christo kennt alle Welt.«

»Fünf Millionen!«

»Hier ist seine Quittung. Machen Sie's wie der heilige Thomas: sehen Sie und fühlen Sie.«

Herr von Boville nahm das Papier, das ihm Danglars reichte, und las:

»Ich bescheinige hiermit, von Herrn Baron von Danglars die Summe von fünf Millionen einhunderttausend Franken empfangen zu haben, die er nach Belieben bei dem Hause Thomson und French in Rom erheben kann.«

»Meiner Treu, es ist wahr!« sagte er.

»Kennen Sie das Haus Thomson und French?«

»Ja«, antwortete Herr von Boville; »ich habe früher einmal ein Geschäft von zweihunderttausend Franken mit dem Haus Thomson und French gehabt, aber seitdem nicht mehr davon gehört.«

»Es ist eins der besten Häuser Europas«, sagte Danglars, indem er die Quittung nachlässig wieder auf seinen Schreibtisch warf.

»Und er hatte so einfach einen Kredit von fünf Millionen allein bei Ihnen? Das ist also ein Nabob, dieser Graf von Monte Christo?«

»Ich weiß nicht, was er ist; aber er hatte drei unbegrenzte Kredite: einen auf mich, einen auf Rothschild und einen auf Laffitte, und wie Sie sehen«, fügte Danglars nachlässig hinzu, »hat er mir den Vorzug gegeben, indem er mir hunderttausend Franken Aufgeld gelassen hat.«

Herr von Boville zeigte die größte Bewunderung. »Ich muß ihn besuchen«, sagte er, »und sehen, daß ich irgendeine fromme Stiftung für uns erhalte.«

»Oh, die ist Ihnen so gut wie sicher; seine Almosen allein belaufen sich auf mehr als zwanzigtausend Franken monatlich.«

»Das ist großartig; übrigens werde ich ihm das Beispiel der Frau von Morcerf und ihres Sohnes anführen.«

»Welches Beispiel?«

»Sie haben ihr ganzes Vermögen den Hospitälern geschenkt.«

»Welches Vermögen?«

»Ihr Vermögen, das des Generals von Morcerf, des verstorbenen.«

»Und weshalb das?«

»Weil sie ein auf so erbärmliche Weise erworbenes Vermögen nicht genießen wollen.«

»Wovon wollen sie denn leben?«

»Die Mutter zieht sich in die Provinz zurück, und der Sohn nimmt eine Anstellung an.«

»Ei, ei«, sagte Danglars, »so viel Gewissen!«

»Ich habe gestern die Schenkungsurkunde ausstellen lassen.«

»Und wieviel besaßen sie?«

»Oh, nicht viel, zwölf- bis dreizehnhunderttausend Franken. Aber kommen wir wieder zu unseren Millionen.«

»Sehr gern«, sagte Danglars auf die natürlichste Weise von der Welt; »Sie brauchen das Geld sehr dringend?«

»Allerdings; unsere Kassenaufnahme findet morgen statt.«

»Morgen! Warum haben Sie das nicht gleich gesagt; bis morgen ist ja ein Jahrhundert! Um welche Zeit ist die Aufnahme?«

»Um zwei Uhr.«

»Schicken Sie um Mittag«, sagte Danglars mit seinem Lächeln.

Herr von Boville antwortete nicht viel; er nickte nur.

»Richtig«, sagte Danglars, »da fällt mir ein, das ist noch besser.«

»Was?«

»Die Quittung des Grafen von Monte Christo ist so gut wie

Geld; gehen Sie damit zu Rothschild oder Laffitte; sie werden sie Ihnen sofort abnehmen.«

»Obgleich sie in Rom zahlbar ist?«

»Gewiß; es wird Sie nur einen Diskont von fünf- bis sechstausend Franken kosten.«

Boville schnellte mit dem Oberkörper zurück.

»Wahrhaftig, nein, da will ich lieber bis morgen warten. Was Sie sich denken!«

»Verzeihen Sie«, sagte Danglars mit der größten Unverschämtheit, »ich habe einen Augenblick geglaubt, Sie hätten ein Defizit auszugleichen.«

»So!« äußerte der Generaleinnehmer.

»Hören Sie, das ist schon dagewesen, und in diesem Falle bringt man ein Opfer.«

»Gott sei Dank, nein!« antwortete Herr von Boville.

»Dann auf morgen, mein lieber Herr von Boville?«

»Ja, auf morgen; aber bestimmt?«

»Sie scherzen! Schicken Sie um Mittag, die Bank wird benachrichtigt sein.«

»Ich werde selbst kommen.«

»Noch besser, da das mir das Vergnügen verschafft, Sie zu sehen.«

Sie drückten sich die Hand.

»Übrigens«, sagte Herr von Boville, »gehen Sie denn nicht zu dem Begräbnis dieses armen Fräuleins von Villefort? Der Leichenzug ist mir auf dem Boulevard begegnet.«

»Nein«, antwortete der Bankier; »man lacht noch über mich wegen der Geschichte mit Benedetto, und ich halte mich deshalb der Gesellschaft fern.«

»Da haben Sie unrecht; sind Sie denn an der ganzen Sache schuld?«

»Hören Sie, mein lieber Herr von Boville, wenn man einen so fleckenlosen Namen trägt wie den meinigen, so ist man empfindlich.«

»Ein jeder bedauert Sie, seien Sie davon überzeugt, und man bedauert besonders Ihr Fräulein Tochter.«

»Die arme Eugenie!« antwortete Danglars mit einem tiefen Seufzer. »Sie wissen, daß sie ins Kloster geht?«

»Nein.«

»Ach! es ist leider nur zu wahr. Am Tage nach dem Ereignis hat sie sich entschlossen, in Begleitung einer befreundeten Ordensschwester abzureisen; sie sucht ein sehr strenges Kloster in Italien oder Spanien.«

»Oh, das ist schrecklich!«

Und Herr von Boville zog sich nach diesem Ausruf zurück, indem er dem Vater Trost zusprach.

»Schafskopf!« rief ihm Danglars nach, als er wieder allein war. Dann steckte er die Quittung Monte Christos in eine Brieftasche und setzte hinzu: »Komm nur zu Mittag; ich werde über alle Berge sein.«

Er schloß sich ein, leerte sämtliche Fächer seines Kassenschranks, die etwa fünfzigtausend Franken in Banknoten enthielten, verbrannte verschiedene Papiere, legte andere an Stellen, wo sie in die Augen fallen mußten, und schrieb einen Brief, den er versiegelte und an »Frau Baronin Danglars« adressierte.

»Heute abend werde ich ihn selbst auf ihren Toilettentisch legen«, murmelte er.

Dann zog er einen Paß aus einer Schublade.

»Gut«, sagte er, »er läuft noch zwei Monate.«

Der Friedhof Père-Lachaise

Herr von Boville war tatsächlich dem Leichenzug begegnet, der Valentine nach ihrer letzten Ruhestätte brachte. Das Wetter war trüb und der Himmel mit Wolken bedeckt; ein noch warmer, aber für die Blätter bereits verhängnisvoller Wind riß sie von den allmählich kahl werdenden Zweigen und wirbelte sie auf die Menge, welche die Boulevards füllte. Der pomphafte Zug bewegte sich nach dem Père-Lachaise, wo sich das Mausoleum befand, das in letzter Zeit so viele neue Bewohner aufgenom-

men hatte. Es trug entsprechend dem letzten Wunsch der Mutter Valentines die Aufschrift: Familie Saint-Méran und Villefort.

Eine lange Wagenreihe folgte dem Totenwagen, und hinter den Wagen gingen noch mehr als fünfhundert Personen zu Fuß.

Es waren fast alles junge Leute, welche der Tod Valentines wie ein Blitzschlag getroffen hatte, dieses schönen, keuschen, anbetungswürdigen jungen Mädchens, das in seiner Blüte dahingerafft war.

Als der Zug das Weichbild der Stadt verließ, kam ein Vierspänner in raschem Trab und hielt plötzlich an; es war der Wagen Monte Christos. Der Graf stieg aus dem Wagen und mischte sich unter die Menge, die dem Leichenwagen zu Fuß folgte.

Château-Renaud bemerkte ihn, stieg sofort aus seinem Wagen und gesellte sich zu ihm; auch Beauchamp verließ sein Gefährt und schloß sich ihnen an.

Der Graf sah aufmerksam durch jede Lücke in der Menge; er suchte offenbar jemand. Endlich konnte er nicht mehr an sich halten.

»Wo ist Morrel?« fragte er. »Weiß einer der Herren, wo er ist?«

»Nein, wir haben ihn schon im Sterbehause vermißt«, antwortete Château-Renaud.

Der Graf schwieg, fuhr aber fort, sich umzusehen. Endlich erreichte man den Friedhof. Das scharfe Auge Monte Christos durchforschte alle Gebüsche, und plötzlich verlor er jede Unruhe. Ein Schatten war unter den Sträuchern vorbeigeschlüpft, und Monte Christo hatte jedenfalls denjenigen erkannt, den er suchte.

Man weiß, was eine Beerdigung in dieser prächtigen Totenstadt ist: Schwarze Gruppen auf den weißen Wegen zerstreut, das Schweigen des Himmels und der Erde, nur gestört durch das Knacken einiger Zweige, einer eingetretenen Grabhecke; dann der melancholische Gesang der Priester, hin und wieder unterbrochen durch einen Seufzer, der aus einem Blumenbeet kommt, wo man eine Frau mit gefalteten Händen in Schmerz versunken sieht.

Der Schatten, den Monte Christo gesehen hatte, eilte schnell

auf den Leichenwagen zu und ging neben den Trägern her. Monte Christo verwandte kein Auge von diesem Schatten, der von den andern kaum beachtet wurde. Zweimal verließ der Graf die Reihen, um zu sehen, ob dieser Mann nicht irgendeine unter seinen Kleidern verborgene Waffe suchte.

Dieser Schatten war Morrel, der, als der Zug hielt, sich auf einem kleinen Hügel aufstellte, von dem aus man das Mausoleum übersehen konnte, so daß ihm nichts von der ganzen Feierlichkeit entgehen konnte. Er trug einen schwarzen, bis oben zugeknöpften Überrock, sein Gesicht war bleich und eingefallen, seine Hände zerdrückten krampfhaft seinen Hut.

Alles nahm seinen gewöhnlichen Verlauf. Einige Herren hielten Reden; die einen beklagten diesen frühen Tod, die andern sprachen von dem Schmerz des Vaters; es gab sogar geistreiche Leute, die wußten, daß das junge Mädchen mehr als einmal bei ihrem Vater ein gutes Wort für die Verbrecher eingelegt habe.

Monte Christo hörte und sah nichts, oder vielmehr er sah nur Morrel, dessen Ruhe und Unbeweglichkeit für den, der allein erraten konnte, was in dem Herzen des jungen Offiziers vorging, schrecklich waren.

»Wahrhaftig«, sagte plötzlich Beauchamp zu Debray, »da ist ja Morrel! Wo zum Teufel hat er sich da verkrochen?«

Sie machten Château-Renaud auf Morrel aufmerksam.

»Wie bleich er ist!« sagte der erbebend.

»Ihn friert«, entgegnete Debray.

»Nein«, sagte langsam Château-Renaud, »ich glaube, daß er bewegt ist. Maximilian hat ein sehr empfindliches Gemüt.«

»Oh«, entgegnete Debray, »er kannte Fräulein von Villefort ja kaum. Das haben Sie selbst gesagt.«

»Allerdings; aber ich erinnere mich, daß er damals auf dem Ball bei Frau von Morcerf dreimal mit ihr getanzt hat; Sie wissen, Graf, auf dem Ball, wo Sie so großen Eindruck machten.«

»Nein, ich weiß nicht«, antwortete Monte Christo, ohne zu wissen, worauf noch wem er antwortete, da seine ganze Aufmerksamkeit auf Morrel gerichtet war, dessen Gesicht sich rötete, als ob er den Atem anhielt.

»Die Reden sind aus; adieu, meine Herren«, sagte der Graf plötzlich. Er verschwand, ohne daß man wußte, wohin er sich gewandt hatte.

Die Feierlichkeit war beendigt, die Anwesenden machten sich auf den Rückweg nach Paris. Château-Renaud allein sah sich nach Morrel um; aber während er dem Grafen nachgesehen hatte, hatte Morrel seinen Platz verlassen. Château-Renaud suchte ihn vergeblich, dann folgte er Debray und Beauchamp.

Monte Christo hatte sich in ein Dickicht geworfen und beobachtete, hinter einem großen Grabstein versteckt, die geringsten Bewegungen Morrels, der sich allmählich dem von den Neugierigen und den Arbeitern verlassenen Mausoleum genähert hatte.

Morrel sah sich langsam um; in dem Augenblick aber, da seine Augen nach der andern Richtung gewandt waren, näherte sich Monte Christo zehn Schritte, ohne gesehen zu werden.

Der junge Mann kniete nieder. Der Graf ging näher an ihn heran, den Hals vorgestreckt, die Augen weit geöffnet, mit gebeugten Knien, wie um jeden Augenblick vorstürzen zu können.

Morrel beugte seine Stirn bis auf den Stein, umfaßte das Gitter mit beiden Händen und murmelte: »O Valentine!«

Der Ton, in dem diese beiden Worte gesprochen wurden, erschütterte das Herz des Grafen; er tat noch einen Schritt, klopfte Morrel auf die Schulter und sagte:

»Sie sind's, lieber Freund! Ich suchte Sie.«

Monte Christo erwartete einen Ausbruch von Vorwürfen und Beschuldigungen, aber er irrte sich. Morrel wandte sich nach seiner Seite und sagte anscheinend vollkommen ruhig:

»Sie sehen, ich betete!«

Der Blick des Grafen prüfte den jungen Mann vom Kopf bis zu den Füßen; nach dieser Musterung erschien er ruhiger.

»Soll ich Sie mit nach Paris zurücknehmen?« fragte er.

»Nein, danke.«

»Wünschen Sie irgend etwas?«

»Lassen Sie mich beten.«

Der Graf entfernte sich, ohne eine Einwendung zu machen,

aber nur, um einen neuen Beobachtungsposten einzunehmen, von wo ihm keine Bewegung Morrels entging. Endlich erhob sich Morrel, wischte sich die auf dem Stein weiß gewordenen Beinkleider ab und schlug den Weg nach Paris ein, ohne sich ein einziges Mal umzusehen. Der Graf schickte seinen Wagen fort und folgte ihm auf hundert Schritte. Maximilian trat in der Rue Meslay in das Haus seines Schwagers, bei dem er wohnte. Fünf Minuten darauf öffnete sich die Tür, durch die er gegangen war, für Monte Christo.

Julie, Maximilians Schwester, war vorn im Garten, wo sie mit der größten Aufmerksamkeit den Arbeiten des alten Gärtners Penelon zusah.

»Ah, Herr Graf von Monte Christo!« rief sie mit der Freude, die gewöhnlich jedes Mitglied der Familie bekundete, wenn Monte Christo einen Besuch im Hause machte.

»Maximilian ist soeben nach Hause gekommen, nicht wahr, gnädige Frau?« fragte der Graf.

»Ja, ich glaube, ich habe ihn vorbeigehen sehen«, entgegnete die junge Frau; »aber ich bitte, rufen Sie Emanuel.«

»Entschuldigen Sie, gnädige Frau; aber ich muß sofort zu Maximilian hinauf«, erwiderte Monte Christo, »ich habe ihm etwas von größter Wichtigkeit zu sagen.«

»Dann gehen Sie«, sagte sie mit ihrem reizenden Lächeln. Sie sah ihm nach, bis er auf der Treppe verschwunden war. Monte Christo hatte bald die beiden Treppen, die die Wohnung Maximilians vom Erdgeschoß trennten, zurückgelegt. Auf dem Flur angekommen, horchte er; kein Geräusch ließ sich vernehmen. Wie in den meisten alten, nur von einer Familie bewohnten Häusern war der Flur nur durch eine Glastür abgeschlossen. Aber in dieser Glastür war kein Schlüssel. Maximilian hatte sich eingeschlossen, und es war unmöglich, durch die mit einer rotseidenen Gardine verhängten Scheiben hindurchzusehen.

Die Angst des Grafen zeigte sich an der Röte seines Gesichts, ein bei diesem ruhigen Manne höchst ungewöhnliches Zeichen der Erregung. »Was tun?« murmelte er; dann überlegte er einen Augenblick.

»Klingeln?« fuhr er fort. »O nein, der Klang einer Glocke, das heißt eines Besuchs, beschleunigt oft den Entschluß derjenigen, die sich in der Lage befinden, in der Maximilian sich in diesem Augenblick befinden muß, und dann antwortet auf den Ton der Glocke ein andrer Ton.«

Monte Christo schauderte bei diesem Gedanken vom Kopf bis zu den Füßen. Mit blitzschnellem Entschluß stieß er mit dem Ellbogen eine der Scheiben ein und hob die Gardine in die Höhe. Er erblickte Morrel, der, mit einer Feder in der Hand, an seinem Schreibtisch sitzend, beim Klirren der zerbrochenen Scheibe zusammengefahren war.

»Es ist nichts«, sagte der Graf, »verzeihen Sie, lieber Freund; ich bin ausgeglitten und habe dabei mit dem Ellbogen Ihre Scheibe eingestoßen. Da sie zerbrochen ist, werde ich das Loch benutzen, um die Tür zu öffnen; bemühen Sie sich also nicht.«

Er steckte den Arm durch die zerbrochene Scheibe und öffnete die Tür. Morrel erhob sich; der Besuch war ihm offenbar unangenehm; er ging Monte Christo entgegen, weniger um ihn zu empfangen, als um ihm den Weg zu versperren.

»Es ist die Schuld Ihrer Dienstboten«, sagte Monte Christo und rieb sich den Ellbogen; »Ihr Parkett glänzt wie ein Spiegel.«

»Haben Sie sich verletzt?« fragte Morrel kalt.

»Ich weiß nicht. Aber was machten Sie denn da? Sie haben geschrieben?«

»Ich?«

»Ihre Finger sind ja voll Tinte.«

»Allerdings«, antwortete Morrel, »ich schrieb; das passiert mir manchmal, sosehr ich auch Soldat bin.«

Monte Christo tat einige Schritte ins Zimmer. Maximilian mußte ihn durchlassen, aber er folgte ihm.

»Sie haben geschrieben?« fragte Monte Christo nochmals, indem er Morrel scharf ansah.

»Ich habe schon die Ehre gehabt, das zu bejahen.«

Der Graf warf einen Blick umher.

»Ihre Pistolen neben dem Schreibzeug!« sagte er, indem er auf die auf dem Schreibtisch liegenden Pistolen zeigte.

»Ich will verreisen«, antwortete Maximilian.

»Mein Freund!« sagte Monte Christo mit weicher Stimme.

»Herr Graf!«

»Mein Freund, mein lieber Maximilian, keine Unüberlegtheiten, ich bitte Sie!«

»Ich – Unüberlegtheiten!« entgegnete Morrel achselzuckend. »Inwiefern ist denn eine Reise eine Unüberlegtheit?«

»Maximilian«, sagte Monte Christo, »legen wir beide die Maske ab. Sie täuschen mich nicht mit Ihrer Ruhe, ich täusche Sie nicht mit meinen Reden. Sie verstehen, daß ich eine wirkliche Sorge oder vielmehr eine furchtbare Überzeugung haben muß, wenn ich so gewaltsam bei einem Freunde eindringe. Morrel, Sie wollen sich das Leben nehmen!«

»Ei«, entgegnete Morrel bebend, »wie kommen Sie auf solche Gedanken, Herr Graf?«

»Ich sage Ihnen, Sie wollen sich das Leben nehmen!« fuhr der Graf in demselben Tone fort. »Und hier ist der Beweis.«

Dabei trat er an den Schreibtisch, hob das leere Blatt auf, das Morrel über einen angefangenen Brief geworfen hatte, und nahm den Brief. Morrel stürzte herbei, um ihm den Brief aus den Händen zu reißen; Monte Christo aber hatte das vorausgesehen und hielt mit eiserner Faust seinen Arm fest.

»Da, sehen Sie, daß Sie sich das Leben nehmen wollten, Morrel!« sagte er. »Da steht's geschrieben.«

»Nun«, rief Morrel, von seiner scheinbaren Ruhe plötzlich in Erregung übergehend, »nun, und wenn es der Fall wäre, wenn ich beschlossen hätte, diese Pistole gegen mich zu richten, wer würde mich daran hindern? Wenn ich sage: Alle meine Hoffnungen sind vernichtet, mein Herz ist gebrochen, mein Leben zerstört, es ist nur noch Trauer und Ekel um mich her, die Erde ist Asche geworden, jede menschliche Stimme zerreißt mir das Herz; wenn ich sage: Es ist Barmherzigkeit, mich sterben zu lassen, denn wenn Sie mich nicht sterben lassen, so verliere ich den Verstand, werde wahnsinnig; sagen Sie, wenn ich das mit Tränen und wehem Herzen sage, wird man mir antworten: Du hast unrecht!, wird man mich daran hindern, nicht der unglück-

lichste Mensch zu sein? Sagen Sie, Herr Graf, hätten Sie den Mut dazu?«

»Ja, Morrel«, antwortete Monte Christo mit einer Stimme, deren Ruhe in seltsamem Gegensatz zu der Erregtheit des jungen Mannes stand; »ja, ich hätte den Mut dazu.«

»Sie!« rief Morrel mit dem Ausdruck zunehmenden Zorns; »Sie, der Sie mich durch trügerische Hoffnungen getäuscht haben, der Sie mich durch falsche Versprechungen zurückgehalten haben, als ich sie noch hätte retten oder wenigstens in meinen Armen sterben sehen können; Sie, der Sie sich den Schein geben, über alles Wissen und alle Macht zu verfügen; Sie, der Sie die Rolle der Vorsehung spielen oder sich wenigstens den Anschein geben und der Sie nicht einmal so viel gekonnt haben, einer Vergifteten ein Gegengift zu geben! O wahrhaftig, Sie täten mir leid, wenn Sie mir nicht Grauen einflößten!«

»Morrel …«

»Jawohl, Sie haben mich aufgefordert, die Maske abzunehmen; nun denn, seien Sie zufrieden, ich nehme sie ab. Als Sie mich auf dem Friedhof angeredet haben, habe ich Ihnen geantwortet, denn mein Herz ist gut; als Sie hierhergekommen sind, habe ich Sie eintreten lassen … Aber da Sie sich zuviel herausnehmen, da Sie mir selbst in diesem Zimmer Trotz bieten wollen, wohin ich mich wie in mein Grab zurückgezogen hatte, da Sie mir, der ich alle Qualen erschöpft zu haben glaubte, eine neue bringen, Graf von Monte Christo, mein angeblicher Wohltäter, Graf von Monte Christo, der allgemeine Retter, seien Sie zufrieden, Sie werden Ihren Freund sterben sehen! …«

Und Morrel stürzte mit dem Lachen des Wahnsinns zum zweiten Male nach den Pistolen. Monte Christo, bleich wie eine Erscheinung, aber blitzenden Auges, streckte die Hand über die Waffen aus und sagte zu dem Tobenden:

»Und ich wiederhole Ihnen, daß Sie sich nicht töten werden!«

»Hindern Sie mich doch daran!« entgegnete Morrel, indem er wiederum nach den Waffen greifen wollte. Wieder gebot ihm der stählerne Arm des Grafen Halt.

»Ich werde Sie daran hindern!«

»Aber wer sind Sie denn, daß Sie sich dieses Recht über andere Menschen anmaßen?« rief Maximilian.

»Wer ich bin?« entgegnete Monte Christo. »Hören Sie; ich bin der einzige Mensch auf der Welt, der das Recht hat, Ihnen zu sagen: Morrel, ich will nicht, daß der Sohn deines Vaters heute stirbt!« Und Monte Christo trat majestätisch, erhaben, mit gekreuzten Armen auf den jungen Mann zu, der unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

»Warum sprechen Sie von meinem Vater?« stammelte er. »Warum beschwören Sie das Andenken meines Vaters in dieser Stunde?«

»Weil ich derjenige bin, der schon deinem Vater das Leben gerettet hat, als er sich töten wollte, wie du dich heute töten willst; weil ich der Mann bin, der deiner Schwester die Börse und deinem Vater den ›Pharao‹ geschickt hat; weil ich Edmond Dantès bin, der dich als Kind auf den Knien geschaukelt hat!«

Morrel taumelte keuchend einen Schritt zurück, dann verließen ihn plötzlich die Kräfte, und er sank mit einem lauten Aufschrei vor Monte Christo auf den Boden. Dann ging plötzlich in dieser bewundernswerten Natur eine vollständige Umwandlung vor: er erhob sich, stürzte aus dem Zimmer nach der Treppe und rief mit der ganzen Kraft seiner Stimme: »Julie! Julie! Emanuel!«

Monte Christo wollte ihm nachstürzen, aber Maximilian stieß mit Gewalt die Tür zurück.

Auf sein Rufen eilten Julie, Emanuel, Penelon und einige Dienstboten erschrocken herbei. Morrel nahm sie bei der Hand, trat in die Tür zurück und rief mit durch Schluchzen erstickter Stimme: »Auf die Knie! Das ist unser Wohltäter, der Retter unsres Vaters, es ist …« Er wollte sagen: »Es ist Edmond Dantès!« Der Graf hielt ihn zurück, indem er ihn am Arm ergriff.

Julie stürzte vor und ergriff die Hand des Grafen, Emanuel umarmte ihn; Morrel fiel zum zweiten Mal auf die Knie und schlug seine Stirn auf den Boden.

Da fühlte der Mann von Erz sein Herz sich in der Brust

erweitern, eine verzehrende Flamme sprang ihm von der Kehle in die Augen, er neigte den Kopf und weinte.

Während einiger Augenblicke war das Zimmer von Weinen und Schluchzen erfüllt.

Julie hatte sich kaum ein wenig beruhigt, so eilte sie aus dem Zimmer, stieg eine Treppe hinunter, eilte mit kindlicher Freude in den Salon und hob eine Kristallglocke auf, unter der sich jene Börse befand, die der Unbekannte ihr damals gegeben hatte.

Unterdessen sagte Emanuel mit von Rührung unterbrochener Stimme zum Grafen: »Oh, Herr Graf, wie konnten Sie, da Sie uns so oft von unserm unbekannten Wohltäter sprechen hörten, da Sie uns die Erinnerung an ihn mit so viel Dankbarkeit und Verehrung pflegen sahen, wie konnten Sie bis heute warten, um sich zu erkennen zu geben? Oh, das ist grausam gegen uns und, ich möchte fast sagen, gegen Sie selbst.«

»Mein Freund«, sagte der Graf, »ich kann Sie ja so nennen, denn, ohne es zu ahnen, sind Sie seit elf Jahren mein Freund – die Entdeckung dieses Geheimnisses ist durch ein großes Ereignis herbeigeführt worden, das Ihnen unbekannt bleiben muß. Gott ist mein Zeuge, daß ich es während meines ganzen Lebens in meiner innersten Seele zu verschließen wünschte; Ihr Schwager Maximilian hat es mir gewaltsam entrissen, durch einen Auftritt, den er, wie ich sicher bin, bereut.«

Als er dann sah, daß Maximilian, immer noch auf den Knien liegend, den Kopf in einem Sessel verborgen hatte, fügte er leise hinzu: »Wachen Sie über ihn«, und drückte bedeutungsvoll Emanuel die Hand.

»Warum das?« fragte der junge Mann erstaunt.

»Ich kann es Ihnen nicht sagen; aber wachen Sie über ihn.«

Emanuel warf einen Blick im Zimmer umher und bemerkte die Pistolen. Erschrocken sah er diese Waffen an, die er Monte Christo mit dem Finger zeigte. Monte Christo neigte den Kopf. Emanuel machte eine Bewegung nach den Pistolen.

»Lassen Sie«, sagte der Graf, dann ging er an Morrel heran und nahm dessen Hand; der Aufruhr im Herzen des jungen Mannes hatte einer tiefen Erstarrung Platz gemacht.

Julie kam wieder herauf. Sie hielt die seidene Börse in der Hand, und zwei Freudentränen liefen ihr über die Wangen.

»Hier ist die Reliquie«, sagte sie; »glauben Sie nicht, daß sie mir weniger teuer ist, seit uns der Retter offenbart ist.«

»Mein Kind«, antwortete Monte Christo errötend, »erlauben Sie mir, diese Börse wieder an mich zu nehmen; seitdem Sie die Züge meines Gesichts kennen, will ich nur durch die Liebe, die ich mir zu gewähren bitte, Ihrer Erinnerung vergegenwärtigt werden.«

»Oh«, sagte Julie, indem sie die Börse ans Herz drückte, »nein, nein, ich bitte Sie darum, sie mir zu lassen, denn Sie könnten uns eines Tages verlassen; Sie werden uns leider eines Tages verlassen, nicht wahr?«

»Sie haben richtig geraten«, erwiderte Monte Christo lächelnd; »in acht Tagen werde ich dieses Land verlassen haben, wo so viele Leute, die die Rache des Himmels verdient haben, glücklich lebten, während mein Vater vor Hunger und Leid dahinstarb.«

Monte Christo sah bei diesen Worten Morrel an und bemerkte, daß die Ankündigung seiner bevorstehenden Abreise ihn nicht aus seiner Erstarrung hatte reißen können; er sah ein, daß er einen letzten Kampf mit dem Schmerz seines Freundes zu bestehen haben werde, drückte Julie und Emanuel die Hand und sagte mit dem milden Ernst eines Vaters:

»Meine Freunde, lassen Sie mich mit Maximilian allein.«

Julie freute sich, eine Gelegenheit zu haben, die kostbare Reliquie, von der der Graf nicht mehr gesprochen hatte, wieder mitzunehmen; sie zog deshalb ihren Mann mit sich fort. »Lassen wir sie allein«, sagte sie.

Als der Graf mit Morrel allein war, der unbeweglich wie eine Statue blieb, berührte er ihn an der Schulter und sagte: »Wirst du endlich wieder ein Mensch, Maximilian?«

»Ja, denn ich fange wieder an zu leiden.«

Des Grafen Stirn zog sich zusammen, er schien zu zögern.

»Maximilian«, sagte er, »diese Gedanken, denen du dich hingibst, sind eines Christen unwürdig.«

»Oh, beruhigen Sie sich, Freund«, antwortete Morrel, indem er den Kopf erhob und dem Grafen sein Gesicht zeigte, auf dem sich eine unsägliche Traurigkeit ausprägte, »ich werde den Tod nicht mehr suchen.«

»Also keine Tränen, keine Verzweiflung mehr?« fragte der Graf.

»Nein, denn ich habe etwas Besseres als den Lauf einer Pistole oder die Spitze eines Dolches, um mich von meinem Schmerz zu heilen.«

»Armer Narr …! Was hast du denn?«

»Ich habe meinen Schmerz selbst, der mich töten wird.«

»Freund«, sagte Monte Christo schwermütig, »hör mich an: In einem Augenblick der Verzweiflung habe ich wie du mir eines Tages das Leben nehmen wollen; in einer verzweifelten Lage hat dein Vater Hand an sich legen wollen. Hätte man deinem Vater in dem Augenblick, wo er den Lauf der Pistole gegen seinen Kopf richtete, hätte man mir in dem Augenblick, wo ich das Gefängnisbrot, das ich drei Tage lang nicht angerührt hatte, von meinem Bette stieß, ich sage, hätte man uns beiden in diesem Augenblick gesagt: Lebet! Es wird ein Tag kommen, da ihr glücklich sein und das Leben segnen werdet; mochte die Stimme gekommen sein, woher sie wollte, wir hätten sie mit dem Lächeln des Zweifels oder der Qual des Unglaubens angehört, und wie oft hat dein Vater später, wenn er dich in seine Arme schloß, das Leben gesegnet, wie oft habe ich selbst …«

»Oh!« unterbrach Morrel den Grafen. »Sie hatten nur Ihre Freiheit verloren, mein Vater nur sein Vermögen, aber ich habe Valentine verloren.«

»Sieh mich an, Morrel«, sagte Monte Christo mit jener Feierlichkeit, die ihn bei gewissen Gelegenheiten so groß erscheinen ließ und seinen Reden solche Überzeugungskraft verlieh; »sieh mich an; ich habe weder Tränen in den Augen noch Fieber in den Adern, noch schlägt mein Herz vor Trauer; und doch sehe ich dich leiden, Maximilian, dich, den ich wie einen Sohn liebe. Nun wohl, sagt dir das nicht, daß der Schmerz ist wie das Leben und daß es noch etwas Unbekanntes darüber hinaus gibt? Nun,

wenn ich dich bitte, wenn ich dir befehle zu leben, Morrel, so geschieht das in der Überzeugung, daß du es mir eines Tages danken wirst, dich dem Leben erhalten zu haben.«

»Mein Gott!« rief der junge Mann. »Was sagen Sie mir da, Graf? Sehen Sie sich vor, vielleicht haben Sie nie geliebt!«

»Kind!« antwortete der Graf.

»Wirklich geliebt«, fuhr Morrel fort. »Sehen Sie, seit ich Mann bin, bin ich Soldat; ich bin neunundzwanzig Jahre alt geworden, ohne zu lieben, denn keins der Gefühle, die ich bis dahin empfand, verdient den Namen Liebe. Nun wohl, mit neunundzwanzig Jahren habe ich Valentine gesehen; seit zwei Jahren liebe ich sie; seit fast zwei Jahren habe ich die Tugenden der Jungfrau und des Weibes in diesem mir wie ein Buch geöffneten Herzen lesen können. Es winkte mir ein unendliches Glück, ein Glück, das zu groß, zu vollständig, zu göttlich war für diese Welt; da diese Welt es mir nicht gegeben hat, so gibt es ohne Valentine für mich nur Verzweiflung und Trostlosigkeit auf Erden.«

»Ich habe dir gesagt, du sollst hoffen«, wiederholte der Graf.

»Nehmen Sie sich dann in acht, wiederhole auch ich«, sagte Morrel; »denn Sie suchen mich zu überreden, und wenn Sie mich überreden, werden Sie mich um den Verstand bringen, denn Sie werden mich glauben machen, ich könnte Valentine wiedersehen.«

Der Graf lächelte.

»Mein Freund, mein Vater«, rief Morrel, »nehmen Sie sich in acht, sage ich zum dritten Mal, denn die Macht, die Sie über mich haben, erschreckt mich; nehmen Sie sich in acht mit dem, was Sie reden, denn meine Augen beleben sich, mein Herz wacht wieder auf; nehmen Sie sich in acht, denn Sie werden mich an Übernatürliches glauben machen. Ich würde gehorchen, wenn Sie mich den Grabstein heben hießen, der die Tochter Jairis bedeckt; ich würde auf den Wellen gehen wie der Apostel, wenn Sie mir mit der Hand andeuteten, es zu tun; nehmen Sie sich in acht, ich würde gehorchen.«

»Hoffe, mein Freund«, wiederholte der Graf.

»Oh«, sagte Morrel, indem er von der Höhe seiner Erregung

in den Abgrund der Traurigkeit zurücksank, »oh, Sie treiben Scherz mit mir; Sie machen es wie die guten oder vielmehr die selbstsüchtigen Mütter, die mit süßen Worten den Schmerz des Kindes beruhigen, weil dessen Schreien sie ermüdet. Nein, mein Freund«, fuhr er fort, »ich habe unrecht, Ihnen zu sagen, sich in acht zu nehmen; nein, fürchten Sie nichts, ich werde meinen Schmerz so gut ins Innerste meiner Brust verschließen, daß Sie nicht einmal Mitleid damit zu haben brauchen. Leben Sie wohl, mein Freund.«

»Im Gegenteil«, antwortete der Graf; »von dieser Stunde an wirst du bei mir leben und mich nicht mehr verlassen, Maximilian, und in acht Tagen werden wir Frankreich hinter uns haben.«

»Und Sie heißen mich immer noch zu hoffen?«

»Ich heiße dich hoffen, weil ich ein Mittel weiß, um dich zu heilen.«

»Graf, Sie machen mich nur noch trauriger; Sie sehen in meinem Schmerz nur ein gewöhnliches Leid und glauben, mich durch ein gewöhnliches Mittel, das Reisen, trösten zu können.«

»Was soll ich dir denn sagen?« entgegnete Monte Christo. »Habe Vertrauen zu meinen Versprechungen, warte ab, was kommen wird.«

»Graf, Sie verlängern bloß meine Qual.«

»Hast du, schwaches Herz, nicht die Kraft, einem Freunde für den Versuch, den er unternimmt, einige Tage Zeit zu lassen? Weißt du, was der Graf von Monte Christo vermag? Weißt du, daß er über große irdische Macht verfügt und genug an Gott glaubt, um von ihm, der da gesagt hat, daß der Glaube Berge versetzen könne, Wunder zu erreichen? Nun, warte auf dieses Wunder, welches ich erhoffe, oder …«

»Oder …«, wiederholte Morrel.

»Oder nimm dich in acht, Morrel, ich werde dich undankbar nennen.«

»Haben Sie Mitleid mit mir, Graf.«

»Ich habe so viel Mitleid mit dir, Maximilian, daß, wenn ich dich nicht genau in einem Monat heile, merke dir meine Worte, daß ich selbst dir dann diese Pistolen geladen in die Hand geben

und dir das sicherste Gift Italiens reichen werde, welches schneller wirkt, glaube mir, als das, welches Valentine getötet hat.«

»Versprechen Sie mir das?«

»Ja, denn auch ich bin Mensch, denn auch ich habe, wie ich dir gesagt habe, sterben wollen, und selbst seit das Unglück mich verlassen hat, habe ich noch oft von der Wonne des ewigen Schlummers geträumt.«

»Sie versprechen mir das wirklich, Graf?« rief Maximilian.

»Ich schwöre es dir«, sagte Monte Christo, indem er die Hand ausstreckte.

»Wenn ich in einem Monat keinen Trost gefunden habe, werden Sie mich frei über mein Leben verfügen lassen und mich in keinem Falle undankbar nennen?«

»In einem Monat auf die Stunde, Maximilian; der heutige Tag ist geheiligt, ich weiß nicht, ob du daran gedacht hast, wir haben heute den fünften September. Heute vor zehn Jahren habe ich deinen Vater gerettet, der sterben wollte.«

Morrel ergriff die Hände des Grafen und küßte sie; der Graf ließ ihn gewähren. »In einem Monat«, fuhr er fort, »hast du auf dem Tische, an welchem wir uns beide befinden werden, gute Waffen und einen sanften Tod; dafür aber versprichst du mir, bis dahin zu warten und zu leben?«

»Ich schwöre es Ihnen.«

Monte Christo zog den jungen Mann ans Herz und hielt ihn lange umschlungen.

»Und von jetzt an«, sagte er, »wirst du bei mir wohnen; du wohnst in den Gemächern Haidees, so wird meine Tochter wenigstens durch meinen Sohn ersetzt.«

»Haidee!« sagte Morrel. »Was ist aus ihr geworden?«

»Sie ist diese Nacht abgereist.«

»Um dich zu verlassen?«

»Um mich zu erwarten … Mach dich also bereit, zu mir zu ziehen, und laß mich jetzt unbemerkt hinaus.«

Maximilian senkte den Kopf und gehorchte wie ein Kind oder wie ein Apostel.

Das kleine Hotel der Rue Saint-Germain-des-Prés, das Albert von Morcerf für sich und seine Mutter gewählt hatte, hatte einen ersten Stock, der aus einer vollständigen kleinen Wohnung bestand. Dieser war an eine sehr geheimnisvolle Persönlichkeit vermietet.

Diese Person war ein Mann, dessen Gesicht nicht einmal der Portier hatte sehen können, denn im Winter hatte er es bis oben hinauf in einen Schal gewickelt, und im Sommer schneuzte er sich gerade in dem Augenblick, da er beim Vorübergehen an der Portierloge hätte gesehen werden können. Ganz gegen die Gewohnheit wurde dieser Bewohner des Hauses von niemand beobachtet; das Gerücht, daß sich hinter diesem Inkognito eine sehr hochgestellte Persönlichkeit verberge, deren Arm weit reiche, hatte bewirkt, daß sein geheimnisvolles Auftreten respektiert wurde.

Fast stets, im Winter oder Sommer, kam er um vier Uhr in seine Wohnung, in der er nie die Nacht zubrachte. Um halb vier Uhr im Winter wurde durch die verschwiegene Dienerin, welche die kleine Wohnung instand zu halten hatte, das Feuer angemacht, und um dieselbe Zeit im Sommer wurde von derselben Dienerin Eis hinaufgebracht. Um vier Uhr, manchmal früher, manchmal auch später, kam die geheimnisvolle Person an.

Zwanzig Minuten später hielt ein Wagen vor dem Hause; eine in Schwarz oder Dunkelblau gekleidete Dame, die stets einen großen Schleier trug, stieg aus, ging wie ein Schatten an der Portierloge vorbei und die Treppe hinauf, die man nicht ein einziges Mal unter ihrem leichten Fuß knarren hörte. Niemand fragte sie, wohin sie gehe. So war ihr Gesicht gleichfalls dem Portier und seiner Frau unbekannt.

Sie ging nur bis zum ersten Stock; dort kratzte sie auf eine besondre Art an einer Tür; die Tür öffnete sich und schloß sich rasch wieder.

Beim Verlassen des Hauses kam die Dame immer zuerst und stieg wieder in ihren Wagen, der manchmal nach dieser, manch-

mal nach jener Richtung davonfuhr. Zwanzig Minuten darauf entfernte sich auch der Unbekannte.

Am Tage nach dem Besuch des Grafen von Monte Christo bei Danglars kam der geheimnisvolle Bewohner gegen seine Gewohnheit um zehn Uhr morgens. Fast gleich darauf hielt eine Droschke vor dem Hause, und die verschleierte Dame stieg rasch die Treppe hinauf. Die Tür öffnete sich und schloß sich wieder, aber ehe sich die Tür geschlossen hatte, hatte die Dame gerufen:

»O Lucien! O mein Freund!«

So erfuhr der Portier, der, ohne es zu wollen, diesen Ausruf gehört hatte, zum ersten Male, daß sein Mieter sich Lucien nannte.

»Nun, was gibt es, liebe Freundin?« fragte derjenige, dessen Namen die Dame in ihrer Unruhe oder ihrem Eifer offenbart hatte. »Sprechen Sie.«

»Mein Freund, kann ich auf Sie rechnen?«

»Gewiß, das wissen Sie doch. Aber was gibt es? Ihr Brief von heute morgen hat mich in schreckliche Unruhe versetzt; die Schrift war so hastig.«

»Lucien, ein großes Ereignis!« sagte die Dame, indem sie einen fragenden Blick auf Lucien richtete. »Danglars ist diese Nacht abgereist.«

»Abgereist! Danglars abgereist! Wohin denn?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie, Sie wissen es nicht? Er ist also abgereist, um nicht zurückzukehren?«

»Jedenfalls. Um zehn Uhr abends ist er in seinem Wagen bis an die Barriere von Charenton gefahren; dort hat er mit seinem Kammerdiener eine Postkutsche bestiegen und seinem Kutscher gesagt, er fahre nach Fontainebleau.«

»Nun, was sagen Sie denn da?«

»Warten Sie, mein Freund. Er hat mir einen Brief zurückgelassen.«

»Einen Brief?«

»Ja; lesen Sie.«

Und die Baronin zog einen Brief aus der Tasche, den sie Debray überreichte.

Debray zögerte einen Augenblick, als ob er den Inhalt des Briefes hätte erraten wollen, oder vielmehr als ob er vorher hätte zu einem Entschluß kommen wollen. Nach einigen Sekunden hatte er sich jedenfalls sein Handeln für alle Fälle überlegt. Er begann zu lesen.

Der Brief, der Frau Danglars so beunruhigt hatte, lautete:

»Sehr treue Gattin!«

Debray hielt unwillkürlich inne und sah die Baronin an, die tief rot wurde.

»Lesen Sie«, sagte sie.

Debray las weiter:

»Wenn Sie diesen Brief erhalten, werden Sie keinen Gatten mehr haben. Erschrecken Sie nicht zu sehr, Sie werden keinen Gatten mehr haben, wie Sie keine Tochter mehr haben, das heißt, ich werde mich auf einer der dreißig oder vierzig Straßen befinden, die aus Frankreich hinausführen.

Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, und da Sie die Frau sind, sie vollständig zu verstehen, so werde ich sie Ihnen geben. Hören Sie also:

Ich hatte heute morgen eine Zahlung von fünf Millionen zu leisten und habe sie geleistet; fast sofort darauf sollte ich dieselbe Summe zahlen, habe die Zahlung aber auf morgen verschoben; um dieses Morgen zu vermeiden, das mir unerträglich wäre, reise ich heute ab.

Sie verstehen das, nicht wahr?

Ich sage, Sie verstehen, weil Sie um meine Angelegenheiten ebenso gut Bescheid wissen wie ich; Sie wissen im Geschäft sogar besser Bescheid als ich, denn sollte ich sagen, wohin eine gute Hälfte meines einst ganz hübschen Vermögens gegangen ist, so würde ich es nicht können, während Sie, davon bin ich überzeugt, vollkommen Rechnung darüber ablegen könnten.

Denn die Frauen haben Instinkte von einer unfehlbaren Sicherheit; sie erklären sich durch eine von ihnen selbst erfundene Rechenweise das Wunder selbst. Ich, der ich nur meine

Ziffern kannte, habe an dem Tag, wo mich meine Ziffern getäuscht haben, nichts mehr gewußt.

Haben Sie sich zuweilen über die Schnelligkeit meines Sturzes gewundert? Sind Sie von dem Zusammenschmelzen meiner Barren ein wenig geblendet worden? Ich muß gestehen, daß ich nur Feuer wahrgenommen habe; hoffen wir, daß Sie noch etwas Gold in der Asche gefunden haben.

Mit dieser tröstenden Hoffnung gehe ich von Ihnen, ohne daß mein Gewissen mir den geringsten Vorwurf macht; es bleiben Ihnen Ihre Freunde, die Asche, von der ich soeben sprach, und, um Ihr Glück vollständig zu machen, die Freiheit, die ich Ihnen wiederzugeben mich beeile.

Indessen ist der Augenblick gekommen, ein Wort der Erklärung über unser persönliches Verhältnis einzuschalten. Solange ich gehofft habe, daß Sie am Wohle unseres Hauses arbeiteten, am Vermögen unsrer Tochter, habe ich die Augen zugemacht; da Sie aber aus dem Hause eine große Ruine gemacht haben, will ich nicht mehr als die Grundlage des Vermögens andrer dienen.

Ich habe Sie reich, aber wenig geehrt geheiratet. Entschuldigen Sie, daß ich so freimütig spreche, aber da ich wahrscheinlich nur für uns beide spreche, so sehe ich nicht ein, weshalb ich nicht offen sein soll.

Ich habe unser Vermögen vermehrt, und es hat über fünfzehn Jahre lang stets zugenommen, bis zu dem Augenblick, wo unbekannte und für mich noch unverständliche Katastrophen über mich gekommen sind, ohne daß, wie ich sagen kann, mich irgendeine Schuld träfe.

Sie haben nur an der Vergrößerung Ihres Vermögens gearbeitet, und zwar mit Erfolg, wie ich überzeugt bin. Ich verlasse Sie also, wie ich Sie genommen habe, reich, aber wenig achtungswert.

Leben Sie wohl! Auch ich will von heute an für eigene Rechnung arbeiten. Glauben Sie an meine Dankbarkeit für das gegebene Beispiel, das ich befolgen werde. Ihr sehr ergebener Gatte Baron Danglars.«

Die Baronin war Debray während dieser langen und peinlichen Lektüre mit den Augen gefolgt; sie hatte den jungen Mann

trotz der Selbstbeherrschung, die er besaß, ein- oder zweimal die Farbe wechseln sehen.

Als er den Brief gelesen hatte, faltete er das Papier langsam wieder zusammen und nahm seine nachdenkliche Haltung wieder an.

»Nun?« fragte Frau Danglars mit banger Stimme.

»Nun?« wiederholte Debray mechanisch.

»Was denken Sie von diesem Brief?«

»Das ist sehr einfach; ich glaube, daß Danglars mit Argwohn abgereist ist.«

»Jedenfalls; aber ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?« fragte Frau Danglars.

»Ich verstehe nicht«, sagte Debray mit eisiger Kälte.

»Er ist fortgegangen, vollständig fortgegangen, um nicht zurückzukehren.«

»Oh«, entgegnete Debray, »glauben Sie das nicht.«

»Doch«, antwortete die Baronin, »er wird nicht zurückkehren; ich kenne ihn, er ist unerschütterlich in allen Entschlüssen, die sich auf seine geschäftlichen Angelegenheiten beziehen. Hätte er geglaubt, daß ich ihm zu irgend etwas nützlich sein könnte, so hätte er mich mitgenommen. Er läßt mich in Paris, weil unsre Trennung seinen Plänen dienen kann; sie ist also unwiderruflich, und ich bin für immer frei«, fügte Frau Danglars mit bittendem Ausdruck hinzu.

Aber Debray antwortete nicht auf diese ängstliche Frage des Blickes und des Gedankens.

»Wie«, sagte sie endlich, »Sie antworten nicht?«

»Ich habe Sie nur eins zu fragen: Was denken Sie, das aus Ihnen werden soll?«

»Das wollte ich Sie fragen«, antwortete die Baronin klopfenden Herzens.

»Ah!« entgegnete Debray. »Sie wünschen also einen Rat von mir?«

»Ja, ich bitte Sie um Rat«, sagte die Baronin gepreßten Herzens.

»Nun, wenn Sie mich um einen Rat bitten«, antwortete der junge Mann kalt, »so rate ich Ihnen zu reisen.«

»Zu reisen!« murmelte Frau Danglars.

»Gewiß. Wie Danglars gesagt hat, sind Sie reich und vollständig frei; eine Abwesenheit von Paris wird, meiner Ansicht nach wenigstens, nach der mißglückten Heirat Eugenies und dem Verschwinden Danglars' unbedingt nötig sein. Nur ist es wesentlich, daß jeder weiß, daß Sie verlassen sind, und Sie für arm halte; denn man würde der Frau des Bankerotteurs ihren Überfluß und ihr großes Haus nicht verzeihen.

Für das erstere genügt es, daß Sie vierzehn Tage in Paris bleiben, jedem wiederholen, daß Sie verlassen sind, und Ihren besten Freundinnen erzählen, wie es zugegangen ist; die werden es dann schon weiterverbreiten. Dann verlassen Sie Ihr Haus, lassen Ihre Kleinodien zurück, verzichten auf Ihr Leibgedinge, und jeder wird Ihre Selbstlosigkeit rühmen und Ihr Lob singen.

Dann wird man wissen, daß Sie verlassen sind, und wird Sie für arm halten; denn ich allein kenne Ihre finanzielle Lage und bin bereit, Ihnen als treuer Teilhaber Rechnung abzulegen.«

Die Baronin hatte bleich und niedergeschmettert diese Rede mit Entsetzen und Verzweiflung angehört, während Debray ruhig und gleichgültig geblieben war.

»Verlassen!« wiederholte sie. »Oh, fürwahr, verlassen … Ja, Sie haben recht, und niemand wird eine Ahnung davon haben, wie verlassen!«

Das waren die einzigen Worte, die diese stolze Frau, deren ganzes Herz Debray gehörte, antworten konnte.

»Aber reich, sehr reich sogar«, fuhr Debray fort, indem er einige Papiere aus seiner Brieftasche nahm und auf dem Tisch ausbreitete. Frau Danglars ließ ihn gewähren; sie suchte die Tränen zurückzuhalten, die aus ihren Augen hervorbrechen wollten, und es gelang ihr mit Mühe, ihre äußere Ruhe zu wahren.

»Es ist ungefähr sechs Monate her, seit wir uns assoziiert haben«, sagte Debray. »Sie haben hunderttausend Franken eingelegt. Im April dieses Jahres fand die Assoziierung statt; im Mai haben wir vierhundertfünfzigtausend Franken verdient; im Juni ist der Gewinn auf neunhunderttausend gestiegen. Im Juli haben wir siebzehnhunderttausend hinzugefügt; es war der Monat der spanischen Anleihe. Im August haben wir im Anfang

dreihunderttausend Franken verloren; aber am fünfzehnten haben wir das wieder eingeholt, und am Ende hatten wir unsre Revanche; denn unsre Rechnungen ergeben bis gestern, wo ich sie aufgestellt habe, einen Bestand von zwei Millionen viermal hunderttausend Franken, das heißt von zwölfmal hunderttausend Franken für jeden von uns.

Jetzt«, fuhr Debray fort, indem er mit der Genauigkeit und der Ruhe eines Börsenagenten in seinem Notizbuch nachrechnete, »stehen hier achtzigtausend Franken als Zinsen dieser in meinen Händen gebliebenen Summe.«

»Aber was sollen denn diese Zinsen bedeuten«, unterbrach ihn die Baronin, »da Sie doch niemals das Geld angelegt haben?«

»Entschuldigen Sie«, sagte Debray kalt, »ich hatte Ihre Vollmacht, es anzulegen, und habe davon Gebrauch gemacht. Das macht also vierzigtausend Franken Zinsen für Ihre Hälfte, dazu die hunderttausend Franken Einlage, also dreizehnhundertvierzigtausend Franken auf Ihren Teil.

Nun«, fuhr Debray fort, »bin ich so vorsichtig gewesen, Ihr Geld vorgestern flüssig zu machen; das ist nicht lange her, wie Sie sehen; man sollte meinen, ich hätte geahnt, daß ich sofort Rechnung würde ablegen müssen. Ihr Geld ist hier, halb in Banknoten, halb in Wechseln.

Ich sage, hier, und das ist wahr; denn da ich mein Haus nicht für sicher genug und die Notare nicht für verschwiegen genug hielt und da die Grundstücke noch verräterischer sind als Notare, da Sie endlich nicht das Recht haben, außerhalb der ehelichen Gemeinschaft etwas zu kaufen oder zu besitzen, so habe ich diese ganze Summe, heute Ihr einziges Vermögen, in einem in diesem Schrank eingemauerten Kasten aufbewahrt und der größeren Sicherheit wegen selbst den Maurer gespielt.«

Frau Danglars nahm mechanisch die Scheine und Papiere, die Debray aus dem Versteck hervorholte und ihr übergab; trockenen Auges, aber die Brust von Schluchzen geschwellt, steckte sie alles in ihre Taschen und erwartete, bleich und stumm dastehend, ein liebevolles Wort, das sie darüber tröstete, so reich zu sein. Aber sie wartete vergebens.

»Jetzt«, sagte Debray, »haben Sie ein herrliches Leben vor sich, ungefähr sechzigtausend Livres Rente, was für eine Frau, die innerhalb eines Jahres wenigstens kein Haus machen kann, eine riesige Summe ist.

Alle Launen, die Ihnen durch den Kopf gehen, können Sie damit befriedigen, ganz abgesehen davon, daß, wenn Sie in Erinnerung an die Vergangenheit Ihren Anteil für ungenügend halten, Ihnen auch der meinige zur Verfügung steht, und ich bin geneigt, Ihnen, wohlverstanden als Darlehen, alles, was ich besitze, anzubieten, daß heißt eine Million sechzigtausend Franken.«

»Ich danke«, antwortete die Baronin, »Sie wissen, daß Sie mir viel mehr gegeben haben, als eine arme Frau braucht, die so bald nicht wieder in der Gesellschaft zu erscheinen gedenkt.«

Debray war einen Augenblick erstaunt, aber er faßte sich und machte eine Bewegung, als wollte er sagen: Wie Sie wollen!

Frau Danglars hatte vielleicht bis dahin noch auf etwas gehofft; da sie aber die gleichgültige Bewegung und den Seitenblick sah, von dem sie begleitet war, hob sie den Kopf, öffnete die Tür und ging ohne eine Äußerung des Zorns, aber auch ohne Zögern hinaus, indem sie den Mann, der sie auf diese Weise gehen ließ, nicht einmal eines letzten Grußes würdigte.

»Pah!« sagte Debray, als sie gegangen war. »Schöne Pläne, alles das; sie wird in ihrem Hause bleiben, Romane lesen und Landsknecht spielen, da sie nicht mehr an der Börse spielen kann.«

Er nahm sein Notizbuch und strich mit der größten Sorgfalt die Summen aus, die er eben bezahlt hatte.

»Es bleiben mir eine Million sechzigtausend Franken«, sagte er. »Schade, daß Fräulein von Villefort gestorben ist; dieses Mädchen sagte mir in jeder Beziehung zu, und ich hätte sie geheiratet.«

Und phlegmatisch wartete er noch zwanzig Minuten, um dann seinerseits zu gehen.

Über der Wohnung, wo Debray eben zwei und eine halbe Million mit Frau Danglars geteilt hatte, wohnten Mercedes und Albert.

Mercedes war seit einigen Tagen sehr verändert, nicht daß sie je, selbst zur Zeit ihrer günstigsten Verhältnisse, jenen Prunk entfaltet hätte, der bewirkt, daß man die Frau nicht wiedererkennt, sobald sie in einfacheren Kleidern erscheint; auch nicht, daß sie genötigt gewesen wäre, die Kleidung des Elends zu tragen; nein, Mercedes war verändert, weil ihr Auge nicht mehr glänzte, weil ihr Mund nicht mehr lächelte, weil eine beständige Verlegenheit das Wort auf ihren Lippen festhielt, das früher stets rasch und treffend hervorkam.

Es war nicht die Armut, die Mercedes niederbeugte, nicht Mangel an Mut, der die Armut schwer auf ihr lasten ließ. Mercedes, herabgestiegen aus der Welt, in der sie lebte, verloren in dem neuen Leben, das sie sich gewählt hatte, erschien wie eine aus ihrem Palast in eine Hütte herniedergestiegene Königin, die auf das durchaus Notwendige beschränkt ist und sich weder mit dem irdenen Geschirr, das sie selbst auftragen muß, noch mit dem armseligen Lager, das ihr früheres Bett ersetzt, zurechtzufinden weiß.

In der Tat hatte die schöne Katalonierin nicht mehr ihren stolzen Blick und nicht mehr ihr reizendes Lächeln, weil ihr Auge bei jedem Blick nur Betrübendes sah: ein grau in grau tapeziertes Zimmer, ein Fußboden ohne Teppiche, ärmliche Möbelstücke, die einen falschen Schein von Prunk an sich hatten, kurz, allem fehlte die Harmonie, die den an ein behagliches Heim gewöhnten Augen so notwendig ist.

Hier lebte Frau von Morcerf, seit sie ihr Haus verlassen hatte; eine Art Schwindel ergriff sie in dieser ewigen Stille. Da sie bemerkte, daß Albert sie beständig verstohlen beobachtete, um zu sehen, wie sie sich fühlte, zwang sie ein Lächeln auf ihre Lippen, aber ihre Augen blieben traurig, und ihr Lächeln war wie ein Licht ohne Wärme.

Albert seinerseits war sorgenvoll und fühlte sich unbehaglich. Überall störte ihn sein früheres luxuriöses Dasein; er wollte ohne Handschuhe ausgehen und fand seine Hände zu weiß; er wollte zu Fuß in die Stadt gehen und fand seine Stiefel zu lackiert.

Indessen war es diesen beiden edlen und klugen Menschen, die unlöslich durch das Band der Mutter- und Kindesliebe vereinigt waren, doch gelungen, sich zu verstehen, ohne viel Worte zu machen. Albert hatte endlich seiner Mutter, ohne sie erbleichen zu machen, sagen können:

»Mutter, wir haben kein Geld mehr.«

Mercedes hatte das wirkliche Elend nie kennengelernt; wenn sie auch in der Jugend arm gewesen war, so hatte sie doch nie Not gelitten. Solange die Netze gut waren, fing man Fische; solange man Fische verkaufte, hatte man Garn, um die Netze instand zu halten.

Der Winter nahte; Mercedes hatte kein Feuer in ihrem Zimmer, sie, deren ganzes Haus früher behaglich erwärmt gewesen war; sie, deren Gemächer einst einem Treibhause glichen, hatte nicht die armseligste kleine Blume. Aber sie hatte ihren Sohn.

Die Begeisterung für die Erfüllung einer Pflicht, die sie vielleicht übertrieben, hatte ihr Gemüt bis jetzt erhoben; aber sie hatte allmählich aus dem Land der Träume in das Land der Wirklichkeit herabsteigen müssen; es mußte von dem Alltäglichen gesprochen werden, nachdem das Ideale erschöpft war.

»Mutter«, sagte Albert in demselben Augenblick, da Frau Danglars die Treppe hinabging, »wir wollen einmal unser ganzes Geld zusammenrechnen, ich muß die Gesamtsumme wissen, um einen Plan zu machen.«

»Gesamtsumme: nichts«, sagte Mercedes mit einem schmerzlichen Lächeln.

»Doch, Mutter, Gesamtsumme dreitausend Franken vorläufig, und ich mache mich anheischig, mit diesen dreitausend Franken uns beiden ein herrliches Leben zu schaffen.«

»Kind!« seufzte Mercedes.

»Ach, liebe Mutter«, sagte der junge Mann, »ich habe schon Geld genug ausgegeben, um seinen Wert zu kennen. Dreitausend Franken sind eine riesige Summe, und ich habe darauf eine wunderbare Zukunft aufgebaut.«

»Fürs erste, nehmen wir denn diese dreitausend Franken an?« fragte Mercedes errötend.

»Aber das ist abgemacht, scheint mir«, antwortete Albert mit festem Ton; »wir nehmen sie um so mehr an, als wir sie nicht haben, denn sie sind, wie Sie wissen, in dem Garten des Häuschens in den Allées de Meilhan in Marseille vergraben. Mit zweihundert Franken kommen wir beide nach Marseille.«

»Mit zweihundert Franken!« sagte Mercedes. »Was fällt dir ein, Albert?«

»Ich habe mich auf dem Bureau der Post und der Dampfschiffe erkundigt und alles berechnet. Sie belegen Ihren Platz bis Châlons im Kabriolett – Sie sehen, Mutter, daß ich Sie als Königin behandle –, macht fünfunddreißig Franken. Von Châlons nach Lyon mit dem Dampfschiff macht sechs Franken; von Lyon nach Avignon wieder mit dem Dampfschiff sechzehn Franken; von Avignon nach Marseille sieben Franken; Ausgaben auf der Reise fünfzig Franken; zusammen hundertundvierzehn Franken. Setzen wir hundertundzwanzig. Sie sehen, ich bin freigebig, nicht wahr, Mutter?«

Albert lächelte bei den letzten Worten.

»Aber du, mein armes Kind?«

»Ich! Haben Sie nicht gesehen, daß ich achtzig Franken für mich behalte? Ein junger Mann braucht nicht alle seine Bequemlichkeit zu haben; zudem weiß ich, was reisen heißt.«

»Mit deiner Postchaise und deinem Kammerdiener?«

»In jeder Weise, Mutter.«

»Nun wohl, sei es«, sagte Mercedes; »aber diese zweihundert Franken?«

»Hier sind sie und dann noch weitere zweihundert. Ich habe meine Uhr für hundert Franken verkauft und die Anhängsel für dreihundert. Wir sind also reich, da Sie statt der zur Reise nötigen hundertundvierzehn Franken zweihundertundfünfzig haben.«

»Aber wir sind hier im Hause etwas schuldig.«

»Dreißig Franken, die ich aber von meinen hundertundfünfzig bezahle. Das ist abgemacht; und da ich zur Reise nur achtzig Franken brauche, so schwimmen wir, wie Sie sehen, im Überfluß. Aber das ist nicht alles. Was sagen Sie hierzu, Mutter?«

Und Albert zog aus einer kleinen Brieftasche mit goldenem Schloß einen Tausendfrankenschein.

»Was ist das?« fragte Mercedes.

»Tausend Franken, Mutter.«

»Aber woher hast du die?«

»Hören Sie mich an, Mutter, und erregen Sie sich nicht zu sehr.«

Albert stand auf, küßte seine Mutter auf beide Wangen und betrachtete sie.

»Sie wissen nicht, Mutter, wie schön ich Sie finde!« sagte der junge Mann mit tiefer kindlicher Liebe. »Sie sind wirklich die schönste und edelste Frau, die ich je kennengelernt habe!«

»Liebes Kind«, sagte Mercedes, die vergeblich versuchte, eine Träne zurückzuhalten.

»Wirklich, es fehlte Ihnen nur noch, unglücklich zu sein, um meine Liebe in Anbetung zu verwandeln.«

»Ich bin nicht unglücklich, solange ich meinen Sohn habe«, sagte Mercedes.

»Hier fängt gerade die Prüfung an, Mutter«, antwortete Albert. »Sie wissen, was abgemacht ist?«

»Haben wir denn etwas abgemacht?« fragte Mercedes.

»Ja, es ist abgemacht, daß Sie in Marseille wohnen bleiben und daß ich nach Afrika gehe, wo ich statt des Namens, den ich aufgegeben habe, meinen neuen Namen zu Ehren bringen werde.«

Mercedes stieß einen Seufzer aus.

»Nun wohl, Mutter, ich bin seit gestern bei den Spahis eingestellt«, fuhr der junge Mann fort, indem er die Augen mit einer gewissen Beschämung senkte, denn er wußte selbst nicht, wie erhaben seine Erniedrigung war; »oder vielmehr, ich habe geglaubt, daß mein Körper mir gehöre und ich ihn verkaufen könne; seit gestern vertrete ich einen andern. Ich habe mich verkauft, wie man sagt«, fügte er hinzu, indem er zu lächeln versuchte, »teurer, als ich wert zu sein glaubte, nämlich für zweitausend Franken.«

»Also diese tausend Franken …?« fragte Mercedes zitternd.

»Sind die Hälfte der Summe; die andere Hälfte kommt in einem Jahre.«

Mercedes hob die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck zum Himmel, und die Tränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, flossen über ihre Wangen.

»Der Preis seines Blutes!« murmelte sie.

»Ja, wenn ich gefallen bin«, entgegnete Albert lachend; »aber ich versichere Sie, liebe Mutter, daß ich im Gegenteil die Absicht habe, meine Haut tüchtig zu verteidigen; ich habe niemals solche Lust zu leben gehabt wie jetzt.«

»Mein Gott! mein Gott!« rief Mercedes.

»Weshalb soll ich denn übrigens fallen, Mutter? Sind denn Lamoricière, Changarnier, Bedeau und Morrel, die wir kennen, gefallen? Denken Sie, wie Sie sich freuen werden, Mutter, wenn Sie mich in der gestickten Uniform wiederkommen sehen. Ich erkläre Ihnen, daß ich mich prächtig darin ausnehmen werde und daß ich dieses Regiment aus Eitelkeit gewählt habe.«

Mercedes seufzte, während sie zu lächeln versuchte; sie begriff, daß es unrecht sei, ihr Kind das ganze Gewicht des Opfers tragen zu lassen.

»Nun, sehen Sie, Mutter«, fuhr Albert fort, »da haben Sie schon mehr als viertausend Franken, mit denen Sie gut zwei Jahre leben können.«

»Glaubst du?« fragte Mercedes.

Diese Worte waren der Gräfin entschlüpft; es lag in ihnen ein solcher Schmerz, daß ihr Sinn Albert nicht entging; er fühlte sein Herz sich zusammenziehen und sagte, indem er die Hand seiner Mutter nahm und zärtlich in den seinigen drückte: »Ja, Sie werden leben!«

»Ich werde leben!« rief Mercedes. »Aber du gehst nicht fort, nicht wahr, mein Sohn?«

»Mutter, ich gehe fort«, entgegnete Albert mit ruhiger, fester Stimme. »Sie lieben mich zu sehr, um mich müßig und nutzlos bei sich festzuhalten; zudem habe ich unterschrieben.«

»Du wirst nach deinem Willen handeln, mein Sohn, ich werde nach dem Gottes handeln.«

»Nicht nach meinem Willen, Mutter, sondern nach der Vernunft, nach der Notwendigkeit. Wir sind beide verzweifelte

Menschen, nicht wahr? Was ist Ihnen heute das Leben? Was ist es mir? Ohne Sie sehr wenig, Mutter, glauben Sie es mir; denn ohne Sie, ich schwöre es Ihnen, hätte dieses Leben an dem Tage aufgehört, wo ich an meinem Vater gezweifelt und seinen Namen verleugnet habe! Ich lebe, wenn Sie mir versprechen, noch zu hoffen; wenn Sie mich für Ihr künftiges Glück sorgen lassen, verdoppeln Sie meine Kraft. Ich werde dort unten den Gouverneur von Algier aufsuchen; er ist ein edles Herz und vor allem Soldat. Ich erzähle ihm meine traurige Geschichte und bitte ihn, gelegentlich den Blick nach der Seite zu wenden, wo ich sein werde, und wenn er Wort hält, wenn er mich beobachtet, so bin ich vor Ablauf eines halben Jahres Offizier oder tot. Bin ich Offizier, so ist Ihr Schicksal gesichert, denn dann habe ich Geld für uns beide und dazu einen neuen Namen, auf den wir beide stolz sein werden, da es Ihr wahrer Name sein wird. Falle ich … nun wohl, wenn ich tot bin, dann, liebe Mutter, werden Sie sterben, wenn Sie wollen, und dann wird unser Unglück in seinem Übermaß ein Ende haben.«

»Gut«, antwortete Mercedes; »du hast recht, mein Sohn; beweisen wir gewissen Leuten, die die Augen auf uns gerichtet halten und warten, was wir tun werden, um ihre Meinung danach zu bilden, beweisen wir ihnen, daß wir wenigstens würdig sind, beklagt zu werden.«

»Aber keine traurigen Gedanken, liebe Mutter!« rief der junge Mann. »Ich schwöre Ihnen, daß wir sehr glücklich sind oder es wenigstens sein können. Sie sind eine Frau, die sich in ihr Schicksal zu fügen weiß; ich bin, wie ich hoffe, einfach und leidenschaftslos geworden. Bin ich einmal im Dienst, so bin ich reich; sind Sie einmal im Hause des Herrn Dantès, so sind Sie ruhig. Versuchen wir es, Mutter!«

»Ja, wir wollen es versuchen, mein Sohn, denn du mußt leben, du mußt glücklich sein«, antwortete Mercedes.

»Also ist unsre Teilung gemacht«, sagte der junge Mann, indem er sich heiter stellte. »Wir können noch heute abreisen. Ich gehe, um Ihren Platz zu belegen.«

»Aber der deinige, mein Sohn?«

»Ich muß noch zwei oder drei Tage hierbleiben, Mutter; dies ist ein Anfang der Trennung, und wir müssen uns erst daran gewöhnen. Ich brauche noch einige Empfehlungen, einige Auskünfte über Afrika und werde Sie in Marseille treffen.«

»Gut, so sei es, laß uns gehen!« sagte Mercedes, indem sie sich in den einzigen Schal hüllte, den sie mitgenommen hatte und der zufällig ein sehr wertvoller schwarzer Kaschmirschal war.

Albert raffte in der Eile seine Papiere zusammen, klingelte, um dem Hauswirt die schuldigen dreißig Franken zu zahlen, bot seiner Mutter den Arm und ging mit ihr die Treppe hinab.

Vor ihnen ging jemand die Treppe hinab, der sich umwandte, als er das Rauschen eines Seidenkleides vernahm.

»Debray!« murmelte Albert.

»Sie, Morcerf!« antwortete der Sekretär des Ministers, indem er stehenblieb. Die Neugier trug bei ihm über den Wunsch, nicht gesehen zu werden, den Sieg davon; zudem war er ja auch erkannt. Es schien ihm in der Tat ein interessantes Abenteuer, in diesem unbekannten Hotel den jungen Mann zu finden, dessen unglückliches Schicksal in Paris so viel Aufsehen erregt hatte.

»Morcerf!« wiederholte Debray. Dann bemerkte er in dem Halbdunkel die noch jugendliche Gestalt und den schwarzen Schleier der Gräfin.

»Oh, Verzeihung«, fügte er mit einem Lächeln hinzu, »ich lasse Sie allein, Albert.«

Albert verstand den Gedanken Debrays.

»Mutter«, sagte er, indem er sich an Mercedes wandte, »dies ist Herr Debray, Sekretär des Ministers des Innern, ein früherer Freund von mir.«

»Wieso ein früherer Freund, was wollen Sie damit sagen?« stotterte Debray.

»Ich sage das, Herr Debray«, entgegnete Albert, »weil ich heute keine Freunde mehr habe und keine mehr haben darf. Ich danke Ihnen, daß Sie so gütig waren, mich zu erkennen.«

Debray stieg zwei Stufen in die Höhe und schüttelte Albert kräftig die Hand. »Glauben Sie mir, mein lieber Albert«, sagte

er bewegt, »ich habe tiefen Anteil an Ihrem Unglück genommen und stelle mich Ihnen in jeder Beziehung zur Verfügung.«

»Ich danke Ihnen«, entgegnete Albert lächelnd; »aber wir sind in unserem Unglück reich genug geblieben, um niemand um Hilfe angehen zu brauchen; wir verlassen Paris, und nach Bezahlung der Reisekosten bleiben uns fünftausend Franken.«

Die Röte stieg Debray ins Gesicht, der eine Million in der Brieftasche trug, und sowenig poetisch er war, konnte er nicht umhin, daran zu denken, daß dasselbe Haus eben noch zwei Frauen beherbergte, von denen die eine, verdientermaßen entehrt, mit fünfzehnhunderttausend Franken arm davonging, während sich die andre, die unverdientermaßen vom Schicksal getroffen, aber erhaben war in ihrem Unglück, mit einigen Pfennigen für reich hielt.

Dieser Vergleich brachte ihn aus der Fassung; er stammelte einige höfliche Worte und ging schnell die Treppe hinab.

An diesem Tage hatten seine Untergebenen im Ministerium sehr unter seiner schlechten Laune zu leiden. Aber am Abend erwarb er ein sehr schönes Haus am Boulevard de la Madeleine, das fünfzigtausend Livres Rente einbrachte.

Am folgenden Tage, um die Stunde, da Debray den Kaufkontrakt unterzeichnete, bestieg Frau von Morcerf, nachdem sie ihren Sohn zärtlich umarmt hatte, das Kabriolett der Postkutsche, dessen Tür sich hinter ihr schloß.

An einem der nach dem Posthofe hinausgehenden Fenster hielt sich ein Mann versteckt; er sah Mercedes in den Wagen steigen, sah den Wagen fortfahren und Albert sich entfernen.

Da fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sagte:

»Auf welche Weise kann ich diesen beiden Unschuldigen das Glück zurückgeben, das ich ihnen genommen habe? Gott wird mir helfen!«

Eine der Abteilungen des Gefängnisses La Force, diejenige, in der die am schwersten belasteten und gefährlichsten Gefangenen untergebracht sind, heißt die Cour Saint-Bernard.

Die Gefangenen nennen diese Abteilung die Löwengrube, wahrscheinlich, weil die dort Untergebrachten Zähne haben, welche oft die Gitter und zuweilen die Wärter beißen.

Es ist ein Gefängnis im Gefängnis; die Mauern haben die doppelte Dicke der andern. Jeden Tag untersucht ein Kerkermeister sorgfältig die massiven Gitter, und man erkennt an den herkulischen Gestalten, den kaltblütigen und scharfen Blicken dieser Wärter, daß sie ausgewählt worden sind, um durch Schrecken die Gefangenen zu beherrschen.

Der Hof dieser Abteilung ist von gewaltigen Mauern eingefaßt, an denen die Sonnenstrahlen schräg hinabgleiten, wenn sie sich entschließen, in diesen Abgrund moralischer und physischer Häßlichkeit einzudringen.

Hier irren von der Stunde des Aufstehens an sorgenvoll, verstört, bleich, schattengleich die Männer umher, welche die Justiz unter die Schneide des Schwertes gebeugt hält, das sie schärft.

Man sieht sie an der Stelle der Mauer stehen oder kauern, die am meisten die Wärme der Sonnenstrahlen aufnimmt und bewahrt. Dort bleiben sie, manchmal zu zweien miteinander sprechend, in der Regel aber allein, das Auge unaufhörlich nach der Tür richtend, welche sich öffnet, um irgendeinen der Bewohner dieses trostlosen Aufenthalts zu rufen oder irgendeine neue aus dem Schmelztiegel der Gesellschaft ausgeworfene Schlacke in diesen Abgrund auszuspeien.

Die Cour Saint-Bernard hat ihr besonderes Sprechzimmer, ein langes Viereck, das durch zwei parallele, drei Fuß voneinander entfernte Gitter in zwei Teile geteilt ist, so daß der Besucher dem Gefangenen nicht die Hand drücken und ihm nichts zustecken kann. Dieses Sprechzimmer ist finster und feucht und macht einen entsetzlichen Eindruck, besonders wenn man

an die furchtbaren Dinge denkt, über die durch diese Gitter hindurch gesprochen worden ist.

Doch dieser Ort, so entsetzlich er ist, ist das Paradies, in welches diese Männer kommen, deren Tage gezählt sind, um wieder einmal eine erhoffte Gesellschaft zu genießen; sehr selten verläßt einer die Löwengrube anders, als um nach der Barrière Saint-Jacques, dem Bagno oder in die Einzelhaft zu gehen.

In dem Hofe ging ein junger Mann, die Hände in den Rocktaschen, umher, der von den Bewohnern der Löwengrube mit großer Neugier betrachtet wurde.

Man hätte ihn nach dem Schnitt seiner Kleider für einen eleganten Herrn halten können, wenn diese Kleider nicht zerfetzt gewesen wären; sie waren jedoch nicht abgenutzt, denn das feine Tuch nahm an den heilen Stellen unter der liebkosenden Hand des Gefangenen, der seinen Anzug wieder neu zu machen versuchte, leicht seinen Glanz wieder an.

Er verwandte dieselbe Sorgfalt darauf, ein Batisthemd zu schließen, dessen Farbe sich seit seinem Eintritt in das Gefängnis bedeutend verändert hatte, und wischte seine Lackstiefel mit dem Zipfel eines Taschentuchs, in das Initialen mit einer Krone eingestickt waren.

Einige Insassen der Löwengrube sahen mit großem Interesse dem Toilettemachen des Gefangenen zu.

»Sieh, der Prinz macht sich schön«, sagte einer der Spitzbuben.

»Er ist von Natur ein schöner Bursche«, sagte ein andrer, »und wenn er nur einen Kamm und Pomade hätte, würde er alle Herren mit weißen Handschuhen in den Schatten stellen.«

»Sein Rock muß sehr neu gewesen sein, und seine Stiefel glänzen prächtig. Sehr schmeichelhaft für uns, so feine Kollegen zu haben; diese Räuber von Gendarmen haben ihn schön zugerichtet; sie waren sicher neidisch, daß sie den feinen Anzug so zerrissen haben.«

»Es scheint ein Prachtkerl zu sein«, bemerkte ein andrer; »er hat alles gemacht … und in großem Stile … Er kommt ganz jung aus dem Süden, wirklich ein tüchtiger Kerl.«

Der Gegenstand dieser abscheulichen Bewunderung schien das Lob oder den Duft des Lobes einzusaugen, denn die Worte hörte er nicht. Als seine Toilette beendigt war, trat er an die Klappe der Kantine, an der ein Wärter lehnte.

»Hören Sie, mein Herr«, sagte er zu dem Wärter, »leihen Sie mir zwanzig Franken. Sie bekommen sie bald wieder; bei mir laufen Sie keine Gefahr. Bedenken Sie, daß meine Verwandten mehr Millionen als Sie Pfennige haben … Hören Sie, zwanzig Franken, damit ich mir eine separate Zelle nehmen und einen Schlafrock kaufen kann. Ich leide entsetzlich darunter, immer im Rock und in Stiefeln zu sein. Welcher Rock, mein Herr, für einen Prinzen Cavalcanti!«

Der Wärter wandte ihm den Rücken zu und zuckte die Achseln. Er lachte nicht einmal über diese Worte, denn er hatte schon oft dergleichen gehört.

»Ich sehe«, sagte Andrea, »Sie sind ein Mann ohne Eingeweide, und ich werde Sie um Ihre Stelle bringen.«

Bei diesen Worten wandte sich der Wärter um und lachte laut auf. Die Gefangenen traten näher.

»Ich sage Ihnen, daß ich mir mit dieser elenden Summe einen Rock und ein Zimmer verschaffen kann, um den erlauchten Besuch, den ich jeden Tag erwarte, anständig zu empfangen.«

»Er hat recht«, sagten die Gefangenen. »Zum Kuckuck, man sieht doch, daß es ein feiner Herr ist.«

»Nun, dann leiht ihm doch die zwanzig Franken«, sagte der Wärter, indem er seine andere kolossale Schulter an die Wand lehnte; »seid ihr das nicht einem Kameraden schuldig?«

»Ich bin nicht der Kamerad dieser Leute«, rief der junge Mann stolz; »beleidigen Sie mich nicht, dazu haben Sie kein Recht.«

Die Spitzbuben sahen sich an, und ein dumpfes Gemurmel lief durch ihre Reihen, ein Gewitter drohte über den aristokratischen Gefangenen hereinzubrechen. Der Wärter, der sicher war, den Fluten Halt zu gebieten, wenn sie zu ungestüm werden sollten, ließ, um sich einmal eine Erholung während seiner langweiligen Dienststunden zu verschaffen, das Wasser steigen. Die Spitzbuben näherten sich Andrea bereits. Die einen sagten:

»Er soll den Stiefel fühlen!« Diese grausame Operation besteht darin, daß der in Ungnade gefallene Kamerad mit den eisenbeschlagenen Stiefeln bearbeitet wird.

Andre schlugen den »Aal« vor, eine andre Art der Abreibung, die darin besteht, daß Steine und Sand in ein Tuch gefüllt werden, das dann dem Patienten über Kopf und Schultern geschlagen wird.

»Prügeln wir den Schönen!« sagten einige.

Aber Andrea drehte sich nach ihnen um, zwinkerte mit den Augen, steckte seine Zunge in die Backe und ließ ein eigentümliches Schnalzen hören. Das war ein Freimaurerzeichen, das Caderousse ihn gelehrt hatte.

Die Spitzbuben erkannten einen der Ihrigen; sofort senkten sich die Tücher, und der eisenbeschlagene Stiefel kehrte wieder an den Fuß des Haupthenkers zurück. Man hörte einige Stimmen äußern, daß der Herr recht habe, daß es ihm freistünde, nach seiner Art zu leben, und daß die Gefangenen das Beispiel der Gewissensfreiheit geben wollten.

Der Wärter war über dieses plötzliche Ende des Aufruhrs so erstaunt, daß er Andrea sofort bei den Händen nahm und ihn zu durchsuchen begann. Andrea ließ es, nicht ohne zu protestieren, geschehen. Plötzlich ertönte eine Stimme an der Tür.

»Benedetto!« rief ein Inspektor. Der Wärter ließ Andrea los.

»Man ruft mich?« fragte dieser.

»Nach dem Sprechzimmer!« sagte die Stimme.

»Sehen Sie, man kommt, mich zu besuchen. Ah! mein lieber Herr, Sie werden sehen, ob man einen Cavalcanti wie einen gewöhnlichen Menschen behandeln kann!«

Andrea huschte wie ein schwarzer Schatten über den Hof und durch die halbgeöffnete Tür, während seine Genossen und der Wärter selbst voll Bewunderung zurückblieben.

Man rief ihn in der Tat ins Sprechzimmer, und man konnte mit Recht ebenso erstaunt darüber sein, wie Andrea selbst es war; denn der geriebene junge Mann hatte, statt die Erlaubnis zu benutzen, zu schreiben, das vollkommenste Stillschweigen beobachtet.

Ich werde, sagte er sich, augenscheinlich durch irgendeinen Mächtigen beschützt; alles beweist mir das: das Vermögen, das mir plötzlich zugekommen ist, die Leichtigkeit, mit der ich alle Hindernisse überwunden habe; die Familie, die ich auf einmal erhalten habe; der erlauchte Name, der mir zuteil geworden ist; die glänzenden Verbindungen, die meinem Ehrgeiz versprochen worden sind. Ein leidiges Vergessen des Glücks, eine Abwesenheit meines Beschützers hat mich ins Verderben gestürzt, ja, aber nicht ganz und gar, nicht für immer. Die Hand hat sich für einen Augenblick zurückgezogen; aber sie muß sich wieder ausstrekken und mich von neuem ergreifen in dem Augenblick, wo ich glauben werde, nahe daran zu sein, in den Abgrund zu stürzen.

Warum sollte ich einen unvorsichtigen Schritt wagen? Ich würde mir vielleicht den Beschützer entfremden. Es gibt für ihn zwei Wege, mich aus der Patsche zu ziehen: die durch Gold erkaufte heimliche Flucht und der Einfluß auf das Gericht, daß ich freigesprochen werde. Ehe ich spreche und handle, will ich abwarten, bis mir bewiesen ist, daß man mich vollständig verlassen hat, und dann …

Dieser Plan Andreas war nicht übel; er ertrug das Elend der gemeinsamen Gefangenschaft, die Entbehrungen jeder Art; aber allmählich hatte die Gewohnheit wieder die Herrschaft über ihn erlangt. Er litt darunter, daß er schmutzig war und hungerte; die Zeit wurde ihm lang.

In diesem Augenblick rief ihn nun die Stimme des Inspektors ins Sprechzimmer. Andreas Herz klopfte vor Freude. Es war zu früh, als daß es der Besuch des Untersuchungsrichters sein konnte, zu spät, als daß er vom Direktor oder dem Arzt gerufen sein konnte; es war also der erwartete Besuch.

Hinter den Gittern des Sprechzimmers, in das Andrea geführt wurde, bemerkte er das düstere Gesicht Bertuccios, der die Gitter, die verriegelten Türen und den Schatten betrachtete, der sich hinter den Gittern bewegte.

»Ah!« äußerte Andrea.

»Guten Tag, Benedetto«, sagte Bertuccio.

»Du!« sagte der junge Mann, mit Schrecken um sich blickend.

»Du erkennst mich nicht, unglückliches Kind!« sagte Bertuccio.

»Still! Still doch!« flüsterte Andrea, der wußte, welch feine Ohren die Wände hatten. »Mein Gott, mein Gott, sprich nicht so laut!«

»Du möchtest allein mit mir sprechen, nicht wahr?« fragte Bertuccio.

»Ja«, antwortete Andrea.

»Gut.« Bertuccio faßte in die Tasche und gab einem Wärter, den man hinter der Scheibe einer Klappe bemerkte, ein Zeichen.

»Lesen Sie«, sagte er.

»Was ist das?« fragte Andrea.

»Der Befehl, dir ein besonderes Zimmer zu geben und mich mit dir verkehren zu lassen.«

»Oh!« äußerte Andrea, indem er vor Freude in die Höhe fuhr. Sofort aber faßte er sich wieder und sagte sich: Wieder der unbekannte Beschützer! Man vergißt mich nicht; man sucht das Geheimnis zu bewahren, da man mit mir in einem besonderen Zimmer sprechen will. Bertuccio ist von dem Beschützer abgeschickt.

Der Wärter nahm einen Augenblick mit einem Vorgesetzten Rücksprache, öffnete dann die beiden Gittertüren und führte Andrea, der sich vor Freude nicht zu lassen wußte, in ein Zimmer des ersten Stocks mit der Aussicht auf den Hof.

Das Zimmer war weiß getüncht, hatte einen Ofen, ein Bett, einen Stuhl und einen Tisch und erschien dem Gefangenen prachtvoll.

Bertuccio setzte sich auf den Stuhl, Andrea warf sich aufs Bett. Der Wärter zog sich zurück.

»Laß sehen«, sagte der Verwalter, »was hast du mir zu sagen?«

»Und du?« fragte Andrea.

»Sprich du zuerst.«

»O nein, du hast mir viel zu sagen, da du mich aufgesucht hast.«

»Nun, wohlan denn. Du bist auf der Bahn des Verbrechens weitergeschritten, du hast gestohlen, gemordet.«

»Schön. Wenn du mich deshalb in ein besonderes Zimmer bringen läßt, um mir dergleichen zu sagen, hättest du dich nicht zu bemühen brauchen. Das weiß ich alles; aber es gibt andere Dinge, die ich nicht weiß. Sprechen wir von diesen. Wer hat dich hierhergeschickt?«

»Oho, du gehst schnell vorwärts, Benedetto!«

»Nicht wahr, und direkt aufs Ziel los. Vor allem keine überflüssigen Worte. Wer schickt dich?«

»Niemand.«

»Woher weißt du, daß ich im Gefängnis bin?«

»Ich habe dich schon lange in dem hochmütigen feinen Herrn wiedererkannt, der so elegant mit seinem Wagen in den Champs-Elysées fuhr.«

»Ah ja, in den Champs-Elysées. Das erinnert mich. Sprechen wir ein wenig von meinem Vater. Willst du?«

»Wer bin denn ich?«

»Du, mein Braver, du bist mein Adoptivvater … Aber du bist doch nicht derjenige, der mir hunderttausend Franken zur Verfügung gestellt hat, die ich in vier bis fünf Monaten durchgebracht habe; du hast mir nicht den italienischen Adligen als Vater verschafft; du hast mich nicht in die Gesellschaft eingeführt und mich zu einem gewissen Diner in Auteuil eingeladen, das ich noch zu schmecken glaube, zusammen mit der besten Gesellschaft von ganz Paris, mit einem gewissen Staatsanwalt, dessen Bekanntschaft ich hätte pflegen sollen, da er mir jetzt hätte nützlich sein können; du bist endlich nicht derjenige, der eine Kaution von ein oder zwei Millionen für mich gestellt hat, als mir der verhängnisvolle Zufall zustoßen mußte … Geh, ehrenwerter Korse, sprich …«

»Was soll ich dir sagen?«

»Ich werde dir helfen. Du sprachst eben von den Champs-Elysées, mein würdiger Pflegevater.«

»Nun?«

»Nun, in den Champs-Elysées wohnt ein sehr reicher Herr.«

»Bei dem du gestohlen und gemordet hast, nicht wahr?«

»Ich glaube, ja.«

»Der Herr Graf von Monte Christo?«

»Du sprichst den großen Namen gelassen aus. Gut, soll ich mich ihm in die Arme werfen und ihn umhalsen mit dem Ausruf: Vater, lieber Vater!«

»Scherze nicht«, antwortete Bertuccio ernst, »sprich diesen Namen hier nicht so aus!«

»Pah«, entgegnete Andrea, den der Ernst Bertuccios etwas aus der Fassung brachte, »warum nicht?«

»Weil derjenige, der diesen Namen trägt, zu sehr vom Himmel begünstigt ist, um der Vater eines Elenden gleich dir zu sein.«

»Oh, große Worte …«

»Und große Wirkungen, wenn du dich nicht in acht nimmst!«

»Drohungen! … Die fürchte ich nicht … Ich werde sagen …«

»Glaubst du, es mit Zwergen deiner Art zu tun zu haben?« entgegnete Bertuccio mit so ruhigem Ton und so sicherem Blick, daß Andrea bis ins Innerste ergriffen wurde. »Glaubst du, es mit Bösewichtern aus dem Bagno oder mit deinen Tölpeln aus der Gesellschaft zu tun zu haben? … Benedetto, du bist in einer furchtbaren Hand; diese Hand will sich dir öffnen, benutze es. Spiele nicht mit dem Blitz, den sie einen Augenblick niederlegt, aber wieder aufnehmen kann, wenn du versuchst, sie in ihrer freien Bewegung zu hemmen!«

»Ich will wissen, wer mein Vater ist!« sagte Benedetto eigensinnig. »Und wenn ich dabei zugrunde gehen sollte, ich muß es wissen. Was liegt mir am Skandal! Der verschafft mir nur Ruf und ist eine Reklame für mich. Aber die aus der vornehmen Welt haben trotz ihrer Millionen und ihrer Wappen immer etwas durch einen Skandal zu verlieren … Nun, wer ist mein Vater?«

»Ich bin gekommen, um es dir zu sagen …«

»Ah!« rief Benedetto mit vor Freude funkelnden Augen.

In diesem Augenblick wurde die Tür geöffnet, der Wärter trat ein und sagte zu Bertuccio:

»Entschuldigen Sie, mein Herr, aber der Untersuchungsrichter erwartet den Gefangenen.«

»Das heißt für uns Schluß«, sagte Andrea zu dem Verwalter. »Zum Teufel die Störung!«

»Ich werde morgen wiederkommen«, antwortete Bertuccio.

»Gut«, entgegnete Andrea. »Meine Herren Gendarmen, ich stehe zu Ihrer Verfügung … Ah, mein Bester, laß doch einige Taler im Büro zurück, damit man mir gibt, was ich nötig habe.«

»Das soll geschehen«, antwortete Bertuccio.

Andrea reichte Bertuccio die Hand; der Verwalter behielt aber die seinige in der Tasche und klimperte nur mit einigen Geldstücken.

»Das meinte ich«, sagte Andrea, indem er sich zu einem Lächeln zwang. Die seltsame Ruhe Bertuccios hatte ihn betroffen gemacht.

Sollte ich mich getäuscht haben? fragte er sich, während er in den vergitterten Wagen stieg. Nun, wir werden ja sehen.

»Auf morgen!« fügte er hinzu, indem er sich zu Bertuccio umwandte.

»Auf morgen!« antwortete der Verwalter.

Der Richter

Man erinnert sich, daß der Abbé Busoni mit Noirtier allein im Sterbezimmer zurückgeblieben war und daß beide die Wache bei der Leiche des jungen Mädchens übernommen hatten.

Vielleicht hatten die christlichen Ermahnungen des Priesters, sein überzeugendes mildes Wort dem Greise den Mut zurückgegeben; denn seit dem Augenblick, da er mit dem Abbé allein geblieben war, hatte seine Verzweiflung einer Ruhe Platz gemacht, welche für alle, die sich seiner großen Liebe zu Valentine erinnerten, etwas Überraschendes hatte.

Villefort hatte den Greis seit dem Morgen des Todestags nicht wiedergesehen. Der ganze Hausstand war erneuert worden: ein neuer Kammerdiener war für ihn, ein neuer Diener für Noirtier angenommen worden; zwei Mädchen waren in den Dienst der

Frau von Villefort getreten, alle, selbst der Portier und der Kutscher, waren neue Gesichter. In einigen Tagen stand die Eröffnung der Schwurgerichtssitzung bevor, und Villefort arbeitete, in seinem Zimmer eingeschlossen, mit fieberhafter Tätigkeit an dem Prozeßmaterial gegen den Mörder Caderousses. Dieser Fall hatte wie alles, was mit dem Grafen von Monte Christo in Beziehung stand, in der Pariser Welt großes Aufsehen erregt. Die Beweise waren nicht überführend, da sie auf einigen von einem sterbenden Galeerensträfling geschriebenen Worten beruhten, die seinen früheren Bagnogefährten beschuldigten, aber aus Haß oder Rachsucht entsprungen sein konnten. Der Staatsanwalt aber hatte die Überzeugung, daß Benedetto der Schuldige sei, und er wollte aus dem schwierigen Siege in dieser Angelegenheit eine der Genugtuungen der Eigenliebe ziehen, die allein imstande waren, sein erstarrtes Herz ein wenig aufleben zu lassen.

Die Vorbereitungen zu dem Prozeß gingen also rasch vorwärts dank der unermüdlichen Arbeit Villeforts, der die nächste Sitzungsperiode des Gerichts damit eröffnen wollte. Der Staatsanwalt mußte sich mehr als je zurückziehen, um die Menge von Gesuchen, die man um Zulassungskarten an ihn richtete, nicht beantworten zu müssen.

Seit dem Begräbnis Valentines war auch erst so wenig Zeit verflossen, der Schmerz des Hauses war noch so neu, daß niemand sich wunderte, den Vater so ganz und gar seiner Pflicht hingegeben zu sehen, die ihm in seinem Kummer die einzige Ablenkung bieten konnte.

Ein einziges Mal, und zwar am Tage nach dem zweiten Besuche Bertuccios bei Benedetto, bei welchem dieser den Namen seines Vaters hatte erfahren sollen, hatte Villefort seinen Vater gesehen. Es war Sonntag, und Villefort war abgespannt in den Garten gegangen, wo er immer auf ein und demselben Wege auf und ab ging, düster, von einem unerbittlichen Gedanken verfolgt. Als sich seine Augen mechanisch dem Hause zuwandten, in dem er seinen Sohn, der aus seiner Pension zurückgekehrt war, um den Sonntag und Montag bei seiner Mutter zu verbringen, lärmend spielen hörte, sah er an einem der geöffneten Fenster seinen Vater.

Herr Noirtier hatte sich ans Fenster schieben lassen, um die letzten Strahlen der noch warmen Sonne zu genießen, die auf den sterbenden Blumen und rot werdenden Blättern spielte. Das Auge des Greises war auf einen Punkt gerichtet, den Villefort nur undeutlich wahrnahm. Dieser Blick Noirtiers war so gehässig, so wild, so brennend vor Ungeduld, daß der Staatsanwalt, der alle Eindrücke dieses Gesichts, das er so gut kannte, zu deuten vermochte, sich von seinem Wege abwandte, um zu sehen, auf welche Person dieser vielsagende Blick fiel.

Da sah er unter einer Gruppe fast schon entblätterter Linden seine Frau mit einem Buch in der Hand sitzen; sie unterbrach von Zeit zu Zeit ihre Lektüre, um ihrem Sohn den Ball wieder zuzuwerfen, den dieser hartnäckig vom Salon in den Garten warf.

Villefort erblaßte, denn er wußte, was der Greis sagen wollte.

Noirtier hielt seine Augen immer noch auf denselben Punkt gerichtet; plötzlich aber wandte sich sein Blick von der Frau auf den Gatten, und nun war Villefort selbst dem Angriff dieser blitzenden Augen ausgesetzt, die mit dem Gegenstand auch ihre Sprache gewechselt hatten, ohne jedoch ihren drohenden Ausdruck zu verlieren.

Frau von Villefort, die von all diesen drohenden Leidenschaften, deren Kreuzfeuer über ihrem Kopfe hinging, keine Ahnung hatte, behielt in diesem Augenblick den Ball ihres Sohnes und machte diesem ein Zeichen, ihn nebst einem Kusse selbst zu holen; aber Eduard ließ sich lange bitten; die mütterliche Liebkosung schien ihm wahrscheinlich keine genügende Belohnung für die Mühe, die er sich machen würde. Endlich entschloß er sich, sprang aus dem Fenster mitten auf ein Blumenbeet und eilte schweißbedeckt auf seine Mutter zu. Frau von Villefort wischte ihm die Stirn, drückte ihre Lippen auf dieses feuchte Elfenbein und schickte das Kind mit seinem Ball in der Hand und einer Handvoll Bonbons in der andern wieder fort.

Villefort, unwiderstehlich angezogen, näherte sich dem Hause; in dem Maße, wie er näher kam, senkte sich der Blick Noirtiers und folgte ihm, und das Feuer seiner Augen schien

dermaßen glühend zu werden, daß die Glut Villefort bis ins Herz drang. In diesem Blick lag ein blutiger Vorwurf und gleichzeitig eine schreckliche Drohung. Dann erhoben sich die Augen des Greises zum Himmel, als ob er seinen Sohn an einen vergessenen Eid erinnerte.

»Es ist gut«, antwortete Villefort unten vom Hofe aus, »haben Sie nur noch einen Tag Geduld; was ich gesagt habe, habe ich gesagt.«

Noirtier schien durch diese Worte beruhigt zu sein, und seine Augen wandten sich gleichgültig nach einer andern Seite.

Villefort knöpfte heftig seinen Rock auf, der ihn nicht frei atmen ließ, fuhr sich mit seiner bleichen Hand über die Stirn und kehrte in sein Arbeitszimmer zurück.

Die Nacht verging kalt und ruhig; alles begab sich zu Bett und schlief wie immer in diesem Hause. Nur Villefort legte sich nach seiner Gewohnheit nicht mit den andern schlafen, sondern arbeitete bis fünf Uhr morgens. Er ging die letzten, am Tage vorher von dem Untersuchungsrichter angestellten Verhöre durch, prüfte die Aussagen der Zeugen und ordnete seine Anklageschrift, eine der energischsten und geschicktesten, die er je aufgestellt hatte.

Am folgenden Tag, am Montag, sollte die erste Schwurgerichtssitzung stattfinden. Villefort sah diesen Tag bleich und finster anbrechen; das bläuliche Tageslicht fiel auf die mit roter Tinte geschriebenen Zeilen. Der Staatsanwalt war einen Augenblick eingeschlafen, während seine Lampe erlosch; das Knistern der Flamme weckte ihn, seine Finger waren feucht und purpurn, als ob er sie in Blut getaucht hätte.

Er öffnete das Fenster; ein orangefarbener Streifen zog sich fern am Himmel hin und durchschnitt die schmalen Pappeln, die sich schwarz am Horizonte abzeichneten. Aus dem Luzernenfeld jenseits des Gitters stieg eine Lerche empor und ließ ihren hellen Morgengesang hören.

Die feuchte Luft umwehte den Kopf Villeforts und erfrischte sein Gedächtnis.

»Heute muß es sein«, sagte er mit Anstrengung; »heute muß

der Mann, der das Schwert des Gesetzes halten wird, überall treffen, wo Schuldige sind!«

Seine Blicke richteten sich dann nach dem Fenster Noirtiers, an dem er gestern den Greis gesehen hatte. Der Vorhang war vorgezogen. Und doch war ihm das Bild seines Vaters so gegenwärtig, als ob das Fenster geöffnet wäre und er noch den drohenden Greis sähe.

»Ja«, murmelte er, »ja, sei ruhig!«

Der Kopf sank ihm auf die Brust, und er ging so einige Male durch das Zimmer; endlich warf er sich angekleidet auf ein Sofa, weniger um zu schlafen, als um seine durch die Ermüdung und die Kälte der Arbeit, welche bis ins Mark der Knochen drang, steif gewordenen Glieder wieder beweglich zu machen.

Nach und nach erwachte alles. Villefort hörte in seinem Zimmer alle die aufeinanderfolgenden Geräusche, die sozusagen das Leben des Hauses ausmachen; er hörte die Türen, die sich öffneten und schlossen, die Klingel seiner Frau, welche die Kammerjungfer herbeirief, die ersten Rufe des Kindes, das fröhlich, wie man in diesem Alter gewöhnlich erwacht, aufstand.

Villefort klingelte seinerseits. Sein neuer Kammerdiener trat ein und brachte ihm die Zeitungen und eine Tasse Schokolade.

»Was bringen Sie mir da?« fragte Villefort.

»Eine Tasse Schokolade.«

»Ich habe keine bestellt. Wer sorgt denn so für mich?«

»Die gnädige Frau; sie hat mir gesagt, daß der gnädige Herr heute bei dieser Mordaffäre jedenfalls viel sprechen würden und der Stärkung bedürften.«

Der Diener setzte die Tasse auf den Tisch vor dem Sofa, der wie alle übrigen mit Papieren bedeckt war, dann ging er.

Villefort sah einen Augenblick mit finsterem Ausdruck die Tasse an, dann nahm er sie plötzlich mit einer nervösen Bewegung und trank sie auf einen Zug aus. Es war, als ob er hoffte, daß das Getränk tödlich wäre, und als ob er den Tod herbeiriefe, um ihn von einer Pflicht zu entlasten, die ihm noch etwas Schlimmeres als Sterben befahl. Dann erhob er sich und ging durch das Zimmer, mit einer Art Lächeln, das schrecklich anzusehen war.

Die Schokolade war unschädlich, und Villefort fühlte keine Wirkung.

Als die Frühstücksstunde gekommen war, erschien Villefort nicht bei Tisch. Der Kammerdiener trat wieder bei ihm ein.

»Die gnädige Frau läßt sagen, daß es eben elf Uhr geschlagen hat und daß die Gerichtsverhandlung um Mittag stattfindet.«

»Nun?« fragte Villefort.

»Die gnädige Frau ist fertig angekleidet und fragt, ob sie den gnädigen Herrn begleiten soll.«

»Wohin?«

»Nach dem Gericht.«

»Wozu?«

»Die gnädige Frau sagt, sie wünsche sehr, der Verhandlung beizuwohnen.«

»Ah!« rief Villefort mit einem fast schrecklichen Ton, »das wünscht sie!«

Der Bediente wich einen Schritt zurück und sagte: »Wenn der gnädige Herr allein zu gehen wünschen, werde ich es der gnädigen Frau sagen.«

Villefort blieb einen Augenblick stumm; er drückte sich die Nägel in die bleiche Wange, von der sein schwarzer Bart abstach.

»Sagen Sie der gnädigen Frau«, sagte er endlich, »daß ich sie sprechen möchte und sie bitte, mich zu erwarten.«

»Jawohl.«

»Dann kommen Sie, um mich zu rasieren und anzukleiden.«

Der Kammerdiener verschwand, kam dann zurück, rasierte Villefort und kleidete ihn in feierliches Schwarz. Als er fertig war, sagte er:

»Die gnädige Frau hat gesagt, sie erwarte den gnädigen Herrn, sobald die Toilette des gnädigen Herrn beendigt ist.«

»Ich gehe.«

Villefort nahm die Akten unter den Arm, den Hut in die Hand und begab sich zu seiner Frau. An der Tür blieb er einen Augenblick stehen und wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der bleichen Stirn. Dann öffnete er.

Frau von Villefort saß auf einer Ottomane und blätterte mit Ungeduld in den Zeitungen und Broschüren, die der kleine Eduard sich das Vergnügen machte zu zerreißen, ehe seine Mutter noch die Lektüre beendigt hatte. Sie war vollständig zum Ausgehen angekleidet; ihr Hut lag auf einem Stuhl; sie hatte die Handschuhe angezogen.

»Ah, da sind Sie!« sagte sie mit ihrer wie gewöhnlich ruhigen Stimme. »Mein Gott, wie blaß Sie sind! Sie haben also die ganze Nacht gearbeitet? Warum haben Sie denn nicht mit uns gefrühstückt? Nun, nehmen Sie mich mit, oder soll ich mit Eduard allein gehen?«

Bei allen diesen Fragen war Villefort kalt und stumm geblieben wie eine Statue.

»Eduard«, sagte er, indem er einen gebietenden Blick auf das Kind richtete, »geh und spiele im Salon, mein Freund, ich muß mit Mama sprechen.«

Frau von Villefort zitterte, als sie diese kalte Ruhe sah und diesen entschiedenen Ton hörte.

Eduard hatte den Kopf erhoben und seine Mutter angesehen, und da er sah, daß diese den Befehl Villeforts nicht bestätigte, hatte er seine Beschäftigung, seinen Bleisoldaten die Köpfe abzuschlagen, wiederaufgenommen.

»Eduard!« rief Villefort so heftig, daß das Kind auf dem Teppich emporfuhr. »Hörst du mich? Geh!«

Das Kind, das an eine solche Behandlung wenig gewöhnt war, erhob sich und wurde bleich; es wäre schwierig gewesen zu sagen, ob vor Zorn oder Furcht.

Der Vater nahm den Knaben am Arm, küßte ihn auf die Stirn und sagte: »Geh, mein Kind, geh!«

Eduard ging aus dem Zimmer. Herr von Villefort riegelte hinter ihm die Tür ab.

»O mein Gott!« sagte die junge Frau, indem sie ihren Gatten forschend ansah und zu lächeln versuchte. »Was gibt es denn?«

»Wo verstecken Sie das Gift, dessen Sie sich zu bedienen pflegen?« fragte der Staatsanwalt, der zwischen seiner Frau und der Tür stand, mit klarer Stimme ohne jede Einleitung.

Frau von Villefort empfand, was die Lerche empfinden muß, wenn sie über ihrem Haupt die Weihe ihre mörderischen Kreise ziehen sieht.

Ein rauher, abgebrochener Ton, weder Schrei noch Seufzer, entfuhr ihrer Brust; sie wurde leichenblaß.

»Ich … ich verstehe nicht«, sagte sie. Sie war im ersten Schreck emporgefahren, jetzt sank sie wie vernichtet wieder auf die Kissen zurück.

»Ich fragte Sie«, fuhr Villefort mit vollkommen ruhiger Stimme fort, »wo Sie das Gift verstecken, mit dem Sie meinen Schwiegervater, Herrn von Saint-Méran, meine Schwiegermutter, Barrois und meine Tochter Valentine getötet haben!«

»Oh, was sagen Sie?« rief Frau von Villefort, die Hände ringend.

»Sie haben nicht zu fragen, sondern zu antworten.«

»Dem Gatten oder dem Richter?« stammelte Frau von Villefort.

»Dem Richter, Madame, dem Richter!«

Die Blässe dieser Frau, die Qual ihres Blicks, das Zittern ihres ganzen Körpers boten ein schreckliches Schauspiel.

»O Villefort!« murmelte sie. »O Villefort!« Das war alles.

»Sie antworten nicht!« rief der furchtbare Frager; dann fügte er mit einem Lächeln hinzu, das noch entsetzlicher war als sein Zorn: »Es ist wahr, Sie leugnen nicht!«

Sie machte eine Bewegung.

»Und Sie können nicht leugnen«, fuhr Villefort fort, indem er die Hand nach ihr ausstreckte, wie um sie im Namen des Gesetzes zu ergreifen; »Sie haben die einzelnen Verbrechen mit einer schamlosen Geschicklichkeit vollbracht, die jedoch nur diejenigen täuschen konnte, die aus Liebe geneigt waren, in bezug auf Sie blind zu sein. Seit dem Tode der Frau von Saint-Méran habe ich gewußt, daß mein Haus einen Giftmischer barg; Herr d'Avrigny hatte mich gewarnt; nach Barrois' Tod hat sich mein Verdacht, Gott verzeihe mir's, auf einen Engel gelenkt, mein Verdacht, der selbst da, wo kein Verbrechen vorliegt, unaufhörlich im Grunde meines Herzens wach ist; aber nach Valentines

Tod gab es für mich keinen Zweifel mehr, und nicht nur für mich, sondern auch für andre; so wird Ihr Verbrechen, welches jetzt zwei Personen bekannt ist und von mehreren geargwöhnt wird, offenbar werden, und wie ich Ihnen sagte, nicht der Gatte spricht mehr zu Ihnen, sondern der Richter!«

Die junge Frau verbarg ihr Gesicht in beiden Händen. »O Villefort!« stammelte sie. »Ich beschwöre Sie, trauen Sie dem Scheine nicht!«

»Wären Sie feige?« rief Villefort verächtlich. »In der Tat, ich habe immer bemerkt, daß die Giftmischer feig waren. Wären Sie feige, obwohl Sie den schändlichen Mut hatten, drei alte Leute und ein junges Mädchen, von Ihnen dahingemordet, den Geist aufgeben zu sehen?«

»Villefort, Villefort!«

»Wären Sie feige«, fuhr Villefort mit wachsender Erregung fort, »Sie, die Sie bei vier Sterbenden die Minuten des Todeskampfes gezählt, die Sie mit höllischer Berechnung Ihre Pläne entworfen und mit einer wunderbaren Geschicklichkeit und Genauigkeit Ihre Tränke gemischt haben? Sollten Sie, die Sie alles so gut zu berechnen wußten, eins in Rechnung zu ziehen vergessen haben: wohin das Offenbarwerden Ihrer Verbrechen Sie führen könnte? Oh, das ist unmöglich! Sie haben irgendein süßes Gift, noch tödlicher als die andern, aufbewahrt, um der Strafe zu entgehen, die Ihnen zukäme … Sie haben das getan, ich hoffe es wenigstens.«

Frau von Villefort rang die Hände und sank in die Knie.

»Ich weiß wohl … ich weiß wohl«, sagte er, »Sie gestehen; aber das Geständnis vor dem Richter, das Geständnis im letzten Augenblick, wenn nichts mehr zu leugnen ist, dieses Geständnis mildert nicht die Strafe, die er dem Schuldigen auferlegt!«

»Die Strafe!« rief Frau von Villefort. »Die Strafe! Sie haben dieses Wort zweimal ausgesprochen.«

»Gewiß. Weil Sie vierfach schuldig waren, glauben Sie ihr zu entgehen? Weil Sie die Frau dessen sind, der diese Strafe beantragt, haben Sie geglaubt, daß sie ausbleiben würde? Nein, nein!

Wer sie auch sei, das Schafott wartet der Giftmischerin, wenn sie, wie ich eben gesagt habe, nicht die Vorsorge gehabt hat, einige Tropfen ihres sicheren Giftes für sich aufzubewahren.«

Frau von Villefort stieß einen wilden Schrei aus; das Entsetzen malte sich auf ihren entstellten Zügen.

»Oh, fürchten Sie nicht das Schafott«, sagte der Staatsanwalt, »ich will Sie nicht entehren, denn das hieße mich selbst entehren; nein, im Gegenteil, wenn Sie mich verstanden haben, so müssen Sie begreifen, daß Sie nicht auf dem Schafott sterben können.«

»Nein, ich habe nicht begriffen; was wollen Sie sagen?« stammelte die unglückliche Frau, vollständig vernichtet.

»Ich will sagen, daß die Frau des ersten Beamten der Hauptstadt einen fleckenlosen Namen nicht mit ihrer Schande bedecken und zugleich ihren Gatten und ihr Kind entehren wird.«

»Nein! O nein!«

»Nun wohl, das wird eine gute Tat von Ihnen sein, und für diese gute Tat danke ich Ihnen.«

»Sie danken mir, und wofür?«

»Für das, was Sie soeben gesagt haben.«

»Was habe ich denn gesagt? Mein Kopf ist wirr; ich begreife nichts mehr, mein Gott, mein Gott!« Und sie stand auf, mit aufgelöstem Haar und schäumendem Mund.

»Sie haben mir auf die Frage nicht geantwortet, die ich beim Eintreten an Sie richtete: Wo ist das Gift, dessen Sie sich zu bedienen pflegen?«

Frau von Villefort hob die Arme zum Himmel und rang krampfhaft die Hände.

»Nein, nein, nein«, schrie sie; »nein, das können Sie nicht wollen!«

»Ich will nicht, daß Sie auf dem Schafott enden, verstehen Sie?« antwortete Villefort.

»Gnade!«

»Ich will, daß Gerechtigkeit geschehe. Ich bin auf der Erde, um zu strafen«, fügte er mit flammendem Blick hinzu. »Jeder

andern, und wäre es einer Königin, würde ich den Henker schicken; aber mit Ihnen will ich barmherzig sein. Ihnen sage ich: Nicht wahr, Sie haben einige Tropfen Ihres mildesten und schnellsten Giftes aufbewahrt?«

»Verzeihen Sie mir; lassen Sie mich leben!«

»Sie war feig!« sagte Villefort.

»Denken Sie daran, daß ich Ihre Frau bin!«

»Sie sind eine Giftmischerin!«

»Um des Himmels willen! …«

»Nein!«

»Um der Liebe willen, die Sie für mich gehabt haben …«

»Nein! Nein!«

»Um unsres Kindes willen! Oh, um unsres Kindes willen lassen Sie mich leben!«

»Nein, nein, nein! sage ich Ihnen; ließe ich Sie leben, Sie würden es vielleicht eines Tages gleich den andern töten.«

»Ich meinen Sohn töten!« schrie die Mutter wild, indem sie auf Villefort zustürzte. »Ich meinen Eduard töten … haha!« Und ein schreckliches Lachen, das Lachen einer Wahnsinnigen, endigte den Satz und verlor sich in ein Röcheln.

Sie sank ihrem Mann zu Füßen.

Villefort trat an sie heran.

»Denken Sie daran«, sagte er, »daß, wenn bei meiner Rückkehr das Strafgericht nicht vollzogen ist, ich Sie mit eignem Mund anzeigen und mit meinen eignen Händen verhaften werde.«

Sie hörte ihn an, keuchend, vernichtet; ihr Auge allein lebte in ihr und glühte in schrecklichem Feuer.

»Sie verstehen mich«, sagte Villefort; »ich gehe, um die Todesstrafe gegen einen Mörder zu beantragen … Finde ich Sie lebend wieder, so schlafen Sie heute abend in der Conciergerie.«

Frau von Villefort stieß einen Seufzer aus, die Spannung ihrer Nerven löste sich, sie sank auf dem Teppich zusammen. Der Staatsanwalt schien eine Regung des Mitleids zu empfinden, er sah sie weniger streng an und sagte langsam:

»Leben Sie wohl!«

Dieses Lebewohl fiel wie das todbringende Messer auf Frau von Villefort. Sie wurde ohnmächtig.

Der Staatsanwalt ging und schloß die Tür zweimal hinter sich ab.

Vor dem Schwurgericht

Die Affäre Benedetto hatte in Paris gewaltiges Aufsehen erregt. Als ständiger Besucher des Café de Paris, des Boulevard de Gand und des Bois de Boulogne hatte der falsche Cavalcanti während der zwei oder drei Monate, die sein Glanz gedauert hatte, eine Menge Bekanntschaften gemacht. Die Zeitungen hatten die verschiedenen Wechselfälle seines Lebens als eleganter Lebemann und als Sträfling im Bagno erzählt; infolgedessen wurden besonders diejenigen neugierig, die den Prinzen Andrea Cavalcanti persönlich gekannt hatten, und diese waren entschlossen, alles daranzusetzen, um Benedetto, den Mörder seines Kettengenossen, auf der Anklagebank zu sehen.

Für viele war Benedetto, wenn nicht ein Opfer, so doch wenigstens ein Irrtum der Justiz; man hatte den Vater Cavalcanti in Paris gesehen und erwartete, ihn von neuem erscheinen zu sehen, um seinen erlauchten Sprößling von den Behörden zu verlangen. Alles eilte also zu der Schwurgerichtssitzung, um das Schauspiel zu genießen. Von sieben Uhr morgens an bildete man eine Reihe vor der Tür, und eine Stunde vor Eröffnung der Verhandlung war der Saal schon voll von denen, die so bevorzugt gewesen waren, eine Zulaßkarte zu erhalten.

Es war ein prächtiger Septembertag; die Wolken, welche Herr von Villefort am Morgen die aufgehende Sonne hatte verdecken sehen, waren wie durch Zauber zerstoben; einer der mildesten Herbsttage erstrahlte in seiner ganzen Reinheit.

Die Richter traten endlich ein und nahmen unter tiefster Stille im Saal Platz, ebenso die Geschworenen; Herr von Villefort, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, ja fast

sogar der allgemeinen Bewunderung, setzte sich in seinen Stuhl und ließ seinen ruhigen Blick durch den Saal schweifen.

Jeder betrachtete voll Staunen dieses ernste und strenge Gesicht, über dessen Ruhe die Schmerzen des Vaters keine Macht zu haben schienen, und man sah mit einer Art Schrecken diesen Mann an, dem die Gefühle der Menschlichkeit fremd waren.

»Gendarmen«, sagte der Präsident, »führen Sie den Angeklagten herein!«

Bei diesen Worten wurde die Aufmerksamkeit des Publikums lebhafter, und aller Augen richteten sich nach der Tür, durch die Benedetto eintreten sollte. Bald öffnete sich diese Tür, und der Angeklagte erschien.

Der Eindruck war auf jedermann derselbe, und keiner täuschte sich über den Ausdruck seines Gesichts. Seine Züge trugen nicht den Stempel jener tiefen Bewegung, welche das Blut zum Herzen treibt und Stirn und Wange bleich macht. Seine Hände, deren eine auf seinem Hut lag, während die andre in dem Ausschnitt seiner weißen Piquéweste steckte, zitterten nicht; sein Auge war ruhig, sogar glänzend. Kaum hatte der junge Mann den Saal betreten, so durchlief sein Auge die Reihen der Richter und Beisitzer und verweilte dabei länger auf dem Präsidenten und besonders auf dem Staatsanwalt.

Neben Andrea nahm sein Verteidiger Platz, der amtlich bestellt worden war, denn Andrea hatte sich mit diesen Einzelheiten, denen er keine Wichtigkeit beilegte, nicht befassen wollen; es war ein junger Mann mit aschblondem Haar, dessen Gesicht durch seine Aufregung gerötet war.

Der Präsident verlangte die Verlesung der Anklageschrift, welche, wie man weiß, von der so gewandten und unerbittlichen Feder Villeforts abgefaßt war.

Während dieser Verlesung, die lange dauerte und für jeden andern niederschmetternd gewesen wäre, wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit nicht von Andrea ab, der das Gewicht der Anklage mit der Seelenruhe eines Spartaners ertrug.

Niemals war Villefort so treffend und beredt gewesen; das

Verbrechen wurde in den lebhaftesten Farben dargestellt; das Vorleben des Angeklagten, der Zusammenhang seiner Taten von seinem Jünglingsalter an waren mit der Meisterschaft dargelegt, die die Praxis des Lebens und die Kenntnis des menschlichen Herzens einem so hervorragenden Geiste, wie der Staatsanwalt war, verliehen hatten.

Andrea schenkte den aufeinanderfolgenden Belastungsmomenten nicht die geringste Aufmerksamkeit. Herr von Villefort, der ihn oft musterte und jedenfalls bei ihm die psychologischen Studien fortsetzte, die er so oft Gelegenheit gehabt hatte, bei den Angeklagten zu machen, vermochte nicht ein einziges Mal ihn die Augen niederschlagen zu machen, so durchdringend er ihn auch ansah.

Endlich war die Verlesung beendigt.

»Angeklagter«, sagte der Präsident, »wie heißen Sie?«

Andrea erhob sich. »Entschuldigen Sie, Herr Präsident«, sagte er mit einer Stimme, die vollständig ruhig klang, »aber ich sehe, daß Sie bei Ihren Fragen eine Reihenfolge wählen, bei welcher ich Ihnen nicht folgen kann. Ich erhebe den Anspruch, den ich später rechtfertigen werde, eine Ausnahme von den gewöhnlichen Angeklagten zu machen. Wollen Sie deshalb, bitte, Ihre Fragen in einer andern Reihenfolge stellen; ich werde deshalb nicht weniger alle Fragen beantworten.«

Der Präsident sah überrascht die Geschworenen an, die ihrerseits den Staatsanwalt ansahen. Eine große Überraschung zeigte sich in der ganzen Versammlung. Auf Andrea schien das nicht den geringsten Eindruck zu machen.

»Wie alt sind Sie?« fragte der Präsident. »Werden Sie diese Frage beantworten?«

»Diese wie die andern, Herr Präsident.«

»Wie alt sind Sie also?«

»Ich bin einundzwanzig Jahre alt oder werde es vielmehr erst in einigen Tagen, da ich in der Nacht vom siebenundzwanzigsten auf den achtundzwanzigsten September 1817 geboren bin.«

Herr von Villefort, der sich gerade eine Notiz machen wollte, erhob bei diesem Datum den Kopf.

»Wo sind Sie geboren?« fragte der Präsident weiter.

»In Auteuil bei Paris«, antwortete Benedetto.

Herr von Villefort erhob zum zweiten Mal den Kopf, sah Benedetto an, wie er das Haupt der Medusa angesehen haben würde, und wurde totenbleich.

Was Benedetto betraf, so fuhr er sich anmutig mit der Ecke eines feinen gestickten Batisttaschentuches über die Lippen.

»Ihr Beruf?« fragte der Präsident.

»Erst war ich Fälscher«, antwortete Benedetto in der ruhigsten Weise von der Welt; »dann wurde ich Dieb, und ganz kürzlich bin ich Mörder geworden.«

Ein Murmeln oder vielmehr ein Sturm der Entrüstung und Überraschung brach in allen Teilen des Saales los; die Richter selbst sahen sich verblüfft an; die Geschworenen bekundeten den größten Abscheu gegen den Zynismus, den man bei einem so eleganten Herrn so wenig erwartete.

Herr von Villefort stützte eine Hand an seine Stirn, welche, anfangs bleich, rot und siedend heiß geworden war; plötzlich erhob er sich und sah wie ein Irrer um sich; er schnappte nach Luft.

»Suchen Sie etwas, Herr Staatsanwalt?« fragte Benedetto mit seinem verbindlichsten Lächeln.

Herr von Villefort antwortete nichts und setzte sich oder vielmehr fiel wieder auf seinen Stuhl zurück.

»Sind Sie jetzt bereit, Ihren Namen zu sagen, Angeklagter?« fragte der Präsident. »Die gemeine Prahlerei, mit welcher Sie Ihre Verbrechen aufgezählt haben, die Sie als Beruf angeben und die Sie sich zur Ehre anzurechnen scheinen, läßt mich annehmen, daß Sie Ihren Namen durch Voraufschickung dieser Ihrer Ehrentitel um so mehr herausstreichen wollen.«

»Es ist unglaublich, Herr Präsident«, antwortete Benedetto im liebenswürdigsten Tone und mit den höflichsten Manieren, »wie Sie meine innersten Gedanken erraten haben; in der Tat habe ich Sie eben zu diesem Zweck gebeten, von der Reihenfolge Ihrer Fragen abzugehen.«

Das Staunen stieg aufs höchste; die Worte des Angeklagten

hatten nichts Prahlendes und Zynisches mehr; die erregten Zuhörer ahnten einen Gewitterstrahl in dieser finstern Wolke.

»Nun«, sagte der Präsident, »Ihr Name?«

»Meinen Namen kann ich Ihnen nicht sagen, denn ich weiß ihn nicht; aber ich weiß denjenigen meines Vaters, und den kann ich Ihnen nennen.«

Es zog wie eine Blendung über Villeforts Augen; man sah von seinen Wangen Schweißtropfen auf die Papiere fallen, die er mit krampfhafter Hand hin und her wandte.

»Dann der Name Ihres Vaters«, fuhr der Präsident fort.

Kein Atemzug störte die Stille dieser gewaltigen Versammlung; alles wartete.

»Mein Vater ist Staatsanwalt«, antwortete Andrea ruhig.

»Staatsanwalt!« rief voll Befremden der Präsident, ohne die Erschütterung auf dem Gesicht Villeforts zu bemerken. »Staatsanwalt!«

»Ja, und da Sie seinen Namen wissen wollen, will ich ihn nennen: Er heißt von Villefort!«

Der so lange aus Respekt vor dem Gericht zurückgehaltene Unmut machte sich plötzlich aus der Brust eines jeden Luft; die Richter selbst dachten nicht daran, diese Bewegung der Menge zu unterdrücken. Die Ausrufe, die Verwünschungen gegen Benedetto, der ganz kaltblütig blieb, die drohenden Gebärden, die Bewegung der Gendarmen, alles dieses dauerte fünf Minuten, ehe die Richter und Gerichtsdiener die Ruhe wiederhergestellt hatten.

Dann hörte man die Stimme des Präsidenten:

»Wollen Sie sich über das Gericht lustig machen, Angeklagter? Sollten Sie es wagen, Ihren Mitbürgern das Schauspiel einer Verderbnis zu geben, die noch nicht ihresgleichen gehabt hätte?«

Zehn Personen beschäftigten sich mit dem Staatsanwalt, der halb vernichtet dasaß, und sprachen ihm Trost und Mut zu. Die Ruhe war im Saal wiederhergestellt, mit Ausnahme jedoch einer Stelle, wo eine ziemlich zahlreiche Gruppe sich bewegte und flüsterte. Es hieß, eine Dame sei ohnmächtig geworden; man

hatte sie Riechsalz einatmen lassen, und sie war wieder zu sich gekommen.

Benedetto hatte während dieses ganzen Tumults sein lächelndes Gesicht der Versammlung zugewandt. Dann stützte er sich mit der einen Hand auf das eichene Geländer der Anklagebank und sagte mit eleganter Haltung:

»Meine Herren, Gott bewahre mich davor, den Gerichtshof zu beleidigen und vor dieser ehrenwerten Versammlung einen unnützen Skandal aufzuführen. Man fragt mich, wie alt ich sei, ich sage es; man fragt mich, wo ich geboren sei, ich antworte; man fragt mich nach meinem Namen, den kann ich nicht sagen, da meine Eltern mich verlassen haben. Aber ich kann wohl, ohne meinen Namen zu nennen, da ich keinen habe, den Namen meines Vaters nennen: nun, ich wiederhole, mein Vater heißt Herr von Villefort, und ich bin bereit, es zu beweisen.«

Es lag in dem Ton des jungen Mannes eine Sicherheit, eine Überzeugung und Energie, die Stillschweigen hervorrief. Die Blicke wandten sich einen Augenblick nach dem Staatsanwalt, der in seinem Stuhl die Unbeweglichkeit eines Menschen bewahrte, den der Blitz in einen Leichnam verwandelt hat.

»Meine Herren«, fuhr Benedetto mit einer Handbewegung und einem Ton in der Stimme fort, die bewirkten, daß alle ihm lautlos zuhörten, »ich bin Ihnen den Beweis und die Aufklärung meiner Worte schuldig.«

»Sie haben aber«, rief der Präsident, »in der Untersuchung erklärt, daß Sie sich Benedetto nennen, und haben sich für eine Waise und einen Korsen ausgegeben.«

»In der Untersuchung habe ich gesagt, was mir paßte, denn ich wollte nicht, daß man den feierlichen Klang, den ich meinen Worten geben wollte, abschwächte oder hemmte, was unfehlbar eingetreten wäre.

Jetzt wiederhole ich Ihnen, daß ich zu Auteuil in der Nacht vom siebenundzwanzigsten auf den achtundzwanzigsten September 1817 geboren bin und daß ich der Sohn des Herrn Staatsanwalts von Villefort bin. Wollen Sie nun Einzelheiten haben? Ich werde sie Ihnen geben.

Ich bin im ersten Stock des Hauses Nummer 28 in der Rue de la Fontaine geboren, in einem mit rotem Damast tapezierten Zimmer. Mein Vater nahm mich auf den Arm, indem er meiner Mutter sagte, ich sei tot, wickelte mich in eine mit einem H und einem N gezeichnete Serviette und trug mich in den Garten, wo er mich lebend vergrub.«

Ein Beben ging durch die Versammelten, als sie sahen, daß die Sicherheit des Angeklagten mit dem Schrecken des Herrn von Villefort zunahm.

»Aber woher wissen Sie alle diese Einzelheiten?« fragte der Präsident.

»Ich werde es Ihnen sagen, Herr Präsident. In dem Garten, wo mich mein Vater vergraben hatte, befand sich in derselben Nacht ein Mann, der ihm seit langem auflauerte, um eine korsische Rache an ihm zu nehmen. Der Mann war in einem Dickicht versteckt, er sah meinen Vater etwas vergraben und stieß ihn bei dieser Arbeit mit dem Messer nieder; da er das Vergrabene für einen Schatz hielt, so grub er es wieder aus und fand mich noch lebend. Dieser Mann brachte mich nach dem Findelhause, wo ich unter Nummer 57 eingetragen wurde. Ein Vierteljahr später machte seine Schwester die Reise von Rogliano nach Paris, um mich zu holen, reklamierte mich als ihren Sohn und nahm mich mit.

So wurde ich, obgleich in Auteuil geboren, in Korsika erzogen.«

Es herrschte einen Augenblick ein so tiefes Schweigen, daß man ohne die Bangigkeit, welche tausend Brüste zu atmen schienen, den Saal für leer gehalten hätte.

»Fahren Sie fort«, sagte die Stimme des Präsidenten.

»Gewiß«, fuhr Benedetto fort, »ich hätte können glücklich sein bei den braven Leuten, die mich anbeteten; aber mein schlechter Charakter trug über alle Tugenden, welche meine Adoptivmutter mir ins Herz einzupflanzen suchte, den Sieg davon. Ich wuchs auf im Bösen und bin zum Verbrecher geworden. Endlich, eines Tages, als ich Gott fluchte, daß er mich so schlecht gemacht und mir ein so häßliches Schicksal verliehen hatte, sagte mein Adoptivvater zu mir:

›Lästere nicht, Unglücklicher! Denn Gott hat dir ohne Zorn das Leben gegeben. Das Verbrechen kommt von deinem Vater und nicht von dir; von deinem Vater, welcher dich der Hölle geweiht hat, wenn du stürbest, und dem Elend, wenn ein Wunder dir das Leben wiedergäbe!‹

Seitdem habe ich aufgehört, Gott zu lästern, aber ich habe meinen Vater verflucht; und deshalb habe ich hier die Worte hören lassen, die Sie mir vorgeworfen haben, Herr Präsident; deshalb habe ich den Skandal verursacht, über den diese Versammlung noch zittert. Wenn es ein Verbrechen mehr ist, so bestrafen Sie mich; aber wenn ich Sie überzeugt habe, daß von meiner Geburt an mein Schicksal verhängnisvoll, schmerzlich, bitter, bejammernswert gewesen ist, so beklagen Sie mich!«

»Aber Ihre Mutter?« fragte der Präsident.

»Meine Mutter hielt mich für tot; meine Mutter ist nicht schuldig. Ich habe den Namen meiner Mutter nicht erfahren wollen und kenne ihn nicht.«

In diesem Augenblick ertönte ein heftiger Schrei, der in einem Schluchzen endigte, aus der Mitte der Gruppe, in der vor kurzem eine Dame ohnmächtig geworden war.

Die Dame bekam einen heftigen Nervenanfall und wurde aus dem Gerichtssaal getragen; dabei verschob sich der Schleier, der ihr Gesicht verbarg, und man erkannte Frau Danglars.

Trotz der Erschlaffung seiner Sinne, trotz des Sausens, das seine Ohren erfüllte, trotz der Art Wahnsinn, welche sein Gehirn zerrüttete, erkannte Villefort sie und erhob sich.

»Die Beweise, die Beweise!« sagte der Präsident. »Angeklagter, denken Sie daran, daß dieses Gewebe von Abscheulichkeiten von den überzeugendsten Beweisen unterstützt werden muß.«

»Die Beweise?« fragte Benedetto lachend. »Die Beweise wollen Sie haben?«

»Ja.«

»Nun denn, sehen Sie Herrn von Villefort an, und dann verlangen Sie noch Beweise von mir!«

Alle sahen auf den Staatsanwalt, der unter dem Gewicht die-

ser tausend auf ihn gehefteten Blicke vor den Richtertisch trat, taumelnd, die Haare in Unordnung, die Eindrücke seiner Nägel auf dem Gesicht.

In der Versammlung war ein langgedehntes Murmeln des Erstaunens hörbar.

»Man fordert von mir Beweise, Vater«, sagte Benedetto, »soll ich sie geben?«

»Nein, nein«, stammelte Villefort mit erstickter Stimme; »nein, das ist unnötig.«

»Wie, unnötig?« rief der Präsident. »Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will sagen«, rief der Staatsanwalt, »daß ich mich vergebens gegen die tödliche Umklammerung, die mich zermalmt, wehren würde. Meine Herren, ich bin, das erkenne ich, in der Hand des rächenden Gottes. Keine Beweise; es ist unnötig: alles, was dieser junge Mann gesagt hat, ist wahr.«

Ein finsteres, schwüles Schweigen folgte; den Anwesenden sträubte sich das Haar.

»Wie, Herr von Villefort«, rief der Präsident, »Sie geben nicht einer Halluzination nach? Sie sind vollständig bei Sinnen? Man würde es begreiflich finden, daß eine so seltsame, so unerwartete und schreckliche Anklage Ihren Geist getrübt hat. Fassen Sie sich.«

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf. Seine Zähne klapperten wie im Fieber, und dennoch war er totenbleich.

»Ich bin im vollen Besitz meiner Geisteskräfte«, sagte er; »der Körper allein leidet, und das ist begreiflich. Ich bekenne mich schuldig alles dessen, was dieser junge Mann gegen mich vorgebracht hat, und halte mich von jetzt ab in meinem Hause zur Verfügung meines Nachfolgers.«

Und indem Villefort dies mit dumpfer, fast erstickter Stimme sagte, wandte er sich schwankend nach der Tür, die ein Gerichtsdiener mechanisch vor ihm öffnete.

Die ganze Versammlung blieb nach diesem Geständnis stumm und fassungslos.

»Die Sitzung ist aufgehoben, meine Herren«, sagte der Präsi-

dent; »der Prozeß wird auf die nächste Sitzungsperiode verschoben. Die Untersuchung muß von neuem und durch einen andern Beamten aufgenommen werden.«

Andrea verließ immer noch ebenso ruhig und viel interessanter den Saal in Begleitung der Gendarmen, die ihm unwillkürlich Achtung bezeigten.

Sühne

Es wäre schwierig gewesen, den Zustand von Erstarrung zu schildern, in dem Villefort sich beim Verlassen des Gerichtspalastes befand. Er schleppte sich die Korridore entlang, nur von der Gewohnheit geführt; er warf das Amtskleid von der Schulter, nicht weil er das für angemessen hielt, sondern weil es eine drückende Last für ihn war. Taumelnd gelangte er in den Hof, sah seinen Wagen, weckte den Kutscher, öffnete selbst den Schlag und sank auf die Kissen, indem er mit dem Finger nach der Richtung des Faubourg Saint-Honoré zeigte. Der Wagen fuhr davon.

Das ganze Gewicht seines zusammengestürzten Glücks war ihm aufs Haupt gefallen; dieses Gewicht zermalmte ihn, er wußte die Folgen nicht, hatte sie nicht erwogen; aber er fühlte sie.

»Gott!« murmelte er, ohne zu wissen, was er sagte. »Gott! Gott!« Er sah nur Gott hinter dem Zusammenbruch.

Der Wagen fuhr schnell; während Villefort sich auf dem Polster bewegte, fühlte er etwas, was ihm im Wege war. Er faßte hin, es war ein Fächer seiner Frau, der zwischen die Polster gerutscht war. Dieser Fächer weckte eine Erinnerung; Villefort dachte an seine Frau.

»Oh!« rief er, als ob ihm ein glühendes Eisen ins Herz gestoßen wäre.

Seit einer Stunde hatte er nur noch eine Seite seines Elends vor Augen, und plötzlich bot sich seinem Geiste eine andre, eine nicht weniger schreckliche.

Dieser Frau gegenüber war er soeben der unerbittliche Richter gewesen, er hatte sie zum Tode verdammt; und sie, von Entsetzen ergriffen, von Gewissensbissen überwältigt, niedergeschmettert unter der Schande, mit der er sie mit der Beredsamkeit seiner makellosen Tugend überhäuft hatte, sie, die arme schwache, gegen eine absolute und höchste Gewalt wehrlose Frau, bereitete sich vielleicht in diesem selben Augenblick vor zu sterben!

Eine Stunde war schon seit ihrer Verurteilung verflossen; ohne Zweifel ließ sie in diesem Augenblick alle ihre Verbrechen an ihrem Geiste vorüberziehen, bat Gott um Gnade und schrieb einen Brief an ihren tugendhaften Gatten, um ihn kniefällig um Verzeihung zu bitten, um eine Verzeihung, die sie mit dem Tode erkaufte.

Villefort stieß zum zweiten Male ein Brüllen des Schmerzes und der Wut aus. »Oh«, rief er, indem er sich auf dem Atlas seines Wagens wälzte, »diese Frau ist nur zur Verbrecherin geworden, weil sie mich berührt hat! Ich schwitze Verbrechen aus, und sie ist angesteckt, wie man vom Typhus angesteckt wird … Und ich bestrafe sie! Ich habe gewagt, ihr zu sagen: Bereue und stirb … ich! Oh, nein, nein! sie soll leben … sie soll mir folgen … Wir wollen fliehen, Frankreich verlassen, fliehen, so weit die Erde uns tragen kann. Ich habe ihr vom Schafott gesprochen! … Großer Gott! wie habe ich es gewagt, dieses Wort auszusprechen! Mich selbst erwartet ja auch das Schafott! … Wir wollen fliehen … Ja, ich werde ihr alles gestehen; alle Tage werde ich, mich demütigend, ihr sagen, daß auch ich ein Verbrechen begangen habe … Oh, ein Bund des Tigers und der Schlange! O würdige Frau eines Gatten wie ich! … Sie muß leben, meine Schande muß ihre erblassen machen!«

Villefort riß das Fenster auf. »Schneller, schneller!« rief er mit einer Stimme, daß der Kutscher auf dem Bock zusammenfuhr.

Die geängstigten Pferde stürmten dahin.

Ja, ja, wiederholte sich Villefort, ja, sie muß leben, muß bereuen und meinen Sohn erziehen, mein armes Kind, den einzigen, der mit dem zähen Greise aus der Vernichtung meiner Familie übriggeblieben ist. Sie liebte ihn, für ihn hat sie alles

getan. Man muß nie an dem Herzen einer Mutter verzweifeln, die ihr Kind liebt; sie wird bereuen; niemand wird wissen, daß sie schuldig war. Diese in meinem Hause begangenen Verbrechen, deretwegen man sich schon beunruhigt, werden mit der Zeit vergessen werden; oder wenn sich einige Feinde daran erinnern, so nehme ich sie mit auf mich. Eins, zwei, drei mehr, was macht das! Meine Frau wird sich retten und meinen Sohn mitnehmen, fern von dem Abgrunde, in welchen die Welt mit mir zu stürzen scheint. Sie wird leben, wird noch glücklich sein, da alle ihre Liebe ihrem Sohn gehört und ihr Sohn sie nicht verlassen wird. Ich werde eine gute Tat tun, das wird das Herz erleichtern.

Und der Staatsanwalt atmete freier als seit langem. Der Wagen hielt im Hofe seines Hauses.

Villefort sprang heraus; er sah, daß die Dienstboten überrascht waren, daß er so schnell zurückgekommen war, sonst las er nichts in ihren Gesichtern. Keiner redete ihn an; sie blieben wie gewöhnlich vor ihm stehen, um ihn vorüberzulassen, weiter nichts.

Er kam an dem Zimmer Noirtiers vorbei und bemerkte durch die angelehnte Tür zwei Schatten, aber es kümmerte ihn nicht, wer bei seinem Vater sei; seine Unruhe zog ihn anderwärts hin.

»Nun«, sagte er, indem er die kleine Treppe emporstieg, die nach dem Flur führte, wo die Zimmer seiner Frau und das leere Zimmer Valentines lagen; »hier ist nichts verändert.«

Vor allem schloß er die Flurtür.

»Niemand darf uns stören«, sagte er; »ich muß frei mit ihr sprechen, mich vor ihr anklagen, ihr alles sagen …«

Er trat an die Tür und faßte an den Glasknopf; die Tür gab nach.

»Nicht geschlossen! Oh, gut, sehr gut!« murmelte er.

Er trat in den kleinen Salon, wo man alle Abende das Bett für Eduard herrichtete; denn obgleich der Knabe in Pension war, so kam er doch jeden Abend nach Hause; seine Mutter hatte sich nie von ihm trennen wollen.

Villefort umfaßte mit einem Blick das ganze Zimmer.

»Niemand«, sagte er; »sie ist jedenfalls im Schlafzimmer.«

Er ging nach der Tür; sie war verriegelt. Zitternd blieb er stehen.

»Heloise!« rief er.

Es war ihm, als ob ein Möbel bewegt würde.

»Heloise!« wiederholte er

»Wer ist da?« fragte die Stimme derjenigen, die er rief.

Es kam ihm vor, als ob die Stimme viel schwächer wäre als sonst.

»Öffnen Sie, öffnen Sie!« rief Villefort. »Ich bin's!«

Aber trotz dieses Befehls, trotz des Tones der Angst, in dem er gegeben war, wurde nicht geöffnet.

Villefort trat die Tür ein.

Frau von Villefort stand bleich mit verzerrten Zügen am Eingang zu ihrem Boudoir und sah ihn mit Augen voll schrecklicher Starrheit an.

»Heloise, Heloise!« sagte er. »Was haben Sie? Sprechen Sie!«

Die junge Frau streckte ihre steife und fahle Hand gegen ihn aus.

»Es ist geschehen«, sagte sie mit einem Röcheln, das ihr die Kehle zu zerreißen schien; »was wollen Sie denn noch mehr?«

Und sie stürzte in voller Länge auf den Teppich.

Villefort eilte auf sie zu und erfaßte ihre Hand. Diese Hand drückte krampfhaft ein Kristallfläschchen mit goldenem Stöpsel.

Frau von Villefort war tot.

Villefort taumelte vor Entsetzen bis zur Schwelle zurück und betrachtete den Leichnam.

»Mein Sohn!« rief er plötzlich. »Wo ist mein Sohn? Eduard! Eduard!«

Dieser Name wurde mit solcher Angst gerufen, daß die Dienstboten herbeieilten.

»Mein Sohn, wo ist mein Sohn?« fragte Villefort. »Er soll aus dem Hause gebracht werden, er soll nicht sehen …«

»Eduard ist nicht unten, gnädiger Herr«, antwortete der Kammerdiener.

»Er spielt jedenfalls im Garten; sehen Sie nach!«

»Nein, gnädiger Herr. Die gnädige Frau hat ihn vor etwa einer halben Stunde gerufen; er ist zu ihr gegangen und noch nicht wieder heruntergekommen.«

Eisiger Schweiß trat auf Villeforts Stirn, seine Füße strauchelten, die Gedanken begannen sich in seinem Kopf zu drehen.

»Er ist zu ihr gegangen«, murmelte er, »zu ihr gegangen!« Und er kehrte langsam um, indem er sich mit der einen Hand die Stirn wischte, während er sich mit der andern an den Wänden festhielt.

Wenn er wieder in das Zimmer trat, mußte er die Leiche der unglücklichen Frau nochmals sehen. Wollte er Eduard rufen, so mußte er das Echo dieses Totenzimmers wecken, die Stille des Grabes stören.

»Eduard, Eduard!« stammelte er.

Das Kind antwortete nicht. Wo war denn das Kind, das nach Aussage der Dienstboten zu seiner Mutter hinaufgegangen und noch nicht wieder heruntergekommen war?

Villefort trat einen Schritt vorwärts. Der Leichnam seiner Frau lag quer vor der Tür zum Boudoir, in dem sich Eduard befinden mußte; dieser Leichnam schien mit offenen Augen und einem geheimnisvollen ironischen Lächeln um die Lippen die Schwelle zu bewachen.

Hinter dem Leichnam ließ der aufgeraffte Türvorhang einen Teil des Boudoirs überblicken; man sah ein Klavier und das Ende eines mit blauem Atlas überzogenen Diwans.

Villefort tat drei oder vier Schritte vorwärts und sah sein Kind auf dem Diwan liegen; es schlief jedenfalls.

Der Unglückliche empfand eine unbeschreibliche Freude; ein Strahl reinen Lichts fiel in die Hölle, in der er sich quälte.

Es handelte sich also nur darum, über den Leichnam fort in das Boudoir zu gehen, das Kind in seine Arme zu nehmen und mit ihm zu entfliehen.

Villefort war nicht mehr der verdorbene Gesellschaftsmensch; er war ein bis auf den Tod verwundeter Tiger, der beim letzten Biß seine zerbrochenen Zähne läßt.

Er hatte keine Furcht mehr vor Vorurteilen, sondern vor Gespenstern. Er nahm einen Anlauf und sprang über den Leichnam, als ob es sich darum gehandelt hätte, über einen Haufen glühender Kohlen zu setzen.

Er hob das Kind auf, drückte es an sich, schüttelte es, nannte es mit Namen; das Kind antwortete nicht. Er drückte gierig die Lippen auf die Wangen des Knaben; die Wangen waren fahl und eisig; er betastete die steifen Glieder, legte die Hand auf das Herz des Knaben; das Herz schlug nicht mehr.

Das Kind war tot.

Ein zusammengefalteter Zettel fiel aus der Brust Eduards. Villefort, niedergeschmettert, sank in ein Knie; das Kind entfiel seinen kraftlosen Armen und rollte neben die Mutter.

Villefort hob den Zettel auf, erkannte die Handschrift seiner Frau und las gierig:

»Sie wissen, ob ich eine gute Mutter war, da ich für meinen Sohn zur Verbrecherin geworden bin!
Eine gute Mutter scheidet nicht ohne ihren Sohn!«

Villefort konnte seinen Augen, konnte seinem Verstand nicht glauben.

Er schleppte sich nach dem Körper Eduards und untersuchte ihn noch einmal mit der Aufmerksamkeit, mit der die Löwin ihr gestorbenes Junges prüft.

Dann entriß sich seiner Brust ein herzzerreißender, gellender Schrei.

»Gott!« murmelte er. »Immer wieder Gott!«

Diese beiden Opfer erschreckten ihn; er fühlte das Entsetzen in sich aufsteigen; er beugte seinen Kopf unter dem Gewicht der Schmerzen. Er erhob sich, schüttelte sein schweißfeuchtes, vor Schrecken gesträubtes Haar, und er, der nie mit jemand Mitleid gehabt hatte, ging, um den Greis, seinen Vater, aufzusuchen, um in seiner Schwäche jemand zu haben, dem er sein Unglück erzählen, bei dem er weinen konnte.

Er ging die Treppe hinunter und trat bei Noirtier ein. Bei seinem Eintritt schien Noirtier so aufmerksam und liebevoll, wie es

seine Unbeweglichkeit erlaubte, dem Abbé Busoni zuzuhören, der so ruhig und kalt war wie gewöhnlich.

Als Villefort den Abbé bemerkte, legte er die Hand an die Stirn. Die Vergangenheit kam zurück wie eine Woge, deren Zorn mehr Schaum aufwirft als die andern Wogen. Er erinnerte sich des Besuches, den er dem Abbé gemacht hatte, als er sich bei ihm nach dem Grafen von Monte Christo erkundigt hatte, und des Besuches, den der Abbé ihm selbst am Todestag Valentines gemacht hatte.

»Sie hier!« sagte er. »Erscheinen Sie denn nie, als um den Tod zu begleiten?«

Busoni richtete sich auf; als er die Erregung im Gesicht des Staatsanwalts, den wilden Schimmer seiner Augen sah, begriff er, daß, was sich vor Gericht ereignen sollte, sich ereignet hatte; das übrige wußte er nicht.

»Ich war damals gekommen, um an der Leiche Ihrer Tochter zu beten«, antwortete Busoni.

»Und heute, was wollen Sie heute hier?«

»Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß Sie mir Ihre Schuld genugsam bezahlt haben und daß ich von jetzt an Gott bitten werde, daß er sich zufriedengeben möge wie ich.«

»Mein Gott!« rief Villefort, entsetzt zurückweichend. »Diese Stimme! Das ist nicht die des Abbés Busoni!«

»Nein.«

Der Abbé riß sich die falsche Tonsur ab und schüttelte den Kopf. Sein langes schwarzes Haar fiel ihm auf die Schultern und umrahmte sein männliches Gesicht.

»Das ist das Gesicht des Grafen von Monte Christo!« rief Villefort mit verstörten Augen.

»Es ist noch nicht das richtige, Herr Staatsanwalt, besinnen Sie sich besser und aus fernerer Zeit!«

»Diese Stimme! Wo habe ich sie zum ersten Mal gehört?«

»Sie haben sie zum ersten Mal gehört in Marseille vor dreiundzwanzig Jahren, am Tage Ihrer Hochzeit mit Fräulein von Saint-Méran. Suchen Sie in Ihren Akten nach.«

»Sie sind nicht Busoni, nicht Monte Christo? Mein Gott, Sie

sind dieser verborgene, unerbittliche Todfeind! Ich habe in Marseille etwas gegen Sie getan, o wehe mir!«

»Ja, du hast recht, das ist's«, sagte der Graf, indem er die Arme über seiner breiten Brust kreuzte; »suche, suche!«

»Aber was habe ich dir denn getan?« rief Villefort, dessen Geist schon auf der Grenze zwischen Vernunft und Wahnsinn schwankte. »Was habe ich dir getan? Sag an! Sprich!«

»Sie haben mich zu einem langsamen und gräßlichen Tode verurteilt, Sie haben meinen Vater getötet, Sie haben mir die Liebe mit der Freiheit genommen und das Glück mit der Liebe!«

»Wer sind Sie? Wer sind Sie denn? Mein Gott!«

»Ich bin der Geist eines Unglücklichen, den Sie in die Verliese des Château d'If eingesargt haben. Diesem endlich seinem Grabe entstiegenen Geist hat Gott die Maske des Grafen von Monte Christo aufgesetzt und ihn mit Diamanten und Gold bedeckt, damit Sie ihn erst heute erkennen.«

»Ah! Ich erkenne dich, ich erkenne dich!« sagte der Staatsanwalt. »Du bist …«

»Ich bin Edmond Dantès!«

»Du bist Edmond Dantès!« rief der Staatsanwalt, indem er den Grafen bei der Hand ergriff. »Dann komm!«

Und er zog ihn mit sich über die Treppe; Monte Christo folgte ihm, ohne zu wissen, wohin er ihn führte; er ahnte ein neues Unglück.

»Da, Edmond Dantès«, sagte Villefort, indem er dem Grafen die Leichen seiner Frau und seines Sohnes zeigte, »da, sieh hin, bist du gerächt?«

Monte Christo erbleichte bei diesem schrecklichen Anblick; er fühlte, daß er die Rechte der Rache überschritten hatte, daß er nicht mehr sagen konnte: »Gott ist für mich und mit mir.«

Er stürzte mit einem Gefühl unaussprechlicher Qual auf den Leichnam des Kindes zu, öffnete ihm die Augen, befühlte den Puls und eilte mit dem Knaben in das Zimmer Valentines, das er hinter sich abschloß.

»Mein Kind!« rief Villefort. »Er nimmt mir den Leichnam meines Kindes fort! Oh, Fluch, Unglück, Tod über dich!«

Er wollte Monte Christo nachstürzen; aber wie in einem Traume fühlte er seine Füße an dem Boden festwurzeln, seine Augen traten aus den Höhlen, seine gekrümmten Finger drangen allmählich in das Fleisch seiner Brust, bis das Blut die Nägel rot färbte; die Adern seiner Stirn schwollen an, wie Feuer brannte es ihm im Gehirn.

Diese Starre dauerte einige Minuten, dann war die schreckliche Zerrüttung seines Verstandes vollendet. Er stieß einen gellenden Schrei aus, lachte laut auf und stürzte über die Treppe davon.

Eine Viertelstunde darauf wurde das Zimmer Valentines wieder geöffnet, und Monte Christo erschien wieder, bleich, finsteren Auges, die Brust bedrückt; alle Züge dieses gewöhnlich so ruhigen, edlen Gesichts waren durch den Schmerz entstellt. In den Armen hielt er das Kind, dem keine Hilfe das Leben hatte zurückgeben können.

Er beugte ein Knie und legte das Kind langsam und vorsichtig neben die Mutter, so daß der Kopf auf ihrer Brust ruhte. Dann stand er auf, verließ das Zimmer und fragte auf der Treppe einen Diener, wo Herr von Villefort sei. Der Diener streckte, ohne zu antworten, die Hand nach dem Garten aus.

Monte Christo begab sich in den Garten, folgte der angedeuteten Richtung und sah Villefort mit einem Spaten in einer Art Wut die Erde aufgraben, während die Dienerschaft um ihn herum stand.

»Hier ist's wieder nicht«, sagte der Staatsanwalt, »hier ist's wieder nicht.« Und er begann an einer andern Stelle zu graben.

Monte Christo trat an ihn heran und sagte leise und in fast demütigem Ton:

»Herr von Villefort, Sie haben einen Sohn verloren; aber …«

Villefort, der nichts gehört und nichts verstanden hatte, unterbrach ihn.

»Oh, ich werde es wiederfinden«, sagte er; »wenn Sie auch behaupten, daß es nicht mehr da sei; ich werde es wiederfinden, und müßte ich bis zum Jüngsten Gericht suchen.«

Monte Christo wich entsetzt zurück.

»Oh«, sagte er, »er ist wahnsinnig!«

Und als ob er fürchtete, daß die Mauern des verfluchten Hauses über ihm zusammenstürzen könnten, eilte er auf die Straße; zum ersten Mal zweifelte er daran, daß er das Recht hatte zu tun, was er getan hatte.

»Oh, genug, genug hiervon!« sagte er. »Retten wir den letzten!«

Als er nach seinem Hause in den Champs-Elysées zurückkehrte, traf er Morrel, der schweigend wie ein Schatten, der den von Gott bestimmten Augenblick erwartet, um wieder in sein Grab zurückzukehren, durch das Haus irrte.

»Machen Sie sich fertig, Maximilian«, sagte er mit einem Lächeln zu ihm, »wir verlassen morgen Paris.«

»Haben Sie hier nichts mehr zu tun?« fragte Morrel.

»Nein«, antwortete Monte Christo, »und gebe Gott, daß ich nicht zu viel getan habe!«

Die Abreise

Die Ereignisse, die sich so kurz hintereinander zugetragen hatten, beschäftigten ganz Paris. Emanuel und seine Frau sprachen davon mit begreiflicher Überraschung in ihrem kleinen Salon in der Rue Meslay; sie brachten die drei ebenso plötzlichen wie unerwarteten Katastrophen in der Morcerfschen, Danglarsschen und Villefortschen Familie miteinander in Vergleich.

Maximilian, der ihnen einen Besuch machte, hörte die Unterhaltung mit der bei ihm seit einiger Zeit gewöhnlichen Teilnahmslosigkeit an.

»Wirklich«, sagte Julie zu Emanuel, »sollte man nicht meinen, daß alle diese reichen Leute, die gestern noch so glücklich waren, in der Berechnung, auf welcher sie ihr Vermögen, ihr Glück und ihr Ansehen aufgebaut haben, den Anteil des bösen Genius vergessen hätten und daß dieser, wie die bösen Zauberinnen des Märchens, die man nicht zur Hochzeit oder Kindtaufe eingeladen hat, plötzlich erschienen ist, um sich wegen dieses Vergessens zu rächen?«

»Welches Unglück!« sagte Emanuel, der an Morcerf und Danglars dachte.

»Welche Leiden!« äußerte Julie, die an Valentine dachte, deren Namen sie mit weiblichem Instinkt nicht in Gegenwart ihres Bruders nennen wollte.

»Wenn Gott es ist, der sie getroffen hat«, sagte Emanuel, »so hat er, der die Allgüte ist, in der Vergangenheit dieser Leute nichts gefunden, was Milderung der Strafe verdiente; diese Leute waren verflucht.«

»Bist du nicht voreilig in deinem Urteil, Emanuel?« fragte Julie. »Hätte jemand, als mein Vater die Pistole in der Hand hatte, um sich zu erschießen, wie du eben gesagt: Dieser Mann hat seine Strafe verdient!, hätte sich dieser Jemand nicht getäuscht?«

»Ja, aber Gott hat nicht zugegeben, daß unser Vater zugrunde gehe, wie er Abraham nicht seinen Sohn hat opfern lassen. Dem Patriarchen wie uns hat er einen Engel gesandt, der auf halbem Wege dem Tode die Flügel abgeschnitten hat.«

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als die Glocke ertönte. Dies war das vom Hausmeister gegebene Zeichen, daß Besuch kam. Fast in demselben Augenblick öffnete sich die Tür, und der Graf von Monte Christo erschien auf der Schwelle. Die beiden jungen Leute stießen einen Freudenruf aus. Maximilian erhob den Kopf und ließ ihn wieder sinken.

»Maximilian«, sagte der Graf, ohne daß er die verschiedenen Eindrücke, die seine Gegenwart hervorbrachte, zu bemerken schien, »ich komme, um Sie abzuholen.«

»Mich abholen?« fragte Morrel, wie aus einem Traum erwachend.

»Ja«, entgegnete Monte Christo; »ist es nicht abgemacht, daß ich Sie mitnehme, und habe ich Ihnen nicht gestern gesagt, sich bereitzuhalten?«

»Ich bin bereit«, antwortete Maximilian; »ich kam hierher, um Abschied zu nehmen.«

»Und wohin gehen Sie, Herr Graf?« fragte Julie.

»Zuerst nach Marseille, gnädige Frau.«

»Nach Marseille?« wiederholten beide Gatten.

»Ja, und ich entführe Ihnen Ihren Bruder.«

»Ach, Herr Graf«, sagte Julie, »geben Sie ihn uns geheilt zurück!«

Morrel wandte sich ab, um seine Röte zu verbergen.

»Sie haben also bemerkt, daß er leidend ist?« fragte der Graf.

»Ja«, antwortete die junge Frau, »und ich fürchte, er langweilt sich bei uns.«

»Ich werde ihn zerstreuen«, entgegnete der Graf.

»Ich bin bereit, Herr Graf«, sagte Maximilian. »Leb wohl, Emanuel! Leb wohl, Julie!«

»Wie!« rief Julie. »Sie wollen so auf der Stelle abreisen, ohne Vorbereitungen, ohne Pässe?«

»Das Zögern verdoppelt den Schmerz der Trennung«, entgegnete der Graf, »und Maximilian hat sich jedenfalls mit allem versehen; denn ich hatte es ihm empfohlen.«

»Ich habe meinen Paß, und meine Koffer sind gepackt«, sagte Morrel mit seiner teilnahmslosen Ruhe.

»Sehr schön«, sagte Monte Christo lächelnd, »da erkennt man die Pünktlichkeit des guten Soldaten.«

»Und Sie verlassen uns so im Augenblick?« fragte Julie. »Sie schenken uns nicht einen Tag, eine Stunde?«

»Mein Wagen hält vor der Tür, gnädige Frau; ich muß in fünf Tagen in Rom sein.«

»Aber Maximilian geht doch nicht nach Rom?« fragte Emanuel.

»Ich gehe, wohin mich der Graf führt«, sagte Morrel mit trübem Lächeln; »ich gehöre ihm noch für einen Monat an.«

»Mein Gott! Wie er das sagt, Herr Graf!«

»Maximilian begleitet mich«, entgegnete der Graf mit seiner überzeugenden Liebenswürdigkeit, »beruhigen Sie sich deshalb wegen Ihres Bruders.«

»Leb wohl, Schwester«, wiederholte Morrel. »Leb wohl, Emanuel.«

»Er zerreißt mir das Herz mit seinem Gleichmut«, sagte Julie. »O Maximilian, du verbirgst uns etwas.«

»Pah!« meinte Monte Christo. »Sie werden ihn heiter, lachend und fröhlich wiederkommen sehen.«

Maximilian warf Monte Christo einen Blick zu, in dem beinahe etwas wie Verachtung und Zorn war.

»Gehen wir!« sagte der Graf.

»Ehe Sie gehen, Herr Graf«, sagte Julie, »gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, was ich neulich …«

»Gnädige Frau«, entgegnete der Graf, indem er ihre beiden Hände nahm, »was Sie mir sagen würden, wird nie das aufwiegen, was ich in Ihren Augen lese, was Ihr Herz gefühlt hat, was das meinige empfunden hat. Wie die Wohltäter in den Romanen hätte ich abreisen müssen, ohne Sie nochmals wiederzusehen; aber diese Tugend ging über meine Kräfte, weil ich ein schwacher und eitler Mensch bin, weil der feuchte, fröhliche und zärtliche Blick meinesgleichen mir wohltut. Jetzt gehe ich und treibe den Egoismus so weit, Ihnen zu sagen: Vergessen Sie mich nicht, meine Freunde, denn wahrscheinlich werden Sie mich nie wiedersehen.«

»Sie nicht mehr wiedersehen!« rief Emanuel, während zwei große Tränen über Julies Wangen rollten. »Sie nicht mehr wiedersehen! Es ist also kein Mensch, es ist also ein Gott, der uns verläßt und wieder in den Himmel zurückkehrt, nachdem er auf Erden erschienen ist, um Gutes zu tun!«

»Sagen Sie das nicht«, entgegnete Monte Christo, »sagen Sie das nie, meine Freunde, die Götter tun niemals Böses, die Götter machen halt, wo sie es wollen; der Zufall ist nicht stärker als sie, und sie sind es im Gegenteil, die den Zufall meistern. Nein, ich bin ein Mensch, Emanuel, und Ihre Bewunderung ist ebenso ungerecht, wie Ihre Worte sündig sind.«

Er küßte Julie die Hand, die sich darauf in seine Arme warf, und reichte die andere Hand Emanuel; dann riß er sich von diesem Haus los, in dem das Glück wohnte, und gab Maximilian, der teilnahmslos und gleichgültig blieb, wie er seit Valentines Tod immer gewesen war, einen Wink, ihm zu folgen.

»Geben Sie meinem Bruder die Freude wieder!« flüsterte Julie dem Grafen ins Ohr.

Monte Christo drückte ihr die Hand, wie er sie vor elf Jahren auf der Treppe nach ihres Vaters Arbeitszimmer gedrückt hatte.

»Verlassen Sie sich noch immer auf Sindbad den Seefahrer?«

»O ja!«

»Gut, dann schlafen Sie in Frieden und im Vertrauen auf den Herrn.«

Vor der Tür stand der Postwagen; vier kräftige Pferde schüttelten die Mähnen und stampften das Pflaster vor Ungeduld.

An der Freitreppe wartete Ali mit schweißbedecktem Gesicht; er schien schnell gelaufen zu sein.

»Nun«, fragte ihn der Graf auf arabisch, »bist du bei dem Greis gewesen?«

Ali bejahte durch ein Zeichen.

»Und du hast ihm den Brief vor die Augen gehalten, wie ich dir gesagt habe?«

»Ja«, machte der Sklave wieder ehrerbietig.

»Und was hat er gesagt, oder vielmehr was hat er getan?« fragte der Graf.

Ali trat ins Licht, so daß sein Herr ihn sehen konnte, ahmte den Gesichtsausdruck des Greises nach und schloß die Augen, wie Noirtier tat, wenn er ja sagen wollte.

»Gut, er nimmt an«, sagte Monte Christo; »fort denn!«

Er hatte kaum dieses Wort gesprochen, so setzte sich der Wagen in Bewegung.

Maximilian rückte sich in seiner Ecke zurecht, ohne ein Wort zu sagen.

Eine halbe Stunde verfloß; der Wagen hielt plötzlich; der Graf hatte die seidene Schnur gezogen, deren andres Ende um Alis Finger gewickelt war. Der Nubier sprang ab und öffnete den Schlag.

Die Nacht war sternenhell. Man befand sich auf der Anhöhe von Villejuif, von wo man auf Paris mit seinen Millionen Lichtern hinabsieht.

Der Graf war ausgestiegen, der Wagen fuhr auf ein Zeichen von ihm voraus, er blieb allein. Lange sah er mit gekreuzten Armen auf die Stadt hinab.

»Große Stadt!« murmelte er, indem er den Kopf neigte und die Hände faltete, als ob er betete. »Noch nicht sechs Monate sind verflossen, seit ich durch deine Tore schritt. Ich glaube, daß der Geist Gottes mich zu dir geführt hat, er führt mich triumphierend wieder fort; das Geheimnis meiner Anwesenheit in deinen Mauern habe ich diesem Gott anvertraut, der allein in meinem Herzen lesen kann; er allein weiß, daß ich fortgehe ohne Haß und ohne Stolz, aber nicht ohne Bedauern; er allein weiß, daß ich von der Macht, die er mir anvertraut hat, weder für mich noch für eitle Dinge Gebrauch gemacht habe. O große Stadt! In deinem klopfenden Busen habe ich gefunden, was ich suchte; ein geduldiger Bergmann, habe ich deine Eingeweide durchwühlt, um das Böse auszumerzen; jetzt ist mein Werk vollbracht, meine Sendung ist zu Ende; jetzt kannst du mir keine Freuden und Schmerzen mehr bieten. Lebe wohl, Paris, lebe wohl!«

Sein Blick schweifte noch einmal über das ungeheure Häusermeer wie der Blick eines nächtlichen Geistes; dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und stieg wieder in den Wagen, der bald an der andern Seite des Hügels in einer Staubwolke verschwand.

Sie legten zwei Meilen zurück, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Morrel träumte, Monte Christo betrachtete ihn.

»Morrel«, sagte der Graf, »bereuen Sie es, mir gefolgt zu sein?«

»Nein, Herr Graf; aber Paris verlassen …«

»Wenn ich geglaubt hätte, daß das Glück Sie in Paris erwartete, hätte ich Sie dagelassen.«

»In Paris ruht Valentine, und Paris verlassen heißt sie zum zweiten Mal verlieren.«

»Maximilian«, sagte der Graf, »die Freunde, die wir verloren haben, ruhen nicht in der Erde, sie sind in unsern Herzen begraben, und Gott hat es so gewollt, damit wir immer von ihnen begleitet seien. Ich habe zwei Freunde, die mich so immer begleiten; der eine ist derjenige, der mir das Leben gegeben hat, der andere, der meinen Verstand erweckt hat; beider Geist lebt

in mir. Ich frage sie um Rat, wenn ich im Zweifel bin, und habe ich etwas Gutes getan, so verdanke ich es ihrem Rat. Fragen Sie die Stimme Ihres Herzens, Morrel, ob Sie fortfahren dürfen, mir dieses böse Gesicht zu machen.«

»Mein Freund«, antwortete Maximilian, »die Stimme meines Herzens ist sehr traurig und verspricht mir nur Unglück.«

»Ein bedrücktes Gemüt pflegt alles schwarz zu sehen; die Seele macht sich selbst ihren Horizont; Ihre Seele ist düster und macht Ihnen einen gewitterschwangeren Himmel.«

»Das ist vielleicht wahr«, sagte Maximilian; dann versank er wieder in sein Brüten.

Die Reise wurde mit jener Geschwindigkeit zurückgelegt, die zu den Eigentümlichkeiten im Leben des Grafen gehörte. Am folgenden Morgen erreichten sie Châlons, wo das Dampfschiff des Grafen sie erwartete. Ohne einen Augenblick Zeit zu verlieren, wurde der Wagen an Bord geschafft. Die beiden Reisenden waren schon eingeschifft.

Das Dampfschiff fuhr wie ein Vogel dahin; selbst Morrel empfand den merkwürdigen Rausch der Schnelligkeit, und manchmal schien es, als ob der Wind, der sein Haar flattern machte, auf einen Augenblick auch die Wolken von seiner Stirn jagte.

Was den Grafen anging, so schien in dem Maße, wie er sich von Paris entfernte, eine fast übermenschliche Heiterkeit ihn wie ein Glorienschein zu umgeben. Man hätte ihn für einen Verbannten halten können, der in sein Vaterland zurückkehrt.

Bald erschien Marseille in der Ferne und erweckte in beiden eine Fülle von Erinnerungen.

Beide stiegen im Hafen an Land. Ein Schiff ging nach Algier ab; die Gepäckstücke, die auf der Brücke sich drängenden Passagiere, die Menge der Verwandten und Freunde, welche Lebewohl sagten, schrien und weinten – dieses Schauspiel, das selbst diejenigen immer wieder bewegt, welche es alle Tage sehen, konnte Maximilian nicht von einem Gedanken ablenken, der ihn in dem Augenblick ergriffen hatte, da er den Fuß auf die großen Platten des Kais gesetzt hatte.

»Sehen Sie«, sagte er, indem er den Grafen am Arm faßte, »hier ist die Stelle, wo mein Vater stehenblieb, als der ›Pharao‹ in den Hafen einlief; hier warf sich der edle Mann, den Sie vom Tod und der Entehrung retteten, in meine Arme; ich fühle noch seine Tränen auf meinem Gesicht, und er weinte nicht allein, viele Leute weinten gleichfalls, als sie uns sahen.«

Monte Christo lächelte.

»Ich befand mich dort«, sagte er, indem er nach einer Straßenecke zeigte.

Wie er dies sagte, hörte man in der Richtung, welche er angedeutet hatte, ein schmerzliches Stöhnen und sah eine Frau, die einem Passagier des abfahrenden Schiffes zuwinkte. Diese Frau war verschleiert; Monte Christo betrachtete sie mit einer Bewegung, die Morrel leicht bemerkt hätte, wenn dessen Augen nicht nach dem Schiff gerichtet gewesen wären.

»Mein Gott«, rief Morrel, »ich täusche mich nicht! Dieser junge Mann, der mit seinem Hut grüßt, der junge Mann in Uniform, das ist Albert von Morcerf!«

»Ja«, sagte Monte Christo, »ich hatte ihn erkannt.«

»Wieso? Sie haben ja nach der entgegengesetzten Seite geblickt.«

Der Graf lächelte, wie er zu tun pflegte, wenn er nicht antworten wollte. Und seine Augen folgten der Frau, die an der Straßenecke verschwand. Dann wandte er sich um.

»Lieber Freund«, sagte er zu Maximilian, »haben Sie hier nicht etwas zu tun?«

»Ich habe am Grabe meines Vaters zu weinen«, antwortete Morrel dumpf.

»Gut, gehen Sie und erwarten Sie mich dort; ich werde Sie dort wiedertreffen.«

»Sie verlassen mich?«

»Ja … auch ich habe einen frommen Besuch zu machen.«

Morrel ließ seine Hand in diejenige des Grafen fallen, verließ dann mit einer Kopfbewegung voller Traurigkeit den Grafen und wandte sich nach dem östlichen Teile der Stadt.

Monte Christo blieb auf derselben Stelle, bis Maximilian ver-

schwunden war, dann schlug er den Weg nach den Allées de Meilhan ein, um das Haus zu besuchen, das dem Leser aus dem Anfang dieser Geschichte bekannt ist.

Dieses Haus erhob sich noch im Schatten der großen Lindenallee, die den Marseiller Müßiggängern als Promenade dient. Weinranken zogen sich an den von der Sonne des Südens gelbgebrannten Steinen hinauf. Zwei ausgetretene Steinstufen führten nach der Eingangstür, die aus drei Bohlen bestand, welche trotz ihres jährlichen Auseinandergehens nie Kitt oder Farbe gekannt hatten und geduldig warteten, bis die Feuchtigkeit sie wieder zusammenbrachte.

Dieses trotz seines Alters reizende, trotz seines ärmlichen Äußern heitere Haus war genau dasselbe, das ehemals der Vater Dantès' bewohnt hatte. Nur hatte der Greis in der Dachkammer gewohnt, und der Graf hatte das ganze Haus Mercedes zur Verfügung gestellt.

Hier war die Frau im langen Schleier, die Monte Christo sich von dem abfahrenden Schiff hatte entfernen sehen, eingetreten. Sie schloß die Tür in demselben Augenblick, da er an der Straßenecke erschien.

Für ihn waren die ausgetretenen Steinstufen alte Bekannte; er verstand besser als irgend jemand diese alte Tür zu öffnen, deren im Innern befindliche Klinke mittels eines Nagels mit dickem Kopf gehoben wurde.

Er trat ein, ohne anzuklopfen. Am Ende eines mit Ziegeln gepflasterten Ganges öffnete sich ein sonniges Gärtchen, dasselbe, wo Mercedes an dem bezeichneten Platz die Summe gefunden hatte, deren Vergrabung der Graf zartfühlend vierundzwanzig Jahre zurückdatiert hatte. Von der Schwelle der Straßentür bemerkte man die ersten Bäume des Gartens.

An der Gartentür angekommen, hörte Monte Christo einen Seufzer, der einem Schluchzen glich; in einer Jasminlaube mit dichtem Blätterwerk und langen, purpurnen Blüten saß Mercedes vorgeneigt da und weinte.

Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen; das Gesicht in beide Hände verborgen, ließ sie ihren Seufzern und ihrem Schluch-

zen, die so lange durch die Gegenwart ihres Sohnes zurückgehalten waren, freien Lauf.

Monte Christo trat einige Schritte vor; der Sand knirschte unter seinen Füßen.

Mercedes hob den Kopf und stieß einen Schreckensruf aus, als sie einen Mann vor sich stehen sah.

»Gnädige Frau«, sagte der Graf, »es ist nicht mehr in meiner Macht, Ihnen das Glück zu bringen, aber ich biete Ihnen den Trost an; wollen Sie ihn annehmen, als von einem Freund kommend?«

»Ich bin in der Tat sehr unglücklich«, antwortete Mercedes; »ich bin allein auf der Welt … Ich hatte nur meinen Sohn, und er ist von mir gegangen.«

»Er hat wohlgetan, gnädige Frau«, entgegnete der Graf, »er ist ein edles Herz. Er hat erkannt, daß jeder Mann dem Vaterland einen Tribut schuldig ist: der eine sein Talent, der andere seinen Fleiß, dieser sein Studium, jener sein Blut. Wäre er bei Ihnen geblieben, so hätte er sein Leben nutzlos verbraucht, er hätte sich nicht an Ihren Schmerz gewöhnen können; er wäre durch die Ohnmacht haßerfüllt geworden. Indem er gegen sein Unglück kämpft, wird er groß und stark werden und es in Glück verwandeln. Lassen Sie ihn Ihrer beider Zukunft wieder aufbauen; ich wage Ihnen zu versprechen, daß sie in sicheren Händen ist.«

»Oh«, sagte die Arme, indem sie traurig den Kopf schüttelte, »dieses Glück, von dem Sie sprechen und das ich mit ganzer Seele für ihn von Gott erflehe, werde ich nicht genießen. In mir und um mich ist so viel vernichtet worden, daß ich mich dem Grabe nahe fühle. Sie haben gut getan, Herr Graf, mich wieder an den Ort zu bringen, wo ich so glücklich gewesen bin: wo man glücklich gewesen ist, dort soll man sterben.«

»Ach«, entgegnete Monte Christo, »alle Ihre Worte fallen mir bitter und brennend aufs Herz, um so mehr, da Sie recht haben, mich zu hassen; ich bin es, der all Ihr Unglück veranlaßt hat. Warum beklagen Sie mich nicht, statt mich anzuklagen? Sie würden mich dadurch noch viel unglücklicher machen …«

»Sie hassen, Sie anklagen, Sie, Edmond … den Mann hassen und anklagen, der meinem Sohn das Leben gerettet hat, denn es war erst Ihre unheilvolle Absicht, Herrn von Morcerf den Sohn zu töten, auf den er stolz war, nicht wahr? Oh, sehen Sie mich an, und Sie werden sehen, ob nur der Schein eines Vorwurfs in mir ist.«

Der Graf hob seinen Blick und richtete ihn auf Mercedes, die, halb aufgerichtet, beide Hände gegen ihn ausstreckte.

»Oh, sehen Sie mich an«, fuhr sie mit tiefer Schwermut fort; »man kann heute den Glanz meiner Augen aushalten; die Zeit ist nicht mehr, da ich kam, um Edmond zuzulächeln, der mich da oben am Fenster der Dachkammer erwartete, welche sein alter Vater bewohnte … Seit dieser Zeit sind sehr viele schmerzliche Tage verflossen, die gleichsam einen Abgrund zwischen mich und jene Zeit gegraben haben. Sie anklagen, Edmond, Sie hassen, mein Freund! Nein, mich klage ich an und hasse ich! O Elende, die ich bin!« rief sie, indem sie die Hände faltete und zum Himmel aufsah. »Ich bin bestraft genug! … Ich hatte Religion, Unschuld, Liebe, dieses dreifache Glück, welches die Engel macht, und ich Elende habe an Gott gezweifelt!«

Monte Christo trat einen Schritt näher und reichte ihr schweigend die Hand.

»Nein«, sagte sie, indem sie die ihrige sanft zurückzog, »nein, mein Freund, rühren Sie mich nicht an. Sie haben mich geschont, und doch war ich von allen denen, die Sie getroffen haben, die Schuldigste. Alle andern haben aus Haß, Habgier, Selbstsucht gehandelt; ich habe aus Feigheit gehandelt. Jene hatten Begierden, ich habe Furcht gehabt. Nein, drücken Sie meine Hand nicht, Edmond, Sie suchen nach einem liebevollen Wort, ich fühle es, sprechen Sie es nicht aus; behalten Sie es für eine andre, ich bin es nicht mehr wert. Sehen Sie«, fuhr sie fort, indem sie ihr Gesicht vollständig enthüllte, »das Unglück hat mein Haar grau gemacht; meine Augen haben so viele Tränen vergossen, daß sie von blauen Adern umringt sind; meine Stirn trägt Falten. Sie dagegen, Edmond, sind immer noch jung, immer noch schön und stolz, und das, weil Sie Glauben hatten,

weil Sie Kraft hatten, weil Sie auf Gott bauten und Gott Ihnen half. Ich bin feige gewesen, bin abgefallen; Gott hat mich verlassen, und nun bin ich so weit gekommen.«

Mercedes brach in Tränen aus; das Herz der Frau brach bei dem Ansturm der Erinnerungen.

Monte Christo nahm ihre Hand und küßte sie ehrerbietig; aber sie fühlte, daß dieser Kuß ohne Inbrunst war, als ob er die Statue einer Heiligen geküßt hätte.

»Es gibt«, fuhr sie fort, »vom Schicksal bestimmte Menschen, deren ganze Zukunft durch einen ersten Fehltritt vernichtet wird. Ich hielt Sie für tot und hätte sterben müssen; denn was hat es genützt, daß ich im Herzen ewig um Sie getrauert habe? Ich bin dadurch nur vor der Zeit eine alte Frau geworden. Was hat es genützt, daß ich, die ich als einzige von allen Sie erkannt hatte, nur das Leben meines Sohnes gerettet habe? Hätte ich nicht auch den Mann retten müssen, so schuldig er auch war, den ich zum Gatten genommen hatte? Dennoch habe ich ihn sterben lassen – was sage ich, mein Gott! –, ich habe durch meine Gefühllosigkeit zu seinem Tod beigetragen, durch meine Verachtung, indem ich mich nicht mehr erinnerte, nicht mehr erinnern wollte, daß er für mich zum Wortbrüchigen und Verräter geworden war! Was nützt es wiederum, daß ich meinen Sohn bis hierher begleitet habe, da ich ihn doch verlasse, ihn allein abreisen lasse, ihn diesem todbringenden Lande Afrika überliefere? Oh, ich bin feige gewesen, sag ich Ihnen; ich bin von meiner Liebe abgefallen und bringe wie die Abgefallenen allem, was mich umgibt, Unglück!«

»Nein, Mercedes, nein«, sagte Monte Christo; »fassen Sie wieder eine bessere Meinung von sich selbst. Nein; Sie sind ein edles und frommes Weib, und Sie hatten mich durch Ihren Schmerz entwaffnet; aber hinter mir stand unsichtbar und unbekannt der zornige Gott, dessen Vollstrecker ich nur war und der den Blitzstrahl nicht hat zurückhalten wollen, den ich geschleudert hatte. Oh, ich rufe diesen Gott, zu dessen Füßen ich mich seit zehn Jahren jeden Tag niederwerfe, zum Zeugen an, daß ich Ihnen mein Leben zum Opfer bringen wollte und

mit meinem Leben meine Pläne. Aber ich sage es mit Stolz, Mercedes, Gott bedurfte meiner, und ich blieb leben. Prüfen Sie die Vergangenheit und die Gegenwart, suchen Sie die Zukunft zu erraten und urteilen Sie, ob ich nicht das Werkzeug des Herrn bin. Das entsetzlichste Unglück, das grausamste Leiden, das Verlassenwerden von allen, die mich liebten, die Verfolgung durch die, die mich nicht kannten, das war der erste Teil meines Lebens; dann nach der Gefangenschaft, der Einsamkeit, dem Elend plötzlich Luft und Freiheit und ein so glänzendes, so fabelhaftes, so unermeßliches Vermögen, daß ich, wenn ich nicht blind sein wollte, mir sagen mußte, daß Gott es mir zu großen Zwecken gesandt habe. Seitdem schien mir ein Priesteramt zuteil geworden zu sein; seitdem gehörte kein Gedanke in mir mehr diesem Leben, dessen Süße Sie Arme manchmal gekostet haben; ich hatte keine Stunde der Ruhe, ich fühlte mich vorwärtsgetrieben wie eine Feuerwolke, die dahinfährt, um die verfluchten Städte zu vernichten. Wie jene wagemutigen Kapitäne, die sich zu einer gefahrvollen Reise einschiffen, sorgte ich für Lebensmittel, lud ich die Waffen, bereitete ich Angriffs- und Verteidigungsmittel vor, gewöhnte meinen Körper an die stärksten Anstrengungen, meine Seele an die erschütterndsten Eindrücke, übte meinen Arm, zu töten, meine Augen, leiden zu sehen, meinen Mund, beim Schrecklichsten zu lächeln. Gut, vertrauend, vergessend, wie ich war, wurde ich rachsüchtig, versteckt, boshaft oder vielmehr gefühllos wie das taube und blinde Schicksal. Dann beschritt ich den Weg, der mir geöffnet war, ich durchmaß ihn ganz und erreichte das Ziel. Wehe denjenigen, die ich auf meinem Wege traf!«

»Genug!« sagte Mercedes. »Genug, Edmond! Glauben Sie, daß diejenige, die allein Sie hat erkennen können, Sie auch allein zu verstehen vermocht hat. Edmond, diejenige, die Sie zu erkennen und zu verstehen vermocht hat, sie hat Sie bewundern müssen, Edmond, hätten Sie sie auch auf Ihrem Wege getroffen und wie Glas zerbrochen! Wie ein Abgrund gähnt zwischen mir und der Vergangenheit, so ist ein Abgrund zwischen Ihnen und den andern Menschen, und meine größte Qual, das sage ich Ihnen,

ist, Vergleiche anzustellen; denn es gibt nichts auf der Welt, was Ihnen gleiche. Jetzt sagen Sie mir Lebewohl, Edmond, lassen Sie uns scheiden.«

»Ehe ich Sie verlasse, frage ich Sie: Was wünschen Sie, Mercedes?« fragte Monte Christo.

»Ich wünsche nur eins, Edmond: daß mein Sohn glücklich sei.«

»Bitten Sie Gott, der allein das Dasein der Menschen in Händen hält, den Tod von ihm fernzuhalten, das übrige nehme ich auf mich.«

»Dank, Edmond.«

»Aber Sie, Mercedes?«

»Ich brauche nichts, ich lebe zwischen zwei Gräbern; das eine ist dasjenige Edmond Dantès', der seit langem tot ist; ich liebte ihn! Das Wort paßt schlecht zu meinen welken Lippen, aber mein Herz erinnert sich noch, und ich möchte um nichts auf der Welt dieses Erinnern des Herzens verlernen. Das andere ist dasjenige eines Mannes, den Edmond Dantès getötet hat; ich billige die Tat, aber ich muß für den Toten beten.«

»Ihr Sohn wird glücklich sein«, wiederholte der Graf.

»Dann werde ich so glücklich sein, wie ich es sein kann.«

»Aber … was werden Sie tun?«

Mercedes lächelte traurig. »Wenn ich Ihnen sagte, daß ich hier leben werde wie die Mercedes von ehemals, das heißt, indem ich arbeite, so würden Sie es nicht glauben; ich kann nur noch beten, ich brauche auch nicht zu arbeiten; der kleine Schatz, den Sie vergraben hatten, hat sich an der von Ihnen bezeichneten Stelle gefunden; man wird sich erkundigen, wer ich bin, was ich tue, man wird nicht wissen, wie ich lebe; was macht das? Das ist eine Sache zwischen Gott, Ihnen und mir.«

»Mercedes«, sagte der Graf, »ich mache Ihnen keinen Vorwurf, aber Sie haben das Opfer übertrieben, indem Sie das ganze von Herrn von Morcerf gesammelte Vermögen aufgaben, denn die Hälfte davon rührte von Ihrer Sparsamkeit und Ihrer Umsicht her.«

»Ich sehe, was Sie mir vorschlagen wollen; aber ich kann es nicht annehmen, Edmond. Mein Sohn würde es mir verbieten.«

»Ich werde nichts für Sie tun, was nicht die Billigung des Herrn Albert von Morcerf hat. Ich werde in Erfahrung bringen, was seine Meinung ist, und mich ihr unterwerfen. Aber wenn er das, was ich tun will, annimmt, werden Sie ihm ohne Widerstand folgen?«

»Sie wissen, Edmond, daß ich kein denkendes Wesen mehr bin; Gott hat mich so mit seinen Stürmen geschüttelt, daß ich den Willen verloren habe. Ich bin in seiner Hand wie eine Taube in den Klauen des Adlers. Er will nicht, daß ich sterbe, da ich noch lebe. Wenn er mir Hilfe sendet, so geschieht es, weil es sein Wille ist, und ich werde sie annehmen.«

»Sehen Sie sich vor«, sagte Monte Christo, »so betet man Gott nicht an! Gott will, daß man ihn verstehe und seine Macht erörterte. Deshalb hat er uns die freie Willensbestimmung gegeben.«

»Unglücklicher!« rief Mercedes. »Sprechen Sie nicht so zu mir; wenn ich glaubte, daß Gott mir Selbstbestimmung gegeben hätte, was bliebe mir denn, um mich vor der Verzweiflung zu retten!«

Monte Christo erblaßte und senkte den Kopf vor der Gewalt dieses Schmerzes.

»Wollen Sie mir nicht auf Wiedersehen sagen?« fragte er, indem er ihr die Hand reichte.

»Gewiß, ich sage Ihnen: Auf Wiedersehen«, entgegnete Mercedes, indem sie feierlich zum Himmel deutete; »damit beweise ich Ihnen, daß ich noch hoffe.«

Und nachdem Mercedes mit ihrer zitternden Hand die Hand des Grafen berührt hatte, eilte sie nach der Treppe und entschwand den Augen des Grafen.

Monte Christo ging langsam aus dem Hause und schlug den Weg nach dem Hafen ein.

Aber Mercedes sah ihn nicht sich entfernen, obgleich sie an dem Fenster des kleinen Zimmers unter dem Dach stand, das Dantès' Vater einst bewohnt hatte. Ihre Augen suchten in der Ferne das Schiff, welches ihren Sohn dem weiten Meere zuführte. Aber ihre Stimme murmelte wie gegen ihren Willen: »Edmond, Edmond, Edmond!«

Der Graf schied mit Weh im Herzen von dem Hause, in dem er Mercedes zurückließ, die er aller Wahrscheinlichkeit nach nie wieder sehen würde.

Seit dem Tode des kleinen Eduard war eine große Veränderung in Monte Christo vor sich gegangen. Auf dem Gipfel seiner Rache angekommen, hatte er auf der andern Seite den Abgrund des Zweifels gesehen.

Dazu hatte die Unterhaltung, die er soeben mit Mercedes gehabt hatte, so viele Erinnerungen in seinem Herzen wachgerufen, daß diese Erinnerungen selbst bekämpft werden mußten.

Ein Mann vom Gepräge des Grafen konnte nicht lange in dieser trüben Stimmung bleiben; er sagte sich, daß sich ein Irrtum in seine Berechnungen eingeschlichen haben müsse, da er fast dahin gelangt war, sich selbst zu tadeln.

»Ich sehe die Vergangenheit falsch an!« sagte er. »Ich kann mich nicht so getäuscht haben. Was! Das Ziel, das ich mir gesetzt habe, sollte ein wahnwitziges sein! Ich sollte seit zehn Jahren auf einem Irrwege gegangen sein! Eine Stunde hätte genügt, um dem Architekten zu beweisen, daß das Werk aller seiner Hoffnungen ein, wenn nicht unmögliches, so doch sündiges Werk sei!

Ich will mich nicht an diesen Gedanken gewöhnen, er würde mich wahnsinnig machen. Was meinen Erwägungen von heute fehlt, ist die richtige Würdigung der Vergangenheit, weil ich diese Vergangenheit vom andern Ende des Horizonts sehe. Es geht mir wie den Leuten, die sich im Traume verwundet haben; sie sehen ihre Wunde an und fühlen sie und erinnern sich nicht, sie empfangen zu haben.

So will ich mich denn für einen Augenblick wieder in mein elendes Leben von früher zurückversetzen; ich will noch einmal die Wege beschreiten, auf die das Verhängnis mich gestoßen hat, wo das Unglück mich geführt und die Verzweiflung mich empfangen hat. Zuviel Gold und Edelsteine strahlen heute von dem Spiegel zurück, in dem Monte Christo den Dantès betrachtet.

Hinweg damit! Jetzt, da ich reich bin, will ich noch einmal arm sein, da ich frei bin, noch einmal gefangen, da ich wieder zum Leben erwacht bin, noch einmal im Grabe liegen.«

Indem er so mit sich sprach, ging Monte Christo die Rue de la Caisserie entlang. Es war dieselbe Straße, durch welche er vor vierundzwanzig Jahren in der Stille der Nacht von den Gendarmen geführt worden war; diese Häuser, jetzt voll heiteren Lebens, waren in jener Nacht finster, stumm und geschlossen gewesen.

Er ging nach dem Kai hinunter und kam an die Stelle, wo er damals eingeschifft worden war. Ein Promenadenschiff mit seinem Zwillichdache fuhr vorbei; Monte Christo rief den Führer an, und das Schiff kam auf ihn zu.

Das Wetter war prächtig, die Fahrt war ein Fest. Am Horizont stieg die Sonne rot und flammend in die Fluten hinab; das spiegelglatte Meer furchte sich manchmal, wenn hier und da ein Fisch, der von einem verborgenen Feind verfolgt wurde, aus dem Wasser sprang; in der Ferne fuhren weiß und anmutig Fischerbarken und Handelsschiffe, die Ladung nach Korsika oder Spanien hatten, dahin.

Trotz dieses schönen Himmels, trotz des goldenen Lichtes, welches alles um ihn her umflutete, waren dem Grafen, während er in seinen Mantel gehüllt dahinfuhr, alle Einzelheiten jener schrecklichen Fahrt gegenwärtig: das einsame Licht, das im Katalonierdorf gebrannt hatte; der Anblick des Château d'If, der ihm klarmachte, wohin er gebracht wurde, der Kampf mit den Gendarmen, als er sich ins Meer stürzen wollte; seine Verzweiflung, als er sich besiegt fühlte, und die Kälte des Eisens, als ihm der Lauf des Karabiners an die Schläfe gesetzt wurde.

Der Himmel bedeckte sich für ihn mit einem Trauerflor, und die Erscheinung des schwarzen Felsen ließ ihn erbeben, als ob ihm plötzlich das Gespenst eines Todfeindes erschienen wäre.

Die Barke stieß ans Land. Instinktiv wich der Graf bis zum äußersten Ende der Barke zurück; er achtete nicht darauf, als der Führer sagte: »Wir landen.« Er erinnerte sich daran, daß ihn an dieser selben Stelle, auf diesem selben Felsen seine Wächter

mit Gewalt fortgeschleppt hatten, daß man ihn gezwungen hatte, diese Rampe emporzusteigen, indem man ihn mit einem Bajonett in die Hüfte stieß.

Edmond Dantès war damals die Überfahrt sehr lang erschienen, Monte Christo dagegen hatte sie sehr kurz gefunden; jeder Ruderschlag hatte mit dem feuchten Staube des Meeres eine Million Gedanken und Erinnerungen emporwirbeln lassen.

Seit der Julirevolution befanden sich im Château d'If keine Gefangenen mehr; in den Wachtstuben war ein Posten untergebracht, um auf die Schmuggler aufzupassen; ein Hausmeister erwartete die Besucher an der Tür, um ihnen die frühere Schrekkensfeste, die jetzt eine Sehenswürdigkeit geworden war, zu zeigen.

Als Monte Christo die dunkle Treppe hinunterstieg und zu den Verliesen geführt wurde, die er zu sehen gewünscht hatte, überzog eine tiefe Blässe seine Stirn, und der kalte Schweiß brach bei ihm aus.

Er erkundigte sich, ob noch ein früherer Kerkermeister aus der Zeit der Restauration da sei; aber alle waren pensioniert oder in andre Stellen versetzt.

Der Hausmeister, der ihn führte, war erst seit 1830 da. Man führte ihn in sein eigenes Verlies.

Er sah wieder das bleiche Licht, das durch das enge Fensterloch fiel, die Stelle, wo sich das jetzt fortgenommene Bett befunden hatte, und hinter dem Bett, wenn auch zugemauert, so doch noch durch die neueren Steine kenntlich, das von dem Abbé Faria gebrochene Loch.

Monte Christo fühlte seine Beine schwach werden; er nahm einen Holzschemel und setzte sich.

»Gibt es auch Geschichten über dieses Schloß, außer der von der Gefangenschaft Mirabeaus?« fragte der Graf. »Haben diese düsteren Stätten, von denen man nur schwer glauben kann, daß je lebende Menschen in ihnen eingeschlossen gewesen sind, irgendeine Überlieferung?«

»Jawohl«, antwortete der Hausmeister, »und gerade über dieses Verlies hat mir der Wärter Antoine eine Geschichte erzählt.«

Monte Christo erbebte. Dieser Antoine war sein Wärter gewesen. Er hatte fast den Namen und das Gesicht vergessen; als aber der Name ausgesprochen wurde, sah er ihn wie im Leben wieder vor sich, mit seinem bärtigen Gesicht, seiner braunen Jacke und seinem Schlüsselbund, dessen Klirren er noch zu hören vermeinte.

Der Graf wandte sich um und glaubte ihn im Schatten des Korridors zu sehen, der durch das Licht der Fackel in der Hand des Hausmeisters noch dunkler erschien.

»Soll ich sie Ihnen erzählen?« fragte der Hausmeister.

»Ja«, antwortete Monte Christo, »erzählen Sie.«

Und er faßte nach der Brust, um das heftige Herzklopfen zu unterdrücken.

»Dieses Verlies«, begann der Hausmeister, »wurde vor langer Zeit von einem, wie es scheint, sehr gefährlichen Menschen bewohnt, der um so gefährlicher war, da er große Geschicklichkeit besaß. Mit demselben zugleich war noch ein Mann im Schlosse, der war aber nicht böse; es war ein armer irrsinniger Geistlicher.«

»So, irrsinnig«, wiederholte Monte Christo; »und welcher Art war sein Irrsinn?«

»Er bot Millionen an, wenn man ihm die Freiheit geben würde.«

Monte Christo erhob die Augen zum Himmel, aber er konnte den Himmel nicht sehen; es lag ein dichter Schleier von Steinen zwischen ihm und dem Firmamente. Er dachte, daß ein ebenso dichter Schleier sich zwischen den Augen derjenigen, denen der Abbé Schätze anbot, und diesen Schätzen befunden hatte.

»Konnten die Gefangenen sich sehen?« fragte Monte Christo.

»O nein, das war streng verboten; aber sie umgingen das Verbot, indem sie einen Gang brachen, der von diesem Verlies zum andern führte.«

»Und welcher von beiden brach diesen Gang?«

»Oh, der junge Mann, ganz entschieden«, antwortete der Hausmeister; »der junge Mann war erfinderisch und stark, während der arme Abbé alt und schwach war und zudem sein Geist zu sehr zerrüttet, um einen Gedanken zu verfolgen.«

»Blinde …«, murmelte Monte Christo.

»Genug also«, fuhr der Hausmeister fort, »der junge Mensch grub einen Gang. Womit? Davon weiß man nichts; aber er grub ihn, und der Beweis dafür ist, daß man noch die Spur sieht; da, sehen Sie?« Und er beleuchtete mit der Fackel die Mauer.

»Ja, wahrhaftig«, äußerte der Graf mit vor Bewegung dumpfer Stimme.

»Die Folge war, daß die beiden Gefangenen miteinander in Verkehr standen. Wie lange das dauerte, weiß man nicht. Da wurde eines Tages der alte Gefangene krank und starb, und wissen Sie, was der junge tat?« fragte der Hausmeister.

»Sagen Sie's.«

»Er trug den Toten fort, legte ihn in sein eigenes Bett, mit dem Gesicht nach der Wand, ging dann in das leere Verlies und kroch in den Sack des Toten. Haben Sie je von einem solchen Einfall gehört?«

Monte Christo schloß die Augen und fühlte alle die Eindrücke wieder, die er empfunden hatte, als die grobe, noch von der Leiche kalte Sackleinwand sein Gesicht berührt hatte. Der Hausmeister fuhr fort:

»Sehen Sie, sein Plan war folgender: Er glaubte, die Toten würden im Château d'If beerdigt, und da er natürlich voraussetzte, daß man sich der Gefangenen wegen nicht die Unkosten für einen Sarg aufladen werde, so rechnete er darauf, die Erde mit den Schultern heben zu können; es herrschte aber leider in dem Schlosse ein Brauch, der seinen Plan über den Haufen warf; die Toten wurden nicht beerdigt, sondern man band ihnen eine Kugel an die Füße und warf sie ins Meer. So geschah es denn; unser Mann wurde oben von der Galerie ins Wasser geworfen, am folgenden Tag fand man den richtigen Toten und erriet alles, denn die Totengräber sagten dann, was sie bis dahin nicht zu sagen gewagt hatten, daß sie nämlich in dem Augenblick, wo der Körper hinabgeschleudert wurde, einen entsetzlichen Schrei gehört hatten, der sofort durch das Wasser, in dem der Körper verschwand, erstickt wurde.«

Der Graf atmete mühsam, der Schweiß trat ihm auf die Stirn, und die Angst preßte ihm das Herz zusammen.

»Nein«, murmelte er, »nein! Dieser Zweifel, den ich empfunden habe, war der Anfang des Vergessens; aber hier wird das Herz von neuem durstig nach Rache.«

»Und der Gefangene«, fragte er, »hat man nie etwas von ihm gehört?«

»Nein, niemals; sehen Sie, es war zweierlei möglich: Entweder ist er platt gefallen, und da die Höhe einige fünfzig Fuß betrug, so wird er auf der Stelle getötet worden sein.«

»Sie haben gesagt, man habe ihm eine Kugel an die Füße gebunden; er wird also aufrecht gefallen sein.«

»Oder er ist aufrecht gefallen«, fuhr der Hausmeister fort, »und dann hat ihn die Kugel in die Tiefe gezogen, wo der arme Kerl geblieben ist.«

»Sie bedauern ihn?«

»Wahrhaftig, ja, obgleich er in seinem Elemente war.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Es ging das Gerücht, daß dieser Unglückliche früher Schiffsoffizier war und wegen Bonapartismus in den Kerker geworfen worden war.«

»Wahrheit!« murmelte der Graf. »Gott hat dich gemacht, um über den Fluten und den Flammen zu schweben. Der arme Seemann lebt in der Erinnerung einiger Erzähler; man erzählt sich am Herd seine schreckliche Geschichte und bebt in dem Augenblick, da er den Raum durchschneidet, um in die Tiefe des Meeres zu versinken.«

»Hat man nie seinen Namen erfahren?« fragte der Graf laut.

»Na, wie sollte man das!« entgegnete der Hausmeister. »Er war nur als Nummer vierunddreißig bekannt.«

»Villefort, Villefort!« murmelte Monte Christo. »Das hast du dir oft sagen müssen, wenn mein Geist dir in schlaflosen Nächten erschien.«

»Wollen Sie sich noch mehr ansehen?« fragte der Führer.

»Ja, ich möchte besonders den Kerker des armen Abbé sehen.«

»Der Nummer siebenundzwanzig?«

»Ja, der Nummer siebenundzwanzig«, wiederholte Monte Christo.

Und es war ihm, als ob er wieder die Stimme des Abbés Faria hörte, als er ihn nach seinem Namen gefragt und dieser ihm durch die Mauer diese Nummer zugerufen hatte.

»Kommen Sie.«

»Warten Sie«, sagte Monte Christo, »lassen Sie mich noch einmal einen Blick in diesen Kerker werfen.«

»Das paßt gut«, entgegnete der Führer, »ich habe den Schlüssel zu dem andern vergessen.«

»Holen Sie ihn.«

»Ich lasse Ihnen die Fackel hier.«

»Nein, nehmen Sie sie mit.«

»Da werden Sie aber ohne Licht sein.«

»Ich sehe im Dunkeln.«

»Gerade wie er.«

»Wie wer?«

»Nummer vierunddreißig. Er soll sich so an die Dunkelheit gewöhnt haben, daß er eine Stecknadel in der finstersten Ecke seines Verlieses habe sehen können.«

»Er hat zehn Jahre gebraucht, um dahin zu kommen«, murmelte der Graf.

Der Führer entfernte sich und nahm die Fackel mit.

Der Graf hatte wahr gesprochen: kaum war er einige Sekunden im Dunkeln, so unterschied er alles wie am lichten Tag. Nun sah er sich um und erkannte seinen Kerker.

»Ja«, sagte er, »da ist der Stein, auf den ich mich setzte, da die Spur meiner Schultern, die ihren Eindruck in der Mauer gelassen haben! Da die Spur des Blutes, das mir von der Stirn floß, als ich mir eines Tages den Kopf an der Wand zerschmettern wollte! … Oh, diese Zahlen … ich erinnere mich ihrer … ich machte sie eines Tages, als ich das Alter meines Vaters berechnete, um zu wissen, ob es wahrscheinlich sei, daß ich ihn noch am Leben finden würde, und das Alter Mercedes', um zu wissen, ob ich sie noch frei finden würde … Nach dieser Berechnung hatte ich einen Augenblick Hoffnung … ich rechnete ohne den Hunger und die Treulosigkeit.«

Ein bitteres Lachen entfuhr dem Munde des Grafen. Er hatte

wie in einem Traum seinen Vater zu Grabe tragen, Mercedes an den Altar treten sehen.

An der andern Mauer fiel ihm eine Inschrift auf, die sich noch weiß von dem grünlichen Stein abhob. »Mein Gott«, las er, »erhalte mir das Gedächtnis!«

»O ja!« rief er, »das war mein einziges Gebet in der letzten Zeit. Ich bat nicht mehr um Freiheit, sondern um das Gedächtnis, ich fürchtete, wahnsinnig zu werden und zu vergessen. Mein Gott, du hast mir das Gedächtnis erhalten, und ich habe mich erinnert. Dank, Dank, mein Gott!«

In diesem Augenblick spiegelte sich das Licht der Fackel an den Mauern; der Hausmeister kam zurück. Monte Christo ging ihm entgegen.

»Folgen Sie mir«, sagte der Mann und führte ihn durch einen unterirdischen Gang nach einem andern Eingang.

Hier wurde Monte Christo wieder von einer Welt von Gedanken ergriffen. Das erste, was ihm in die Augen fiel, war der an der Mauer gezeichnete Meridian, mit dessen Hilfe der Abbé Faria die Stunden gezählt hatte; dann die Reste des Bettes, auf dem der arme Gefangene gestorben war.

Bei diesem Anblick schwellte ein sanftes und zärtliches Gefühl, ein Gefühl der Dankbarkeit, sein Herz; zwei Tränen fielen aus seinen Augen.

»Hier war der irrsinnige Abbé«, sagte der Führer; »von daher hat ihn der junge Mann aufgesucht.« Und er zeigte Monte Christo die Öffnung des Ganges, der auf dieser Seite nicht verschlossen worden war. »Ein Gelehrter«, fuhr er fort, »hat an der Farbe der Steine erkannt, daß die beiden Gefangenen ungefähr zehn Jahre miteinander in Verkehr gestanden haben. Die Ärmsten! Sie haben sich in diesen zehn Jahren sehr langweilen müssen.«

Dantès nahm einige Louisdors aus der Tasche und reichte sie diesem Mann, der ihn zum zweiten Mal bedauerte, ohne ihn zu kennen. Der Führer nahm das Geld; als er aber beim Licht der Fackel den Wert der Summe erkannte, sagte er:

»Sie haben sich geirrt.«

»Wieso?«

»Sie haben mir Gold gegeben.«

»Ich weiß wohl.«

»Wie! Sie wissen es?«

»Ja.«

»Es ist Ihre Absicht, mir dieses Gold zu geben?«

»Ja.«

»Und ich kann es mit gutem Gewissen behalten?«

»Ja.«

Der Hausmeister sah Monte Christo voll Staunen an. Er konnte an sein Glück nicht glauben.

»Mein Herr«, sagte er, »ich verstehe Ihre Freigebigkeit nicht.«

»Das ist leicht zu verstehen, mein Freund«, antwortete der Graf, »ich bin Seemann gewesen, und Ihre Geschichte hat mich mehr als einen anderen rühren müssen.«

»Da Sie so freigebig sind, mein Herr, verdienen Sie, daß ich Ihnen etwas anbiete«, sagte der Führer.

»Was hast du mir anzubieten, mein Freund? Muscheln, Stroharbeiten? Ich danke.«

»Nein, nein; etwas, was sich auf die Geschichte, die ich Ihnen eben erzählt habe, bezieht.«

»So!« rief der Graf lebhaft. »Was denn?«

»Hören Sie«, antwortete der Hausmeister. »Ich habe mir gesagt: Man findet immer etwas in einem Zimmer, wo jemand fünfzehn Jahre gefangen gewesen ist, und habe mich daran gemacht, die Mauern zu untersuchen.«

»Ah!« rief Monte Christo, indem er sich des doppelten Verstecks des Abbés erinnerte, »in der Tat!«

»Bei sorgfältigem Suchen«, fuhr der Hausmeister fort, »entdeckte ich, daß es am Kopfende des Bettes und unter dem Herd des Kamins hohl klang.«

»Ja«, sagte Monte Christo, »ja.«

»Ich nahm die Steine heraus und fand …«

»Eine Strickleiter, Werkzeuge?« rief der Graf.

»Woher wissen Sie das?« fragte der Hausmeister erstaunt.

»Ich weiß es nicht, sondern errate es«, antwortete der Graf;

»das sind gewöhnlich die Gegenstände, die man in den Verstecken der Gefangenen findet.«

»Ja«, sagte der Führer, »eine Strickleiter und Werkzeuge.«

»Und du hast sie noch?« rief Monte Christo.

»Nein; ich habe alle diese Kuriositäten an Besucher verkauft; aber ich habe noch etwas.«

»Was denn?« fragte der Graf voll Ungeduld.

»Eine Art Buch, das auf Leinwandstreifen geschrieben ist.«

»Oh!« rief Monte Christo, »das Buch hast du noch?«

»Ob es ein Buch ist, weiß ich nicht«, antwortete der Hausmeister; »aber ich habe es noch.«

»Hole es mir, mein Freund«, sagte der Graf, »und wenn es das ist, was ich vermute, so sei ohne Sorge.«

»Ich will's Ihnen bringen«, sagte der Hausmeister und eilte fort.

Der Graf kniete vor den Trümmern des Bettes nieder, aus dem der Tod für ihn einen Altar gemacht hatte.

»Oh, mein zweiter Vater«, sagte er, »du, der du mir Freiheit, Wissenschaft, Reichtum gegeben hast; du, der du wie ein höheres Wesen die Kenntnis des Guten und Bösen hattest, nimm mir, wenn nach unserm Tode irgend etwas von uns bleibt, was beim Klang der Stimme derjenigen erbebt, die auf der Erde geblieben sind, wenn bei der Umwandlung, welche der Leichnam erfährt, etwas Beseeltes an den Stätten schwebt, wo wir viel geliebt und gelitten haben, edles Herz, erhabener Geist, tiefe Seele, nimm mir durch ein Wort, ein Zeichen, durch irgendeine Offenbarung, ich beschwöre dich darum bei der väterlichen Liebe, die du mir gewährt hast, und bei der kindlichen Achtung, die ich dir geweiht hatte, nimm mir diesen Rest des Zweifels, der, wenn er sich nicht in Überzeugung verwandelt, zum Gewissensbiß werden wird.«

Der Graf senkte den Kopf und faltete die Hände.

»Da, mein Herr!« sagte eine Stimme hinter ihm. Monte Christo erbebte und sah sich um.

Der Hausmeister hielt ihm jene Leinwandstreifen hin, auf welche der Abbé Faria alle Schätze seines Wissens ausgegossen

hatte. Dieses Manuskript war das große Werk des Abbés Faria über das Königtum in Italien.

Der Graf griff begierig danach, und seine Augen fielen zuerst auf das Motto; er las:

»Du wirst dem Drachen die Zähne ausreißen und die Löwen unter die Füße treten, sagt der Herr.«

»Ah!« rief er, »das ist die Antwort! Dank, Vater, Dank!«

Er zog eine kleine Brieftasche hervor, die zehn Banknoten von je tausend Franken enthielt, und sagte:

»Da, nimm diese Brieftasche.«

»Sie schenken sie mir?«

»Ja, aber unter der Bedingung, daß du erst hineinsiehst, wenn ich fort bin.«

Er verbarg die Reliquie, die er wiedergefunden hatte und die für ihn den Wert des größten Schatzes besaß, auf der Brust, eilte aus den Gewölben und stieg wieder in die Barke.

»Nach Marseille!« sagte er.

Während er davonfuhr, sagte er, indem er das finstere Gefängnis ansah:

»Wehe denjenigen, die mich in dieses finstere Gefängnis haben einschließen lassen, und denjenigen, die vergessen haben, daß ich dort eingeschlossen war!«

Als sie an dem Dorfe der Katalonier vorüberfuhren, wandte der Graf sich ab und murmelte, indem er den Kopf in den Mantel hüllte, den Namen eines Weibes.

Der Sieg war vollständig; der Graf hatte zweimal den Zweifel zu Boden geschlagen.

Der Name, den er mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit, die fast Liebe war, aussprach, war der Name Haidees.

Als er wieder ans Land gestiegen war, begab er sich nach dem Friedhof, wo er, wie er wußte, Morrel wiedertreffen würde.

Auch Monte Christo hatte vor zehn Jahren auf diesem Friedhof ein Grab gesucht, aber vergeblich. Er, der mit Millionen nach Frankreich zurückkam, hatte das Grab seines vor Hunger gestorbenen Vaters nicht finden können.

Der Reeder Morrel hatte allerdings ein Kreuz daraufsetzen

lassen, aber dieses Kreuz war umgefallen, und der Totengräber hatte es als Brennmaterial benutzt.

Der würdige Kaufmann war glücklicher gewesen: er war in den Armen seiner Kinder gestorben, war von ihnen zu Grabe geleitet und an der Seite seiner Frau beigesetzt worden, die ihm zwei Jahre vorausgegangen war.

Zwei große Marmorplatten, die ihre Namen trugen, waren inmitten eines Gitters nebeneinander aufgerichtet, und die Gräber wurden von vier Zypressen beschattet.

Maximilian lehnte an einem dieser Bäume und blickte mit Augen, die nichts wahrnahmen, auf die beiden Gräber.

Sein Schmerz war tief, fast wild.

»Maximilian«, redete ihn der Graf an, »nicht dahin müssen Sie den Blick richten, sondern dorthin!«

Und er zeigte nach dem Himmel.

»Die Toten sind überall«, entgegnete Morrel; »haben Sie selbst mir das nicht gesagt, als Sie mich veranlaßt haben, Paris zu verlassen?«

»Maximilian«, sagte der Graf, »Sie haben mich unterwegs gebeten, Sie einige Tage in Marseille zu lassen. Ist das noch Ihr Wunsch?«

»Ich habe keinen Wunsch mehr, Graf; nur scheint es mir, daß mir in Marseille das Warten weniger lästig sein wird als anderswo.«

»Um so besser, Maximilian, denn ich verlasse Sie und nehme Ihr Wort mit, nicht wahr?«

»Oh, ich werde es vergessen, Graf«, antwortete Morrel, »ich werde es vergessen!«

»Nein, Sie werden es nicht vergessen, weil Sie vor allem ein Ehrenmann sind, Morrel; weil Sie geschworen haben und nochmals schwören werden.«

»O Graf, haben Sie Mitleid mit mir! Graf, ich bin so unglücklich!«

»Ich habe einen noch viel Unglücklicheren gekannt als Sie, Morrel.«

»Unmöglich.«

»Ach!« sagte Monte Christo, »das ist ein Stolz unsres armen Menschengeschlechts, daß jeder sich für noch unglücklicher hält als ein andrer Unglücklicher, der neben ihm weint und seufzt.«

»Was gibt es Unglücklicheres als den Mann, der das einzige, was er auf der Welt liebte und begehrte, verloren hat?«

»Hören Sie mich an, Morrel«, sagte Monte Christo, »und richten Sie einen Augenblick Ihren Sinn auf das, was ich Ihnen sage. Ich habe einen Mann gekannt, der gleich Ihnen all seine Hoffnung auf eine Frau gesetzt hatte. Dieser Mann war jung, er hatte einen alten Vater, den er liebte, eine Braut, die er anbetete; er war im Begriff, sie zu heiraten, als plötzlich eine jener Launen des Schicksals, die an der Güte Gottes zweifeln machen könnten, wenn Gott sich nicht später offenbarte, indem er zeigt, daß für ihn alles ein Mittel ist, um zu seiner unendlichen Einheit zu führen, als plötzlich, sage ich, eine Laune des Schicksals ihm die Freiheit und die Geliebte, die Zukunft, die er erträumte und schon sein zu nennen glaubte, denn blind, wie er war, konnte er nur die Gegenwart sehen, nahmen, um ihn in die Tiefe eines Kerkers zu werfen.«

»Oh«, entgegnete Morrel, »man kommt nach acht Tagen, einem Monat, einem Jahre wieder aus dem Kerker heraus.«

»Er blieb vierzehn Jahre darin, Morrel«, sagte der Graf, indem er dem jungen Mann die Hand auf die Schulter legte.

Maximilian schauderte.

»Vierzehn Jahre!« murmelte er.

»Vierzehn Jahre«, wiederholte der Graf; »auch er hatte während dieser vierzehn Jahre viele Augenblicke der Verzweiflung; auch er wollte sich wie Sie, da er sich für den Unglücklichsten der Menschen hielt, das Leben nehmen.«

»Nun?« fragte Morrel.

»Nun, im letzten Augenblick offenbarte sich ihm Gott durch ein menschliches Mittel; denn Gott tut keine Wunder mehr; vielleicht verstand er im ersten Augenblick diese unendliche Barmherzigkeit nicht, denn die durch Tränen verschleierten Augen bedürfen der Zeit, um sich vollständig zu öffnen; aber endlich faßte er Geduld und wartete. Eines Tages verließ er auf

wunderbare Weise, verwandelt, reich, mächtig, fast ein Gott, das Grab; sein erster Schrei galt seinem Vater: sein Vater war tot!«

»Auch mein Vater ist tot!« sagte Morrel.

»Ja, aber Ihr Vater ist in Ihren Armen gestorben, geliebt, glücklich, geehrt, reich; sein Vater dagegen war arm, elend, an Gott verzweifelnd gestorben, und als der Sohn zehn Jahre später das Grab des Vaters suchte, war es verschwunden, und niemand konnte ihm sagen: Dort ruht im Herrn das Herz, das dich so sehr geliebt hat.«

»Oh!« sagte Morrel.

»Der war also ein viel unglücklicherer Sohn als Sie, Morrel, denn er wußte nicht einmal, wo er das Grab seines Vaters finden konnte.«

»Aber es blieb ihm wenigstens die Frau, die er geliebt hatte«, antwortete Morrel.

»Sie irren sich, Morrel; diese Frau …«

»War sie tot?« rief Maximilian.

»Schlimmer als das: sie war ihm untreu geworden; sie hatte einen der Verfolger ihres Verlobten geheiratet. Sie sehen also, Morrel, daß dieser Mann ein viel unglücklicherer Liebhaber war als Sie.«

»Und hat Gott diesem Manne Trost gesandt?« fragte Morrel.

»Er hat ihm wenigstens Ruhe gesandt.«

»Und dieser Mann wird noch einmal glücklich sein können?«

»Ich hoffe es, Maximilian.«

Der junge Mann ließ den Kopf auf die Brust sinken.

»Sie haben mein Versprechen«, sagte er nach einem Augenblick des Schweigens, indem er Monte Christo die Hand reichte; »nur erinnern Sie sich …«

»Am fünften Oktober erwarte ich Sie auf der Insel Monte Christo. Am vierten wird eine Jacht Sie aus dem Hafen von Bastia abholen; diese Jacht wird den Namen ›Eurus‹ führen. Sie geben dem Patron Ihren Namen an und werden zu mir geführt werden. Abgemacht, nicht wahr, Maximilian?«

»Abgemacht, Graf, und ich halte mein Wort; aber denken Sie daran, daß am fünften Oktober …«

»Kind, das noch nicht weiß, was das Versprechen eines Mannes ist … Ich habe Ihnen zwanzigmal gesagt, daß, wenn Sie an dem Tage noch sterben wollen, ich Ihnen behilflich sein würde, Morrel. Leben Sie wohl!«

»Sie verlassen mich?«

»Ja, ich habe in Italien zu tun; ich lasse Sie allein, allein mit dem Unglück, allein mit jenem Adler mit mächtigen Fittichen, den der Herr seinen Auserwählten sendet, um sie zu seinen Füßen zu tragen; die Geschichte von Ganymed ist keine Fabel, Maximilian, es ist eine Allegorie.«

»Wann reisen Sie ab?«

»Sofort; das Dampfschiff wartet auf mich, in einer Stunde bin ich fern von Ihnen. Begleiten Sie mich bis zum Hafen, Morrel?«

»Ich stehe Ihnen ganz zur Verfügung, Graf.«

Morrel begleitete den Grafen bis zum Hafen. Schon stieg, einem gewaltigen Federbusch gleich, der Rauch aus dem schwarzen Rohr zum Himmel empor. Bald fuhr das Schiff ab, und eine Stunde darauf hob sich der weiße Rauch nur noch wie eine kaum sichtbare Feder an dem durch die ersten Abendnebel verdunkelten Horizont im Osten ab.

Peppino

Zur selben Zeit, da das Dampfschiff des Grafen hinter dem Kap Morgion verschwand, hatte ein Mann auf der Poststraße von Florenz nach Rom soeben das Städtchen Aquapendente hinter sich gelassen. Er fuhr schnell genug, um rasch vorwärts zu kommen, ohne jedoch Verdacht zu erregen.

Dieser Mann, der in einen Überrock gekleidet war, den die Reise schon stark mitgenommen hatte, der aber ein glänzendes, frisches Band der Ehrenlegion sehen ließ, mußte an diesem Zeichen und an seiner Aussprache, wenn er mit dem Postillion sprach, als Franzose erkannt werden. Ein weiterer Beweis, daß er in dem Lande der »Weltsprache« geboren war, war der, daß er

weiter keine italienischen Worte wußte als die in der Musik gebräuchlichen.

»Allegro!« sagte er bei jeder Steigung zu dem Postillion und »Moderato!« bei jeder Senkung.

Und weiß Gott, es gibt Steigungen und Senkungen genug auf der Straße von Florenz nach Rom über Aquapendente!

Diese beiden Worte gaben übrigens dem Biederen, an den sie gerichtet waren, Anlaß genug zu lachen.

Angesichts der Ewigen Stadt bekundete der Reisende nicht im geringsten jene begeisterte Neugier, die jeden Fremden veranlaßt, sich im Wagen zu erheben, um die berühmte Kuppel von Sankt Peter zu sehen, die man bereits bemerkt, ehe noch etwas anderes zu sehen ist. Er zog bloß eine Brieftasche hervor, entnahm ihr ein zusammengefaltetes Papier, öffnete es und faltete es wieder mit einer an Achtung grenzenden Sorgfalt und sagte: »Gut, ich habe es noch.«

Der Wagen fuhr durch die Porta del Popolo, wandte sich nach links und hielt vor dem Hotel d'Espagne.

Der Wirt empfing den Reisenden auf der Schwelle der Tür mit dem Hute in der Hand.

Der Reisende stieg aus, bestellte ein gutes Essen und erkundigte sich nach der Adresse des Hauses Thomson und French, die ihm sofort angegeben wurde, da es eines der bekanntesten Häuser von Rom war.

Es befand sich in der Via dei Banchi beim Sankt-Peters-Dom. In Rom, wie überall, war die Ankunft einer Postkutsche ein Ereignis. Zehn junge Abkömmlinge des Marius und der Gracchen standen barfuß, mit zerrissenen Ellbogen, aber die Hand in die Hüfte gestemmt und den Arm malerisch um den Kopf gelegt, da und sahen den Reisenden, die Postkutsche und die Pferde an; zu diesen heimischen Straßenjungen hatten sich noch mehrere Dutzend Taugenichtse aus den Staaten des Heiligen Stuhles gesellt.

Da diese Burschen fast alle Sprachen, besonders aber die französische verstehen, hörten sie den Reisenden ein Zimmer und ein Mahl bestellen und nach der Adresse des Hauses Thomson und French fragen.

Die Folge davon war, daß, als der Reisende dann mit dem obligaten Cicerone das Hotel verließ, sich ein Mann von der Gruppe der Neugierigen loslöste und, ohne von dem Fremden oder dem Führer bemerkt zu werden, vorsichtig hinter ihnen herging.

Der Franzose hatte es mit seinem Besuche in dem Hause Thomson und French so eilig, daß er sich nicht die Zeit nahm, auf das Anspannen der Pferde zu warten; der Wagen sollte ihn unterwegs einholen oder vor der Tür des Bankiers auf ihn warten.

Er kam an, ohne daß der Wagen ihn erreicht hatte.

Der Franzose trat ein und ließ seinen Führer im Vorzimmer zurück, wo dieser sofort mit einigen jener Nichtstuer oder vielmehr Allestuer, welche sich in Rom an den Türen der Bankiers, der Kirchen, Museen, Theater und Ruinen aufhalten, eine Unterhaltung begann.

Zugleich mit dem Franzosen trat auch der Mann ein, der sich von der Gruppe der Gaffer getrennt hatte; der Franzose klingelte am Schalter des Bureaus und trat in das erste Zimmer; sein Schatten tat desgleichen.

»Die Herren Thomson und French?« fragte der Fremde.

Ein Lakai erhob sich auf das Zeichen eines Angestellten.

»Wen darf ich anmelden?« fragte der Lakai, indem er sich anschickte, dem Fremden vorauszugehen.

»Baron von Danglars«, antwortete der Reisende.

»Bitte«, sagte der Lakai.

Eine Tür öffnete sich; der Baron und der Lakai verschwanden durch diese Tür. Der Mann, der hinter Danglars eingetreten war, setzte sich auf eine Wartebank.

Der Kommis fuhr während etwa fünf Minuten zu schreiben fort; während dieser fünf Minuten bewahrte der Mann das größte Stillschweigen und saß unbeweglich da.

Dann hörte das Kratzen der Feder auf dem Papier auf; der Kommis hob den Kopf, sah sich aufmerksam um und sagte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie allein waren:

»Ah, ah! Du da, Peppino?«

»Ja«, antwortete dieser lakonisch.

»Du hast etwas Gutes gewittert bei diesem Dicken?«

»Es ist kein großes Verdienst dabei, wir sind benachrichtigt.«

»Du weißt also, was er hier will, Neugieriger?«

»Zum Teufel, er will Geld erheben; bleibt nur zu wissen, welche Summe.«

»Das wird man dir sofort sagen, Freund.«

»Schön; aber mache es nicht wieder wie neulich und gib mir falsche Auskunft.«

»Was heißt das, und von wem sprichst du? Etwa von diesem Engländer, der neulich dreitausend Taler hier abgeholt hat?«

»Nein, der hatte in der Tat die dreitausend Taler, und wir haben sie gefunden. Ich meine den russischen Fürsten.«

»Nun?«

»Nun, du hattest uns dreißigtausend Livres angegeben, und wir haben nur zweiundzwanzig gefunden.«

»Da werdet ihr schlecht gesucht haben.«

»Luigi Vampa hat ihn selbst durchsucht.«

»Dann hat er entweder seine Schulden bezahlt …«

»Ein Russe?«

»Oder das Geld ausgegeben.«

»Das ist am Ende möglich.«

»Es ist sicher; aber laß mich an meinen Beobachtungsposten gehen, der Franzose könnte sein Geschäft abmachen, ohne daß ich die Summe erführe.«

Peppino nickte zustimmend, nahm einen Rosenkranz aus der Tasche und begann ein Gebet zu murmeln, während der Kommis durch dieselbe Tür verschwand, durch die der Lakai und der Baron gegangen waren.

Nach zehn Minuten kehrte der Kommis mit strahlendem Gesicht zurück.

»Nun?« fragte Peppino seinen Freund.

»Achtung«, sagte der Kommis, »eine hübsche Summe.«

»Fünf bis sechs Millionen, nicht wahr?«

»Ja; du weißt die Zahl?«

»Auf eine Quittung Seiner Exzellenz des Grafen von Monte Christo.«

»Du kennst den Grafen?«

»Und worauf man ihm auf Rom, Venedig und Wien Kredit gegeben hat.«

»Ganz recht!« rief der Kommis. »Woher bist du so gut unterrichtet?«

»Ich habe dir gesagt, daß wir im voraus benachrichtigt worden sind.«

»Weshalb wendest du dich dann an mich?«

»Um sicher zu sein, daß es auch der Mann ist, mit dem wir zu tun haben.«

»Er ist es … fünf Millionen. Eine hübsche Summe, was, Peppino?«

»Jawohl.«

»Wir werden nie so viel haben.«

»Wenigstens werden wir einige Brocken davon haben«, antwortete Peppino philosophisch.

»Still! Da ist unser Mann.«

Der Kommis nahm wieder seine Feder zur Hand und Peppino seinen Rosenkranz; als die Tür sich öffnete, schrieb der eine, und der andere betete.

Danglars erschien strahlend, begleitet von dem Bankier, der ihn bis an die Tür brachte.

Hinter Danglars ging Peppino fort.

Der Wagen hielt vor der Tür; der Cicerone hielt den Schlag geöffnet; der Cicerone ist ein sehr gefälliges Wesen, das man zu allem gebrauchen kann.

Danglars sprang leicht wie ein junger Mann von zwanzig Jahren in den Wagen.

Der Cicerone schloß den Schlag und setzte sich neben den Kutscher. Peppino stieg auf den Hintersitz.

»Wollen Eure Exzellenz Sankt Peter sehen?« fragte Cicerone.

»Wozu?« gab der Baron zurück.

»Nun, als Sehenswürdigkeit.«

»Ich bin nicht nach Rom gekommen, um Sehenswürdigkeiten zu sehen«, sagte Danglars laut, und leise setzte er mit seinem gierigen Lächeln hinzu: »Ich bin gekommen, um das Geld zu erheben.«

Und er faßte nach seiner Brieftasche, in der er einen Brief eingeschlossen hatte.

»Dann befehlen Eure Exzellenz …«

»Nach dem Hotel.«

»Casa Pastrina«, sagte der Cicerone zum Kutscher. Der Wagen jagte davon.

Zehn Minuten darauf war der Baron in sein Zimmer zurückgekehrt, und Peppino setzte sich auf die Bank vor dem Hotel, nachdem er einem jener Abkömmlinge des Marius und der Gracchen einige Worte ins Ohr gesagt hatte, worauf dieser so schnell, als ihn seine Beine tragen konnten, nach dem Kapitol zu davongeeilt war.

Danglars war müde und befriedigt; er legte sich zu Bett, steckte seine Brieftasche unter sein Kopfkissen und schlief ein.

Peppino hatte Zeit, sich auszuruhen; er spielte mit einigen herumstehenden Dienstmännern Mora, verlor drei Taler und trank, um sich zu trösten, eine Flasche Orvieto.

Am folgenden Tage erwachte Danglars spät, obgleich er sich am Abend früh hingelegt hatte; seit fünf oder sechs Nächten hatte er schlecht geschlafen, wenn er überhaupt geschlafen hatte.

Er frühstückte reichlich, und da er sich, wie er gesagt hatte, wenig daraus machte, die Schönheiten der Ewigen Stadt zu sehen, so bestellte er seine Postpferde zu Mittag.

Aber Danglars hatte ohne die polizeilichen Formalitäten und ohne die Faulheit des Postmeisters gerechnet.

Die Pferde kamen erst um zwei Uhr an, und der Cicerone brachte den Paß mit dem Visum erst um drei Uhr.

Alle diese Vorbereitungen hatten eine ganze Anzahl Nichtstuer vor die Tür des Hotels gelockt.

Die Abkömmlinge der Gracchen und des Marius fehlten auch nicht.

Der Baron durchschritt im Triumph diese Gruppen, die ihn Exzellenz nannten, um einen Bajocco zu erhalten.

Da Danglars ein sehr volkstümlicher Mann war, so hatte er sich bis dahin damit begnügt, sich Baron zu nennen, und war

noch nicht als Exzellenz behandelt worden; dieser Titel schmeichelte ihm, und er verteilte ein Dutzend Paoli unter dem Jahagel.

»Welche Straße?« fragte der Postillion auf italienisch.

»Nach Ancona«, antwortete der Baron.

Der Wirt übersetzte Frage und Antwort, und der Wagen fuhr im Galopp davon.

Danglars wollte nach Venedig gehen und dort einen Teil seines Vermögens erheben, dann nach Wien, um den Rest zu erheben.

Seine Absicht war, sich in letzterer Stadt, die man ihm als einen Ort des Vergnügens bezeichnet hatte, niederzulassen.

Kaum hatte er drei Meilen in der römischen Campagna zurückgelegt, als es zu dunkeln begann; Danglars hatte nicht daran gedacht, so spät abzufahren, sonst wäre er in Rom geblieben; er fragte den Postillion, wie weit es noch bis zur nächsten Stadt sei.

»Non capisco«, antwortete der Postillion.

Danglars machte eine Kopfbewegung, die besagen wollte: Sehr gut!

Der Wagen setzte seinen Weg fort.

Bei der ersten Poststation werde ich haltmachen! sagte sich Danglars.

Danglars empfand noch einen Rest des Wohlbehagens vom vorigen Tage, das ihm eine so gute Nacht verschafft hatte. Er lag weich in einem englischen Wagen mit doppelten Federn; zwei gute Pferde zogen ihn; die nächste Station war, wie er wußte, sieben Meilen entfernt.

Danglars dachte zehn Minuten an seine in Paris zurückgebliebene Frau, zehn weitere Minuten an seine in der Welt umherreisende Tochter und zehn Minuten an seine Gläubiger und die Art und Weise, wie er deren Geld verwenden wollte; da er dann an nichts mehr zu denken hatte, schloß er die Augen und schlief sanft ein.

Gelegentlich öffnete Danglars bei einem heftigeren Stoß des Wagens auf einen Augenblick die Augen; dann fühlte er sich

noch immer mit derselben Schnelligkeit durch diese Gegend mit zerfallenen Aquädukten dahingezogen, die Granitriesen glichen, welche mitten im Lauf versteinert waren. Aber die Nacht war kalt, finster und regnerisch, und es tat einem halb schlafenden Mann viel wohler, mit geschlossenen Augen im Innern seines Wagens zu bleiben, als den Kopf aus dem Schlag zu stecken, um einen Postillion, der nichts weiter zu antworten wußte als »Non capisco!« zu fragen, wo er sich befinde.

Danglars schlief also weiter, indem er sich sagte, daß es immer noch Zeit sei, auf der Station zu erwachen.

Der Wagen hielt; Danglars glaubte, daß er endlich am ersehnten Ziel sei.

Er öffnete die Augen und sah durch das Fenster, indem er erwartete, sich in einer Stadt oder mindestens in einem Dorf zu befinden; aber er sah nichts als ein einzelnstehendes verfallenes Gemäuer und drei oder vier Männer, die wie Schatten gingen und kamen.

Danglars erwartete einen Augenblick, daß der Postillion, der seine Tour beendet hatte, ihm das Fahrgeld abfordere; er gedachte diese Gelegenheit zu benutzen, um seinen neuen Führer zu befragen; aber die Pferde wurden gewechselt, ohne daß jemand kam, um Geld von ihm zu verlangen. Erstaunt öffnete Danglars den Schlag; aber eine kräftige Hand stieß ihn sofort wieder zu, und der Wagen fuhr weiter.

Der Baron wurde vollständig munter.

»He«, sagte er zu dem Postillion, »he! mio caro!«

Das war wiederum Romanzen-Italienisch, das Danglars aufgefangen hatte, als seine Tochter mit dem Prinzen Cavalcanti Duette sang.

Aber mio caro antwortete nicht.

Danglars öffnete dann nur das Fenster.

»He, Freund! wohin gehen wir denn?« fragte er, indem er den Kopf durch die Öffnung steckte.

»Dentro la testa!« rief eine ernste und befehlende Stimme, die von einer drohenden Bewegung begleitet wurde.

Danglars begriff, daß »dentro la testa« besagen wollte: Steck

den Kopf hinein! Man sieht, er machte reißende Fortschritte im Italienischen.

Er gehorchte nicht ohne Unruhe, und da diese Unruhe mit jeder Minute zunahm, so war nach einigen Augenblicken sein Geist statt der Leere, die den Schlummer herbeigeführt hatte, mit einer Menge Gedanken angefüllt, die sehr geeignet waren, die Aufmerksamkeit eines Reisenden, namentlich in der Lage Danglars', wach zu erhalten.

Seine Augen nahmen in der Dunkelheit jenen Grad der Schärfe an, den heftige Erregungen im ersten Augenblick verleihen.

Er sah einen in einen Mantel gehüllten Reiter an der rechten Seite des Wagens galoppieren.

Ein Gendarm! sagte er sich. Sollte ich durch die französischen Telegraphen den päpstlichen Behörden signalisiert worden sein?

Er beschloß, aus dieser Unruhe herauszukommen.

»Wohin führen Sie mich?« fragte er.

»Dentro la testa!« wiederholte dieselbe Stimme mit demselben drohenden Ton.

Danglars wandte sich nach dem linken Schlag.

Ein andrer Reiter galoppierte an der linken Seite.

Sie haben mich gefaßt! sagte sich Danglars, dem der Schweiß auf der Stirn stand.

Er warf sich in den Wagen zurück, aber diesmal nicht, um zu schlafen, sondern um nachzudenken.

Einen Augenblick später ging der Mond auf.

Aus dem Hintergrunde des Wagens warf er einen Blick in die Campagna; er sah wieder die großen Aquädukte, jene Steingespenster, die er schon vorher bemerkt hatte; nur befanden sie sich jetzt nicht an der linken, sondern an der rechten Seite.

Er erkannte, daß der Wagen eine Wendung gemacht hatte und ihn nach Rom zurückführte.

»Oh, ich Unglücklicher!« murmelte er. »Man hat jedenfalls die Auslieferung erlangt!«

Der Wagen setzte seinen Weg mit erschreckender Schnelligkeit fort. Eine bange Stunde verging; an jedem neuen Merkmal

erkannte der Flüchtling, daß man ihn zurückbrachte. Endlich sah er eine dunkle Masse, gegen die der Wagen anrennen zu wollen schien. Aber der Wagen machte eine Wendung und fuhr längs dieser dunklen Masse hin, die nichts andres war als der die Stadt Rom umgebende Wall.

»Oh, oh«, murmelte Danglars, »wir fahren nicht in die Stadt zurück, also ist es nicht das Gericht, das mich anhält. Mein Gott, wären es etwa …«

Seine Haare sträubten sich.

Er erinnerte sich jener interessanten Geschichten von römischen Banditen, denen in Paris so wenig Glauben geschenkt wurde und die Albert von Morcerf der Frau Danglars und Eugenie erzählt hatte.

»Räuber!« murmelte er.

Plötzlich fuhr der Wagen auf härterem Grund als dem Sandwege dahin. Danglars wagte einen Blick nach beiden Seiten des Weges; er bemerkte seltsam gestaltete Denkmäler, er dachte an die Erzählung Alberts, die ihm jetzt mit allen Einzelheiten gegenwärtig war, und er sagte sich, daß er auf der Via Appia sein müsse.

Links vom Wagen, in einer Art Tal, sah man eine kreisförmige Vertiefung.

Das war der Zirkus Caracalla.

Auf ein Wort des an der linken Wagenseite galoppierenden Reiters machte der Wagen halt.

Zu gleicher Zeit wurde der linke Schlag geöffnet.

»Scendi!« befahl eine Stimme.

Danglars stieg sofort aus; er sprach noch nicht Italienisch, verstand es aber schon.

Mehr tot als lebendig sah sich der Baron um.

Vier Männer umgaben ihn, den Postillion nicht mitgerechnet.

»Di quà«, sagte einer der vier Männer, indem er einen kleinen Pfad hinabging, welcher von der Via Appia in die hügelige römische Campagna hineinführte.

Danglars folgte seinem Führer ohne Widerrede und brauchte sich nicht umzudrehen, um zu wissen, daß die drei andern ihm folgten.

Indessen schien es ihm, als ob diese Männer wie Wachtposten in ziemlich gleichen Entfernungen voneinander haltmachten.

Nach einem Marsch von zehn Minuten, währenddessen Danglars nicht ein einziges Wort mit seinem Führer gewechselt hatte, befand er sich zwischen einem Hügel und einem hohen Gebüsch; drei Männer bildeten stumm und aufrecht ein Dreieck, von dem er der Mittelpunkt war.

Er wollte sprechen, aber seine Zunge versagte den Dienst.

»Avanti!« sagte dieselbe Stimme mit dem kurzen und befehlenden Ton.

Diesmal begriff Danglars doppelt: er verstand durch Wort und Gebärde, denn der hinter ihm Gehende stieß ihn so rücksichtslos vorwärts, daß er beinahe seinen Führer angestoßen hätte.

Dieser Führer war unser Freund Peppino, der auf einem gewundenen Gang in das Gebüsch eindrang, den nur Marder und Eidechsen als einen Weg erkennen konnten.

Peppino machte vor einem von dichtem Gebüsch überragten Felsen halt; dieser Felsen hatte eine schmale Öffnung, in der Peppino verschwand.

Der Mann, der hinter Danglars ging, forderte ihn mit Worten und Gebärden auf, es ebenso zu machen. Es war nicht mehr daran zu zweifeln: Der französische Bankerotteur hatte es mit römischen Banditen zu tun.

Danglars folgte der Weisung, wie ein Mann, der sich zwischen zwei furchtbaren Gefahren befindet und den die Furcht tapfer macht. Trotz seines Bauches, der schlecht dazu geeignet war, in die Felsspalten der römischen Campagna einzudringen, kletterte er hinter Peppino her, glitt, indem er die Augen schloß, hinunter und fiel auf die Füße. Als er den Boden fühlte, öffnete er die Augen.

Der Weg war breit, aber finster. Peppino, der jetzt, da er zu Hause war, sich nicht mehr zu verstecken suchte, schlug Feuer und zündete eine Fackel an.

Zwei andre Männer stiegen hinter Danglars herab und bildeten den Nachtrab; sie stießen Danglars vorwärts, wenn er zufäl-

lig haltmachte, und führten ihn so einen leicht abschüssigen Weg entlang bis zur Mitte eines Kreuzwegs von düsterm Aussehen.

Die mit sargartigen Höhlungen versehenen weißen Steinwände schienen gleich Totenköpfen schwarze und tiefe Augen zu öffnen.

Ein Wachtposten ließ seinen Karabiner gegen die linke Hand schlagen.

»Wer da?« rief der Posten.

»Gut Freund!« sagte Peppino. »Wo ist der Hauptmann?«

»Dort«, antwortete der Posten, indem er über die Schulter nach einem in den Felsen gehöhlten großen Saal zeigte, dessen Licht durch große Bogenöffnungen in den Gang fiel.

»Gute Beute, Hauptmann, gute Beute«, sagte Peppino auf italienisch. Und indem er Danglars beim Rockkragen nahm, führte er ihn nach einer türähnlichen Öffnung, durch die man in den Saal kam, den der Hauptmann als Wohnung zu benutzen schien.

»Ist dies der Mann?« fragte der Hauptmann, indem er seine Beschäftigung, das Leben Alexanders von Plutarch zu lesen, unterbrach.

»Er selbst, Hauptmann, er selbst.«

»Schön; zeige ihn mir.«

Auf diesen ziemlich unverschämten Befehl hielt Peppino dem Bankier die Fackel so rücksichtslos vors Gesicht, daß dieser heftig zurückfuhr, um sich nicht die Augenbrauen zu verbrennen. Das fassungslose Gesicht des Bankiers zeigte alle Merkmale einer entsetzlichen Angst.

»Der Mann ist müde«, sagte der Hauptmann, »bringt ihn in sein Bett.«

»O«, murmelte Danglars, »dieses Bett ist wahrscheinlich einer der Särge in den Mauern; der Schlaf ist der Tod, den einer der Dolche, die ich im Schatten funkeln sehe, mir bereiten wird.«

In der Tat sah man in den düsteren Tiefen des mächtigen Saales die Gefährten des Hauptmanns sich von ihren Lagern aus Heu oder Wolfsfellen erheben.

Der Bankier stieß ein dumpfes Stöhnen aus und folgte seinem Führer; er versuchte weder zu bitten noch zu rufen. Er hatte weder Kraft noch Willen, noch Gefühl mehr; er ging, weil man ihn fortzog.

Er stieß gegen eine Stufe; er begriff, daß er eine Treppe vor sich habe, und bückte sich instinktmäßig, um sich nicht den Kopf einzustoßen. Er stieg die Treppe hinab und befand sich in einer in den Felsen gehauenen Zelle.

Diese Zelle war reinlich, obgleich kahl, trocken, obgleich sie sich in einer unermeßbaren Tiefe unter der Erde befand.

Ein Lager aus trockenem, mit Ziegenfellen bedecktem Heu befand sich in einem Winkel dieser Zelle.

Als Danglars es erblickte, glaubte er das strahlende Symbol seiner Rettung zu sehen.

»Oh, Gott sei gelobt!« murmelte er. »Es ist ein wirkliches Bett!«

Zum zweiten Mal seit einer Stunde rief er den Namen Gottes an, was ihm seit zehn Jahren nicht passiert war.

»Ecco«, sagte der Führer.

Und indem er Danglars in die Zelle stieß, schloß er die Tür hinter ihm.

Ein Riegel knirschte; Danglars war ein Gefangener.

Wäre übrigens auch kein Riegel dagewesen, so hätte man doch der heilige Petrus sein und einen Engel des Himmels zum Führer haben müssen, um mitten durch die Besatzung zu kommen, die um den Hauptmann herum in den Katakomben von San Sebastian kampierte. Dieser Hauptmann war der berühmte Luigi Vampa.

Danglars hatte diesen Banditen erkannt, an dessen Existenz er nicht hatte glauben wollen, als Morcerf von ihm erzählt hatte. Er hatte nicht nur den Hauptmann erkannt, sondern auch die Zelle, in der Morcerf eingesperrt gewesen war und die aller Wahrscheinlichkeit nach das Fremdenquartier war.

Diese Erinnerungen, die sich Danglars mit einer gewissen Freude zurückrief, gaben ihm die Ruhe wieder. Da die Banditen ihn nicht sofort getötet hatten, so hatten sie überhaupt nicht die Absicht, ihm ans Leben zu gehen.

Man hatte ihn festgenommen, um ihn zu bestehlen, und da er nur einige Louisdors bei sich hatte, so würde man ihm ein Lösegeld auferlegen.

Er erinnerte sich, daß Morcerf auf etwa viertausend Taler geschätzt worden war; da er überzeugt war, den Eindruck eines viel bedeutenderen Mannes zu machen als Morcerf, so setzte er selbst sein Lösegeld auf achttausend Taler fest.

Achttausend Taler machten achtundvierzigtausend Livres.

Es blieben ihm noch etwa fünf Millionen fünfzigtausend Franken.

Damit hilft man sich überall durch.

Ziemlich sicher, daß er sich aus der Sache ziehen werde, da es noch nie vorgekommen war, daß man jemand auf fünf Millionen fünfzigtausend Franken geschätzt hätte, streckte er sich auf seinem Lager aus und schlief, nachdem er zwei- oder dreimal seine Lage gewechselt hatte, mit der Ruhe des Helden ein, dessen Geschichte Luigi Vampa studierte.

Luigi Vampas Speisenkarte

Danglars erwachte.

Seine erste Bewegung war, zu atmen, um sich zu überzeugen, daß er nicht verwundet war; es war dies ein Mittel, das er im Don Quichotte gefunden hatte, dem einzigen Buch, nicht das er gelesen, aber aus welchem er etwas behalten hatte.

»Nein«, sagte er, »sie haben mich weder getötet noch verletzt, aber sie haben mich vielleicht bestohlen.«

Er faßte rasch nach seinen Taschen; sie waren unberührt; die hundert Louisdors, welche er für seine Reise von Rom nach Venedig bestimmt hatte, befanden sich noch in seiner Hosentasche, und die Brieftasche mit dem Kreditbrief von fünf Millionen fünfzigtausend Franken steckte noch in seinem Überrock.

Sonderbare Banditen, die mir meine Börse und Brieftasche

gelassen haben! sagte er sich. Wie ich gestern beim Schlafengehen sagte, wollen sie ein Lösegeld von mir haben. Da habe ich ja auch noch meine Uhr! Laß sehen, welche Zeit es ist!

Die kostbare Repetieruhr, die er gestern vor Antritt seiner Reise sorgfältig aufgezogen hatte, schlug halb sechs Uhr morgens. Ohne sie wäre Danglars über die Zeit vollständig im ungewissen gewesen, da kein Tageslicht in die Zelle drang.

Sollte er eine Auseinandersetzung mit den Banditen veranlassen? Sollte er geduldig warten, bis sie selbst anfangen würden? Das letztere war das klügste: Danglars wartete.

Er wartete bis Mittag.

Während dieser ganzen Zeit hatte ein Wachtposten vor seiner Tür gestanden. Um acht Uhr morgens war der Posten abgelöst worden.

Den Bankier hatte die Lust angewandelt, zu sehen, von wem er bewacht wurde.

Er hatte bemerkt, daß durch die schlecht zusammengefügten Bretter der Tür Lichtstrahlen fielen, nicht Tageslicht, sondern Lampenlicht; er näherte sich einer der Öffnungen gerade in dem Augenblick, da der Bandit einige Schluck Branntwein trank, der infolge des Lederschlauches, der als Flasche diente, einen Duft verbreitete, welcher Danglars äußerst widerwärtig war.

»Puh!« sagte er, indem er bis in den Hintergrund seiner Zelle zurückwich.

Um Mittag wurde der Branntweintrinker durch einen andern Posten ersetzt. Danglars war neugierig, seinen neuen Wärter zu sehen; er trat von neuem an die Spalte.

Es war ein athletischer Bandit, ein Goliath mit großen Augen, dicken Lippen und plattgedrückter Nase; das Haar hing ihm in geflochtenen Strähnen schlangenartig auf die Schultern.

»Oh, oh«, sagte Danglars, »dieser gleicht eher einem Werwolfe als einem menschlichen Wesen! Jedenfalls bin ich alt und ziemlich zähe, kein Leckerbissen für ihn.«

Wie man sieht, hatte Danglars noch Lust zu scherzen.

In demselben Augenblick setzte sich sein Wächter, wie um

ihm zu beweisen, daß er kein Werwolf sei, der Zellentür gegenüber, nahm aus seinem Quersack Schwarzbrot, Zwiebeln und Käse und begann diese Leckerbissen zu verzehren.

Danglars fühlte plötzlich, daß sein Magen noch leer war. Er stand auf und klopfte an die Tür.

»Che cosa?« fragte der Bandit.

»Hören Sie doch, Freundchen«, sagte Danglars, indem er mit den Fingern gegen die Tür trommelte, »mir scheint, es wäre Zeit, daß man daran dächte, mir auch etwas zu essen zu geben.«

Sei es nun aber, daß der Bandit ihn nicht verstand oder daß er in bezug auf die Speisung des Gefangenen keine Befehle erhalten hatte, genug, er aß weiter.

Vier Stunden verflossen; der Riese wurde durch einen andern Banditen abgelöst. Danglars, der schreckliches Magenreißen empfand, erhob sich sacht, ging behutsam wieder an die Tür und erkannte durch die Spalte das intelligente Gesicht seines Führers.

Es war in der Tat Peppino, der sich anschickte, auf die angenehmste Weise Wache zu halten, indem er sich der Tür gegenübersetzte und einen irdenen Topf zwischen die Beine stellte, der warme, duftende Erbsen mit Speck enthielt.

Neben die Erbsen stellte Peppino noch einen hübschen kleinen Korb mit Weintrauben und eine Flasche Orvietowein.

Peppino war entschieden ein Feinschmecker.

Danglars klopfte an die Tür.

»Komme schon«, sagte der Bandit, der durch seinen Verkehr im Hotel Französisch gelernt hatte.

Er öffnete auch wirklich die Tür.

Danglars erkannte in ihm denjenigen, der ihm so wütend: »Kopf zurück!« zugeschrien hatte. Aber es war jetzt nicht die Zeit, Vorwürfe zu machen; er nahm im Gegenteil seine freundlichste Miene an und sagte lächelnd:

»Verzeihen Sie, mein Herr, aber gibt man mir denn nicht auch etwas zu essen?«

»Was!« rief Peppino. »Sollten Eure Exzellenz zufällig Hunger haben?«

»Allerdings, mein Herr, ich habe Hunger, und sogar ziemlichen Hunger.«

»Und Eure Exzellenz wollen essen?«

»Im Augenblick, wenn es möglich ist.«

»Nichts leichter als das«, entgegnete Peppino; »hier bekommt man alles, was man wünscht, wohlverstanden gegen Bezahlung, wie das bei allen ehrlichen Christenmenschen Sitte ist.«

»Das versteht sich von selbst!« rief Danglars.

»Sie bekommen sofort zu essen, Exzellenz; was wünschen Sie?«

Peppino setzte seinen Napf auf die Erde, und zwar so, daß der Dampf dem Bankier direkt in die Nase zog.

»Befehlen Sie«, sagte er.

»Nun, so bestellen Sie mir ein Huhn, Fisch, Wild, einerlei, was, wenn ich nur Essen bekomme.«

»Wie Eurer Exzellenz beliebt; sagen wir also ein Huhn, nicht wahr?«

»Ja, ein Huhn.«

Peppino richtete sich auf und schrie aus vollem Halse:

»Ein Huhn für Seine Exzellenz!«

Die Stimme Peppinos klang noch unter den Gewölben, als auch schon ein schöner, schlanker junger Mann erschien, halb nackt wie die antiken Fischträger, und auf einer silbernen Schüssel das Huhn brachte.

»Man könnte sich im ›Café de Paris‹ wähnen«, murmelte Danglars.

»Da, Exzellenz«, sagte Peppino, indem er dem jungen Banditen das Huhn abnahm und es auf einen wurmstichigen Tisch stellte, der nebst einem Schemel und dem Ziegenfellager die ganze Ausstattung der Zelle bildete.

Danglars verlangte Messer und Gabel.

»Hier, Exzellenz«, sagte Peppino, indem er ihm ein kleines Messer mit stumpfer Spitze und eine Gabel aus Buchsbaumholz anbot.

Danglars nahm das Messer in die eine, die Gabel in die andre Hand und schickte sich an, das Huhn zu zerschneiden.

»Verzeihen Sie, Exzellenz«, sagte Peppino, indem er dem Bankier die Hand auf die Schulter legte; »hier bezahlt man vor dem Essen; man könnte beim Fortgehen nicht zufrieden sein …«

»Ah, ah«, murmelte Danglars, »das ist nicht mehr wie in Paris, ganz abgesehen davon, daß sie mir wahrscheinlich das Fell über die Ohren ziehen wollen; doch seien wir nobel. Laß sehen, ich habe immer von der Billigkeit des Lebens in Italien sprechen hören; ein Huhn muß in Rom zwölf Sous wert sein. Da«, sagte er und warf Peppino einen Louisdor hin.

Peppino nahm den Louisdor auf. Danglars wollte das Huhn anschneiden.

»Einen Augenblick, Exzellenz«, sagte Peppino, indem er sich wieder aufrichtete, »einen Augenblick, Eure Exzellenz schulden mir noch etwas.«

»Sagte ich's nicht, daß sie mich schinden würden!« murmelte Danglars.

»Eure Exzellenz haben einen Louisdor angezahlt.«

»Einen Louisdor angezahlt? Auf ein Huhn?«

»Gewiß, angezahlt.«

»Gut … weiter!«

»Eure Exzellenz schulden mir noch viertausendneunhundertneunundneunzig Louisdors.«

Danglars riß bei diesem ungeheuerlichen Scherz die Augen gewaltig auf.

»Ah, sehr drollig«, murmelte er, »wahrhaftig, sehr drollig!« Und er wollte sich wieder daranmachen, das Huhn zu zerschneiden; aber Peppino hielt ihm mit der linken die rechte Hand fest und streckte seine andere Hand aus.

»Geben Sie«, sagte er.

»Was! Sie spaßen nicht?« fragte Danglars.

»Wir spaßen nie, Exzellenz«, entgegnete Peppino ernst wie ein Quäker.

»Wie, hunderttausend Franken für dieses Huhn!«

»Exzellenz glauben nicht, welche Mühe es macht, in diesen verwünschten Höhlen Geflügel zu ziehen.«

»Nun«, sagte Danglars, »ich finde das sehr komisch und

unterhaltend, wahrhaftig; aber da ich großen Hunger habe, so lassen Sie mich essen. Da ist noch ein Louisdor für Sie, mein Freund.«

»Dann sind es nur noch viertausendneunhundertachtundneunzig Louisdors«, sagte Peppino mit unerschütterlicher Ruhe; »mit Geduld werden wir schon ans Ziel kommen.«

»Oh, was das anlangt«, entgegnete Danglars, der über dieses hartnäckige Aufziehen empört war, »was das anlangt, nie. Gehen Sie zum Teufel, Sie wissen nicht, mit wem Sie es zu tun haben!«

Peppino machte ein Zeichen, der junge Mensch streckte beide Hände aus und nahm das Huhn wieder fort. Danglars warf sich auf sein Lager, Peppino schloß die Tür und begann wieder seine Speckerbsen zu essen.

Danglars kam sein eigener Magen wie das durchlöcherte Faß der Danaiden vor; er konnte nicht glauben, daß es ihm je gelingen würde, ihn wieder zu füllen.

Eine halbe Stunde verging, die ihm eine Ewigkeit zu sein schien.

Er stand auf und ging wieder an die Tür.

»Hören Sie, mein Herr«, sagte er, »lassen Sie mich nicht länger schmachten und sagen Sie mir sofort, was man von mir will.«

»Aber, Exzellenz, sagen Sie vielmehr, was Sie von uns wollen … Erteilen Sie Ihre Befehle, und wir werden sie ausführen.«

»Dann öffnen Sie mir zuerst.«

Peppino öffnete.

»Zum Teufel, ich will essen!« sagte Danglars.

»Sie haben Hunger?«

»Das wissen Sie ja.«

»Was wünschen Eure Exzellenz zu essen?«

»Ein Stück trocknes Brot, da die Hühner in diesen verwünschten Kellern unbezahlbar sind.«

»Brot, gut«, sagte Peppino. »Holla! Brot!« schrie er.

Der Bursche brachte ein kleines Brot.

»Da«, sagte Peppino.

»Kostet?« fragte Danglars.

»Viertausendneunhundertachtundneunzig Louisdors. Zwei Louisdors sind im voraus bezahlt.«

»Wie, ein Brot hunderttausend Franken?«

»Hunderttausend Franken«, sagte Peppino.

»Sie haben ja aber nur hunderttausend Franken für ein Huhn gefordert!«

»Wir servieren nicht nach der Speisenkarte, sondern zu festen Preisen. Ob man wenig oder viel ißt, ob man zehn Gerichte oder eins bestellt, der Preis ist immer derselbe.«

»Wieder dieser Scherz! Mein lieber Freund, ich erkläre Ihnen, daß das abgeschmackt und dumm ist! Sagen Sie mir sofort, daß Sie wollen, daß ich verhungere, dann sind wir fertig!«

»Aber nein, Exzellenz, Sie selbst wollen sich umbringen. Zahlen Sie, so können Sie essen.«

»Womit zahlen, Schafskopf?« fragte Danglars aufgebracht. »Glaubst du, daß man hunderttausend Franken in der Tasche hat?«

»Sie haben fünf Millionen fünfzigtausend Franken in der Tasche, Exzellenz«, entgegnete Peppino; »das macht fünfzig Hühner zu hunderttausend Franken und ein halbes zu fünfzigtausend.«

Danglars erbebte; die Binde fiel ihm von den Augen; es war immer noch ein Scherz, aber er verstand ihn endlich.

»Hören Sie«, sagte er, »wenn ich diese hunderttausend Franken gebe, sind wir dann quitt und kann ich dann mit Ruhe essen?«

»Gewiß«, antwortete Peppino.

»Aber wie soll ich sie geben?« fragte Danglars, indem er freier atmete.

»Nichts leichter als das, Sie haben einen offenen Kredit bei den Herren Thomson und French, Via dei Banchi in Rom; geben Sie mir eine Anweisung über viertausendneunhundertachtundneunzig Louisdors auf diese Herren, dann wird unser Bankier das Geld erheben.«

Danglars wollte wenigstens seinen guten Willen zeigen; er nahm die Feder und das Papier, die ihm Peppino reichte, schrieb den Schein aus und unterzeichnete.

»Da«, sagte er, »da haben Sie Ihren Wechsel.«

»Und da haben Sie Ihr Huhn.«

Danglars zerschnitt seufzend das Huhn, das ihm für eine so große Summe sehr mager erschien.

Peppino las das Papier aufmerksam durch, steckte es in die Tasche und aß seine Speckerbsen weiter.

Die Verzeihung

Am folgenden Tage hatte Danglars wieder Hunger; die Luft in dieser Höhle machte gewaltigen Appetit. Der Gefangene glaubte, daß er an diesem Tage keine Ausgaben zu machen haben würde; als sparsamer Mann hatte er die Hälfte von seinem Huhn und ein Stück Brot in einem Winkel seiner Zelle versteckt. Aber er hatte kaum gegessen, so bekam er Durst; damit hatte er nicht gerechnet.

Er kämpfte gegen den Durst bis zu dem letzten Augenblick, da er die Zunge trocken im Gaumen kleben fühlte.

Da er dem Feuer, das ihn verzehrte, nicht mehr zu widerstehen vermochte, rief er.

Die Wache öffnete die Tür; es war ein neues Gesicht.

Er glaubte besser zu fahren, wenn er es mit einem alten Bekannten zu tun hätte, und rief deshalb Peppino.

»Hier bin ich, Exzellenz«, sagte der Bandit, indem er mit einer Bereitwilligkeit erschien, die dem Bankier von guter Vorbedeutung zu sein schien. »Was wünschen Sie?«

»Zu trinken«, sagte der Gefangene.

»Exzellenz«, entgegnete Peppino, »Sie wissen, daß der Wein in der Umgegend von Rom unbezahlbar ist.«

»Dann geben Sie mir Wasser«, sagte Danglars, der den Hieb zu parieren suchte.

»O Exzellenz, das Wasser ist noch seltener als der Wein; es herrscht so große Trockenheit!«

»Nun«, sagte Danglars, »wir scheinen wieder von vorn anfangen zu wollen!«

Und obgleich er lächelte, um sich das Ansehen zu geben, als scherze er, fühlte der Unglückliche den Schweiß auf seine Schläfen treten.

»Hören Sie, mein Freund«, sagte Danglars, als er sah, daß Peppino gelassen blieb, »ich bitte Sie um ein Glas Wein; wollen Sie mir das abschlagen?«

»Ich habe Ihnen schon gesagt, Exzellenz«, entgegnete Peppino ernst, »daß wir nicht im Detail verkaufen.«

»Nun, dann geben Sie mir eine Flasche.«

»Von welchem?«

»Vom billigsten.«

»Sie haben beide denselben Preis.«

»Und welchen Preis?«

»Fünfundzwanzigtausend Franken die Flasche.«

»Hören Sie«, rief Danglars mit der größten Bitterkeit in der Stimme, »sagen Sie doch gleich, daß Sie mich berauben wollen, das wird schneller abgemacht sein, als mich so Fetzen für Fetzen zu verschlingen.«

»Es ist möglich«, sagte Peppino, »daß das die Absicht des Meisters ist.«

»Des Meisters, wer ist er denn?«

»Derjenige, dem man Sie vorgestern vorgeführt hat.«

»Und wo ist er?«

»Hier.«

»Ich möchte ihn sprechen.«

»Das ist leicht.«

Einen Augenblick darauf stand Luigi Vampa vor Danglars.

»Sie, mein Herr, sind der Befehlshaber der Leute, die mich hierhergebracht haben?«

»Jawohl, Exzellenz.«

»Welches Lösegeld wünschen Sie von mir? Sprechen Sie.«

»Nun, ganz einfach die fünf Millionen, die Sie bei sich haben.«

Danglars krampfte sich das Herz zusammen.

»Ich habe auf der Welt nichts weiter, mein Herr, und es ist der Rest eines ungeheuren Vermögens; wenn Sie es mir nehmen, so nehmen Sie mir nur gleich das Leben.«

»Es ist uns verboten, Ihr Blut zu vergießen, Exzellenz.«

»Von wem ist Ihnen denn das verboten?«

»Von demjenigen, dem wir gehorchen.«

»Sie gehorchen also jemand?«

»Jawohl.«

»Ich glaubte, Sie selbst wären der Hauptmann.«

»Ich bin der Hauptmann dieser Männer; aber ein anderer Mann ist mein Gebieter.«

»Und gehorcht dieser auch jemand?«

»Jawohl.«

»Wem?«

»Gott.«

»Und dieser Mann hat Ihnen gesagt, daß Sie mich so behandeln sollten?«

»Jawohl.«

»Was ist seine Absicht?«

»Ich weiß es nicht.«

»Hören Sie«, sagte Danglars, »wollen Sie eine Million?«

»Nein.«

»Zwei Millionen?«

»Nein.«

»Drei Millionen? … Vier? … Hören Sie, vier? ich gebe sie Ihnen unter der Bedingung, daß Sie mich frei gehen lassen.«

»Warum bieten Sie uns vier Millionen für etwas, was fünf Millionen wert ist?« sagte Vampa. »Das ist Wucher, Herr Bankier, oder ich verstehe mich nicht darauf.«

»Nehmen Sie alles! Nehmen Sie alles, sage ich Ihnen«, rief Danglars, »und töten Sie mich!«

»Nun, nun, beruhigen Sie sich, Exzellenz, Sie werden Ihr Blut in Wallung bringen, das wird Ihnen solchen Appetit machen, daß Sie eine Million an einem Tage verzehren werden. Zum Teufel, seien Sie also sparsam!«

»Aber wenn ich kein Geld mehr habe, um Sie zu bezahlen!« schrie Danglars erbittert.

»Dann werden Sie Hunger haben.«

»Ich werde Hunger haben?« fragte Danglars erblassend.

»Das ist sehr wahrscheinlich«, antwortete Vampa phlegmatisch.

»Aber Sie sagen, daß Sie mich nicht töten wollen?«

»Nein.«

»Und Sie wollen mich verhungern lassen?«

»Das ist nicht dasselbe.«

»Nun gut, Elende!« rief Danglars. »Ich werde euch einen Strich durch die Rechnung machen; ich will der Sache sofort ein Ende machen; laßt mich leiden, martert mich, mordet mich, aber meine Unterschrift bekommt ihr nicht mehr.«

»Wie es Ihnen beliebt, Exzellenz«, antwortete Vampa.

Und er verließ die Zelle.

Danglars warf sich, einen wütenden Schrei ausstoßend, auf sein Fellager. Er glich jenen wilden Tieren, denen die Verfolgung Kräfte gibt und denen es durch ihre Verzweiflung manchmal gelingt, zu entkommen.

Danglars dachte an Flucht.

Aber die Mauern waren die Felsen selbst; vor dem einzigen Ausgang aus der Zelle stand ein Mann, und hinter diesem Mann sah man mit Flinten bewaffnete Schatten auf und ab gehen.

Zwei Tage lang blieb er seinem Entschluß, nicht zu unterzeichnen, getreu, dann verlangte er Nahrung und bot eine Million.

Man brachte ihm ein herrliches Abendessen und nahm seine Million.

Von nun an war das Leben des unglücklichen Gefangenen ein beständiges Nachgeben. Er hatte so viel gelitten, daß er sich nicht mehr der Gefahr zu leiden aussetzen wollte und alle Forderungen erfüllte; nach Verlauf von zwölf Tagen rechnete er eines Nachmittags, nachdem er wie in seinen guten Tagen gespeist hatte, nach und kam zu dem Ergebnis, daß er so viele Anweisungen ausgestellt hatte, daß ihm nur noch fünfzigtausend Franken blieben.

Da ging eine seltsame Umwandlung in ihm vor; er, der fünf Millionen fortgegeben hatte, versuchte die fünfzigtausend Franken, die ihm noch blieben, zu retten; ehe er dieses Geld ausgäbe,

wollte er alle Entbehrungen ertragen; er hatte Lichtblicke der Hoffnung, die an Wahnsinn grenzten.

Er, der so lange Gott vergessen hatte, dachte jetzt an ihn, indem er sich sagte, daß Gott zuweilen Wunder getan habe; daß die Höhle einstürzen könne; daß die päpstlichen Karabinieri dieses Versteck entdecken und ihm zu Hilfe kommen könnten. Dann blieben ihm fünfzigtausend Franken, und fünfzigtausend Franken waren eine genügende Summe, um einen Menschen vor dem Hungertode zu bewahren.

Er betete zu Gott, ihm diese fünfzigtausend Franken zu erhalten, und während er betete, weinte er.

Drei Tage vergingen so, während deren der Name Gottes beständig, wenn nicht in seinem Herzen, so doch auf seinen Lippen war. Manchmal hatte er Augenblicke des Fiebers, in denen er glaubte, durch ein Fenster in einem ärmlichen Zimmer einen Greis im Todeskampf auf dem Strohsack liegen zu sehen.

Dieser Greis starb auch Hungers.

Am vierten Tage war er nur noch ein lebendiger Leichnam; er hatte die letzten Krümchen der früheren Mahle von der Erde aufgelesen und angefangen, an der auf dem Boden liegenden Matte zu nagen.

Er erhob sich verzweifelt und rief:

»Den Hauptmann! Den Hauptmann!«

»Hier bin ich!« sagte Vampa, der plötzlich erschien. »Was wünschen Sie wieder?«

»Nehmen Sie mein letztes Geld«, stammelte Danglars, indem er ihm seine Brieftasche hinhielt, »und lassen Sie mich hier in dieser Höhle leben; ich verlange nicht mehr die Freiheit, ich verlange nur zu leben.«

»Sie leiden also sehr?« fragte Vampa.

»Ich leide furchtbar.«

»Es gibt jedoch Menschen, die noch mehr gelitten haben als Sie.«

»Ich glaube nicht.«

»Doch! Diejenigen, die verhungert sind.«

Danglars dachte an jenen Greis, den er in seinen Halluzina-

tionen durch die Fenster des ärmlichen Gemachs auf seinem Lager hatte ächzen sehen.

Er stieß mit der Stirn gegen den Boden und stöhnte laut auf.

»Ja, es ist wahr, es gibt welche, die noch mehr gelitten haben als ich, aber das waren Märtyrer.«

»Bereuen Sie wenigstens?« fragte eine düstere und feierliche Stimme, bei deren Klang dem Gefangenen sich das Haar auf dem Kopfe sträubte.

Sein geschwächter Blick versuchte, die Gegenstände zu unterscheiden, und er sah hinter dem Banditen einen Mann im Mantel, der im Schatten eines Pfeilers stand.

»Was soll ich bereuen?« stammelte Danglars.

»Das Böse, das Sie getan haben«, sagte dieselbe Stimme.

»O ja, ich bereue! Ich bereue!« rief Danglars.

Und er schlug mit der abgemagerten Faust an seine Brust.

»Dann vergebe ich Ihnen«, sagte der Mann, indem er seinen Mantel abwarf und einen Schritt vor ins Licht trat.

»Der Graf von Monte Christo!« rief Danglars, bleicher vor Schrecken, als er einen Augenblick vorher vor Hunger und Elend gewesen war.

»Sie irren sich; ich bin nicht der Graf von Monte Christo.«

»Und wer sind Sie denn?«

»Ich bin derjenige, den Sie verkauft, ausgeliefert, entehrt haben; ich bin derjenige, dessen Braut Sie zur Dirne gemacht haben; ich bin derjenige, den Sie mit Füßen getreten haben, um reich zu werden; ich bin derjenige, dessen Vater Sie haben Hungers sterben lassen; derjenige, der Sie zum Hungertode verdammt hatte und der Ihnen dennoch vergibt, weil er selbst der Vergebung bedarf: Ich bin Edmond Dantès!«

Danglars stieß einen Schrei aus und schlug auf den Boden hin.

»Stehen Sie auf«, sagte der Graf, »das Leben ist Ihnen geschenkt; ein solches Glück ist Ihren beiden Spießgesellen nicht widerfahren; der eine ist wahnsinnig, der andere tot. Behalten Sie die fünfzigtausend Franken, die Ihnen noch geblieben sind, ich schenke Sie Ihnen; Ihre fünf Millionen, die Sie den Hospitälern gestohlen haben, sind bereits durch eine unbekannte

Hand den Anstalten zurückgegeben worden. Und jetzt essen Sie und trinken Sie; heute abend sind Sie mein Gast. Vampa, wenn dieser Mann sich satt gegessen hat, ist er frei.«

Danglars blieb auf dem Boden liegen, während der Graf sich entfernte; als er den Kopf erhob, sah er nur noch einen Schatten, der im Gange verschwand und vor dem sich die Banditen verneigten.

Wie der Graf befohlen hatte, ließ Vampa ihm den besten Wein und die schönsten Früchte Italiens bringen; dann ließ er ihn in seine Postkutsche steigen und brachte ihn auf die Straße, wo er ihn unter einem Baume absetzte und verließ.

Danglars blieb, ohne zu wissen, wo er war, bis Tagesanbruch an derselben Stelle.

Als es hell wurde, bemerkte er, daß er sich an einem Bach befand; er hatte Durst und schleppte sich bis zum Wasser. Als er sich bückte, um zu trinken, sah er, daß seine Haare weiß geworden waren.

Der fünfte Oktober

Es war gegen sechs Uhr abends; ein opalfarbenes Licht, mit goldenen Strahlen untermischt, fiel vom Himmel auf das bläuliche Meer.

Die Wärme des Tages hatte sich allmählich gemildert, und man begann jene leichte Brise zu spüren, die wie das Aufatmen der Natur nach der heißen Ruhe des Mittags ist, jenen köstlichen Hauch, der die Küsten des Mittelländischen Meeres erfrischt und den Duft der Bäume, vermischt mit dem scharfen Geruch des Meeres, von Ufer zu Ufer trägt.

Auf diesem ungeheuren See, der sich von Gibraltar bis zu den Dardanellen und von Tunis bis Venedig erstreckt, glitt eine leichte Jacht von eleganter Form in den ersten Dünsten des Abends dahin.

Die Jacht kam rasch vorwärts, obgleich dem Anschein nach kaum Wind genug vorhanden war, um die Locken eines Mädchens flattern zu machen.

Aufrecht stehend auf dem Vorderteil des Schiffes, sah ein Mann von hoher Gestalt mit bronzener Gesichtsfarbe und weit geöffnetem Auge das Land in Form einer düsteren kegelförmigen Masse, die sich aus den Fluten erhob, auf sich zukommen.

»Ist das Monte Christo?« fragte mit ernster Stimme von tieftraurigem Klang der Reisende, dessen Befehlen die kleine Jacht zur Zeit zu gehorchen schien.

»Ja, Exzellenz«, antwortete der Kapitän, »wir landen.«

»Wir landen!« murmelte der Reisende mit einem unbeschreiblichen Ton von Schwermut.

Und er verfiel wieder in seine Gedanken, die sich durch ein Lächeln verrieten, das trauriger war, als Tränen gewesen wären.

Zehn Minuten später zog man die Segel ein und warf fünfhundert Schritt von einem kleinen Hafen entfernt Anker. Das Boot war schon mit vier Ruderern und dem Steuermann im Wasser; der Reisende stieg hinab.

In einem Augenblick war man in einer kleinen Bucht; die Barke berührte einen Grund von feinem Sand.

»Exzellenz«, sagte der Kapitän, »steigen Sie auf die Schultern von zweien unserer Leute, die Sie ans Land tragen werden.«

Der junge Mann antwortete auf die Einladung mit einer Bewegung vollkommener Gleichgültigkeit, hob die Beine aus der Barke und ließ sie ins Wasser gleiten, das ihm bis an den Gürtel ging.

»O Exzellenz«, sagte der Steuermann, »das ist unrecht von Ihnen, und Sie werden uns die Unzufriedenheit des Herrn zuziehen.«

Der junge Mann setzte seinen Weg zum Ufer fort, indem er zwei Matrosen folgte, die den besten Grund aussuchten.

Nach etwa dreißig Schritten stieg man ans Land; der junge Mann schüttelte seine Füße auf einem trockenen Grunde und suchte nach dem Weg, den man ihm bezeichnen würde, denn es war vollständig dunkel.

In dem Augenblick, da er den Kopf wandte, legte sich eine Hand auf seine Schulter, und eine Stimme ließ ihn erbeben.

»Guten Tag, Maximilian«, sagte diese Stimme, »Sie sind pünktlich, ich danke Ihnen!«

»Sie sind's, Graf«, rief der junge Mann mit einer Bewegung, die der Freude glich, und drückte Monte Christo beide Hände.

»Ja, Sie sehen, ich bin ebenso pünktlich wie Sie; aber Sie triefen ja, mein lieber Freund, Sie müssen sich umziehen. Kommen Sie, es gibt hier eine für Sie hergerichtete Wohnung, in der Sie Müdigkeit und Kälte vergessen werden.«

Monte Christo bemerkte, daß Morrel sich umwandte; wartete.

Der junge Mann sah mit Überraschung, daß nicht ein einziges Wort von den Leuten, die ihn hergebracht hatten, gesprochen worden war und daß sie wieder abgefahren waren, obwohl er sie nicht bezahlt hatte. Man hörte schon den Ruderschlag der Barke, die zu der kleinen Jacht zurückkehrte.

»Ah, so!« sagte der Graf. »Sie suchen Ihre Matrosen?«

»Allerdings, ich habe ihnen nichts gegeben, und dennoch sind sie abgefahren.«

»Machen Sie sich deshalb keine Gedanken, Maximilian«, sagte Monte Christo lachend, »ich habe einen Vertrag mit der Schiffahrt, wonach der Zugang zu meiner Insel frei von Transport- und Reisekosten ist. Ich bin abonniert, wie man in den zivilisierten Ländern sagt.«

Morrel sah den Grafen mit Erstaunen an.

»Graf«, sagte er, »Sie sind nicht mehr derselbe wie in Paris.«

»Wieso?«

»Hier lachen Sie.«

Die Stirn Monte Christos verfinsterte sich plötzlich.

»Sie haben recht, mich wieder an mich selbst zu erinnern, Maximilian«, sagte er; »Sie wiederzusehen war ein Glück für mich, und ich vergaß, daß alles Glück vergänglich ist.«

»O nein, nein, Graf!« rief Morrel, indem er von neuem beide Hände seines Freundes erfaßte. »Lachen Sie, seien Sie glücklich und beweisen Sie mir durch Ihre Gleichgültigkeit, daß das Leben nur für diejenigen schlecht ist, welche leiden.«

»Sie sind nicht getröstet?« fragte Monte Christo mit einem seltsamen Blick.

»Oh«, entgegnete Morrel mit einem Blick voll Bitterkeit, »haben Sie wirklich geglaubt, daß ich das sein könnte?«

»Hören Sie«, sagte der Graf, »Sie verstehen meine Worte richtig, nicht wahr, Maximilian? Sie halten mich nicht für einen Alltagsmenschen, für eine Klapper, die unbestimmte und sinnlose Laute von sich gibt. Wenn ich Sie frage, ob Sie getröstet sind, so spreche ich als ein Mann zu Ihnen, für den das menschliche Herz keine Geheimnisse mehr hat. Nun wohl, Morrel, gehen wir zusammen auf den Grund Ihres Herzens hinunter und prüfen wir es. Haben Sie noch diese wilde Ungeduld des Schmerzes, die den Körper aufbäumen läßt, wie der Löwe aufspringt, der von einem Moskito gestochen worden ist? Haben Sie noch diesen verzehrenden Durst, der nur im Grabe gelöscht wird? Ist es noch dieser erhabene Schmerz, der den Lebenden aus dem Leben hinaustreibt auf die Jagd nach dem Tode? Oder ist es nur das Darniederliegen des erschöpften Mutes, die Schlaffheit, die den Hoffnungsstrahl, der aufleuchten möchte, erstickt? O mein lieber Freund, wenn es das ist, wenn Sie nicht mehr weinen können, wenn Sie Ihr erschlafftes Herz für tot halten, wenn Sie nur noch Blicke für den Himmel haben, Freund, lassen wir die Worte beiseite, die den Sinn, den unsre Seele ihnen gibt, nicht vollkommen ausdrücken können. Maximilian, Sie sind getröstet; klagen Sie nicht mehr.«

»Graf«, entgegnete Morrel mit seiner milden und zugleich festen Stimme, »Graf, hören Sie mich an, wie man einen Mann anhört, der mit dem Finger nach der Erde und mit dem Blick nach dem Himmel gerichtet spricht: Ich bin zu Ihnen gekommen, um in den Armen eines Freundes zu sterben. Gewiß, es gibt Menschen, die ich liebe; ich liebe meine Schwester Julie, liebe ihren Gatten Emanuel; aber ich habe das Bedürfnis, daß sich mir starke Arme öffnen und daß man mir in meinen letzten Augenblicken zulächle; meine Schwester würde in Tränen zerfließen und ohnmächtig werden; ich würde sie leiden sehen, und ich habe genug gelitten; Emanuel würde mir die Waffe aus den Händen reißen und das Haus mit seinen Schreien erfüllen. Sie, Graf, dessen Wort ich habe, Sie, der Sie mehr sind als ein Mensch, Sie, den ich einen Gott nennen würde, wenn Sie nicht sterblich wären, Sie werden mich sanft und liebevoll bis an die Pforte des Todes geleiten, nicht wahr?

Mein Freund«, fuhr Morrel fort, als er sah, daß der Graf schwieg, »Sie haben mir den fünften Oktober als Ende der Frist, die Sie von mir verlangten, bezeichnet … mein Freund, heute ist der fünfte Oktober …«

Morrel zog seine Uhr.

»Es ist neun Uhr; ich habe noch drei Stunden zu leben.«

»Gut«, antwortete Monte Christo; »kommen Sie.«

Morrel folgte dem Grafen mechanisch, und sie befanden sich bereits in der Grotte, ohne daß Maximilian es bemerkt hätte.

Er fühlte Teppiche unter seinen Füßen; eine Tür öffnete sich, Wohlgerüche umgaben ihn, ein helles Licht traf seine Augen. Morrel blieb stehen und zögerte weiterzugehen; er mißtraute der Pracht, die ihn umgab.

Monte Christo zog ihn sanft weiter.

»Schickt es sich nicht«, sagte er, »daß wir die drei Stunden, die uns noch bleiben, ausnützen wie jene alten Römer, die, von Nero, ihrem Kaiser und Erben, verdammt, sich mit Blumen bekränzt zu Tisch setzten und den Tod mit dem Dufte der Heliotropen und Rosen einatmeten?«

Morrel lächelte.

»Wie Sie wollen«, sagte er; »der Tod ist immer der Tod, das heißt das Vergessen, die Ruhe, die Abwesenheit des Lebens und folglich des Schmerzes.«

Er setzte sich, Monte Christo nahm ihm gegenüber Platz.

»Lassen Sie uns als Männer sprechen«, sagte er, indem er den Grafen fest ansah.

»Sprechen Sie«, entgegnete dieser.

»Graf«, fuhr Morrel fort, »Sie sind der Inbegriff aller menschlichen Kenntnisse, und Sie machen auf mich den Eindruck, als ob Sie aus einer weiter vorgeschrittenen und klügeren Welt herabgestiegen wären. Ich wage also, Sie zu fragen, als ob Sie schon einmal gestorben wären: Graf, tut es sehr weh?«

Monte Christo sah Morrel mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Zärtlichkeit an.

»Allerdings«, sagte er; »es tut sehr weh, wenn Sie in brutaler Weise diese sterbliche Hülle zerreißen, die hartnäckig zu leben

verlangt. Wenn Sie Ihr Fleisch unter den unmerkbaren Zähnen eines Dolches kreischen machen; wenn Sie sich mit einer unvernünftigen Kugel, die immer bereit ist, sich vom Wege zu verirren, das Hirn durchbohren, welches der geringste Anprall schmerzen läßt, gewiß, dann werden Sie leiden und häßlich aus dem Leben scheiden, das Sie in Ihrer verzweifelten Todesqual besser finden werden als eine so teuer erkaufte Ruhe.«

»Ja, ich begreife«, sagte Morrel, »der Tod hat wie das Leben seine Geheimnisse des Schmerzes und der Wollust: es kommt nur darauf an, sie zu kennen.«

»Ganz richtig, Maximilian, und Sie haben da eben das große Wort ausgesprochen. Der Tod ist je nach der Mühe, die wir uns geben, um uns gut oder schlecht mit ihm zu stellen, entweder ein Freund, der uns sanft in den Schlaf wiegt, oder ein Feind, der uns gewaltsam die Seele aus dem Leibe reißt. Eines Tages, wenn unsre Welt noch tausend Jahre gelebt haben wird, wenn man sich zum Beherrscher aller zerstörenden Kräfte der Natur gemacht haben wird, um sie zum allgemeinen Besten der Menschheit zu verwenden, wenn der Mensch, wie Sie eben sagten, die Geheimnisse des Todes kennen wird, dann wird der Tod ebenso süß und wollüstig sein wie der Schlummer in den Armen der Geliebten.«

»Und wenn Sie sterben wollten, Graf, könnten Sie so sterben?«

»Ja.«

Morrel reichte ihm die Hand.

»Ich verstehe jetzt«, sagte er, »warum Sie mich auf diese einsame Insel mitten im Ozean haben kommen lassen, in diesen unterirdischen Palast, diese Grabstätte, die den Neid eines Pharao erwecken könnte: weil Sie mich lieben, nicht wahr? Weil Sie mich hinreichend lieben, um mir einen solchen Tod zu verschaffen, wie Sie ihn eben erwähnten, einen Tod ohne Todesqual, einen Tod, der mir gestattet, den Geist aufzugeben, indem ich den Namen Valentines ausspreche und Ihnen die Hand drücke.«

»Ja, Sie haben richtig geraten, Morrel«, antwortete der Graf einfach, »so meine ich es.«

»Ich danke Ihnen; der Gedanke, daß ich morgen nicht mehr leiden werde, ist meinem armen Herzen süß.«

»Fühlen Sie um nichts Bedauern?« fragte Monte Christo.

»Nein«, antwortete Morrel.

»Nicht einmal um mich?« fragte der Graf mit einer tiefen Bewegung.

Morrel hielt inne; sein reines Auge trübte sich plötzlich und strahlte dann in ungewohntem Glanz; eine dicke Träne rollte ihm über die Wange und zog dort eine silberne Furche.

»Wie!« sagte der Graf. »Sie lassen etwas auf der Erde mit Bedauern zurück und wollen sterben?«

»Oh, ich beschwöre Sie«, rief Morrel mit unsicherer Stimme, »kein Wort mehr, Graf, verlängern Sie meine Qual nicht!«

Der Graf glaubte, daß Morrel schwankend wurde. Das erweckte seine Zweifel wieder, die er in den Jahren seiner Gefangenschaft schon einmal gehabt hatte.

Ich will diesen Menschen glücklich machen! dachte er. Ich sehe das als eine Wiedergutmachung an für das Böse, das ich getan habe. Wie, wenn ich mich täuschte? Wenn dieser Mensch nicht unglücklich genug wäre, um das Glück zu verdienen? Was soll dann aus mir werden, der ich das Böse nicht vergessen kann, wenn ich mir nicht das Gute vor Augen führe?

»Hören Sie, Morrel«, sagte er, »Ihr Schmerz ist ungeheuer, das sehe ich, aber Sie glauben doch an Gott und wollen nicht das Heil Ihrer Seele daransetzen.«

Morrel lächelte traurig.

»Graf«, sagte er, »Sie wissen, daß ich keine poetischen Redensarten liebe, aber ich schwöre Ihnen, meine Seele gehört nicht mehr mir.«

»Hören Sie, Morrel«, entgegnete Monte Christo, »ich habe, wie Sie wissen, keine Verwandten auf der Welt; ich habe mich daran gewöhnt, Sie als meinen Sohn zu betrachten; nun wohl, um meinen Sohn zu retten, würde ich mein Leben opfern, um wieviel mehr mein Vermögen.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Ich will sagen, Morrel, daß Sie aus dem Leben scheiden wollen, weil Sie die Genüsse nicht kennen, die ein großes Vermögen verschafft. Morrel, ich besitze ungefähr hundert Millionen und gebe

Sie Ihnen; mit einem derartigen Vermögen können Sie jedes Ziel erreichen, das Sie sich stecken. Sind Sie ehrgeizig? Jede Laufbahn wird Ihnen offenstehen. Wenden Sie die Welt um, geben Sie ihr ein andres Aussehen, begehen Sie die hirnverbranntesten Dinge, seien Sie, wenn nötig, verbrecherisch, aber bleiben Sie leben.«

»Graf, ich habe Ihr Wort«, antwortete Morrel kalt; »und«, fügte er hinzu, indem er die Uhr zog, »es ist halb zwölf.«

»Morrel, denken Sie wirklich daran? Soll es unter meinen Augen, in meinem Hause geschehen?«

»Dann lassen Sie mich fort«, sagte Maximilian, der finster geworden war, »oder ich werde glauben, daß Sie mich nicht meinetwegen, sondern Ihretwegen lieben.«

Er erhob sich.

»Gut«, sagte Monte Christo, dessen Gesicht sich bei diesen Worten wieder aufklärte. »Sie wollen es, Morrel, und sind unbeugsam; ja! Sie sind tief unglücklich, und ein Wunder allein kann Sie heilen; setzen Sie sich, Morrel, und warten Sie.«

Morrel gehorchte. Monte Christo erhob sich und holte aus einem sorgfältig verschlossenen Schrank, zu dem er den Schlüssel an einer goldenen Kette trug, ein wunderbar gearbeitetes und ziseliertes silbernes Kästchen.

Er stellte dieses Kästchen auf den Tisch.

Dann öffnete er es und entnahm daraus eine kleine goldene Büchse, deren Deckel sich durch den Druck auf eine geheime Feder öffnete.

Diese Büchse enthielt eine salbenartige, halbfeste Substanz, deren Farbe sich infolge der Reflexe des polierten Goldes, der Saphire, Rubine und Smaragde, mit denen die Büchse eingefaßt war, nicht bestimmen ließ.

Es war ein Schillern von Azur, Purpur und Gold.

Der Graf nahm mit einem vergoldeten Löffel ein wenig von dem Inhalt der Büchse und bot es Morrel an, indem er einen langen Blick auf ihn heftete.

Man konnte nun sehen, daß diese Substanz grünlich war.

»Hier ist, um was Sie mich gebeten haben und was ich Ihnen versprochen habe«, sagte er.

»Noch lebend«, sagte der junge Mann, indem er den Löffel aus des Grafen Hand nahm, »danke ich Ihnen aus tiefstem Herzen.«

Der Graf nahm einen zweiten Löffel und schöpfte zum zweiten Male aus der goldenen Büchse.

»Was wollen Sie tun, Freund?« fragte Morrel, indem er ihm die Hand festhielt.

»Wahrhaftig, Morrel«, entgegnete der Graf lächelnd, »ich glaube, daß ich, Gott verzeihe mir, des Lebens ebenso müde bin wie Sie, und da sich die Gelegenheit bietet …«

»Halten Sie inne!« rief der junge Mann. »Oh, Sie, der Sie lieben, Sie, der Sie geliebt werden und den Glauben der Hoffnung haben, o tun Sie das nicht, was ich tun werde; von Ihnen wäre es ein Verbrechen. Leben Sie wohl, mein edler und hochherziger Freund, ich werde Valentine erzählen, was Sie für mich getan haben.«

Und langsam, ohne sich vorher mehr Zeit zu lassen, als um dem Grafen mit der Linken, die er ihm reichte, die Hand zu drücken, verschluckte Morrel die ihm von Monte Christo angebotene geheimnisvolle Substanz.

Dann schwiegen beide. Ali brachte ruhig und aufmerksam Tabak und türkische Pfeifen, servierte den Kaffee und verschwand.

Allmählich verblaßten die Lampen, die die Statuen an den Ecken des Saales in den Händen hielten, und der Duft der Räucherpfännchen kam Morrel weniger scharf vor.

Monte Christo saß Morrel gegenüber und betrachtete ihn aus dem Schatten heraus, so daß Morrel nur die Augen des Grafen glänzen sah.

Ein ungeheurer Schmerz erfaßte den jungen Mann; er fühlte die Pfeife seinen Händen entgleiten, die Gegenstände verloren unmerklich ihre Form und Farbe; seine getrübten Augen sahen es sich wie Türen und Vorhänge in den Mauern öffnen.

»Freund«, sagte er, »ich fühle, daß ich sterbe. Dank!«

Er machte eine Anstrengung, um dem Grafen zum letzten Male die Hand zu reichen, aber die Hand fiel kraftlos herab.

Da schien es ihm, als ob Monte Christo lächelte, nicht mehr mit seinem seltsamen und schrecklichen Lächeln, das ihn mehrere Male einen Blick in die tiefsten Geheimnisse dieser Seele hatte werfen lassen, sondern mit dem wohlwollenden Mitleid, das Väter für ihre kleinen Kinder haben, wenn diese unvernünftig reden.

Zu gleicher Zeit wuchs der Graf in seinen Augen; seine fast zweimal so groß gewordene Gestalt zeichnete sich von den roten Behängen ab, er hatte sein schwarzes Haar zurückgeworfen und erschien aufrecht stehend und stolz wie einer jener Engel, mit denen man die Bösen für den Tag des Jüngsten Gerichts bedroht.

Niedergeschlagen, gebändigt lehnte sich Morrel in seinen Sessel zurück; eine milde Starre zog durch seine Adern. Ein Wechsel der Bilder ging wie in einem Kaleidoskop in seinem Kopfe vor sich.

Daliegend, entnervt, keuchend, fühlte Morrel nichts Lebendes mehr in sich als diesen Traum: es schien ihm, als ob er mit vollen Segeln in das Fieber hineinfuhr, welches dem Unbekannten, das man Tod nennt, vorhergeht.

Er versuchte noch einmal, dem Grafen die Hand entgegenzustrecken, aber diesmal bewegte sich die Hand nicht einmal mehr; er wollte ein letztes Lebewohl aussprechen, doch seine Zunge wälzte sich schwer in seinem Mund, wie ein Stein, der ein Grab verstopft.

Seine schweren Augen schlossen sich gegen seinen Willen, aber hinter seinen Lidern bewegte sich ein Bild, das er trotz der Dunkelheit, in die er sich gehüllt glaubte, erkannte.

Es war der Graf, der soeben eine Tür geöffnet hatte.

Sofort erfüllte eine unendliche Helligkeit aus einem benachbarten Zimmer oder vielmehr aus einem wunderbaren Palaste das Gemach, in dem sich Morrel seiner süßen Todesqual überließ.

Dann sah er auf der Schwelle dieses Zimmers und auf der Grenze der beiden Gemächer eine Frau von wunderbarer Schönheit stehen. Bleich und mild lächelnd, erschien sie wie der Engel der Barmherzigkeit, der den Racheengel beschwor.

Ist dies schon der Himmel, der sich mir öffnet? dachte der Sterbende. Dieser Engel gleicht demjenigen, den ich verloren habe!

Monte Christo zeigte der jungen Frau mit dem Finger das Sofa, wo Morrel ruhte.

Sie ging auf ihn zu mit gefalteten Händen und einem Lächeln auf den Lippen.

»Valentine! Valentine!« rief Morrel aus dem Grund der Seele.

Aber sein Mund brachte keinen Ton hervor. Er stieß einen Seufzer aus und schloß die Augen.

Valentine stürzte auf ihn zu.

Die Lippen Morrels bewegten sich von neuem.

»Er ruft Sie«, sagte der Graf, »er ruft Sie aus seinem Schlaf heraus.«

Valentine ergriff die Hand Monte Christos und führte sie mit unendlicher Freude an die Lippen.

»Oh, danken Sie mir, ja!« sagte der Graf. »Oh, sagen Sie mir, ohne müde zu werden, immer wieder, daß ich Sie glücklich gemacht habe! Sie wissen nicht, wie sehr ich diese Gewißheit brauche.«

»Ich danke Ihnen von ganzer Seele«, sagte Valentine, »und wenn Sie daran zweifeln, daß mein Dank aufrichtig sei, nun, so fragen Sie Haidee, meine geliebte Schwester, die seit unsrer Abreise aus Frankreich mir immer von Ihnen gesprochen hat und mich geduldig den glücklichen Tag, der mir heute leuchtet, hat erwarten lassen.«

»Sie lieben Haidee also?« fragte der Graf mit einer Bewegung, die er sich vergeblich zu verbergen bemühte.

»Oh, mit ganzer Seele!«

»Nun wohl, Valentine«, sagte Monte Christo, »ich habe eine Bitte an Sie. Sie haben Haidee Ihre Schwester genannt, lassen Sie sie wirklich Ihre Schwester sein, Valentine; geben Sie ihr alles, was Sie mir schuldig zu sein glauben; beschützen Sie sie, Morrel und Sie, denn sie wird von nun an allein auf der Welt dastehen …«

Die letzten Worte brachte der Graf fast unhörbar hervor.

»Allein auf der Welt!« wiederholte eine Stimme hinter dem Grafen. »Und warum?«

Monte Christo wandte sich um.

Haidee stand bleich und erstarrt da und sah den Grafen mit tödlicher Bestürzung an.

»Weil du morgen frei sein wirst, meine Tochter«, antwortete der Graf; »weil du den dir gebührenden Platz in der Welt wieder einnehmen sollst, weil ich nicht will, daß mein Schicksal das deinige verdunkle. Fürstentochter! Ich gebe dir den Reichtum und Namen deines Vaters wieder.«

Haidee erbleichte, öffnete ihre durchsichtigen Hände, wie die Jungfrau, die sich Gott empfiehlt, und sagte mit einer von Tränen heiseren Stimme: »Du verläßt mich also, Herr?«

»Haidee, Haidee! Du bist jung und schön; vergiß selbst meinen Namen und sei glücklich.«

»Gut«, sagte Haidee, »deine Befehle sollen ausgeführt werden, Herr; ich werde selbst deinen Namen vergessen und glücklich sein.«

Und sie tat einen Schritt zurück, um sich zu entfernen.

»O mein Gott!« rief Valentine, die den Kopf Morrels an ihrer Schulter hielt, »sehen Sie denn nicht, wie bleich sie ist, verstehen Sie nicht, was sie leidet?«

Haidee sagte zu ihr mit herzzerreißendem Ausdruck:

»Warum soll er mich verstehen, Schwester? Er ist mein Herr und ich seine Sklavin; er hat das Recht, nichts zu sehen.«

Der Graf erbebte bei dem Klang dieser Stimme, die die geheimsten Fasern seines Herzens aufweckte; seine Augen begegneten denen des jungen Mädchens und konnten ihren Glanz nicht ertragen.

»Mein Gott«, sagte Monte Christo, »was du mich vermuten ließest, wäre also wahr! Haidee, du wärest also glücklich, wenn du mich nicht verließest?«

»Ich bin jung«, erwiderte sie sanft, »ich liebe das Leben, das du mir immer so süß gemacht hast, und würde es bedauern, zu sterben.«

»Soll das heißen, Haidee, daß, wenn ich dich verließe …«

»Ich sterben würde, Herr, ja!«

»Dann liebst du mich also?«

»Valentine, er fragt, ob ich ihn liebe! Valentine, sage ihm doch, ob du Maximilian liebst!«

Der Graf fühlte seine Brust sich ausdehnen und sein Herz weit werden; er öffnete die Arme, Haidee warf sich mit einem Schrei an seine Brust.

»O ja, ich liebe dich!« sagte sie. »Ich liebe dich, wie man seinen Vater, seinen Bruder, seinen Gatten liebt! Ich liebe dich, wie man sein Leben, wie man seinen Gott liebt, denn du bist mir das schönste, das beste und größte aller geschaffenen Wesen!«

»So soll es denn so sein, wie du willst, mein geliebter Engel«, sagte der Graf. »Gott, der mich gegen meine Feinde wieder ins Leben gerufen und mir den Sieg verliehen hat, Gott, das sehe ich jetzt, will nicht die Reue an das Ende meines Sieges setzen; ich wollte mich bestrafen, Gott will mir verzeihen. Liebe mich denn, Haidee. Wer weiß, deine Liebe wird mich vielleicht vergessen machen, was ich vergessen muß.«

Der Graf sammelte sich einen Augenblick.

»Habe ich die Wahrheit gesehen?« sagte er. »O mein Gott! Einerlei, ob Lohn oder Strafe, ich nehme dieses Schicksal an. Komm, Haidee, komm …«

Er schlang seinen Arm um den Leib des jungen Mädchens, drückte Valentine die Hand und verschwand.

Ungefähr eine Stunde verging, während der Valentine schwer atmend, ohne Stimme, starren Auges bei Morrel blieb.

Endlich öffneten sich seine Augen, aber starr und wirr zuerst; dann erlangte er das Gesicht wieder, mit dem Gesicht das Gefühl, mit dem Gefühl den Schmerz.

»Oh!« rief er mit dem Ton der Verzweiflung. »Ich lebe noch! Der Graf hat mich getäuscht!«

Und seine Hand streckte sich nach dem Tisch aus und ergriff ein Messer.

»Freund«, sagte Valentine mit ihrem lieben Lächeln, »erwache doch und sieh mich an.«

Morrel stieß einen lauten Schrei aus, und fiebernd, noch voll

Zweifel, wie durch eine himmlische Erscheinung geblendet, sank er auf die Knie …

Am folgenden Morgen gingen in den ersten Strahlen des Tages Morrel und Valentine Arm in Arm am Strand spazieren; Valentine erzählte Morrel, wie Monte Christo in ihrem Zimmer erschienen war, wie er ihr alles enthüllt und sie das Verbrechen selbst hatte sehen lassen und wie er sie endlich auf wunderbare Weise vom Tod errettet hatte, indem er alle in dem Glauben ließ, daß sie tot wäre.

Morrel bemerkte in dem Schatten eines Felsens einen Mann, der auf ein Zeichen wartete, näher zu kommen; er zeigte Valentine diesen Mann.

»Ah, das ist Jacopo«, sagte sie, »der Kapitän der Jacht.«

Sie forderte ihn mit einer Bewegung auf, zu ihnen zu kommen.

»Sie haben uns etwas zu sagen?« fragte Morrel.

»Ich habe Ihnen diesen Brief von dem Herrn Grafen zu übergeben.«

»Vom Grafen!« sagten die beiden jungen Leute.

»Ja, lesen Sie.«

Morrel öffnete den Brief und las:

»Mein lieber Maximilian!

Eine Feluke liegt für Sie vor Anker. Jacopo wird Sie nach Livorno bringen, wo Herr Noirtier seine Enkelin erwartet, um sie zu segnen, ehe sie Ihnen zum Altar folgt. Alles, was in dieser Grotte ist, ferner mein Haus in den Champs-Elysées und mein Schlößchen zu Treport sind das Hochzeitsgeschenk, das Edmond Dantès dem Sohn seines Reeders Morrel darbringt. Fräulein von Villefort wird gütigst die Hälfte annehmen, denn ich bitte sie innigst, das ganze Vermögen, welches ihr von seiten ihres Vaters, der irrsinnig geworden ist, und ihres mit ihrer Stiefmutter im September gestorbenen Bruders zufällt, den Pariser Armen zu geben.

Sagen Sie dem Engel, der über Ihr Leben wachen wird, Morrel, daß er zuweilen für einen Mann beten soll, der, wie Satan, sich einen Augenblick Gott gleichgestellt hat und der mit der ganzen Demut eines Christen erkannt hat, daß allein in den Händen

Gottes die höchste Macht und die unendliche Weisheit ist. Diese Gebete werden vielleicht den Gewissensbiß mildern, den er im Grund seiner Seele mit davonträgt.

Was Sie betrifft, Morrel, so haben Sie hier das ganze Geheimnis meines Benehmens gegen Sie: Es gibt weder Glück noch Unglück auf dieser Welt, sondern nur die Vergleichung des einen Zustandes mit dem andern. Nur derjenige, welcher das äußerste Unglück empfunden hat, ist fähig, das höchste Glück zu genießen. Man muß haben sterben wollen, Maximilian, um zu wissen, wie gut es ist, zu leben.

Leben Sie also und seien Sie glücklich, geliebte Kinder, und vergessen Sie nie, daß bis zu dem Tag, da Gott sich herbeilassen wird, dem Menschen die Zukunft zu entschleiern, die ganze menschliche Weisheit in den zwei Worten liegen wird: Harren und hoffen!

Ihr Freund

Edmond Dantès,

Graf von Monte Christo.«

Während Maximilian Morrel diesen Brief vorlas, aus dem sie die Erkrankung ihres Vaters und den Tod ihres Bruders erfuhr, erblaßte Valentine, und Tränen flossen über ihre Wangen.

Morrel sah sich unruhig um.

»Aber wirklich«, sagte er, »der Graf treibt seine Großmut zu weit; Valentine wird sich mit meinem bescheidenen Vermögen begnügen. Wo ist der Graf, mein Freund? Führen Sie mich zu ihm.«

Jacopo streckte die Hand nach dem Horizont aus.

»Wie? Was wollen Sie damit sagen?« fragte Valentine.

»Wo ist der Graf? Wo ist Haidee?«

»Sehen Sie dorthin«, sagte Jacopo.

Die Augen der beiden jungen Leute folgten der von dem Seemann gezeigten Richtung, und sie sahen auf der dunkelblauen Linie, die den Himmel vom Meer trennt, ein weißes Segel von der Größe einer Seemöwe.

»Abgereist!« rief Morrel. »Abgereist! Lebe wohl, mein Freund, mein Vater!«

»Abgereist!« murmelte Valentine. »Lebe wohl, meine Freundin! Lebe wohl, Schwester!«

»Wer weiß, ob wir sie jemals wiedersehen werden«, sagte Morrel, indem er eine Träne fortwischte.

»Mein Freund«, sagte Valentine, »hat der Graf uns nicht soeben gesagt, daß alle menschliche Weisheit in den beiden Worten liegt: Harren und hoffen!«

Inhalt

Ankunft in Marseille 5
Vater und Sohn 14
Das Katalonierdorf 22
Die Verschwörung 34
Das Verlobungmahl 42
Der Zweite Staatsanwalt 55
Das Verhör 67
Das Château d'If 79
Das kleine Kabinett in den Tuilerien 92
Der Korse 100
Vater und Sohn 108
Die Hundert Tage 115
Der gefährliche Gefangene
und der wahnsinnige Gefangene 124
Nummer 34 und Nummer 27 136
Ein italienischer Gelehrter 150
Die Zelle des Abbés 159
Der Plan 169
Der Schatz 177
Der dritte Anfall 191
Der Friedhof des Château d'If 202
Die Insel Tiboulen 207
Das Schmugglerschiff 219
Die Insel Monte Christo 225
Gold 231

Der Unbekannte 240
Die Herberge vom Pont du Gard 246
Der Bericht 259
Die Register der Gefangenen 274
Das Haus Morrel 282
Der fünfte September 294
Sindbad der Seefahrer 310
Das Erwachen 332
Was der Wirt erzählte: Die Geschichte Luigi Vampas . . 336
Der Graf von Monte Christo 358
In Paris 385
Die Vorstellung 397
Bertuccio 410
Das Haus in Auteuil 415
Die Vendetta 422
Der Blutregen 441
Der unbegrenzte Kredit 453
Die Apfelschimmel 467
Haidee 479
Pyramus und Thisbe 484
Die Lehre von den Giften 493
Der Major Cavalcanti und sein Sohn 503
Das Diner 521
Der Bettler 535
Heiratspläne 543
Das Arbeitszimmer des Staatsanwalts 553
Brot und Salz 565
Das Versprechen 576
Das Protokoll 599
Ali Tebelin 607
Die Limonade 615
Die Anklage 629
Man schreibt uns aus Janina 635
Der Einbruch 646
Die Hand Gottes 660
In der Pairskammer 667

Die Beschimpfung 679
Die Nacht 690
Auf der Walstatt 698
Mutter und Sohn 710
Der Selbstmord 715
Die Krankheit 725
Der Kontrakt 737
Das Gesetz 748
Die Erscheinung 755
Die Giftmischerin 762
Valentine 768
Maximilian 775
Die Unterschrift Danglars' 785
Der Friedhof Père-Lachaise 795
Die Teilung 810
Die Löwengrube 826
Der Richter 834
Vor dem Schwurgericht 845
Sühne 854
Die Abreise 863
Die Vergangenheit 878
Peppino 892
Luigi Vampas Speisenkarte 905
Die Verzeihung 912
Der fünfte Oktober 918

Alexandre Dumas
Der Mann in der eisernen Maske
Roman
Aus dem Französischen von Eduard Th. Kauer
549 Seiten
ISBN 978-3-7466-6124-7

Einer für alle, alle für einen

Mit rauschenden Festen und intimen Liebesaffären eröffnet Ludwig XIV. seine Regentschaft. Die drei Musketiere jedoch lieben andere Vorstellungen von einem starken Königtum, und sie wissen um einen Zwillingsbruder Ludwigs, der vor der Öffentlichkeit verborgen, in einem Seitenflügel der Bastille lebt. Diesen Doppelgänger wollen sie unbemerkt gegen Ludwig austauschen und auf den Thron setzen.

»Es ist eine Geschichte, die nicht ganz wahrheitsgetreu, aber auch nicht ganz falsch ist, und sie ist in jedem Augenblick wunderbar dramatisch.« *Anne Devaux*

Mehr Informationen erhalten Sie unter
www.aufbau-verlagde oder in Ihrer Buchhandlung

aufbau taschenbuch

Alexandre Dumas
Die drei Musketiere
Roman
Aus dem Französischen von Herbert Brüning
Mit einem Nachwort von Christine Walter
703 Seiten
ISBN 978-3-7466-6123-0

Mit Degen, Charme und Federhut

Gefürchtete Krieger und zugleich unwiderstehliche Verführer, stehen die drei Musketiere für Königin Anne, die junge Gemahlin Ludwigs XIII., gegen die Intrigen Richelieus und seiner teuflischen Spionin Mylady de Winter. Große Geschichte, dargestellt mit viel Phantasie und jenem feinen Schuss Ironie, der Dumas' Romane noch heute so lesenswert macht.

»**Wenn ich König Louis-Philippe wäre, so würde ich Dumas eine Rente aussetzen, damit er »Die drei Musketiere« ewig fortsetzt.**« *Honoré de Balzac*

Mehr Informationen erhalten Sie unter
www.aufbau-verlagde oder in Ihrer Buchhandlung

aufbau taschenbuch

Jane Austen
Vernunft und Gefühl
Roman
Aus dem Englischen von Erika Ostger
496 Seiten
ISBN 978-3-7466-6224-6

»Einmal im Leben sollte jede das Recht haben, aus Liebe zu heiraten.« Jane Austen

Nach dem Tod ihres Vaters stehen die Schwestern Elinor und Marianne beinahe mittellos da und müssen sich nach einer guten Partie umsehen. Während Elinor all ihren Verstand kühl gegen ihr Herz tritt, scheint die hübsche Marianne bald das große Los gezogen zu haben: Der junge Willoughby macht ihr den Hof.

»Austen war kein zahmes Huhn, das in seinem literarischen Vorgärtchen pickte, sondern das eleganteste ostindische Talent des ausgehenden 18. Jahrhunderts.« Die Zeit

Mehr Informationen erhalten Sie unter
www.aufbau-verlagsgruppe.de/aufbau-taschenbuch

aufbau taschenbuch

Emily Brontë
Sturmhöhe
Roman
Aus dem Englischen von Gisela Etzel
398 Seiten
ISBN 978-3-7466-6216-2

»Die rücksichtslosesten Leidenschaften.« Süddeutsche Zeitung

Schon als Kinder waren sie unzertrennlich: Catherine von der Sturmhöhe und ihr Stiefbruder Heathcliff. Doch als Catherine einen anderen heiratet, verfolgt Heathcliff sie und ihre Familie mit seinem Hass bis in den Tod. Ein Roman um leidenschaftliche Liebe und alles zerstörende Rache.

»Man kann dieses Buch schrecklich finden, furchtbar, unlichtend und pedantisch destruktiv, abstoßend. Aber vergessen kann man es nicht.« Die Zeit

Mehr Informationen erhalten Sie unter
www.aufbau-verlag.de oder in Ihrer Buchhandlung

aufbau taschenbuch

Mark Twain
Tom Sawyers Abenteuer
Roman
Aus dem Amerikanischen
von Lore Krüger
Mit einem Nachwort
von Alexander Pechmann
304 Seiten
ISBN 978-3-7466-2594-2

Im Land der Kindheit

Die kleine Stadt St. Petersburg schläft am trägen Mississippi, doch in ihren Gassen toben Tom und seine Freunde ihr Unwesen. Ständig auf der Flucht, um den mitgenommenen Strafen der Erwachsenen zu entgehen, hecken sie neue Streiche aus. Doch das richtige Abenteuer beginnt erst, als eines Nachts auf dem Friedhof ein Mord passiert und nur Tom und sein Freund Huck Finn gesehen haben, wer der Mörder ist.

»Mark Twain war der erste echte amerikanische Schriftsteller, und wir alle sind seine Erben, von ihm stammen wir ab.«
Ernest Hemingway

Mehr Informationen erhalten Sie unter
www.aufbau-verlagde oder in Ihrer Buchhandlung

aufbau taschenbuch